WANDERUNGEN DURCH DIE MARK BRANDENBURG

Theodor Fontane

Digitalisiert von Google

Bot. 334 b (2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

VIII C 38

Wanderungen

durch die

Mark Brandenburg.

Digitized by Google

VIII C.38

Digitized by Google

C 704-2

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Zweiter Theil.

Das Oderland.

06112

Barnim. Lebus.

Von

Theodor Fontane.

UNGÜLTIG!
Deutsche Heeresbücherei

Zweite verbesserte Auflage.

(1. u. 17. A. = ad)

C 704-2

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1868.

Gd/67/2893

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Von Frankfurt bis Schwedt 1

Tamsel (Neumark) 15

Hans Adam von Schöning 18
Kronprinz Friedrich und Frau von Wreech 43

Zorndorf 60

„Der Blumenthal“ 69

Predikow 79

Hans Albrecht von Barfus 85

Schloß Coffenblatt (Beeskow-Storkow) 101

Königs-Wusterhausen (Teltow) 118

Teupitz (Teltow) 131

Mittenwalde (Teltow) 142

Steinhoefel 157

Valentin von Massow 161

Buckow 174

Der große und kleine Tornow-See 185

Das Oderbruch 190

Wie es in alten Zeiten war 190
Die Verwaltung 197
Die alten Bewohner 205
Die Colonisirung und die Colonisten 215

Moeglin 224

Albrecht Daniel Thaer 226

Freienwalde 253

Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt. Der Ruinenberg.
Monte Caprino 253
Falkenberg 262
Das Schloß 271

Digitized by Google

Seite

Der Gesundbrunnen 281
Der Rosengarten. Der Baasee 290
Hans Sachs von Freienwalde 295

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens 304

Lichterfelde 325

Am Werbellin 338

Schloß Friedersdorf 347

Friedrich August Ludwig von der Marwitz 360
Alexander von der Marwitz 387

Quilitz oder Neu-Hardenberg 415

Quilitz von 1763—1814 416
Neu-Hardenberg seit 1814 425

Friedland 437

Cunersdorff 451

Hans Georg Sigismund v. Lestwitz 453
Frau v. Friedland 456
Graf und Gräfin Itzenplitz 460
Chamisso in Cunersdorff 469

Das Pfulen-Land 479

Schulzendorf 481
Garzin 482
Buckow 483
Wilkendorf 485
Gielsdorf 486
Jahnsfelde 487

Kienbaum 493

Anmerkungen.

Von Frankfurt bis Schwedt.

Tamsel.

1. Die Besitzverhältnisse Tamsels seit 1510 501
2. Der Tamsler Park 502
3. Die Kirche in Tamsel 506
4. Das Schloß 509
5. Briefe des Kronprinzen Friedrich an Frau v. Wreech. 1731 bis 1732. (Lettres et Vers de certain grand prince.) . . 512
6 Briefe König Friedrichs an Frau v. Wreech. 1758—61 . . 520

Zorndorf.

Digitized by Google

Seite

Blumenthal.
Wüstgewordene Flecken und Dörfer 522
Predikow.
Cossenblatt.
Friedrich Wilhelm I. und die Cossenblatter Prediger 523
Ein großes Gemälde in der Kirche 524
Königs-Wusterhausen.
Teupitz.
Mittenwalde.
Steinhoefel.
Familien-Portraits 525
Buckow.
Ein Erdfall 526
Der große und kleine Tornow-See.
Der Schnitz-Altar in der Bollersdorfer Kirche 526
Das Oderbruch.
Die letzten Wenden-Reste in Sachsen und Preußen 527
„Die Unnererdschken" eine Sage aus Alt-Reetz 530
Moeglin.
Freienwalde.
Ein Hexen-Proceß in Freienwalde. (1644) 531
Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.
Drei Sagen von den Uchtenhagens 537
Lichterfelde.
Die Brüder Christoph und Arendt v. Sparr 539
Lichterfelde und die Groebens 540
Am Werbellin.
Friedersdorff.
Eberhard v. d. Marwitz 541
Quilitz oder Neu-Hardenberg.
Joachim Bernhard v. Prittwitz und Gaffron 543
Die Frauen und Kinder des Fürsten Hardenberg 545
Friedland.
Cunersdorff.
Johann George v. Lestwitz 546
Portraits in Schloß Cunersdorff 546
Das Pfulen-Land.
Portraits im Herrenhause zu Jahnsfelde 547
Kienbaum.
Dorf und Kloster Kagel 548

Digitized by Google

Von Frankfurt bis Schwedt.

Saßen all auf dem Verdecke,
Glocken klangen, alte Zeit,
Und der Himmel wurde blauer
Und die Seele wurde weit.

Zwischen Frankfurt und Stettin ist während der Sommermonate ein ziemlich reger Dampfschiff-Verkehr. Schleppschiffe und Passagierboote gehen auf und ab und die Rauchsäulen der Schloote ziehen ihren Schattenstrich über die Segel der Oderkähne hin, die oft in ganzen Geschwadern diese Fahrt machen.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Schleppdampfer. Handelt es sich darum, eine werthvolle Ladung in kürzester Frist stromauf zu schaffen, so wird ein Schleppschiff als Vorspann genommen und in 24 Stunden ist erreicht, was sonst vielleicht 14 Tage gedauert hätte. Ihre eigentlichen Triumphe aber feiern diese Schleppschiffe, wenn sie, wie von ohngefähr, plötzlich inmitten einer kritisch gewordenen Situation erscheinen und durch ihre bloße Erscheinung die Herzen der geängstigten Schiffer wieder mit Hoffnung erfüllen. Sie sind dann was der Führer für den Verirrten, was der Zuzug für die Geschlagenen ist und beherrschen natürlich die Situation. Diese Situation ist fast immer dieselbe: entweder hat der Rettung erwartende Kahn sich festgefahren und müht umsonst sich ab, wieder flott zu werden, oder aber er ist in ein mit Flößen verfahrenes Défilé gerathen, so daß jeden Augenblick ein Zusammenstoß zu gewärtigen steht. Im ersteren Falle handelt es sich um

Digitized by Google

Kraft, im anderen Falle um Geschick und Schnelligkeit, um das Bedenkliche der Lage zu überwinden, und der Schleppdampfer ist in der glücklichen Verfassung, Beides, je nach Bedürfniß, bieten zu können. Aber freilich — gegen Zahlung. Nun beginnen die tragikomischsten Unterhaltungen, die man sich denken kann. Sie werden vom Kajütendach des Oderkahns einerseits, andererseits vom Radkasten des Dampfers aus geführt. Der geängstigte Schiffer hebt zunächst einfach seine Hand in die Höh', alle fünf Finger deutungsreich ausspreizend. Der Mann auf dem Radkasten schlägt eine verächtliche Lache auf und donnert seinen Befehl zu größerer Eile in den Maschinenraum hinunter, bis das bittende „Halloh" des Schiffers ihn wieder zu einem „stop" bestimmt. Der Schiffer hebt jetzt seine Hand mit den gespreizten Fingern zweimal in die Luft. Dasselbe Lachen als Antwort. So geht es weiter, bis der Kahnführer, der namentlich, wenn er zwischen Holzflößen steckt, seinen Ruin vor Augen sieht, die Summe bewilligt, die der Capitain des Dampfers zu fordern für gut befindet. Diese Forderungen wechseln, da der letztere, mit scharfem Auge, je nach dem Grad der Gefahr, auch die Taxe bestimmt. Es kommt vor, daß der geängstigte Schiffer seine fünf Finger zehnmal erheben, d. h. also seine Befreiung aus dem verfahrenen Défilé mit 50 Thalern preußisch bezahlen muß.

Die Schleppdampfer, wie hieraus genugsam erhellen wird, spielen also auf der Oderstrecke, die sie befahren, die Doppelrolle des Retters und des Tyrannen, und im Einklang mit dieser Doppelrolle ist auch die Empfindung, mit der sie Seitens der Schiffer betrachtet werden. Man liebt sie oder haßt sie. Alles, je nachdem die Gefahr im Anzuge oder glücklich überwunden ist. Die am Horizont heraufdämmernde oder wieder verschwindende Dampfsäule wird im einen Fall als Hoffnungsbanner begrüßt, im andern Fall als abziehende Piratenflagge verwünscht. Dazwischen liegt die Rettung. Nichts ist kürzer als Dank. Die Capitäne wissen das; aber als praktische Männer kennen sie keine Empfindelei und hal-

Digitized by Google

ten sich schadlos beim nächsten Fall. Sie haben zudem die ruhige Ueberlegenheit der herrschenden Kaste.

Die Schiffer blicken, wie wir gesehen haben, mit getheilter Empfindung auf den Schleppdampfer; — nicht so die Floßführer. Diese geben sich ungeschwächt einer einzigen Empfindung und zwar ihrem polnischen, oder böhmisch-oberschlesischen Hasse hin. Sie können es wagen. Das Floß, das an manchen Stellen die halbe Breite der Oder deckt, kann wohl den Schleppschiffen, aber das Schleppschiff kann nie und nimmer (wenigstens nicht ernstlich) dem Floße gefährlich werden. Es liegt also kein Grund vor, weshalb sie mit ihrer Abneigung hinter dem Berge halten sollten. Zu dieser Abneigung liegen allerdings die triftigsten Gründe vor. Die Schleppdampfer nämlich, da sie, wie eben angedeutet, den Flößen in Wahrheit weder nützen noch schaden können, begnügen sich damit, die reizbare slavische Natur zu nergeln und zu ärgern. Wie Reiter, die lustig durch einen Tümpel jagen, alles, was in der Nähe ist, nach rechts und links hin mit Wasser und Schlamm bespritzen, so jagen hier die Dampfer an dem schwerfällig zur Seite liegenden Floß vorüber und unterhalten sich damit, das Floß unter Wasser zu setzen. Die zur Seite gedrückte Welle eilt, immer höher werdend, auf das Floß zu; jetzt trifft sie den ersten Balken und spritzt hoch auf. Aber nicht genug damit; die Hälfte der Welle setzt sich unter dem Floß hin fort und überall da, wo eine Lücke sich bietet, nach oben tretend, setzt sie, an sechs, acht Stellen zugleich, das Floß unter Wasser. Nun sollte man glauben, die Flößer müßten gleichgültig sein gegen ein solches Fußbad; aber, als wäre es Feuer, sieht man jetzt die Besatzung des Floßes auf den Bäumen und Querbalken hin und her springen, als gält' es vor ihrem bittersten Feinde zu fliehen. Diese Zickzacksprünge nehmen sich wunderlich genug, dabei ebenso komisch wie malerisch aus. Mit vielem Geschick wissen sie immer eine Stelle zu treffen, wo ein Querbalken, ein Holzblock, oder am liebsten einer jener Erd- und Rasenhügel sich vorfindet, deren viele (oft ein Dutzend) sich über das Floß hin ausbreiten und einen wesent-

Digitized by Google

lichen Theil der häuslichen Einrichtung desselben bilden. Bei dieser häuslichen oder wirthschaftlichen Einrichtung des Floßes hab' ich noch einen Augenblick zu verweilen.

Die Gesammt-Oekonomie eines solchen Floßes besteht aus zwei gleich wichtigen Theilen, aus einem Kochplatz und einem Aufbewahrungsplatz, oder aus Küche und Kammer. Beide sind von gleich einfacher Construction. Der Kochplatz, der Herd, besteht aus dem einen oder andern jener eben erwähnten Erdhügel, d. h. aus ein paar Dutzend Rasenstücken, die Morgens am Ufer frisch abgestochen und wie Mauersteine neben und aufeinander gelegt werden. An jedem Morgen entsteht ein neuer Herd. Den alten Herdstellen aber gönnt man ihren alten Platz, und benutzt sie entweder als Inseln, wenn die Wellen kommen, oder nimmt sie auch wohl, nach einigen Tagen, als Herdstelle wieder auf. Auf diesem improvisirten Herde wird nun gekocht, was sich malerisch genug ausnimmt, besonders um die Abendstunde, wenn die Feuer wie Irrlichter auf dem Wasser zu tanzen scheinen. Ebenso wichtig wie der Kochplatz ist der Aufbewahrungsplatz. Seine Construction ist von noch größerer Einfachheit und besteht aus einem halbausgebreiteten Bündel Heu. Auf dieser Heuschicht liegen die Röcke, Jacken, Stiefel der Floßleute, und ausgerüstet mit diesen primitivsten Formen einer Küche und Kammer, machen die Flößer ihre oft wochenlange Reise.

Nach dieser Beschreibung wird es jedem klar sein, was eine solche Dampfschiffs-Neckerei für die Floßleute zu bedeuten hat. Jede aus den Lücken des Floßes hervorbrodelnde Welle spült nicht blos über die Füße der Betroffenen hin, sondern schädigt sie auch wirklich an ihrem Hab und Gut, als handele es sich um eine Ueberschwemmung im Kleinen. Hier fährt das Wasser zischend in das Herdfeuer und löscht es aus; dort hebt es das Heubündel, mit sammt seinen Garderobestücken, von unten her in die Höhe und tränkt es entweder mit Wasser oder schwemmt es gar hinweg. Das weckt dann freilich Stimmungen, die der Vorstellung von einer wachsenden „Fraternität" des Menschengeschlechts völlig Hohn

Digitized by Google

sprechen und zu Unterhaltungen führen, von denen es das Beste ist, daß sie im Winde verklingen.

Soviel von den Schleppschiffen. Von geringerer Bedeutung sind die Passagierboote, die übrigens, wie sich von selbst versteht, gelegentlich die Rolle tauschen und auch ihrerseits als „Retter" und „Tyrannen" (ganz in der oben geschilderten Weise) debütiren.

Die Passagierboote gehen von Frankfurt aus 2mal wöchentlich (Mittwoch und Sonnabend) und machen die Fahrt nach Küstrin in 2, nach Schwedt in 8, nach Stettin in 10 Stunden. Die Benutzung erfolgt mehr stationsweise und auf kleineren Strecken, als für die ganze Tour. Der Grund mag darin liegen, daß die Eisenbahn (trotz des Umweges über Berlin) die Reisenden zwischen Frankfurt und Stettin, doch eher und sicherer an's Ziel führt. Eher unter allen Umständen; sicherer in so weit, als es bei niedrigem Wasserstande vorkommt, daß die Fahrt auf Stunden unterbrochen oder wohl gar ganz eingestellt werden muß. Die Regulirung des Oderbetts, ein in den Zeitungen stehend gewordener Artikel, würde diesem Uebelstande vielleicht abhelfen und eine Concurrenz der Dampfschiffe mit der Eisenbahn möglich machen. Damit hat es aber noch gute Wege (einige meinen, es ginge überhaupt nicht) und so werden sich die beiden Passagierboote, die jetzt das Bedürfniß decken, noch längere Zeit mit dem Publikum behelfen müssen, das jetzt zu ihnen hält. Dies Publikum, wenn auch nicht zahlreich, ist immerhin mannigfach genug. Tagelöhner, die auf die Güter, Handwerker, die zu Markte ziehen, dazu Kaufleute und Gutsbesitzer, auch gelegentlich Badereisende, besonders solche, die in den schlesischen Bädern waren. Nur eine Klasse fehlt, der man sonst wohl auf den Flußdampfern unserer Heimath, besonders im Westen und Süden, zu begegnen pflegt: der Tourist von Fach, der eigentliche Reisende, der keinen andern Zweck verfolgt, als Land und Leute kennen zu lernen.

Dieser „Eigentliche" fehlt noch, aber er wird nicht immer fehlen; denn ohne das unfruchtbare und mißliche Gebiet der Vergleiche betreten zu wollen, sei doch das Eine hier versichert, daß an

Digitized by Google

den Ufern der Oder hin, allerlei Städte und reiche Dörfer liegen, die wohl zum Beſuche einladen können, und daß, wenn Sage und Legende auch ſchweigen, die Geſchichte um ſo lauter und vernehmbarer an dieſer Stelle ſpricht.

Sehen wir ſelbſt.

Es iſt Sonnabend und 5 Uhr Morgens. An dem breiten Quai der alten Stadt Frankfurt, hohe Häuſer und Kirchen zur Seite (das Ganze ausnehmend an den Cölner Quai, zwiſchen der Schiffbrücke und der Eiſenbahnbrücke, erinnernd) liegt der Dampfer und huſtet und pruſtet. Es iſt höchſte Zeit. Kaum daß wir an Bord, ſo wird auch das Brett ſchon eingezogen und der Dampfer, ohne viel Commando und Schiffs-Halloh, löſt ſich leicht vom Ufer ab und ſchaufelt ſtromabwärts. Zur Linken verſchwindet die Stadt im Morgennebel; nach rechts hin, zwiſchen Pappeln und Weiden hindurch, blicken wir in jenes Hügelterrain hinein, deſſen Name hiſtoriſchen Klang hat trotz einem, — Kunersdorff. Wir werden noch oft, während unſerer Fahrt, an dieſes Terrain und dieſen Namen erinnert werden.

Der Morgen iſt friſch; der Wind, ein leiſer aber ſcharfer Nordoſt, kommt uns entgegen und wir ſuchen den Platz am Schornſtein auf, der Wärme gewährt und zugleich Deckung gegen den Wind. Es iſt nicht leicht mehr einen guten Platz ausfindig zu machen, denn bereits vor uns hat ein Gipsfigurenhändler, mit ſeinem Brett voll Puppen, an eben dieſer Stelle Platz genommen. Er iſt aber umgänglich, rückt ſein Brett bei Seite und wartet auf Unterhaltung. Das Puppenbrett bietet den beſten Anknüpfungspunkt. König und Königin; Amor und Pſyche; Goethe, Schiller, Leſſing; drei „betende Knaben“ und zwei Windhunde, außerdem (alle andern überragend) eine Aurora und eine Flora bilden die Beſatzung des Brettes. Der Aurora ſind ihre beiden Flügel, der Flora das Bouquet genommen; beides, Bouquet und Flügel, liegen, wie abgelegter Schmuck, zu Füßen der Figuren.

„Was geht denn ſo am beſten?“ eröffne ich die Converſation.

„Ja das iſt ſchwer zu ſagen, mein Herr,“ erwiedert der

Digitized by Google

Figurenmann (der sich durch das hierlands selten gebrauchte „mein Herr“ sofort als ein Mann von gewissen „Allüren“ einführt) „es richtet sich nach der Gegend.“

„Ich dachte König und Königin.“

„Versteht sich, versteht sich,“ unterbricht mich der Figurenmann, als sei er mißverstanden, „Königliches Haus und Goethe-Schiller immer voran. Selbstverständlich.“ —

„Aber außerdem?“

„Ja, das war es eben, mein Herr. Hier herüber (dabei deutete er, nach rechts hin, in die Sandgegenden der Neumark hinein) verkauf ich wenig oder nichts; dann und wann einen „betenden Knaben“. Ich könnte von meinem Standpunkt aus sagen — und dabei überflog ein feines Lächeln sein Gesicht — wo der gute Boden aufhört, da fängt der „betende Knabe an.“

„Nun da gehen diese wohl in's Bruch,“ erwiederte ich lachend, indem ich auf Flora und Aurora zeigte.

„Aurora und Flora gehen in's Bruch,“ wiederholte er mit humoristischer Würde. „Auch Amor und Psyche.“

Ich nickte verständnißvoll.

Wir standen nun auf und traten an die Schiffswandung. Er sah, daß ich einen Blick in die Landschaft thun wollte und wartete, bis ich die Unterhaltung wieder aufnehmen würde.

Das linke Oderufer ist hüglig und malerisch, das rechte flach und reizlos. Der eigentliche Uferrand ist aber auch hier steil und abschüssig und die Wandung mit Weidengebüsch besetzt. Das Wasser ist gelblich, flach, voll Inseln und Untiefen und die Passage, selbst bei genauer Kenntniß des Fahrwassers, sehr schwierig. Wenigstens um die Sommerzeit. Vorn am Bugspriet stehen zwei Schiffsknechte (ich weiß nicht, ob man bei Flußdampfern von „Matrosen“ sprechen darf) mit langen Stangen und nehmen beständig Messungen vor, die um so unerläßlicher sind, als die Sandbänke ihre Stelle wechseln und heute hier, morgen da zu finden sind.

Fluß, Ufer, Fahrt, alles hat den norddeutschen Charakter. Inzwischen ist es heller geworden, die Nebel haben der Sonne

Digitized by Google

Platz gemacht und mit dem Sonnenschein zugleich dringen, von rechts her, Glockenklänge zu uns herüber. Dorf und Kirche aber sind nicht sichtbar. Ich horche eine Weile; dann wend' ich mich zu meinem Nachbar und frage: wo klingt das her?

Das ist die 7centnerige von Groß-Rade; — mein besonderer Liebling.

Was tausend, fahr' ich fort, kennen Sie die Glocken hier herum so genau?

Ach, mein Herr, ich kenne sie alle. Viele davon sind meine eignen Kinder, und hat man selber erst Kinder, so kümmert man sich auch um die Kinder anderer Leute.

Wie das? haben Sie denn die Glocken gegossen? sind Sie Gürtler oder Glockengießer? Oder sind Sie's gewesen?

Ach, mein Herr, ich bin sehr vieles gewesen: Tischler, Korbmacher, dazwischen Soldat, dann Former, dann Glockengießer, nun gieß ich Gips. Es hat mir alles nicht recht gefallen, aber das Glockengießen ist schön.

Da wundert's mich doppelt, daß sie vom Erz auf den Gips gekommen sind.

Mich wundert es nicht, aber es thut mir leid. Wenn der „Zink" nicht wäre, so göss' ich noch Glocken bis diesen Tag.

Wie so?

Seit der Zink da ist, ist es mit dem reellen Glockenguß vorbei. In alten Zeiten hieß es „Kupfer und Zinn", und waren's die rechten Leute, gab's auch wohl ein Stück Silber mit hinein. Damit ist's vorbei. Jetzt wird abgezwackt; von Silber ist keine Rede mehr; wer's billig macht, der hat's. Der Zink regiert die Welt und die Glocken dazu. Aber dafür klappern sie auch wie die Bunzlauer Töpfe. Ich kam bald zu kurz; die Elle wurde länger als der Kram; wer noch für Zinn ist, der kann nicht bestehen, denn Zinn ist theuer und Zink ist billig.

Wie viel Glocken haben Sie wohl gegossen?

Nicht viele, aber doch sieben oder acht; die Groß-Radener ist meine beste.

Digitized by Google

Und alle für die Gegend hier?

Alle hier herum. Und wenn ich mir mal einen Feierabend machen will, da nehm' ich ein Boot und rudere stromab, bis über Lebus hinaus. Wenn dann die Sonne untergeht und rechts und links die Glocken den Abend einläuten und meine Glocken dazwischen, dann vergeß' ich vieles, was mir im Leben schief gegangen ist und vergeß' auch den „Turban" da. — Dabei zeigte er auf die runde, kissenartige Mütze, die die Gipsfigurenhändler zu tragen pflegen und die jetzt, in Ermangelung eines anderen Platzes, der Goethe-Schiller-Statue über die Köpfe gestülpt war.

So plaudernd waren wir, eine Viertelstunde später, bis Lebus gekommen. Der Gipsfigurenmann verabschiedete sich hier und während das Boot anlegte, hatt' ich Gelegenheit, die „alte Bischofsstadt" zu betrachten.

Freilich erinnert hier nichts mehr an die Tage alten Glanzes und alten Ruhmes. Die alte Kathedrale, das noch ältere Schloß, sie sind hin, und eines Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man in alten Chroniken liest, daß um den Besitz von Lebus heiße Schlachten geschlagen wurden, daß hier die slavische und die germanische Welt, Polenkönige und thüringische Herzöge, in heißen Kämpfen zusammenstießen und daß der Schlachtruf mehr als einmal lautete: „Lebus oder der Tod". Unter allen aber, denen dieser Schlachtruf jetzt ein Lächeln abnöthigen wird, stehen die Lebuser selbst obenan, Ihr Stadtsiegel ist ein „Wolf mit einem Lamm im Rachen"; die neue Zeit ist der Wolf und Lebus selbst ist das Lamm. Mitleidslos wird es verschlungen.

Lebus, die Kathedralenstadt, ist hin, aber Lebus, das vor dreihundert Jahren einen fleißigen Weinbau trieb, das Lebus existirt noch. Wenigstens landschaftlich. Nicht daß es noch Wein an seinen Berglehnen zöge, nur eben der malerische Charakter eines Winzerstädtchens (wie sie in andern Theilen Deutschlands so oft sich finden) ist ihm erhalten geblieben.

Die Stadt, so klein sie ist, zerfällt in eine Ober- und Unterstadt. Jene streckt sich (wenigstens vom Fluß aus gerechnet) in

Digitized by Google

ihrem wesentlichen Theile am First des Berges hin, diese zieht sich am Ufer entlang und folgt den Windungen von Fluß und Hügel. Zwischen beiden, am Abhang, und wie es heißt an selber Stelle, wo einst die alte Kathedrale stand, erhebt sich jetzt die Lebuser Kirche, ein Bau aus neuer Zeit. Die „Unterstadt" hat Höfe und Treppen, die an das Wasser führen; die „Oberstadt" hat Zickzackwege und Schluchtenstraßen, die den Abhang bis an die Unterstadt hernieder steigen. Auf diesen Zickzackwegen bewegt sich ein Theil des städtischen Lebens und Verkehrs. Gänse und Ziegen weiden dort unter Gras und Gestrüpp; Frauengestalten, zum Theil in die malerische Tracht des Oderbruchs gekleidet, schreiten bergab; den Zickzackweg hinauf aber steigt eben unser Freund der Gipsfigurenmann und alle seine Puppen (nicht blos die „Aurora", die wieder ihre Flügel angelegt hat) schimmern im Morgenstrahl.

Nun aber Commandowort vom Radkasten aus und unser Dampfer schaufelt weiter.

Lebus liegt hinter uns und wir treten jetzt, auf etwa eine Meile hin, in jenes Terrain ein, wo Stadt und Dorf, zu beiden Seiten des Flusses, an die Tage mahnen, die jenem Kunersdorfer 12. August vorausgingen und ihm folgten. Es sind drei Namen vorzugsweise, denen wir hier, am Ufer hin, begegnen: Reitwein, Goeritz und Oetscher, alle drei mit der Geschichte jener Tage verwoben.

In Reitwein erschien am 10. August die Avantgarde des Königs, um eine Schiffbrücke vom linken auf's rechte Oderufer zu schlagen. Man wählte dazu die Schmälung des Flusses, wo die alte Stadt Goeritz, malerisch am Hügelabhang, dem Dorfe Reitwein gegenüberliegt. Am 10. Abends erschien der König selbst und führte seine Bataillone (60 an der Zahl) hinüber; die Cavallerie ging durch eine Furth. In Goeritz aber blieb General Flemming mit 7 Bataillons zur Deckung der Schiffbrücke zurück. Zwei Tage später, am Abend des 12., befanden sich die Trümmer der geschlagenen Armee an derselben Furth, an derselben Schiffbrücke. Aber das Spiel war vertauscht; statt von links nach rechts ging es jetzt

Digitized by Google

von rechts nach links. Die Brücke, die am Abend des 10ten von Reitwein nach Goeritz vorwärts geführt hatte, führte jetzt, am Abend des 12., von Goeritz nach Reitwein zurück.

Der König verbrachte die Nacht, eine Viertelmeile südlich von der Schiffbrücke, im Dorfe Oetscher; er schlief auf Stroh in einer verödeten Bauernhütte. Auf dem Rücken Rittmeisters von Prittwitz (der ihn gerettet) schrieb er hier mit Bleistift die Worte an den Minister Finkenstein: „Alles ist verloren, retten Sie die Königliche Familie; Adieu für immer.“ Andern Tags nahm er Quartier in Reitwein, damals noch den Burgsdorffs gehörig. Hier war es, wo er die berühmte Instruction aufsetzte (an General Fink gerichtet), in der er den Prinzen Heinrich als Generalissimus der Armee bezeichnete und den Willen aussprach, daß die Armee seinem Neffen schwören sollte.

An diesen Plätzen führt uns jetzt unsere Fahrt vorüber. Oetscher, wiewohl nah gelegen, verbirgt sich hinter Hügeln, desto malerischer treten Reitwein und Goeritz hervor. Schöner freilich muß der Anblick dieses Bildes gewesen sein, als die alte Goeritzer Kirche, ein berühmter Wallfahrtsort, auf der Höhe des Hügels lag und sich mit der Kirche von Reitwein drüben begrüßte. Aber Goeritz und seine Kirche sind in jedem Sinne von ihrer Höhe herabgestiegen. Keine Wallfahrer kommen mehr und als sei es nicht länger nöthig, das berühmte Wallfahrtshaus, die Kirche, schon weithin sichtbar zu machen, hat man die neue Kirche (nachdem die alte, kurz vor der Zorndorfer Schlacht, von den Russen zerstört worden war) in der Tiefe wieder aufgebaut.

Die Goeritzer Kirche hat uns zu guter Zeit an die Russen und die Zorndorfer Schlacht gemahnt; denn wir verlassen so eben das Terrain — im weitesten Sinne — der Kunersdorfer Schlacht, um, in ähnlicher Weise, in den Schlachtengrund von Zorndorf einzutreten.

Was wir zunächst erblicken, ist Küstrin selbst, thurmlos, grau, in dünne Nebel gehüllt; die alte neumärkische Hauptstadt, um deren Rettung es sich handelte, als am 21. August 1758 der

Digitized by Google

König von Schlesien her am linken Oderufer erschien. Alle Namen hier, zu beiden Seiten des Flusses, erinnern an jene Tage bitterer Bedrängniß, schwer erkauften Siegs.

Zuerst Gorgast am linken Oderufer. In Gorgast war es, wo der König seine chiffonirt aussehenden Truppen mit den glatt und wohlgenährt dastehenden Regimentern Dohna's vereinigte und wo die berühmten Worte fielen: „meine sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen."

Weiter flußabwärts die Fähre von Güstebiese. Ein wenig poetischer Name, aber doch voll guten Klangs. Hier führte der König seine Bataillone über, als er von Küstrin aus (wo der Feind en front den Uebergang erwartete) jenen berühmten Bogenmarsch machte, der ihn, an derselben Stelle, wo der Gegner immer noch einen Front-Angriff erwartete, plötzlich in den Rücken desselben führte.

Rechts hin, fast am Ufer des Flusses entlang, dehnt sich die Drewitzer Haide, — ein grüner Schirm, der das eigentliche Schlachtfeld dem Auge des Vorüberfahrenden entzieht. Dahinter liegen die Dörfer und Stätten, deren Namen mit der Geschichte jenes blutigen Tages verwoben sind: die Neu-Dammsche Mühle, der Zaber- und Galgengrund, endlich Zorndorf selbst.

Wir haben Küstrin passirt — ein scheuer Blick nur traf jene enge, halb verbaute Bastion Brandenburg, wo am 6. Nov. 1730 Katt's Haupt in den Sand rollte — auch das Schlachtfeld liegt bereits hinter uns, das 28 Jahre später diese Ufer und Dörfer zu historischem Ansehen erhob und wir fahren nun, als hätten sich diese Ufer vorgesetzt durch Contraste zu wirken, in jene friedlich-fruchtbaren Gegenden ein, die, vor hundert oder doch 150 Jahren noch ein ödes, werthloses Sumpfland, seitdem so oftmals (und mit Recht) die Kornkammern unseres Landes genannt worden sind. Das Oderbruch dehnt sich auf Meilen hin zu unserer Linken aus.

Der Anblick, den es, im Vorüberfahren, vom Fluß aus gewährt, ist weder schön und malerisch, noch verräth er eine besondere

Digitized by Google

Fruchtbarkeit; gegentheils, das Vorland, das sich dem Auge bietet, macht kaum den Eindruck eines gehegten Stück Wiesenlands, und die Raps- und Gerstenfelder, die sich golden dahinter ausdehnen, werden dem Auge durch endlos sich hinziehende, prosaisch aussehende Dämme und Deiche entzogen, die aber freilich, indem sie die Niederung gegen die früheren Ueberschwemmungen sicher stellten, erst den Reichthum schufen, der sich jetzt hinter diesen Deich-Linien verbirgt.

Der Reichthum dieser Gegenden spricht nicht in goldenen Feldern zu uns, aber wir erkennen ihn doch an seinen ersten und natürlichsten Folgen — an den Dörfern, die er geschaffen. Da giebt es kein Strohdach mehr, der rothe Ziegel lacht überall aus dem Grün der Wiesen hervor, und statt der dürftig hölzernen Kirchthürme des vorigen Jahrhunderts, die kümmerlich wie ein Schilderhaus auf dem Kirchendach zu sitzen pflegten, wachsen jetzt in solidem Backsteinbau, — die Campanellen Italiens heiter copirend, — die Kirchthürme in die Luft. An diesem Reichthum nehmen die Dörfer des andern (rechten) Oderufers Theil, und ansteigend an der Hügelkette gelegen, die sich eine Meile unterhalb Küstrin, am rechten Oderufer hinzuziehen beginnt, gesellen sich Schönheit und malerische Lage, viel mehr als man in diesen Gegenden erwartet, zu dem Eindruck des Reichthums und beinahe holländischer Sauberkeit.

Nun sind wir über Amt Kienitz (ein altes Dorf, vor zwei Jahrhunderten dem General Goertzke, dem „Paladin des großen Kurfürsten" gehörig) und nun über Kloster Zellin hinaus; der Fluß wird schmäler aber tiefer und das Landschaftsbild verändert sich. Der Barnim liegt hinter uns und wir fahren in die Ukermark hinein. Es sind sehr ähnliche Uferlandschaften, wie sie die Umgegend Stettins dem Auge bietet. Andere Namen, in nichts mehr an die triviale Komik von „Güstebiese" oder „Lietzegörike" erinnernd, tauchen auf, — Namen voll poetischem Klang und Schimmer: Hohen-Saathen, Raduhn und Hohen-Kränig.

Der Fluß bis dahin, im Wesentlichen, in einem Bette flie-

Digitized by Google

ßend, fängt an, ein Netz von Kanälen durch die Landſchaft zu ziehen; hierhin, dorthin windet ſich der Dampfer, aber eh es uns noch gelungen iſt, uns in dem maleriſchen Wirrſal zurechtzufinden, tauchen plötzlich weiße Giebelwände, von Thürmen und hohen Linden überragt, aus dem Landſchaftsbilde auf. Noch eine Biegung und das übliche Hoi und Hoh, wie es immer laut wird, wenn das Schiff ſich einer Landungsſtelle nähert, beginnt auf's Neue. Eine alte Holzbrücke, mit hunderten von Menſchen beſetzt, ſperrt uns den Weg; ein Fangſeil fliegt über unſre Köpfe weg, dem Brückengeländer zu; der Dampfer legt an. Ein Drängen, ein Grüßen, dazwiſchen das Läuten der Glocke. Vom linken Ufer her aber wirft ein weitläufiger Bau, in Bäumen und Laubgängen halb verſteckt, ſein Spiegelbild in den Fluß. Es iſt das alte Markgrafenſchloß. Wir ſind in Schwedt.

Digitized by Google

Tamſel.

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor.
Chamiſſo.

Tamſel iſt ein reiches, ſchön gelegenes Dorf, etwa eine Wegſtunde öſtlich von der alten Feſtung Küſtrin. Waldhügel, deren gewundene Linien muthmaßlich das alte Bett der Warthe bezeichnen, ſchließen das Dorf von Norden her ein, während nach Süden hin die Landſchaft offen liegt und die Flußarme in allerlei Windungen ſich durch das Bruchland ziehen.

Die Küſtriner hängen mit großer Liebe an Tamſel, und ſo oft ſie ſeinen Namen nennen, überfliegt ein Lächeln ihre Züge, nicht unähnlich der ſtillen Heiterkeit, mit der die Berliner den Namen „Charlottenburg" auszuſprechen pflegen. Hier wie dort miſcht ſich kein Stolz über hiſtoriſche Erinnerungen in dieſes Lächeln; es iſt der Ausdruck vielmehr eines plötzlich wiederbelebten Wohlgefallens, einer freundlichen Rückerinnerung an Park und Schloß, an Waſſerpartien und Feuerwerke, an allerlei heitere Landſchaftsbilder, die bei bloßer Nennung des Namens noch einmal an dem inneren Auge vorüberziehen.

Und doch iſt Tamſel ein hiſtoriſcher Name, wie Charlottenburg ein ſolcher iſt. Wir verweilen nicht bei ſeiner Vorgeſchichte; wir verſuchen nicht feſtzuſtellen, wann die Templer in ſeinen Beſitz kamen, und wann ſie dieſen ihren Beſitz an den Johanniter-Orden abtraten; wir übergehen die Jahrhunderte, wo abwechſelnd der

Digitized by Google

Küstriner Markgraf und der Sonnenburger Heermeister hier Landeshoheit übten. Wir beginnen mit Tamsels historischer Zeit, mit Hans Adam v. Schöning, der, nach einem ruhmvollen Türkenzuge, wenigstens vorübergehend in die Stille seines väterlichen Tamsel zurückkehrte und das bis dahin, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenig werthvolle Gut in einen prächtigen Landsitz umzuschaffen begann.

Hans Adam v. Schöning, bei dessen thatenreichem Leben wir länger und eingehender zu verweilen haben werden, machte Tamsel im Wesentlichen zu dem, was es jetzt ist, und wenn Um- und Neu-Bauten auch dem Schloß und Park von damals, nach außen hin eine veränderte Gestalt gegeben haben, so ist im Innern, in seiner Einrichtung und Ausschmückung, immer noch genug vorhanden, um uns ein Bild von dem Reichthum, von der Fülle künstlerischer Details zu geben, die hier damals zusammenströmten, als ob es eigens darauf angekommen wäre, einen Sitz Märkischer Schlichtheit, in einen Sitz voll fürstlicher Pracht umzuwandeln. Griechische Handwerker, die Hans Adam von seinem Siegeszuge mit heimgebracht hatte, füllten das Schloß, das rasch emporwuchs, mit Reliefbildern und Sculpturen, und alle Hallen und Säle trugen Stuck-Ornamente, die bis in unsere Tage hinein, die Bewunderung der Fremden wachzurufen pflegten. Alle Zimmer waren panellirt; die Wände der Bildergalerie aber glänzten bis hoch hinauf im Schmuck einer kostbaren Holzbekleidung, in deren Tafelwerk die großen, goldumrahmten Bilder kunstvoll eingelassen waren. Unter diesen Bildern befanden sich vor Allem die lebensgroßen Portraits Hans Adams und seiner Gemahlin — sie unter Blumen, von ihren Kindern umspielt, er zu Roß, den Feldmarschallsstab in der Rechten und die Füße bis zum Knie hinauf in scharlachrothe Gamaschen gesteckt. Vieles von der Pracht jener Tage, ist durch Krieg und Brand hindurch, dem Tamseler Schloß bis diesen Tag erhalten geblieben. Jagd- und Blumenstücke, von der Hand Niederländischer Meister, hängen in halb erleuchteten Corridoren; die Boiserieen der Gemälde-Galerie blitzen wie in alter Zeit und

Digitized by Google

die Scharlach-Gamaschen des Feldmarschalls mahnen noch immer an den Sturm von Ofen, wo knietief im Blute gewatet wurde. Nur die Stuck-Ornamente, die pausbackigen Engel, die in die Tuba blasen, und Mars und Minerva, die aufhorchen, als hätten sie solche Klänge nie vernommen, nur diese Decken-Reliefs erfreuen das Auge nicht länger — wegen ihrer Fährlichkeit von Fries und Decke losgelöst und bei Seite gethan, theilen sie das Schicksal des großen Schöning'schen Wappensteins, der früher die Front des Schlosses krönte und nun herabgenommen und in eine dunkle Ecke des Parkes gestellt, nur selten noch ein Auge findet, das sich durch ihn erinnern läßt an alte Zeit und alten Ruhm.

Uns aber erinnert er daran und so erzählen wir denn zunächst die Geschichte Hans Adams, des Erbauers des Schlosses.

Digitized by Google

Hans Adam von Schöning.

Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute;
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Schiller.

Hans Adam von Schöning wurde am 1. October 1641 zu Tamsel geboren. Sein Vater (ebenfalls ein Hans Adam) war Rittmeister in brandenburgischen Diensten und hatte sich das Jahr vorher (1640) mit Marianne von Schapelow aus Wulkow vermählt. Die Schapelows waren damals ein reichbegütertes Geschlecht im Barnim- und Lebusischen (das später Derfflingersche Gusow gehörte mit zu ihrem Besitz), und wenn einerseits das Vermögen, das durch diese Verbindung in die Schöningsche Familie kam, den Ankauf verschiedener Güter, darunter Tamsel, gestattete, so erwies es sich in der Folge für unsern Hans Adam von kaum geringerer Wichtigkeit, daß er durch die Schapelowsche Verwandtschaft mit den vornehmsten Familien des Landes verschwägert war. Derfflingers erste Frau war eine von Schapelow, muthmaßlich eine Schwester von unsres Schönings Mutter.

Ueber die Art, wie Hans Adam seine ersten Jugendjahre im elterlichen Hause zubrachte, wissen wir nichts. 1658 ging er nach Wittenberg, um die Rechte zu studiren, 1659 nach Straßburg, 1660 nach Paris. Er hatte damit das begonnen, was wir jetzt als die „große Tour" bezeichnen würden, den Besuch der Höfe und Hauptstädte des westlichen Europa. Nach längerem Verweilen in Paris, wo der Gesandte, Caspar von Blumenthal, seinen brandenburgischen Landsmann am Hofe Ludwigs XIV. einführte, begab er sich zunächst über Turin und Mailand nach Venedig, wo er den Carneval von 1661 mitmachte, besuchte im selben Jahre noch

Digitized by Google

Rom, Neapel, Meſſina und Syracus, erſchien im September 1662 vor dem Großmeiſter des Malteſer Ordens auf Malta, bat um die gern gewährte Ehre, einen Streifzug gegen die Ungläubigen mitmachen zu dürfen, wandte ſich dann nach glücklicher Rückkehr von Malta nach Spanien, von Spanien nach England und kehrte über Amſterdam und Hamburg, nach einer fünfjährigen Abweſenheit, in die märkiſche Heimath zurück. „Er betrat ſie wieder, nachdem er — wie ſein Biograph ſich ausdrückt — alles geſehen hatte, was es damals Großes und Ausgezeichnetes in Europa gab: den üppigen Hof des prachtliebendſten Königs, die Kunſtſchätze Italiens, den Glanz der Faſtnachtsſpiele in Venedig, das ritterliche Treiben auf Malta, den Hof der Dorias, die Grandezza Spaniens und die junge Freiheit der Niederlande.“ Gleich nach ſeiner Rückkehr ſtarb ſein Vater (1665) und kaum 24 Jahr alt wurde Hans Adam Beſitzer von Tamſel.

Ich habe bei Aufzählung der Höfe und Hauptſtädte, die er während eines Zeitraums von fünf Jahren beſuchte, abſichtlich länger verweilt, um daran einige Betrachtungen über die Erziehung junger Edelleute von damals und von heute zu knüpfen. Wir ſind nur allzuſehr geneigt, unſere jetzige Erziehungsmethode als etwas vergleichsweiſe ungemein Vorgeſchrittenes und Zweckentſprechendes anzuſehen, und doch möchte ſich die Frage aufwerfen laſſen: wie viel Familien haben wir zur Zeit im Brandenburgiſchen, die geneigt ſein möchten, einen derartigen „Curſus“, eine fünfjährige Tour durch Europa, lediglich an die weltmänniſche Ausbildung ihrer Söhne zu ſetzen? Damals war ein derartiges „die hohe Schule Beziehen“ ſo allgemein, daß, um nur Ein Beiſpiel zu geben, unſer Hans Adam ſeinen Pariſer Aufenthalt mit einem Aufenthalt in Orleans vertauſchen mußte, „weil“, wie er nach Hauſe ſchrieb, „die Anweſenheit ſo vieler Deutſchen in Paris, ihm an völliger Erlernung der franzöſiſchen Sprache hinderlich ſei“.

Seit hundert Jahren iſt bei uns „die Armee“ die hohe Schule für die Söhne unſerer alten Familien geworden, und ſo unleugbar der große politiſche und nationale Fortſchritt iſt, der in

Digitized by Google

dieſer Wandlung der Dinge liegt, ſo fraglich erſcheint es doch, ob dem gegenwärtig Gültigen, auch nach der Seite der weltmänniſchen Bildung hin, der Vorzug gebührt. Jene edelmänniſche Erziehung, die Hans Adam von Schöning erhielt, erweiterte den Blick, während unſere jetzige Ausbildung nur allzuſehr geeignet iſt, den Blick zu beſchränken. Wie vorzüglich auch das ſein mag, was daheim, es ſei wo es ſei, gehegt und gepflegt wird, die Iſolirung hindert an der Wahrnehmung, ob inzwiſchen draußen nicht doch noch ein Vorzüglicheres entſtanden iſt. Wir haben dieſen Fehler einmal in unſerer Geſchichte ſchwer gebüßt. Die Armee ſollte nur die eine Hälfte unſerer adeligen Erziehung ſein, die andere Hälfte, nach Vorbild deſſen, was früher Sitte war, ſollte folgen. Der Eintritt aus des Vaters Edelhof in die Armee und der Rücktritt aus der Armee in den Edelhof — das genügt nicht mehr. Es iſt dies einer der Punkte, wo das Bürgerthum den Adel, wenigſtens den unſrigen, vielfach überholt hat.

Aber wenden wir uns wieder unſerm Schöning zu. — Bald nach ſeiner Rückkehr in die Heimath trat er in kurfürſtlichen Dienſt, vermählte ſich (1670) mit einem Fräulein von Pöllnitz, avancirte raſch, wurde Rittmeiſter, Oberſt, Gouverneur von Spandau und mit kaum 36 Jahren (1677) Generalmajor. Dieſer ſeiner Ernennung waren aber bereits kriegeriſche Ereigniſſe, eine Campagne am Oberrhein gegen Turenne, wo ihm bei Erſtürmung eines feſten Platzes die drei äußern Finger der rechten Hand zerſchmettert wurden, die Verjagung der Schweden aus der Mark (Fehrbellin) *) und die Eroberung Stettins vorausgegangen.

Hans Adam von Schöning war nun Generalmajor. Die beiden erſten Akte des Krieges mit Schweden hatten ausgeſpielt. Die Marken waren befreit, Stettin erobert. Das folgende Jahr brachte gleiches Waffenglück. Rügen wurde beſetzt und das feſte Stralſund,

*) Schöning war übrigens nicht mit bei Fehrbellin. Er befand ſich bei den Fußtruppen, die, unter dem Oberbefehl General Görtzke's, den Reiterregimentern nachrückten.

Digitized by Google

das seit den Tagen Wallensteins für uneinnehmbar gegolten hatte, fiel, nach weniger als einer Woche, in die Hände des Kurfürsten. An allen diesen Waffenthaten nahm Hans Adam rühmlichen Antheil; wir folgen ihm aber bei keiner derselben, und begleiten ihn vielmehr auf dem weniger durch seine Resultate, als durch die glänzende Art der Ausführung berühmt gewordenen „Winterfeldzuge in Preußen".

Dieser Winterfeldzug, wie er den Schlußakt des Schwedenkriegs bildet, gab auch Schöning zum ersten Male Gelegenheit, sich in hervorragender Weise geltend zu machen. Die Veranlassung zu dieser „Januarcampagne zwischen Pregel und Düna" ist bekannt. Der schwedische General Horn war im November mit 16,000 Mann, von Curland her, in Ostpreußen eingefallen, hatte die festen Plätze weggenommen und bedrohte Königsberg. Die Nachricht von diesem Vordringen Horn's, das nichts anderes war als eine klug berechnete Diversion, um die Brandenburger von ihrer Eroberung Pommerns abzuziehen, traf den Kurfürsten im December 1678. Sofort war es beschlossene Sache bei ihm, durch „einen raschen Ritt" die Schweden ebenso aus Ostpreußen hinauszuwerfen, wie er, vier Jahre früher bei Fehrbellin, die Schweden aus der Mark hinausgeschlagen hatte. Wenn dieses letztere Unternehmen schon, und mit Recht, um seiner Kühnheit willen bewundert worden war, um wie viel mehr mußte dieses neue Kriegsabenteuer in Erstaunen setzen, das bei bitterer Kälte, in unwirthbare Gegenden hinein unternommen wurde. Am 30. December brach der Kurfürst auf; am 10ten Januar 1679 war er in Marienwerder und nahm Musterung über das kleine Heer ab, das er so rasch von der Oder aus bis an die Weichsel geführt hatte. Die Schweden standen am Pregel, dicht vor Königsberg, das durch 3000 Brandenburger unter General Görtzke vertheidigt wurde.

Die Aufgabe, die sich der Kurfürst gestellt hatte, war ersichtlich die: mit einer Hälfte seiner Truppen die Königsberger Besatzung unter Görtzke zu verstärken, mit der andern Hälfte aber die Schweden zu umgehen. Dann sollte Görtzke von Königsberg

Digitized by Google

aus angreifen, während der Kurfürst selbst dem Feinde den Rückzug abschneiden und ihn auf einen Schlag vernichten wollte.

Was indessen auf dem berühmten Ritte „vom Rhein bis an den Rhin" möglich gewesen war, nämlich das Verschwiegenbleiben des Unternehmens, das erwies sich als unmöglich auf dem Wege von der Oder bis zur Weichsel: — es wurde nicht reiner Mund gehalten und die Schweden schlüpften aus dem Garn. An demselben Tage (10. Januar), an welchem der Kurfürst in Marienwerder musterte, erhielt er auch die Nachricht, daß die Schweden in vollem Rückzuge auf Tilsit seien. Die Falle hatte den Dienst versagt, noch ehe sie fertig war. Da es nicht mehr möglich war, die Feinde zu fangen, so galt es nunmehr, sie einzuholen. In Geschwindmärschen ging es bis Braunsberg und Heiligenbeil, dann — um Zeit zu sparen — in Schlitten über das frische Haff. Schon am 16. war man in Königsberg (hier schlossen sich Görtzke und die Seinen an) und nach eintägiger Rast, am 17., ging es in drei Abtheilungen den Schweden nach, die inzwischen in Tilsit Halt gemacht hatten. Die drei brandenburgischen Abtheilungen bestanden aus einer äußersten „Spitze" von tausend Mann, aus einer eigentlichen Avantgarde von dreitausend und aus einem Gros von etwa fünftausend Mann. Treffenfeld führte die Spitze, Görtzke die Avantgarde, Derfflinger und der Kurfürst selbst das Gros. Wie die Truppen zehn Tage früher das frische Haff passirt hatten, so jetzt das kurische zwischen Labiau und Gilge; aber die Nähe des Feindes erlaubte kein Schlittenfahren, und kampffertig, in Reih und Glied, ging es über das Eis. Die Schweden standen inzwischen nach wie vor bei Tilsit und schienen entschlossen, das preußische Gebiet nicht ohne Schwertstreich zu verlassen. So kam es zweimal zu einem blutigen Rencontre: am 20. bei Splitter, wo Treffenfeld, ähnlich wie bei Fehrbellin, der Held des Tages war; dann Tags darauf, am 21. bei Heidekrug, wo Görtzke die feindliche Arrièregarde angriff und halb vernichtete. Bis dahin war alle Ehre des Kampfes den beiden Avantgardeführern zugefallen;

Digitized by Google

erſt der weitere Verlauf des Kampfes führte auch Schöning auf die Bühne.

Das Gefecht bei Heidekrug hatte über die Schweden entſchieden, und in ſchleunigem Rückzug ging es nördlich, durch die litthauiſchen Schneefelder hin, auf Riga zu. Die Frage für den Kurfürſten war, ob er den Rückzug ruhig geſtatten, oder die Fliehenden verfolgend, einen gefährlichen Feind wo möglich vernichten ſollte. Er entſchied ſich für das letztere. Die ſchwierige Aufgabe der Verfolgung, des Nacheilens durch verſchneite Wüſteneien hin, fiel Schöning zu. Mit 1600 Reitern brach er auf. Dieſe beſcheidene Anzahl würde der ſchwediſchen Armee gegenüber, die immer noch nach Tauſenden zählte, ſicherlich in eine ſehr bedenkliche Lage (wie ſpäter wirklich geſchah) gekommen ſein, wenn nicht die verfolgenden Brandenburger in der litthauiſchen Bevölkerung, die wenigſtens damals aus geſchworenen Feinden der Schweden beſtand, einen kaum erwarteten Bundesgenoſſen gefunden hätten. Kälte und Bevölkerung ſchienen ſich zu einer völligen Vernichtung der Schweden verſchworen zu haben. Oberſt Truchſeß, den Schöning auf dieſem Zuge mit einer Meldung an den in Königsberg weilenden Kurfürſten zurückſchickte, traf mit den Worten im Hauptquartier ein: „die Brandenburger hätten keine Wegweiſer nöthig, um dem Feinde zu folgen, weil der ganze Weg mit todten Schweden bedeckt ſei. Viele kommen vor Kälte um, aber die meiſten fallen von den Händen der Landesbewohner; die litthauiſchen Bauern ſchlagen die Schweden mit Keulen todt und legen die Keulen alsdann auf den erſchlagenen Körper.“

So war die Lage des ſchwediſchen Heeres, dem Schöning folgte. Aber wir würden irren, wenn wir daraus den Schluß ziehen wollten, daß es ein Leichtes geweſen ſei, einem ſolchen Gegner nachzuziehen. Das Nachziehen ſelbſt, ganz abgeſehen von Kampf und Krieg, war ein Schreckniß. Die Kälte ſtieg oft auf 26 Grad, vielen erfroren ganze Gliedmaßen, niemand hatte Geld, und die wenigen, die noch eine Münze in der Taſche hatten, konnten meiſt nichts dafür erſtehen. So näherte man ſich Telcze, einem Städt-

Digitized by Google

chen etwa halbwegs zwischen Tilsit und Riga, und nur fünf Meilen noch von der kurischen Grenze (damals schwedisch) entfernt. Hier beschloß Horn, der ohnehin mit Beschämung wahrgenommen haben mochte, daß der verfolgende Gegner um vieles schwächer war als er selbst, das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen, und ziemlich unvermuthet, wie es scheint, sahen sich Schöning und seine Brandenburger plötzlich einem standhaltenden Gegner gegenüber, den man sich gewöhnt hatte, auf diesen Schneefeldern zu verfolgen, nicht zu bekämpfen. Vom Augenblick ab, wo sich Horn zu dem Entschluß eines Widerstandes aufraffte, war die Lage Schönings eine sehr bedrohte. Nichtsiegen war gleichbedeutend mit völligem Zugrundegehen. So kam es zum Gefecht bei Telcze.

Horn hatte von seinen 16,000 noch etwa 3000 Mann und eine ziemliche Anzahl von Geschützen; Schöning, da die bittere Kälte viel Menschenleben gekostet hatte, verfügte über wenig mehr als 1200 Reiter und Dragoner. Die Aufstellung, die er nahm, war kurz folgende: die Reiterei in zwei Treffen, in Front des Feindes; die Dragoner, nachdem sie abgesessen, in ein links und rechts gelegenes Gehölz, um im entscheidenden Moment die Schweden in beiden Flanken nehmen zu können. Diese glückliche Terrainbenutzung entschied den Tag. Oberst von Dewitz (ein Schwiegersohn Derfflingers) eröffnete den Angriff und warf einige Compagnien schwedischen Fußvolks über den Haufen; aber er drang nicht durch und die Gegner ihrerseits machten jetzt Miene, zum Angriff überzugehen. In diesem Augenblick ließ Schöning die Dragoner aufsitzen und brach von zwei Seiten her mit Ungestüm in die vorrückenden Schweden ein. Ein Gemetzel begann, da jeder instinktmäßig fühlte, daß fliehen verderblicher sei als fechten, und erst die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf ein Ende. Keiner hatte ein Recht, sich den Sieg zuzuschreiben, aber die Schweden zogen sich in der Dunkelheit zurück und erklärten sich dadurch für geschlagen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer; die feindlichen Offiziere hatten, während des ganzen Kampfes, immer in langer Linie vor der Front ihrer eigenen Leute gefochten und

Digitized by Google

vom schwedischen Leibregiment war alles todt oder verwundet. Auch Hans Adam war, an der Spitze seiner Dragoner, nur durch die Geistesgegenwart eines Rittmeisters gerettet worden, der einem schwedischen Reiter das Pistol aus der Hand schlug, das dieser eben auf Schöning abfeuern wollte. An den zwei folgenden Tagen ließ dieser durch kleine Streifcorps die Verfolgung der Schweden bis in die Nähe von Riga fortsetzen; dann trat er selbst den Rückzug an, um dem, wie schon erwähnt, in Königsberg zurückgebliebenen Kurfürsten, wenige Trophäen nur, aber die schwerer wiegende Nachricht von der gänzlichen Auflösung des schwedischen Heeres zu bringen.

Dieser glänzende Zug bis an die kurische Grenze, das erste Unternehmen, das Schöning in voller Selbstständigkeit ausgeführt hatte, hob sein Ansehen in den Augen des Kurfürsten, der ihm bereits so mannigfache Beweise seiner besondern Gunst gegeben hatte, und Hans Adam, der mit 36 Jahren zum Generalmajor ernannt worden war, wurde mit 42 Jahren Generallieutenant. Im selbigen Jahre (1684), nachdem er bis dahin das Amt eines Gouverneurs von Spandau bekleidet hatte, wurde er Gouverneur von Berlin, das damals, von fünf Ravelins und dreizehn Bastionen eingefaßt (nach Planen des alten Feldmarschalls Sparr), durchaus den Charakter einer Festung hatte.

Wir verweilen aber nicht bei den Friedensjahren unseres Generallieutenants, sondern begleiten ihn nun auf seinem Türkenzuge, bis zur Erstürmung der Festung Ofen.

Zwischen Kaiser und Kurfürst war ein Vertrag zu gegenseitiger Hülfeleistung geschlossen worden, und in Gemäßheit dieses Vertrages sah sich der Kurfürst gezwungen, zu einem bevorstehenden „Zuge gegen die Ungläubigen," dessen Hauptzweck die Einnahme Ofens war, ein Hülfscorps von 8000 Mann zu stellen. Der Kurfürst sah sich „gezwungen," diese Auxiliarmacht zu stellen; aber wir würden irren, wenn wir aus dieser Bezeichnung ableiten wollten, daß der Kurfürst nur einem Zwange nachgegeben und für die Besiegung des Christenfeindes kein Herz gehabt habe. Die

Digitized by Google

Sache war einfach die, daß er seinem erschöpften, durch immer neue Kriege und neue Verwüstungen hindurchgegangenen Lande, vor allem den Frieden gönnte; jeder Krieg, auch der gebotenste und ruhmreichste, hinderte ihn am Auferbauen. Das lähmte seinen Eifer. Der protestantische Norden stand zu der Türkenfrage allerdings anders, als der katholische Süden; ein bedrohtes Oesterreich (bedroht gleichviel von wem) erschien manchem lutherischen Herzen als gleichbedeutend mit Sicherung und Kräftigung des Protestantismus, aber weit über dieses Abwägen Einzelner hinaus, ging doch, als Grundstimmung, durch die ganze europäische Christenheit das Doppelgefühl von Furcht und Haß gegen die Ungläubigen. Das siegreiche Vordringen der Türken bis vor die Thore Wiens (1683) war noch frisch im Gedächtniß und eine dunkle, im Volke fortlebende Erinnerung an die Tartarenhorden, die einst bis an die Oder hin alles verwüstet hatten, mochte, auch in den kurfürstlichen Landen, wenigstens die Vorstellung einer möglichen Gefahr und den guten Willen, ihr vorzubeugen, wachgerufen haben.*)

Wenn dieses Gefühl schon im protestantischen Norden lebendig war, so stieg es in den katholischen Ländern Südeuropas bis zu einem Enthusiasmus, ähnlich dem, wie ihn die Kreuzzüge gesehen hatten. Von allen Seiten strömten Freiwillige auf den Kampfplatz, besonders aus Spanien. In Wien fanden sich diese Volontärs zusammen, darunter allein sechzig Catalonier, und wurden dem Stahrembergischen Regimente als eine eigene Truppe beigegeben. Astorga, ein Spanier, führte dieses Freiwilligencorps, das später vor

*) Als Ofen endlich gefallen war, weckte die Nachricht davon in ganz Europa ein Gefühl freudigen Dankes. Aus Rom wurde berichtet: „der Papst habe mit lauter Stimme und unter den Dankesthränen der Cardinäle das Gebet verrichtet.“ Ueberall wurden Feste gefeiert (in Genua, Madrid, Brüssel ꝛc. drei Tage lang) und der Kurfürst schrieb, „daß er die vergnügte, für die gesammte Christenheit so importante Nachricht während des Gottesdienstes in Potsdam empfangen und dem Allerhöchsten für die Besiegung eines so blutdürstigen Feindes öffentlich gedankt habe.“ Man empfand die Abwendung einer Gefahr, die das Christenthum überhaupt bedroht hatte.

Digitized by Google

Ofen mit höchster Auszeichnung focht und beinahe vollständig aufgerieben wurde. Gleich zu Anfang, bei einem der ersten Ausfälle der Türken, fielen der Herzog de Vecha, ein Grand von Spanien, und Karl Freiherr von Derfflinger, jüngster Sohn des Feldmarschalls, der, von einer Reise in Italien eben zurückkehrend, in die Astorgasche Volontärcompagnie eingetreten war.*)

Wir sind aber, in der Absicht den Geist zu schildern, der damals das christliche Europa durchwehte, Schöning weit voraus geeilt, den wir zunächst noch in Crossen, an der märkisch-schlesischen Grenze wieder finden, wohin von Ost und West her, aus Königsberg und Cleve, die Truppen beordert waren, die nach dem Willen des Kurfürsten das brandenburgische Hülfscorps bilden sollten. Der Kurfürst selbst nahm am 17. April die Musterung ab. Ein Augenzeuge beschreibt die Truppen wie folgt: „Die Service war überaus kostbar und trachtete darinnen einer den andern zu übertreffen, indem sie etliche gar von Augsburg und anderen Orten hatten bringen lassen. Die Infanterie war blau, die Artillerie braun, die Cavallerie, sowohl Reiter als Dragoner, in lederne Collette gekleidet. Zwei Soldaten bekamen ein Zelt und einen Strohsack (welch ein Train!), damit sie, wenn sie an einem Ort anlangten, nicht nach Holz oder Stroh laufen dürften. Die Unterofficiere und Piquenire hatten Pistolen im Gürtel und die Derfflingerschen Bataillone Kessel an der Seite; die Reiter und Dragoner führten dabei noch Dolche.“ So waren die achttausend

*) Der Herzog von Vecha wurde in vollem Ornat, angethan mit dem Orden des goldenen Vließes, vor dem Zelte des Obergenerals, des Herzogs Karl von Lothringen, zur Schau gestellt. Windlichter umstanden den Sarg und alles drängte sich herbei, den Gefallenen zu sehen. — Karl von Derfflinger war derselbe, bei dessen Todesnachricht der alte Feldmarschall die bekannten Worte: „Warum hat sich der Narr nicht besser in Acht genommen!“ gesprochen haben soll. Wilhelm von Oranien sagte nach der Schlacht an der Boyne, als ihm der Tod des Bischofs von Derry gemeldet wurde: „Ganz recht, warum war er auch, wo er nicht hin gehört!“ Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Wendung, etwas verändert, auf Derfflinger übertragen worden ist.

Digitized by Google

Brandenburger, die, durch Schlesien und den Jablunkapaß vor die Türkenfestung Ofen zogen, Hans Adam von Schöning als Oberstcommandirender, General von Barfus und General von der Marwitz als Nächste im Commando.

Am 24. Juni trafen die Brandenburger vor Ofen ein, das bereits seit mehreren Wochen von einer Reichsarmee von über 90,000 Mann unter Führung des Herzogs von Lothringen belagert und durch 14,000 Janitscharen und Spahis, unter Oberbefehl von Abdurrahman Pascha vertheidigt wurde. Zwölfhundert Brandenburger, unter Befehl von General v. d. Marwitz, rückten sofort ohne allen Verzug in die Linie ein, avancirten unter dem lauten Beifall der ganzen alliirten Armee bis auf fünfzig Schritt an die Stadtmauer und stellten rechts und links ihre Verbindung mit den Kaiserlichen her. Die Festung war nun völlig cernirt; aber noch über zwei Monate vergingen bis zum letzten siegreichen Sturm, und während dieser Monate wurden, wie die Belagernden überhaupt, so auch namentlich die Brandenburger von immer wachsenden Verlusten betroffen. Der Minenkrieg kostete Opfer über Opfer und die zahlreichen Ausfälle der Türken wurden immer nur mit großem Verlust von Menschenleben zurückgeschlagen. Von den drei Grafen Dohna, die mit vor Ofen waren, fielen zwei, während der dritte, Graf Christoph, dessen Memoiren für die Geschichte jener Zeit und jener Belagerung so wichtig sind, verwundet wurde. In Wahrheit traf das Sprüchwort zu, das damals in Curs kam: „Je näher dem Ofen, je näher der Hitze.“ Thaten größter persönlicher Tapferkeit geschahen von beiden Seiten. Lieutenant von Wobeser, nachdem sein älterer Bruder, ein Capitain im Bataillon Prinz Philipp, von einem Spahi niedergesäbelt war, ging vor, um seinen Bruder zu rächen oder sein Schicksal zu theilen, und auf einen türkischen Anführer förmlich Jagd machend, zerschmetterte er ihm, im endlichen Zweikampf, mit einem Morgenstern den Kopf.

Der 17. August war der Tag, der über das Schicksal der Festung entschied. An diesem Tag erschien vor Ofen das große

Digitized by Google

türkische Heer, 70,000 Mann stark, unter Führung des Großveziers, das die Aufgabe hatte, die hart bedrängte Festung zu entsetzen. Es kam zur Schlacht Angesichts der Belagerten, und das türkische Heer wurde geschlagen. Von diesem Augenblick an war die Einnahme der Festung nur noch eine Frage der Zeit. Am 2. September schritten die Christen zum Sturme. Achttausend Mann, zur Hälfte Kaiserliche, zur Hälfte Brandenburger, jene vom Herzog von Croy, diese vom General von Barfus geführt, bildeten die Sturmkolonne und drangen unwiderstehlich vor. Nachdem die Palliſaden erklettert waren, drang man in die Straßen der Stadt ein. Nur Türken und Juden hausten darin und alles wurde niedergemacht, leider auch Weiber und Kinder. Die Türken steckten weiße Fahnen aus, zum Zeichen, daß sie bereit seien sich zu ergeben, aber die Stürmenden rissen die Fahnen nieder und ließen alles über die Klinge springen. Vergebens mühte sich der Herzog von Lothringen, dem Gemetzel ein Ende zu machen; neuntausend wurden erschlagen; ein Rest von Janitscharen, der sich in das feste Schloß gerettet hatte, capitulirte am andern Tage. Unter diesen (da sein Tod nicht gemeldet wird) befand sich muthmaßlich auch Abdurrhaman selbst, ein geborner Schweizer mit Namen Coigny. Schon während der Belagerung war er von einem in die Stadt geschickten Parlamentäroffizier Namens Wattenwyl als Landsmann erkannt worden.

Auch die brandenburgischen Oberoffiziere waren, wie der Herzog von Lothringen, bemüht gewesen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und hatten durch ihr Dazwischentreten gerettet, wo noch zu retten war. Aber nur in einzelnen Fällen war es ihnen geglückt. General von Barfus rief zwei Türken Pardon zu, welche wie Verzweifelte sich wehrten, und brachte sie dem Kurfürsten als die Tapferſten nach Berlin. Schöning dagegen hatte das Glück, zwei schöne Türkinnen, noch Kinder, den Händen der alles niedermachenden Soldaten zu entreißen. Was aus dem älteren Mädchen geworden, entzieht sich unserer Kenntniß; die jüngere aber wurde, unter Beibehaltung ihres türkischen Namens, Fatime getauft

Digitized by Google

und von Schöning, der sie mit nach Tamsel nahm, sorgfältig erzogen.

Fatime kam später nach Warschau, wo sie eben so sehr durch ihre blendende Schönheit wie durch das romantische Interesse ihres Geschicks, aller Augen auf sich zog und ein Glanzpunkt der Gesellschaft wurde. Unter ihren Bewerbern war auch König August, dem sie lange widerstand, bis sie endlich dem Grafen Rutowski das Leben gab. Fatime vermählte sich später in die Spiegelsche Familie; ihr Sohn Rutowski aber stieg bis zum sächsischen Feldmarschall und ist, wenn wir nicht irren, derselbe, der bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs gezwungen war, bei Pirna zu kapituliren.*)

*) Wie Fatime in Polen und Sachsen, so spielte eine andere Türkin, Emmetah Uellah, fünfzig Jahre später in Preußen eine Rolle. Im Jahr 1766 kam der bekannte Lord Marshall, der letzte „Freund" des Königs nach Potsdam und lebte in dem nach ihm genannten Hause in Sanssouci. Ihn begleitete seine Pflegetochter Emmetah Uellah, die Tochter eines Janitscharenhauptmanns, welche sein Bruder, der Feldmarschall Keith, im Jahre 1737 bei der Erstürmung der Festung Oczakow, vor sicherem Tode gerettet hatte. Emmetah Uellah („die Barmherzigkeit Gottes") war eine auffallende Schönheit, sorglich von ihrem Pflegevater gebildet und in hohem Grade liebenswürdig. Schon 1747, als sie mit dem damals noch kaiserlich russischen Feldmarschall zum erstenmal nach Berlin kam, hatte sie allgemeines Aufsehen durch ihre eigenthümliche Schönheit und Lebhaftigkeit erregt, dann auf den Gesandtschaftsreisen ihres Pflegevaters sich so vortheilhaft ausgebildet, daß sie mit ungezwungenstem Anstand die Honneurs des Hauses machen konnte. D'Alembert erzählt von ihr, Lord Marshall, obgleich schon im Greisenalter, habe eine leidenschaftliche Neigung für sie gefaßt, sei aber nicht erhört worden. Emmetah erwiederte auf den Antrag des Lords: „Ich bin deine Sklavin, und du kannst mit mir schalten, wie du willst; aber du würdest mich sehr unglücklich machen, wenn du von deinem Rechte Gebrauch machen wolltest. Ich liebe dich wie eine zärtliche Tochter ihren Vater nur lieben kann, mehr aber verlange nicht von mir!" Lord Marshall dachte viel zu edel, um der Unterwürfigkeit einer Sklavin zu verdanken, was die Liebe des Mädchens ihm versagte, und selbst die giftigste Zunge unter den Tischgenossen Friedrichs hat es nicht gewagt, das Verhältniß zwischen beiden zu verdächtigen. Der König, welcher nicht liebte, Frauenzimmern in Sanssouci zu begegnen, sah sie nur bei seinen Besuchen in Lord Marshalls Hause, wo sie in den ersten Jahren die liebenswürdigste Wirthin zu machen wußte. Emmetah war wohl vorzüglich

Digitized by Google

Doch wir kehren zu Schöning und dem Türkenkrieg zurück. — Die Beute, welche in Ofen gemacht wurde, war überaus groß. Namhafte Summen von Dukaten und Zechinen, so wie Edelsteine und orientalische Perlen fielen den Siegern in die Hände. Unter den fünfhundert großen Geschützen, die man eroberte, befand sich auch eine vierundzwanzigpfündige Schlange mit dem brandenburgischen Wappen, die nun dem Führer des brandenburgischen Hülfscorps als Trophäe zurückgegeben wurde. Außerdem überbrachte Schöning dem Kurfürsten einen türkischen Roßschweif und ein paar tartarische Pauken, Siegeszeichen, die sich bis diese Stunde im Berliner Zeughause vorfinden.

Der Rückmarsch ging wieder durch die Jablunka und am 7. December trafen die Brandenburger wieder an der märkischen Grenze ein. Sie hatten unzweifelhaft mit großer Tapferkeit gefochten (fast die Hälfte war vor Ofen geblieben; 30 Offiziere todt und 61 verwundet) und die Türken gaben deßhalb den brandenburgischen Soldaten nicht nur den Beinamen „Feuermänner", sondern brachten auch das Sprüchwort in Umlauf: „der steht wie ein Brandenburger." Schöning aber, von seinem Landesherrn reichlich geehrt, empfing zugleich vom Kaiser Leopold mannigfache Beweise seiner Huld, darunter einen mit Diamanten besetzten Degen von großem Werth.

Wir nähern uns nun jener Epoche im Leben unseres Helden, die durch einen kleinen, scheinbar geringfügigen Vorfall den Namen desselben ungleich bekannter gemacht hat, als aller Glanz seiner Siege zusammengenommen; ich meine seinen Streit mit General Barfus. Das Persönliche ist immer das Siegreiche. Die Schlachten und Belagerungen sind vergessen, oder doch halb vergessen, aber bis diesen Tag lebt im Barnim- und Küstrinschen

---

die Veranlassung, daß Lord Marshall sich von den jungen Offizieren der Potsdamer Garnison gesucht und umgeben sah, die er dann für die spanische und englische Literatur, namentlich für den damals in Deutschland noch wenig bekannten Shakespeare zu interessiren suchte.

Digitized by Google

das Sprüchwort fort: „Die haſſen ſich wie Schöning und Barfus.“ Wir wollen erzählen, wie es zu dieſem Haſſe kam.

Schöning war ein Glückskind und hatte, freilich nicht ohne großes perſönliches Verdienſt, ſeine Carrière über die Köpfe anderer Leute hinweg gemacht. Er war ſechs Jahre jünger als Barfus und doch ihm immer um ſechs Jahre voraus; das ergab eine Differenz, oder wenn man ſo will, eine Ungerechtigkeit von zwölf Jahren. Der einundfünfzigjährige Barfus hatte vor Ofen unter dem fünfunddvierzigjährigen Schöning geſtanden, und zu der natürlichen Bitterkeit, die ſich einfach ſchon aus dieſen Zahlen ergeben konnte, mochte ſich bei Barfus die Betrachtung geſellen, daß ihm die grobe Arbeit des Belagerns und ſich Herumſchlagens, dem Oberſtcommandirenden das Vergnügen des Repräſentirens, des Dinirens im herzoglichen Zelt und ſchließlich die Entgegennahme eines mit Diamanten beſetzten Degens zugefallen ſei. Jetzt, drittehalb Jahre ſpäter, im Sommer 1689, ſtanden beide Generale ebenſo am Rhein, wie ſie damals an der Donau geſtanden hatten, d. h. Schöning war abermals dem Barfus um einen Pas voraus, und wiewohl ein vorliegender Bericht aus jener Zeit eigens mit den Worten beginnt: „Es hat der Generallieutenant von Barfus dem General-Feldmarſchall-Lieutenant von Schöning bisher jedesmal den gebührenden Reſpekt gegeben“, ſo wagen wir doch, ohne das Gemeldete geradezu zu beſtreiten, die Vermuthung, daß dem Barfus die „gebührenden Reſpektsbezeugungen“ in ſeinem Herzen ſehr ſchwer geworden ſind.

Das Hauptkriegsereigniß im Sommer des genannten Jahres war die Belagerung des von den Franzoſen beſetzten Bonn. Ehe die Brandenburger unter des Kurfürſten und Schönings Führung dazu ſchreiten konnten, war ein Zurückdrängen der Franzoſen aus den kleineren Plätzen, die in der Nähe von Bonn lagen, nöthig. Es kam dabei zum Gefecht bei Ordingen oder Uerdingen, das, von Schöning trefflich entworfen und von Barfus, der den rechten Flügel befehligte, mit vieler Bravour ausgeführt, dem Kur-

Digitized by Google

fürſten Raum ſchaffte, Bonn enger und mit mehr Ausſicht auf Erfolg zu umſchließen.

Die Belagerung hatte ſchon über zwei Monate gewährt (von Ende Juni an), als von Mainz her, das vom Herzog Karl von Lothringen belagert wurde, die Nachricht anlangte, daß ein franzöſiſches Entſatzheer heranrücke und eine Verſtärkung des dortigen deutſchen Belagerungsheeres dringend wünſchenswerth mache. Barfus mit 6000 Brandenburgern wurde zu dieſem Zweck von Bonn nach Mainz detachirt. Als er am 30. Auguſt vor dem Kurfürſten Friedrich III. (ſpäter König Friedrich I.) erſchien, um ſich zu verabſchieden, fand im Vorzimmer zwiſchen den beiden Generalen folgende Scene ſtatt.*)

Barfus fand den Schöning auf einem Stuhle ſitzend, trat an ihn heran und meldete: „daß er mit dem detachirten Corps nach Mainz marſchire, was er hiemit dem Herrn Feldmarſchall-Lieutenant zu wiſſen thue.“ Hierauf gab Schöning, wie es im Berichte heißt, eine „choquante Antwort“ des Inhalts: „wie es ein Wunder wäre, daß ihm der Barfus endlich einmal die Civilität thäte und ihm die gebührende Meldung machte.“ Barfus, dieſer choquanten Sprache begreiflicherweiſe choquant begegnend, antwortete ſchnell, „daß er die Meldung nur auf Befehl des Kurfürſten gemacht und ſie ſicher unterlaſſen haben würde, wenn er gewußt hätte, daß er einer ſolchen Antwort zu begegnen habe.“ Darauf Schöning: „auch ohne Befehl des Kurfürſten wäre die Meldung ſeine Schuldigkeit geweſen.“ Darauf trennte man ſich.

Aber dieſe Scene im Vorzimmer war nur Vorſpiel. Barfus,

*) Aehnliche Eiferſüchteleien und ein entſprechender Grad von Verbitterung herrſchte damals überhaupt in der brandenburgiſchen Armee, und Schöning, was neben manchem andern ihn entſchuldigen mag, war all die Zeit über gereizt. Vielfach wurden ihm die Honneurs verſagt, beſonders ſeitdem Feldmarſchall Schomberg bei der Armee war. Graf Dohna z. B., der — ein Anhänger Schombergs und ein Gegner Schönings — als Obriſtlieutenant bei den Grands Musquetaires ſtand, rief den Offizieren zu, als Schöning ihre Reihen paſſirte: „Meine Herren, daß Sie nicht grüßen! Ich verbiete es Ihnen.“

Digitized by Google

als er eben das Haus verlassen hatte, hörte sich von dem hinter ihm her eilenden Schöning angerufen, der ihn jetzt aufforderte, mit ihm auf die Seite zu treten. Barfus war dazu bereit; Schöning aber, statt bei Seite zu treten, stellte sich etwa hundert Schritte vor der Hauptwache auf und rief Barfus zu, er solle den Degen ziehen. Barfus durchschaute das Spiel, das offenbar darauf aus war, ihn Angesichts von Zeugen zu einer Insubordination, zu einem Angriff hinzureißen, und ließ bedächtig den Degen in der Scheide. Schöning aber wiederholte sein: „Zieht, Herr Generallieutenant!“ und rief ihm endlich zu: „Der Teufel soll mich holen, wenn dieser Barfus das Herz hat, den Degen zu ziehen!“ Dabei schlug er zu gleicher Zeit dem Barfus den Stock aus der Hand, auf den sich dieser in vorgebogener Stellung während des ganzen Zwiegesprächs gestützt hatte. Barfus bückte sich, um den Stock wieder aufzuheben, und stieß dann mit dem spanischen Rohr nach Schöning, was dieser durch einen Stoß gegen des Gegners Hals erwiederte. Das war zu viel. Barfuß fluchte: „Ei Sacrament!“ und zog seinen Degen. Schöning sah ihm lächelnd zu, und seine beiden Arme in einander geschlagen, rief er jetzt: „Haha, Monsieur zieht seinen Degen zuerst!“ und zog dann auch. Es sprangen aber andere Militairs dazwischen und die Streitenden wurden getrennt. Arrest folgte.

Dieser Vorfall machte größeres Aufsehen als die ganze Belagerung von Bonn (die beiläufig am 2. October mit Uebergabe der Festung endete) und führte neun Monate lang zu einem halb juristischen, halb diplomatischen Kampf, in dem sich die gegenüberstehenden Parteien, die Schöning'sche und die Barfus'sche, in unzähligen Briefen, Eingaben, Gutachten ꝛc. befehdeten. Aber die Partei Barfus war stärker. Die einflußreichsten Leute des Hofes, Danckelmann, Spanheim, Otto von Schwerin, alle nahmen, entweder weil die Sachlage oder der hochfahrende Charakter Schönings zu Gunsten Barfus sprach, die Partie des letzteren, und am 17. Juni 1690 erschien endlich folgendes kurfürstliches Reskript, das Schöning, ohne einem Rechtsspruch vorzugreifen, in ziemlich

Digitized by Google

ungnädigen Worten aus dem brandenburgiſchen Dienſt entließ: „Se. kurfürſtliche Durchlaucht haben Sich unterthänigſt referiren und in Dero Geheimen Rath vortragen laſſen: was Dero würklich Geheimer Kriegsrath und General-Feldmarſchall-Lieutenant, der von Schöningen, sub dato Weißen-See bei Berlin den 11. Juni gehorſamſt ſupplicirt und gebeten. Wohin denn S. K. Durchlaucht Sich dahin nochmalen in Gnaden erklären: daß Sie nicht unterlaſſen werden, in den zwiſchen gemeldetem Feldmarſchall-Lieutenant und dem General-Lieutenant von Barfus entſtandenen Mißhelligkeiten gebührende Juſtiz adminiſtriren und ſolche rechtlich unterſuchen, erörtern und dediciren zu laſſen. Daß aber S. K. Durchlaucht Dero General-Lieutenant des von Barfuſen Perſon zu Dero Dienſten bei Ihrer Armee indeſſen zu employiren reſolviret, deſſen haben Se. kurfürſtliche Durchlaucht ſowohl wegen deren hohen Intereſſe und Dienſten, als auch in Conſideration ſeiner, des von Barfuſen, bisher obſervirten unterthänigſten Conduite und ſonſten bewegende Urſachen gehabt und laſſen es auch darbei nochmalen gnädigſt bewenden, können Sich auch darunter von Niemanden Ziel noch Maaß ſetzen oder vorſchreiben laſſen. Sie wollen aber auch dem Feldmarſchall von Schöning nicht wehren, ſondern ihm vielmehr auch gnädigſt erlauben, in einiger auswärtiger alliirter Potentaten Dienſte, welche Deroſelben und der guten Sache nicht zuwider ſein, interimsweiſe zu treten, wenn er vorher dieſelbe wird namhaft gemachet haben. — Indeſſen wiederholen Sr. kurfürſtliche Durchlaucht Dero früher ergangene gnädigſte Verordnung hiemit und befehlen dem General-Feldmarſchall-Lieutenant von Schöning nochmalen gnädigſt und ernſtlichſt: ſich nicht allein dero hieſigen Reſidenzſtädte zu enthalten, ſondern auch aus bewegenden Urſachen, die ſo nahe daran gelegenen Oerter zu meiden und ſich daſelbſt nicht ferner aufhalten oder finden zu laſſen.

Cölln a. d. Spree, den 17. Juni 1690.

Friedrich.

gegengez. Eberhardt v. Danckelmann."

Digitized by Google

Aus diesem Reſcript (das wir dem nur als Manuſcript exiſtirenden Werke: „Geſchichtliche Nachrichten über die Familie von Schöning" verdanken) geht unverkennbar hervor, daß, abgeſehen vom Streite ſelbſt und von der ſchwebenden Frage: wer hat Recht? General Barfus in allem, was folgte, klug genug war, ſich nachgiebig gegen die kurfürſtliche Autorität zu zeigen, während der bedeutendere, aber rechthaberiſche, überall anſtoßende Schöning, den Kurfürſten und ſeine Umgebung durch die Art ſeiner Rechtsforderung verletzte. Während der Streit ſchwebte, hatte er, muthmaßlich bedeutet, die Reſidenz unter allen Umſtänden zu meiden, abwechſelnd in Tamſel und Weißenſee gelebt; jetzt, nachdem das oben mitgetheilte Reſcript die Streitfrage practiſch zum Abſchluß gebracht, verließ er die Heimath, die ſeinem Wirken und ſeinem Ehrgeiz keinen Schauplatz mehr bot, und am 9. April 1691 trat er als Feldmarſchall in kurſächſiſchen Dienſt.

Wir begleiten Hans Adam, der vom 2. September 1689 an bis zu ſeinem Eintritt in ſächſiſchen Dienſt faſt ausſchließlich in Tamſel lebte, nun durch ſeine letzten Lebensſchickſale. Mit äußeren Ehren gingen wachſende Kränkungen Hand in Hand. Schöning war nicht allein in ſächſiſchen Dienſt getreten; dreißig brandenburgiſche Offiziere waren ihm gefolgt und innerhalb der ſächſiſchen Armee wurden nun ähnliche Empfindungen rege, wie vier Jahre zuvor im Brandenburgiſchen, als Feldmarſchall Schomberg, gefolgt von ſeinen Söhnen und andern franzöſiſchen Refugiés, über die Köpfe der alten brandenburgiſchen Generale hinweg (z. B. Derfflingers, der es auch ſehr übel nahm) in die brandenburgiſche Armee eintrat. Hier wie dort glaubte man Eindringlinge vor ſich zu haben und bittere Empfindungen griffen Platz. Neuerungen, die Schöning einzuführen Miene machte, machten ihn vollends nicht beliebt, und er mochte von Glück ſagen, daß ein Feldzug am Rhein, zu dem auch ſächſiſche Truppen be-

Digitized by Google

ordert wurden, die Gedanken der Unzufriedenen in andere Bahnen lenkte.

Aber von anderer Seite her kam größere und ernstere Gefahr. Die sächsischen Truppen im kaiserlichen Heere waren während der Rheincampagne 1691 herzlich schlecht gehalten, ja bei Gelegenheit der Winterquartiere in einer Weise behandelt worden, daß es einer Beleidigung oder Mißachtung des Kurfürsten von Seiten des Wiener Hofes ziemlich nahe kam. Hiegegen lehnte sich Schöning, der seinem neuen Herrn in Ernst und Treue diente, energisch auf und drang in ihn, bei der kaiserlichen Armee nur das Reichscontingent (3000 Mann) zu belassen. „Schöning" — so erzählt Paul von Gundling in einem Manuscript, das der Berliner Bibliothek angehört — „handelte sehr sicher und war in seinen Reden wider des Kaisers Majestät sehr frei. Dadurch wurde indessen seine Stellung gegen den Kaiser selbst sehr gefährlich, um so gefährlicher, als eben jetzt ein französischer Abgesandter, Namens Bidal, in Dresden eingetroffen war, der häufig mit dem Kurfürsten und Schöning verhandelte. Der Minister Clary (österreichischer Gesandte) ermangelte nicht, über alles sehr übertriebene Berichte nach Wien zu erstatten."

Kurz, man glaubte alsbald in Wien an ein sächsisch-französisches Bündniß, oder gab sich wenigstens das Ansehen, an ein solches zu glauben, um, gestützt darauf, einen Coup ausführen und die unbequeme Gestalt Schönings vom sächsischen Hofe entfernen zu können. Schöning selbst hatte keine Ahnung von dem, was ihm drohte. Er reiste, seit längerer Zeit ernstlich am Podagra leidend, in die Bäder von Teplitz. Hier wurde er, auf den eben geschilderten Verdacht hin, von den Oesterreichern aufgehoben, ganz unter ähnlichen Umständen, wie sechzig Jahre früher Hans Georg von Arnim (ebenfalls ein Brandenburger und sächsischer Feldmarschall) von den Schweden aufgehoben und nach Stockholm transportirt worden war.

Ueber die Art der Aufhebung Schönings liegt uns folgender Bericht vor. — In der Nacht zum 23. Juni marschirte ein Offi-

Digitized by Google

zier mit zweihundert Mann von Prag aus nach Teplitz, umstellte Schönings Wohnung, ließ ohne Weiteres eine Salve geben, brach mit Gewalt in's Haus ein und nahm den Feldmarschall gefangen, der, im bloßen Hemd aus dem Bett gesprungen, kaum Zeit gefunden hatte, einen Schlafrock überzuwerfen. So, mit bloßen Füßen, setzte man ihn in eine Kalesche, der Offizier und zwei Mann bei ihm, und fuhr im schnellsten Galopp der Festung Prag zu. Der Adjutant des Feldmarschalls, Major von Droste, jagte sofort dem Wagen nach und griff die schwache Bedeckung an. Als aber einer der Soldaten das Gewehr auf Schöning anlegte und diesen zu erschießen drohte, überließ Droste den Feldmarschall den Händen seiner Ueberwinder. Von Prag brachte man ihn nach dem Spielberg bei Brünn und führte dort sein Verhör. Man wollte einen zweiten Wallenstein aus ihm machen und hielt die Meinung aufrecht, daß er nicht ohne Absichten nach dem Reichscommando gestrebt habe. Aber alle Bemühungen, ihn zu einem Hochverräther, zu einem „Verbrecher gegen die Interessen des Reichs" zu machen, waren vergeblich.

Sachsen war durch diesen eigenmächtigen Schritt auf's schwerste beleidigt und zog zunächst die 3000 Mann zurück, die es als Reichscontingent gestellt hatte; alle Schritte aber, die Freilassung Schönings zu erwirken, blieben fruchtlos, bis endlich, nach zwei Jahren schmählicher Gefangenschaft, der Regierungsantritt Friedrich Augusts, (August der Starke, König von Polen) und die energischen Proteste desselben, Schöning die Freiheit wiedergaben. Um die Aussöhnung vollständiger zu machen, erschien jetzt der bis dahin gefangen Gehaltene vor Kaiser und Kaiserin zur Audienz, und da er eben damals schwer vom Podagra geplagt wurde, ward er in einem Sessel vor die beiden Majestäten getragen, ein Umstand, der nicht ermangelte, in ganz Europa die größte Sensation hervorzurufen.

Es war das viel Auszeichnung, auch namentlich wohl in den Augen Schönings, dessen Herz besonders empfänglich war für derartige Huldigungen; aber die Süßigkeit solcher Stunden konnte

Digitized by Google

doch nicht wiedergeben, was jahrelange Verbitterung dem Herzen genommen hatte. Gefeiert, aber krank und im Innersten gebrochen (sein Lieblingssohn war kurz zuvor gestorben), zog er in Dresden ein und die Gnadenbezeugungen Friedrich Augusts begleiteten nur noch einen Hinscheidenden. Er erkrankte; Podagra und Steinschmerzen zehrten an seinem Leben, Carlsbad versagte den Dienst, und am 28. August 1696 schied er, matt und müde, aus dieser Welt der Zeitlichkeit. Seine Leiche ward einbalsamirt und in der Kreuzkirche zu Dresden ausgestellt, dann aber am 25. November nach der Neumark übergeführt und am 4. December in der Kirche zu Tamsel beigesetzt. Dort ruht er noch jetzt in einem kupfernen Sarg, mit Gold reich verziert, ein Crucifix auf dem Deckel.

Wir versuchen zum Schluß noch eine Schilderung Schönings, sowohl seiner äußern Erscheinung wie seines Charakters. Er war, namentlich dem Brustbilde nach zu schließen, dessen Original sich auf der Festung Königstein und, in Copie, in Händen der Schöning'schen Familie befindet, ein schöner Mann, in dessen Zügen sich Soldatisches und Hofmännisches, Strenge und Glätte, viel Selbstbewußtsein und ein ironisches Lächeln über die Eitelkeiten dieser Welt in interessanter Weise mischten. In andern Porträts (z. B. auf einer Denkmünze, die gleich nach seinem Tode geprägt wurde, so wie ferner auf einem großen Reiterbilde im Tamseler Schloß) tritt das streng Militärische beinahe ausschließlich hervor: doch ist es fraglich, ob letzteren Bildnissen die Bedeutung von Porträts beigemessen werden darf, oder ob sie nicht vielmehr jenen bloßen Ruhmes- und Ehrenbildnissen zuzurechnen sind, die nach dem Tode eines berühmten Mannes auf gut Glück hin angefertigt wurden, viel mehr in der Absicht, ihn durch bildliche Darstellung, gleichviel wie, überhaupt zu feiern, als durch correkte Wiedergabe seiner Züge seinem äußern Menschen gerecht zu werden.

Uns von Schönings Charakter ein Bild zu entwerfen, ist

Digitized by Google

nicht eben ſchwer, wenn wir den Berichten über ihn, die in ziemlicher Anzahl auf uns gekommen ſind, unbedingten Glauben ſchenken wollen. Es bleibt aber doch fraglich, ob dieſen Schilderungen, trotz des Uebereinſtimmenden, das ſie haben, in allen Stücken zu trauen iſt. Alle Mittheilungen über ihn rühren nämlich von ſeinen Gegnern her, und man würde die Pflicht haben, mit Rückſicht auf dieſen Umſtand die höchſte Vorſicht walten zu laſſen, wenn nicht andererſeits die Erwägung, daß alle Berichte nur eben deßhalb von lauter Gegnern herrühren, weil er nur Gegner hatte, uns nothwendig darauf hin verwieſe, daß etwas entſchieden Unliebenswürdiges in ſeiner Natur gelebt haben und die Quelle aller dieſer Gegnerſchaften geworden ſein muß. Barfus, die Schombergs (Vater und Sohn), Danckelmann, Grumbkow, (der Vater des bekannten) Otto von Schwerin, Graf Chriſtoph Dohna, alle waren gegen ihn, und die Memoiren des letzteren, wenn wir Gutes und Böſes, das ſie erzählen, zuſammenfaſſen, ſchildern ihn als einen begabten Feldherrn voll Muth, Umblick und Geiſtesgegenwart, aber zugleich auch als einen anmaßenden und habſüchtigen Mann, von ſpöttiſchem und zweideutigem Weſen. Seiner geiſtigen Ueberlegenheit ſich bewußt, behandelte er, was unter ihm ſtand, mit Härte, und was neben ihm ſtand, mit Geringſchätzung.

Dieſe Schilderung wird im Weſentlichen richtig ſein. Sein Streit mit General Barfus, den wir oben ausführlicher erzählt haben, zeigt ihn uns ganz von dieſer Seite. Auch Barfus wird ſeinerſeits, in den Pöllnitz'ſchen Memoiren, ebenfalls „auffahrend, halsſtarrig und hochmüthig" genannt; aber eine Reihenfolge von Umſtänden ſpricht dafür, daß Schöning in allem, was Dünkel und Hochmuth anging, wenigſtens ein potenzirter Barfus war. Schöning war wie Barfus und Barfus war wie Schöning, aber der letztere hatte von allem, vielleicht auch vom Guten, ſicherlich an Talent, ein voller geſchüttelt und gerüttelt Maaß. Mit Barfus, trotz ſeines auffahrenden Weſens und ſeiner Halsſtarrigkeit, war es immerhin möglich, in Ruh und Frieden zu leben, wenigſtens fehlt es an Berichten, die zu entgegengeſetzter Anſicht zwängen: mit

Digitized by Google

Schöning aber erschien überall der Unfriede und die Gekränkten und Beeinträchtigten wichen ihm entweder aus, d. h. quittirten den Dienst, oder forderten ihn zum Duell.*) Auch dem Kurfürsten (Friedrich III.) gegenüber verdarb er es, während der Barfussstreit noch schwebte, durch seinen anmaßenden Ton. Er mußte Recht haben, er war ja Schöning; in diesem Sinne stellte er seine Anträge, und dies war es, was ihn endlich stürzte, nachdem er sich längst um alle Sympathien gebracht hatte.

So weit nehmen wir nicht Anstand, in die Angriffe seiner Feinde (auch den Vorwurf der Habsucht abzuweisen, möchte schwer sein) mit einzustimmen; aber wenn wir auch die Schatten, die sein Charakter aufweist, weder leugnen noch sie verringern wollen, so können wir ihm doch dadurch gerecht werden, daß wir seine Lichtseiten mehr hervortreten lassen, als seine befangenen Zeitgenossen es konnten oder wollten. Schöning hatte keine Freunde unter denen, die ihm gleich standen, aber diejenigen, die über ihm standen, und zwar je höher je mehr, diese zeichneten ihn aus und gaben ihm die Beweise eines besonderen Vertrauens. Kurfürst Friedrich III. war zu unselbstständig, zu unkriegerisch, trotz seiner Kriege, und persönlich zu leicht verletzbar, um über die Vorzüge Schönings die Schwächen desselben vergessen zu können; der große Kurfürst aber und Friedrich August der Starke bewiesen ihm dauernd ihre Werthschätzung und ihre Huld. Seine Stellung, zumal zum großen Kurfürsten, erinnert an das Verhältniß, das Winterfeldt, siebzig Jahre später, zum großen König einnahm. Auch Winterfeldt erkaufte die Liebe Eines durch den Haß Vieler. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, waren zum Theil die-

*) Zum Theil freilich waren die schiefen Stellungen, in die er beständig gerieth, unverschuldet. General von Promnitz wollte sich mit ihm schießen, weil Schöning statt seiner das Commando zur Verfolgung Horns erhalten hatte, und General Beauvais d'Espagne nahm 1687 den Abschied, „weil er es nicht ertragen konnte, daß man dem General Schöning, der nach dem ungarischen Feldzug ein Liebling des großen Kurfürsten geworden war, den Vorzug einräumte."

Digitized by Google

ſelben: Hochmuth, Herrſchſucht, Zweideutigkeit; nur der Habſucht wagte man ihn nicht zu bezüchtigen. Schöning wurde mit 37 Jahren General, mit 48 Jahren Feldmarſchall; dieſe beiden Angaben genügen, um zu zeigen, was er war. Zwei Höfe, der brandenburgiſche und der ſächſiſche, wetteiferten in Anerkennung ſeines militäriſchen Verdienſtes. Dieſes Verdienſt war unbeſtreitbar da, aber freilich, der Stolz über ſeine Gaben verdunkelte dieſe, oder machte die Welt unwillig, da anzuerkennen, wo die höchſte Selbſtſchätzung nichts mehr zu ſchätzen übrig ließ.

Er war ſeiner Umgebung überlegen, namentlich weltmänniſch, aber ſein ſpöttiſcher Mund verrieth zu viel davon und brachte ihn um die beſte Frucht des Lebens, die Liebe der Menſchen. In wenigen Herzen hat er ſich eine Stätte gebaut, nur die Tamſeler Fiſcher haben ihm eine poetiſch-phantaſtiſche Erinnerung bewahrt bis dieſen Tag. Wie Derfflinger in Guſow und der alte Sparr in Prenden, ſo lebt Schöning in Tamſel als ein „Zauberer“ fort, und ſie erzählen daſelbſt von ihm (ohne Fichten geht es nicht ab in brandenburgiſcher Sage), er ſei an der Spitze eines märkiſchen Fichtenwaldes vor die Türkenfeſtung Ofen gerückt, habe durch einen Zauberſpruch all ſeine Fichten in baumhohe Pickeniere verwandelt und dann, wie der Birnamwald vor Schloß Dunſinan, die Türkenfeſtung geſtürmt. — In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts lebte das alles noch in einem Volkslied, das die Tamſeler Fiſcher zu ſingen pflegten; nun iſt das Lied verklungen und nur noch die Sage geht von Mund zu Mund.

Digitized by Google

Kronprinz Friedrich und Frau v. Wreech.

In edlem Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beschäme, strafe den unwürdigen Zweifel.
Schiller.

Nach des Feldmarschalls Tode fiel Tamsel an den einzigen Sohn desselben, der muthmaßlich schon bei Lebzeiten des Vaters die Verwaltung der Familiengüter übernommen hatte. Aber das schöne Schloß, das die Hand Griechischer Künstler geschmückt hatte, schien kein Glück, keine Fülle des Lebens für alle diejenigen zu beherbergen, die den Namen Schöning führten, und kaum anderthalb Jahrzehnte nach dem Tode des berühmten Vaters, folgte ihm der unberühmte Sohn in die Gruft.

Dieser Sohn war der letzte Schöning der Linie Tamsel. Er hinterließ nur eine einzige Tochter Louise Eleonore, die, damals ein Kind noch, unter Vormundschaft ihrer Mutter, die reiche Erbschaft antrat. Louise Eleonore war mit 4 Jahren die Erbin von Tamsel und mit 14 Jahren die Gemahlin des Obersten Adam Friedrich v. Wreech. Sie war 7 Jahre mit diesem vermählt, also 21 Jahre alt, als der damals neunzehnjährige Kronprinz Friedrich, muthmaßlich in den letzten Tagen des August 1731 (bis dahin hatte er die Festung Küstrin nicht verlassen dürfen) seinen ersten Besuch in Tamsel machte.

Es ist bekannt, daß der Prinz diesem ersten Besuche weitere Besuche folgen ließ und alsbald ein intimes Verhältniß mit der schönen Frau v. Wreech anknüpfte, das bis in die letzten Tage seines Küstriner Aufenthaltes hinein, also bis Ende Februar 1732, fortgesetzt wurde.

Die Frage drängt sich auf, welcher Art waren diese Beziehungen? War es ein intimes Freundschaftsverhältniß, oder war

Digitized by Google

es ein anderes? Die Anschauungen, die bis jetzt darüber gegolten haben, waren dem guten Rufe der schönen Frau nicht allzu günstig; verschiedene eigenhändige Briefe jedoch, die der Kronprinz eben damals an Frau v. Wreech richtete und deren Inhalt, ja deren Existenz erst in neuester Zeit bekannt geworden ist, werden vielleicht im Stande sein, die gäng und geben Ansichten über diesen Punkt wesentlich zu modificiren. Diese an Frau v. Wreech gerichteten Briefe, die sich jetzt im Besitz einer Urenkelin derselben befinden, wurden von der letzteren Dame, in ihrem von der Großmutter auf sie vererbten Berliner Hause, zufällig aufgefunden, als ihr, beim Ordnen von Papieren, ein ziemlich vergilbtes Packet mit der kurzen Bezeichnung: „Papiers concernant la famille de Wreich" in die Hände fiel. Ein zweiter Umschlag führte die Aufschrift: „Lettres et vers de certain grand Prince," woran sich, wie zu bestimmterer Bezeichnung des Inhalts, die Worte reihten: „Lettres de Fréderic II. (comme Prince royal) à Mad. de Schoening et à sa fille Mad. de Wreich."

Diese Briefe sind auf gewöhnlichem grobem Schreibpapier und oft bis an den untersten Rand hin voll geschrieben; die Linien sind krumm, die Orthographie höchst mangelhaft und die meisten leider nicht datirt; nur einer trägt das völlige Datum und zwar den 5. September 1731. Doch ergiebt sich aus dem Inhalt der Briefe mit Bestimmtheit, daß sie zwischen Ende August 1731 und Ende Februar 1732 geschrieben sein müssen.

Die Bedeutung dieser Briefe ist eine doppelte. Sie werfen, wie schon angedeutet, nach meiner Meinung ein ganz bestimmtes und ein sehr vortheilhaftes Licht auf die Art des Verhältnisses, das zwischen dem Kronprinzen und Frau v. Wreech bestand; sollten aber die traditionell gewordenen Anschauungen über dies Verhältniß durch den Inhalt dieser Briefe nicht erschüttert werden, so werden die letzteren doch unter allen Umständen das Gute haben, an die Stelle bloßer Ueberschriften, einen verhältnißmäßigen Reichthum von Details und an die Stelle des blassen

Digitized by Google

Allgemeinen, bestimmtere Farben und plastischere Gestaltung gesetzt zu haben.

Denn die „Frau v. Wreech-Literatur" (wenn man diesen Ausdruck gestatten will) war bisher eine ziemlich kümmerliche, und die Zusammenstellung alles dessen, was man wußte, hatte auf einem Quartblatt Platz. Es waren eigentlich nur zwei Brief-Citate, von denen das eine Citat einem Briefe des Grafen Schulenburg (wenn ich nicht irre, an Grumbkow), das andere Citat einem Briefe Grumbkows an Seckendorf entnommen war. Beide Citate unterscheiden sich von einander dadurch, daß sich das eine mit der Persönlichkeit der Frau v. Wreech, das andere mit der Art ihres Verhältnisses zum Kronprinzen beschäftigte; aber beide Briefstellen waren äußerst aphoristisch, und während Schulenburg meldete: „Frau v. Wreech sei sehr schön und habe einen Rosen- und Lilien-Teint," sprach Grumbkow von einer „starken amour," in die der Prinz verfallen sei, und fügte einige derbe Worte hinzu, die der König, gewissermaßen in Billigung und Gutheißung des Verhältnisses, geäußert haben sollte. Dies ist Alles. Wohl sprechen die diplomatischen Klatsch-Briefe, die damals mit wichtigster Miene hin- und hergeschrieben wurden, von allerhand „Debauchen," in die der Prinz verfallen sei, dieser Ausdruck aber bezieht sich ersichtlich nur auf sein Küstriner Leben und nicht auf seine Tamseler Besuche. Ja, ich möchte weiter gehen und die Behauptung wagen, daß Tamsel damals die Kehrseite, der Gegensatz von dem Küstriner Leben gewesen sei, ganz geeignet, durch Sitte, Feinheit und Anstand ein Leben wieder zu reguliren, das solcher Regulatoren allerdings dringend bedürftig war.

Auch wir heute, gestützt auf die Briefe des Kronprinzen, beschäftigen uns zunächst mit der Persönlichkeit und dem Charakter der Frau v. Wreech. Haben wir diese beiden festgestellt, so haben wir, anderer Aufklärungen zu geschweigen, bereits viel gewonnen; denn die Handlungen der Menschen sind im Einklang mit ihrem Sinn.

„Ein Teint wie Lilien und Rosen" schreibt Schulenburg und

Digitized by Google

ſtellt durch dieſe wenigen Worte, das Bild einer ſchönen Blondine vor uns hin, jung, heiter, blendend, von gefälligen Formen. Aber die Briefe des Kronprinzen geben uns mehr: ſie beleben, ſie durchgeiſtigen die ſchöne Geſtalt. Frau v. Wreech ſcheint ſich Ausgangs November 1731, während der Vermählungstage der Prinzeſſin Wilhelmine in Berlin, mit bei Hofe befunden zu haben, und während dieſer Tage iſt es, daß der Kronprinz ſich niederſetzt, um an Frau v. Schöning, die Mutter der Frau v. Wreech, zu ſchreiben. „Madame, ſo heißt es in dieſem Briefe, ich habe das Vergnügen gehabt Ihre Frau Tochter in Berlin zu ſehen. Ich ſah ſie, aber ſo flüchtig, daß ich kaum Gelegenheit fand, ihr guten Tag und guten Weg zu wünſchen. Dennoch, ſo kurze Zeit ich ſie ſah, konnte mir es nicht entgehen, wie ſehr ſie ſich vor allen anderen Damen des Hofes auszeichnete, und obſchon ein ganzer Haufe von Prinzeſſinnen (une foule de Princesses) zugegen war, die an Glanz ſie übertrafen, ſo verdunkelte Ihre Frau Tochter doch alle durch Schönheit und majeſtätiſche Miene, durch Haltung und feine Sitte. Ich war wirklich in einer Tantalus-Lage, immer verſucht zu einer ſo göttlichen Perſon (à une si divine personne) zu ſprechen, und nichts deſto weniger zum Schweigen verpflichtet. Ihre Schönheit feierte ſchließlich einen völligen Triumph und alles am Hofe kam überein, daß Frau v. Wreich den Preis der Schönheit und feinen Sitte davontrage. Dieſe Worte müſſen Ihnen wohlthun, da Sie dieſer liebenswürdigſten aller Frauen ſo nahe ſtehen. Aber ſeien Sie verſichert, Madame, daß Ihre Theilnahme an dieſem Allem nicht lebhafter ſein kann, als meine eigene, der ich Alles liebe, was dieſer liebenswürdigen Familie zugehört, und immer bin und ſein werde Ihr ergebenſter Freund, Neffe und Diener Friedrich.“

Wenn uns dieſer Brief von der Feinheit und Grazie der ſchönen Frau erzählt, ſo erzählt uns ein anderer Brief von dem Reſpect, den ihre Gegenwart einzuflößen verſtand. Der Kronprinz ſchreibt unterm 5. September 1731 an Frau v. Wreech ſelber:

Digitized by Google

„Ich würde die härteſte Strafe verdienen, in Ihrer Gegenwart eine betise wie die geſtrige begangen zu haben, wenn ich nicht Entſchuldigungen hätte, die glaub ich (einigermaßen) ſtichhaltig ſind. Der Graf ſagte wirklich Dinge, die mir ganz und gar nicht gefielen, Dinge, deren raſche und ruhige Verdauung über meine Kräfte ging. Dennoch hab' ich nur allzu guten Grund, Ihre Verzeihung für mein albernes Betragen nachzuſuchen. Sie werden mir erlauben, meinen letzten Beſuch durch einen anderen wieder gut zu machen, wo ich verſuchen will, wenn's möglich iſt, den Eindruck meiner geſtrigen Thorheit zu verwiſchen."

So am 5. September. Aber die aufgefundenen Briefe fügen dem Bilde weitere Züge hinzu und wir ſehen Frau v. Wreech nicht nur im Beſitz von Jugend, Schönheit und einer Reſpect erzwingenden Haltung, — wir gewinnen auch einen leiſen Einblick in ihre geiſtige Begabung und in die Liebenswürdigkeit ihres Charakters. Am 20. Februar 1732 ſchreibt der Kronprinz:

„Ich würde ſehr undankbar ſein, wenn ich Ihnen nicht meinen Dank darüber ausſprechen wollte, einmal, daß Sie überhaupt nach Tamſel kamen und dann, daß Sie mir die reizenden Verſe überreichten, die Sie für mich gemacht hatten. Ich hätte mich einer Sünde ſchuldig zu machen geglaubt, wenn ich die Verſe gleich geleſen und dadurch, wenn auch nur auf einen Augenblick, mich um den Zauber Ihrer Unterhaltung gebracht hätte. Geſtern, in abendlicher Einſamkeit, fand ich Gelegenheit, Alles in ungeſtörteſter Muße zu leſen und zu bewundern. Da haben Sie meine Kritik. Alles, was von Ihnen kommt, entzückt mich durch Geiſt und Grazie. Doch genug, — ich breche ab, ſeh ich Sie im Geiſte doch ohnehin erröthen. Ihrer Beſcheidenheit aber jedes weitere Verlegenwerden zu erſparen und zugleich von dem Wunſche geleitet, Ihnen einen neuen Beweis meines blinden Gehorſams zu geben, ſchicke ich Ihnen, was Sie von mir gefordert haben."

Das, was der Prinz ſchickt, was Frau v. Wreech von ihm gefordert hat, iſt ſein Portrait, und er begleitet daſſelbe mit einem Abſchieds-Sonett, deſſen Liebesgeſtändniß, eben weil es Ab-

Digitized by Google

ſchiedszeilen ſind, vielleicht ein gut Theil ernſthafter zu nehmen iſt, als alle die andern gereimten Huldigungen, auf die ich ſpäter zurückkomme. Das Sonett lautet:

Als mein Geſandter ſoll mein Bild Dich grüßen,
Und des Geſandten Dollmetſch ſei dies Lied,
Was ich zu ſagen Dir bisher vermied,
Ich ſag' es nun: Ich liege Dir zu Füßen.

Ich trage Feſſeln, aber jene ſüßen,
Von denen nie ein Herz freiwillig ſchied, —
Mit jedem Ringe, jedem neuen Glied
Wächſt nur die Luſt zu tragen und zu büßen.

Doch halt, o Lied, verrathe nicht zu viel,
Verberge lieber hinter heitrem Spiel
Den Schmerz des Abſchieds und des Herzens Wunde:

Verberge Deiner Wünſche liebſtes Ziel,
Verſchweige, daß nur Eine Dir gefiel,
Um die du ſterben möchteſt jede Stunde.

Ich habe die Ueberſetzung dieſes Sonetts mit gutem Vorbedacht hierher geſtellt, weil es mir, ganz abgeſehen von ſeinem Inhalt oder ſeinem Werth oder Unwerth, ganz einfach in ſeiner Eigenſchaft als etwas Gereimtes oder Gedichtetes, einen paſſenden Uebergang zu dem zu machen ſcheint, was ich zunächſt noch zu ſagen haben werde.

Nachdem ich nämlich bis hierher bemüht geweſen bin, das Bild der Frau v. Wreech zu zeichnen, drängt ſich nun zweitens wieder die bis hieher zurückgewieſene Frage auf: Wie ſtanden der Kronprinz und die Beſitzerin von Schloß Tamſel zu einander? Wie eng oder wie weit waren die Grenzen ihrer Intimität gezogen?

Die Antwort, die ich auf dieſe Frage habe, weicht, wie ſchon angedeutet, durchaus ab von der üblichen Anſchauung. Es ſtehen die Grumbkow'ſchen Klatſchereien und die eigenhändigen Briefe des Kronprinzen ziemlich diametral einander gegenüber, und die vorſichtigſte Prüfung dieſer Briefe, ſelbſt ein argwöhniſches Suchen und Leſen zwiſchen den Zeilen, hat mir ſchließlich nur um ſo fe-

Digitized by Google

ſter die Ueberzeugung verſchafft, daß das Ganze die Huldigung eines etwas verliebten, poetiſirenden jungen Prinzen war, — eine Huldigung, die, mal leichter mal leidenſchaftlicher auftretend, von Frau von Wreech halb als eine Zerſtreuung, eine Ehre, eine Schmeichelei, aber halb auch als eine Laſt entgegen genommen wurde.

Dem entſprechend war denn auch wohl das Verhältniß, das zwiſchen Frau von Wreech und Kronprinz Friedrich, dieſem glänzenden Typus eines jungen poetiſirenden Berliners, ins Leben trat. Die blendende Schönheit, der ſinnliche Reiz der jungen Frau gaben dieſen Beziehungen im Laufe der Wochen und Monate eine andere Färbung; es kamen leidenſchaftliche Stunden, aber ſie kamen doch nur wie Anfälle und ließen im Weſentlichen das auf äſthetiſchen Intereſſen aufgeführte Verhältniß fortbeſtehen. Es war das geiſtreiche Bedürfniß, das immer wieder nach Tamſel hindrängte; der Eſprit der Küſtriner Garniſons-Offiziere reichte nicht aus, ihr Verſtändniß für Verſe war vollends zweifelhaft, und ſo ſehen wir denn die Correſpondenz nach Tamſel hin nicht nur von zahlreichen Poetereien, wie Oden, Stanzen, Hymnen, Sonetten ꝛc., beſtändig begleitet, ſondern auch die Briefe ſelbſt, zumal den vorletzten, in jener halb ironiſchen, halb humoriſtiſchen Weiſe abgefaßt, die ſich immer da einſtellt, wo junge Männer dem Zuge nicht widerſtehen können, jeden Brief auch zugleich als eine kleine literariſche That, als eine Anhäufung origineller Gedanken, oder als eine witzig-geiſtvolle Beſchreibung in die Welt zu ſenden.

Den erſten Brief des Kronprinzen, der übrigens in eſprit-voller Weiſe die Correſpondenz eröffnet, übergeh' ich hier; ich beginne mit dem zweiten, worin der junge Poet, dem nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als das Schickſal ſeiner Verſe, unverkennbar hervortritt.

„Madame, ſo ſchreibt er, die Heuſchrecken, die das Land verwüſten, haben die Rückſicht genommen, Ihre Beſitzungen und Ländereien zu verſchonen. Ein zahlloſes Heer viel ſchlimmerer und gefährlicherer Inſekten indeß ſteht auf dem Punkt, ſich bei Ihnen niederzulaſſen, und nicht zufrieden damit, das Land zu zerſtören, haben dieſe Geflügelten die Dreiſtigkeit, Sie perſönlich und in

Digitized by Google

Ihrem eigenen Schloſſe zu überfallen. Dieſe Geflügelten führen den Namen Verſe, ſind Sechsfüßler, haben ſcharfe Zähne und einen langgeſtreckten Körper, dazu eine gewiſſe Kadenz, die genau genommen ihr Grundprincip iſt und ihnen das Leben giebt. Es iſt eine böſe Race, jüngſt vom Parnaß angekommen, wo ſie der gute Geſchmack nicht länger dulden wollte. Ein gleiches Schickſal wird ihrer in Tamſel harren. Wie immer dem ſein möge, ich freue mich, daß Apollo ſich aufgerafft hat, um ſeinen Muſenberg von der Spreu der unächten Poeten zu ſäubern. Sein Staubbeſen hat gründlich aufgeräumt. Ich ſelbſt freilich bin unter den zumeiſt Getroffenen, aber ich verzeihe alles, verzeihe es um ſo lieber, als ich ſehr wohl weiß, daß überall da, wo das Böſe ſeine Strafe, auch das Gute ſeinen Lohn erhält. Sie, Madame, werden dieſen Lohn empfangen, und ich bitte Sie dann um Ihr allergnädigſtes Fürwort. Sagen Sie dem Apoll, daß er als Directeur der Künſte und Wiſſenſchaften eigentlich doch zu grob operirt und mich kaum noch als einen Mann von Ehre behandelt habe. Bitte, ſagen Sie ihm ferner, daß es eigentlich nur ein Mittel gäbe, ſolche Züchtigungen und Backenſtreiche erträglich zu machen, nämlich die Stiftung eines Ordens vom ſchlechten Reim. Willigt er darin, ſo kann er uns von da ab treffen, wie er will, wir werden es ruhig und dankbar hinnehmen — Ritter, die wir dann ſind."

So der Brief. Der Kronprinz hat in den erſten Zeilen desſelben ein ganzes Heer von Verſen angekündigt, Sechsfüßler mit ſcharfen Zähnen und langgeſtrecktem Körper, und dieſe Verſe, die dem Briefe beiliegen, ſo wie andere, die folgten, beſchäftigen uns jetzt. Alle dieſe Verſe theilen ſich in zwei Gruppen, in ſolche, die in directer Huldigung gegen die ſchöne Frau geſchrieben, und ſolche, die ihr bloß zur Kritik, muthmaßlich zur mildeſidenkbaren, vorgelegt wurden.

Eine Ode, an Frau von Wreech gerichtet, eröffnet den Reigen. Man muß es damals mit den Gattungs-Eintheilungen und den demgemäßen Ueberſchriften nicht ſehr genau genommen haben,

Digitized by Google

denn die Zeilen verhalten sich zu dem Schwung einer wirklichen Ode etwa wie sich Kotzebues „armer Poet“ zum Goetheschen Tasso verhält. Der Prinz erklärt, daß er Frau von Wreech liebe und verehre; daß es freilich Menschen gäbe, die da meinten, Liebe sei eine Schwäche, daß er für sein Theil aber die schwachen Herzen angenehmer fände, als die Herzen von Stein. In der Mitte der sogenannten Ode, bei deren Uebertragung ich übrigens, wie auch bei den folgenden Stücken, die im Ausdrucke prosaischsten Stellen wesentlich gemildert habe, heißt es in leidlich wohlgesetzten Alexandrinern:

Hab' ich zu viel gesagt und ging mein Lied zu weit,
So wiss', in Bangen nur übt' ich Verwegenheit,
So denke, daß ich schwieg, als ich zuletzt Dich sah,
Ich schwieg, denn Göttin-gleich, wortraubend standst Du da.

Gebiet'rin, die Du bist, gestatte mir noch oft
Geständniß all' des Glücks, drauf meine Seele hofft,
Geständniß dessen all', was ich bisher bezwungen,
Darbringungen im Lied all' meiner Huldigungen.

Ein Zufall und — so wenig dichterischen Werth diese Dinge haben mögen, — doch muß ich sagen ein glücklicher Zufall hat uns die Reimzeilen aufbewahrt, mit denen Frau von Wreech die poetische Adresse des Kronprinzen beantwortete. Diese Antwortszeilen sind nämlich als Brouillon, als Entwurf auf die Rückseite des Kronprinzlichen Briefes geschrieben und lauten wie folgt:

Welch' Wunder trug sich zu? Was ist's, das sich begab?
Es steigt ein Königssohn, ein Prinz zu mir herab,
Besingt in Liedern mich und fordert mich zum Streit;
Antworten seinem Lied wär' wie Verwegenheit,
Ich kann es nicht, nein, nein, verwirrt in jedem Sinn
Fährt, über was ich schrieb, die Feder wieder hin.

Wohl hab' ich oft gehört, an diesem, jenem Ort,
Wer nur im Herzen fühlt, dem giebt sich auch das Wort,
Doch trät ich keck zum Kampf mit Dir, Erhabner, ein,
Müßt' ich an Witz und Wort zuvor Dein Echo sein.

Solch' Echo bin ich nicht; all' meiner Seele Schwung
Entspringt aus Einem nur, aus der Bewunderung,
Womit ich vor Dir steh'; Dein Thun, das in mir lebt,
Dein Schicksal ist's allein, das mich zu Dir erhebt.

Digitized by Google

Es huldigt mir Dein Wort; ich habe deß nicht Leid,
Ist doch huldvolles Wort der Hoheit schönstes Kleid,
Und Du, Du botest mehr, der Grazien schöne Hand
Gestaltete zum Lied, was Deine Huld empfand,
Du gabst mehr Ehre mir, als je mein Herz erfuhr,
Und all' mein Sein ist Dank und stille Huldgung nur.

Dies sei genug. Auffallend ist es, daß sich in diesen Versen, die spätere Ruhmesbezeichnung gleichsam anticipirend, bereits der Ausdruck le grand Fréderic vorfindet. Das bewundernde Hinaufblicken aber zu diesem grand Fréderic, das — wenn auch vieles auf Rechnung bloßer gesellschaftlicher Phrase zu setzen ist — dennoch ziemlich unverkennbar aus diesen gereimten Zeilen der Frau von Wreech sich kundgiebt, erklärt sich wohl überwiegend daraus, daß die Küstriner Tragödie, der Tod Kattes, mit Allem, was vorausging und folgte, den Kronprinzen mit einem poetischen Zauber umkleidet hatte, der bei erster Begegnung noch nachwirkte. Dieser Zauber, diese Glorie, diese Bewunderung, wie immer sonst auch die Herzensbeziehungen zwischen beiden sich in jenen Herbst- und Wintermonaten gestalten mochten, waren jedenfalls nicht von Dauer. Ich deutete das schon an und wir kommen noch einmal kurz darauf zurück.

Ich sagte, die Sechsfüßler, die der Kronprinz seinen Briefen beilegte, waren doppelter Art; die einen wandten sich huldigend an das Herz der schönen Frau, die andern — und ihre Anzahl ist ungleich größer — waren kleine literarische Beilagen, die ein Geplauder, einen Meinungsaustausch, eine espritvolle Controverse wachrufen sollten und auf die ich hier begreiflicherweise ein besonderes Gewicht lege, weil sie die angedeutete Art des Verhältnisses, das ästhetisch-literarische Fundament desselben, ungleich besser charakterisiren, als jene Huldigungsstrophen.

Diese literarischen Beilagen bestanden zunächst aus Satyren, ebenfalls in den unvermeidlichen Alexandrinern geschrieben. Er rächt sich in ihnen für alle Unbill seiner Gefangenschaft, und Jeder, der ihn gepeinigt oder auch nur vorübergehend gelangweilt

Digitized by Google

hat, erhält seinen Geißelhieb. Die Liste ist ziemlich lang, und Gouverneur von Lepel, Kammerdirector Hille, die neidische Frau von Wolden, alle ziehen sie noch einmal vorüber, zuletzt die Colonelle Eberts, von der es heißt, daß sich über ihre Dummheit eine ganze Aenëide schreiben ließe. An Noten, Erläuterungen und Randbemerkungen ist kein Mangel, und in einem Postscriptum heißt es, daß die ganze Satyre in etwa 14 Tagen geschrieben und doch zu seinem Bedauern immer noch voller Fehler sei, während er alles Gute darin dem Horaz, dem Juvenal oder dem Boileau verdanke.

So waren die Verspakete, die die kronprinzliche Correspondenz nach Tamsel hin begleiteten.

Aber wir würden irren, wenn wir annehmen wollten, daß sich diese literarischen Beilagen auf Verse beschränkt hätten. Auch der Prosa wurde ihr Recht. Die Briefe selber, wie schon hervorgehoben, wurden gelegentlich zu Aufsätzen, zu „Feuilletons", wie wir jetzt vielleicht sagen würden, und hoben, wenigstens vielfach, das literarische Interesse über das Herzens-Interesse hinaus.

Etwa um die Mitte Novembers, kurz vor seinem ersten Besuche in Berlin und vor der wirklichen Aussöhnung mit dem Vater, schreibt der Kronprinz wie folgt:

„Verehrteste Cousine! Des guten Glaubens, daß Sie zu meinen besten Freunden in diesen Gegenden zählen, kann ich nicht unterlassen, Ihnen einen Plan mitzutheilen, der sich auf meinen demnächstigen Einzug in Berlin bezieht. Es ist ohngefähr Folgendes, was ich Ihnen darüber mitzutheilen habe. Der Zug soll durch eine Heerde jener verpönten Thiere von zartem Fleisch und unzarten Gewohnheiten eröffnet werden, denen die Aufgabe zufallen wird, aus Leibeskräften und in Gemäßheit angeborner Instincte zu schreien. Dann folgt eine Schaf- und Hammelheerde, unter Führung eines meiner Kammerdiener. Danach eine Heerde Podolischer Ochsen, die mir unmittelbar voraufgehen. Nun ich selbst. Mein Aufzug ist folgender: ein großer Esel trägt mich, so einfach als möglich aufgeschirrt. Statt der Pistolenhalfter befinden sich zwei Getreidesäcke vor mir, und ein tüchtiger Mehlsack vertritt

Digitized by Google

die Stelle von Sattel und Schabracke. So ſitz ich da, einen Knittel als Peitſche in der Hand und einen Strohhut ſtatt des Helmes auf dem Kopf. Zu beiden Seiten meines Eſels marſchirt ein halbes Dutzend Bauern mit Senſen, Pflugſchaaren und anderen Attributen der Landwirthſchaft, und müht ſich, Schritt zu halten und einen Ernſt zu zeigen, wie er der Sache angemeſſen iſt. Dann folgt, auf der Höhe eines ſchwerbeladenen Heuwagens, die heroiſche Geſtalt des Seigneur von Natzmer, der Wagen ſelbſt von vier Ochſen und einer Stute gezogen. Ich bitte Sie, verehrteſte Couſine, mich bei Anordnung dieſer Ceremonie unterſtützen zu wollen. Was mich angeht, ſo ziehe ich es vor, eine wirkliche Urſache zu Hohn und Spott zu geben, als ohne allen Grund von einem frechen Volkshaufen ausgelacht zu werden. Ich treffe alle Vorbereitungen für dieſen meinen Einzug und warte nur noch Ihrer Ordre, um ſie ins Werk zu ſetzen."

Dieſer Brief, mit ſeinen Vorzügen und Schwächen, was iſt er anders, als ein kleiner humoriſtiſcher Verſuch, der der ſchönen Freundin in Tamſel überſandt wird, um bei nächſter Gelegenheit einiges Verbindliche, Schmeichelhafte darüber zu hören.

Noch einmal, die äſthetiſch-literariſchen Bedürfniſſe des Kronprinzen ſchufen und unterhielten das Verhältniß, und wenn die Neigung des jungen Poeten, wie kein Zweifel iſt, zu Zeiten die Geſtalt einer leidenſchaftlichen Liebe annahm, ſo bleibt es doch mindeſtens ungewiß, ob dieſe Liebe eine glückliche, eine gegenſeitige war. Wenn wir darüber die Schlußſätze des letzten Briefes vom 20. Februar zu Rathe ziehen, ſo ſcheint es beinahe, daß Frau von Wreech (wie ſchon angedeutet) hinnahm, was ſie nicht ändern konnte, und daß ſie, namentlich nachdem die erſte poetiſche Bewunderung vorüber war, des Kronprinzen Neigung mehr duldete, als erwiederte. Dieſe Schlußſätze des Prinzlichen Briefes lauten: „So ſchicke ich Ihnen denn mein Bild. Ich hoffe, daß es wenigſtens dazu dienen wird, mich dann und wann in Ihre Erinnerung zu bringen und Sie ſagen zu machen: er war au fond ein guter Junge (un assez bon garçon), aber er langweilte mich,

Digitized by Google

denn er liebte mich zu ſehr und brachte mich oft zur Verzweiflung mit ſeiner unbequemen Liebe."

Dieſe Worte, die faſt wie ein Reſumé klingen, ſind mir als beſonders charakteriſtiſch erſchienen. Ende Februar verließ der Kronprinz Küſtrin, um nicht mehr (es ſei denn auf ein paar Tage im März oder April) dahin zurückzukehren. —

Die Jahre gingen; andere Zeiten kamen. Das Verhältniß, das einen Winter lang ſo viel Troſt und Freude im Geleite gehabt hatte, ſchien todt, ſchien vergeſſen; erſt 26 Jahre ſpäter ſehen wir den Kronprinzen, nun König Friedrich, der mit ſeinem Ruhme die Welt erfüllt hat, noch einmal wieder in Tamſel, und noch einmal ſitzt er nieder, um an Frau von Wreech zu ſchreiben.

Aber wie anders ſieht ihn jetzt Tamſel an! Es iſt am 30. Auguſt 1758, fünf Tage nach der Schlacht bei Zorndorf. Das Schloß iſt von den Ruſſen ausgeplündert, alle Bewohner ſind geflohen, der zurückgebliebene Lehrer der Wreech'ſchen Kinder liegt erſchlagen im Park, Alles iſt wüſt, öde, halb verbrannt; mit Mühe wird ein Tiſch herbeigeſchafft, an dem es möglich iſt, zu ſchreiben. Der König, ſo oft lieblos geſcholten, gedenkt jetzt entſchwundener Tage, alter Liebe, alter Pflicht, und Angeſichts der Zerſtörung, die ſein Herz an dieſem Orte doppelt ſchmerzlich trifft, ſchreibt er noch einmal an Frau von Wreech. Keine Verſe ſind eingeſchloſſen, aber ein Beſſeres hat er ſich in der Schule des Lebens erobert — ein echtes Gefühl. Der Brief ſelbſt aber lautet:

„Madame! Ich habe mich nach der Schlacht vom 25. hierher begeben und eine volle Zerſtörung an dieſem Orte vorgefunden. Sie mögen verſichert ſein, daß ich alles nur Mögliche thun werde, um zu retten, was noch zu retten iſt. Meine Armee hat ſich genöthigt geſehen, hier in Tamſel zu fouragiren, und wenn freilich die verdrießliche Lage, in der ich mich befinde, es ganz unmöglich macht, für all' den Schaden aufzukommen, den die Feinde (vor mir) hier angerichtet haben, ſo will ich wenigſtens nicht, daß von mir es heiße, ich hätte zum Ruin von Perſonen

Digitized by Google

beigetragen, denen gegenüber ich die Pflicht, sie glücklich zu machen, in einem besondern Grade empfinde. Ich halte es für möglich, daß es Ihnen selbst, Madame, eben jetzt am Nothwendigsten gebricht, und diese Erwägung ist es, die mich bestimmt, auf der Stelle die Vergütigung alles dessen anzuordnen, was unsere Couragirungen Ihnen gekostet haben. Ich hoffe, daß Sie diese Auszeichnung als ein Zeichen jener Werthschätzung entgegennehmen werden, in der ich verharre als Ihr wohlgewogener Freund Friedrich."

Frau von Wreech empfing diesen Brief am selben Tage noch, woraus sich schließen läßt, daß sie auf einem der benachbarten Güter Zuflucht gesucht hatte, denn dem Briefe sind von der Hand der Empfängerin die Worte hinzugefügt: „Empfangen am 30. August 1758, in demselben Jahre, in dem ich Alles verlor, das ich mein nannte" — oder wie es im Originale heißt: „L'année où j'ai perdu tout ce que j'avais dans le monde pour vivre."

Diese Worte der Frau von Wreech sind charakteristischer, als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Der Brief des Königs hatte zweifellos den Zweck, ein Trostbrief zu sein; der Ausdruck seiner Theilnahme, seine Zusage für alles das aufkommen zu wollen, was die Verpflegung seiner Truppen gekostet hatte, alles das bezeugte genugsam, daß er trösten, aufrichten wollte, aufrichten vor allem auch durch die Aufmerksamkeit (er deutet es selber an), die allein schon in der Thatsache lag, daß er unter solchen Umständen schrieb. Frau von Wreech aber, unter dem Druck unbestreitbar schwerer Sorgen, scheint (unberührt fast von dem Inhalt jenes Briefes) nur dem einen niederdrückenden und bitteren Gedanken gelebt zu haben: Ich war reich und bin nun arm, ich konnte geben und helfen und bin nun selber hülfebedürftig.

Es würde gewagt sein, aus der kurzen Notiz: „das Jahr, in dem ich Alles verlor, was ich mein nannte," so weit gehende Schlüsse auf die damalige Stimmung der Frau von Wreech ziehen zu wollen, wenn nicht die Correspondenz, die sich nun (also 26 Jahre nach jenem ersten Briefwechsel) zwischen Jugendfreund und

Digitized by Google

Jugendfreundin entſpann, keinen Zweifel darüber ließe, welche Empfindungen damals beinah ausſchließlich das Herz der freilich ſchwer heimgeſuchten Frau erfüllten; und wenn die Jugendbriefe des Kronprinzen uns ungleich mehr mit der Empfängerin in Tamſel als mit dem Küſtriner Verfaſſer ſympathiſiren ließen, wendet ſich nun das Blatt und der König kommt zu ſeinem Recht.

Auch auf dieſe zweite Correſpondenz werfen wir noch einen flüchtigen Blick. Sie beſteht nur aus fünf Briefen und dieſe Blätter liegen neben der Jugendcorreſpondenz, wie die Briefe eines Ehemannes, der ſich mit Anſtand zurückgezogen hat, neben dem Brief-Päckchen, das er als Bräutigam geſchrieben.

Aber dieſen fünf Proſabriefen gebührt diesmal dennoch der Vorzug. Von verſchiedenen Punkten aus datirt, wohin der Krieg den ſchwerbedrängten König gerade rief, von Dresden, Breslau, Leipzig aus, gereicht jeder einzelne dem Schreiber zu hoher Ehre. Aus ihrem Inhalt ergiebt ſich, daß Frau von Wreech nicht müde wurde, den König zuerſt um Unterſtützung für die verarmten Bauern der Wreechſchen Güter, dann um Darlehne für ſich ſelbſt zu bitten. Dieſe Geſuche waren ſicherlich dazu angethan, die Geduld des Königs zu erſchöpfen, der z. B. einen dieſer Briefe im December 1760, alſo kurz nach dem ſchwer erkauften Siege von Torgau und jedenfalls zu einer Zeit empfing, wo die halbe Monarchie ziemlich eben ſo verwüſtet war, wie die Güter der Frau von Wreech; aber ſeine Antworten (nur zum Theil von ihm ſelbſt geſchrieben) verrathen nirgends Ungeduld, oder jene Schärfe und Herbe, durch die er ſo ſchwer verletzen konnte; und ſelbſt da, wo er auf das Beſtimmteſte ablehnt, lehnt er nur ab, weil er muß. Er ſchreibt eigenhändig von Breslau aus:

„Madame, Sie ſtellen ſich die Dinge ſehr anders vor, als ſie ſind. Bedenken Sie, daß ich ſeit einem Jahre weder Gehalte noch Penſionen zahle; bedenken Sie, daß mir Provinzen fehlen, daß andere verwüſtet ſind; denken Sie an die enormen Anſtrengungen, die ich machen muß, und Sie werden einſehen, daß meine Ablehnung nur in der völligen Unfähigkeit ihren Grund hat, Ih-

Digitized by Google

nen zu helfen; ſobald die Dinge ſich ändern, ſoll geſchehen, was möglich iſt.“

Ja, er geht ſchließlich weiter und bewilligt wirklich eine Summe zu einem Betrage, der nicht genannt wird, deſſen Unzureichendheit aber ſich muthmaßen läßt, denn die Anfangsworte des Begleitſchreibens lauten: „Es thut mir aufrichtig leid, Madame, weder ſo viel thun zu können, wie ich möchte, noch ſo viel, wie Sie wünſchen. Aber ich habe Ordre gegeben ꝛc.“

Dies ſind die letzten Zeilen, die Friedrich nach Tamſel hin richtete; ſie zeigen, wie dieſe letzten Briefe überhaupt, daß er bis zuletzt und unter den preſſendſten Verhältniſſen, nie vergaß, was er dieſem Hauſe und dieſer Frau an Dankbarkeit ſchuldete. Er hätte ſonſt einen ganz andern Ton angeſchlagen. Frau von Wreech indeß ſcheint anders empfunden und die Vorſtellung unterhalten zu haben, daß des Königs Benehmen hart überhaupt und ſpeciell hart gegen ſie, die Genoſſin, die Freundin ſeiner Jugend geweſen ſei.

Der Friede kam, das verwüſtete Tamſel blühte wieder auf, der alte Feldmarſchall mit ſeinen rothen Gamaſchen hing wieder an der boiſirten Wand und der Park, ſchöner werdend von Jahr zu Jahr, füllte ſich mit Marmorſtatuen. Dem Ruhme des Prinzen Heinrich, des Bruders des Königs, wurden Tafeln und Obelisken errichtet, jedem Hohenzoller fiel eine Huldigung zu, nur dem Größten nicht; kein Stein, keine Tafel trug den Namen König Friedrichs. Hier, wo er glücklich geweſen war und vielleicht auch, wenigſtens vorübergehend, glücklich gemacht hatte, ſollte ſein Name vergeſſen ſein. Eingeſchloſſen in die zwei Feldmarken von Küſtrin und Zorndorf, ſollte Tamſel dennoch den Namen nicht nennen, der, von allen Seiten her, hoch über Schloß und Park, wie ein Hymnus zuſammenklang.

Aber die Zeiten üben Gerechtigkeit. Im Sommer 1795 wurde der jüngſte Sohn der ſchönen Frau von Wreech, der letzte ſeines

Digitized by Google

Namens und Stammes, in die Kirchengruft hinabgesenkt, und andere Bewohner zogen in Schloß Tamsel ein, die lächeln mochten über den Unmuth, der, begründet oder nicht, sich unterfangen hatte, den Namen des großen Königs von dieser Stelle ausschließen zu wollen.

Am 31. Mai 1840, am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, fiel die Hülle von dem Monument, das Graf Hermann Schwerin, der Vater des gegenwärtigen Besitzers von Tamsel, dem Andenken des Königs hatte errichten lassen. Es ist ein Denkstein von 30 Fuß Höhe; auf der Spitze desselben erhebt sich eine vergoldete Victoria, während der Sockel die Inschrift trägt: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.

Unter Betheiligung vieler Tausende aus Dorf und Stadt wurde die Enthüllungsfeier begangen. Ein alter Bauer, als er die Hüllen fallen sah, rief seinem Nachbar zu: „Ick dacht, et süll de olle Fritz sinn, un nu is et man sine Fru.“

Der alte Bauer hatte Wahrheit und Weisheit gesprochen — waren doch Victoria und Friedrich zu treuem Bunde vereint gewesen. Die Hohenzollern aber, mögen sie nie aufhören, in gleicher Art dem Siege vermählt zu sein.

Digitized by Google

Zorndorf.

Moskoviens Bär mit eisbehangnen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut.
Christian Fr. Daniel Schubart.

Mit Vergunst,
Der Will' ist eins, ein andres ist die Kunst.

Eine halbe Meile nördlich von Tamsel liegt Zorndorf. Der Weg führt zunächst durch eine tiefe Schlucht hindurch, die hier, unmittelbar im Rücken des Dorfes, die Hügelkette (das alte Ufer der Warthe) wie ein Thor durchbricht und immer ansteigend, nach Norden hin, auf ein Plateau von mäßiger Höhe mündet. Die Fahrt, die sehr malerisch beginnt, mit Berglehnen und Laubholz verliert sehr bald diesen Charakter; Sand und Baumwurzeln treten an die Stelle, bis endlich das glau und freundlich daliegende Zorndorf wieder die ziemlich reizlose Oede unterbricht.

Zorndorf ist hübsch und wohlhabend, wie fast alle Dörfer, wo Schlachten geschlagen wurden. Ob es lediglich darin liegt, daß die während des Kampfes zerstörten Dörfer besser und freundlicher wieder aufgebaut werden, oder ob die Schlachtfelder, wie große Kirchhöfe, einen reicheren Acker schaffen, wer mag es sagen? Wahrscheinlich wirkt beides zusammen. Vielleicht aber kommt noch ein Drittes hinzu: das Auferbauen aus Trümmern schafft nicht nur einfach ein neues Dorf, es schafft auch, in nöthig gewordener Anspannung aller Kräfte, ein rührigeres Geschlecht; und Fleiß und Energie, einmal wach gerufen, vererben sich nunmehr wie ein Segen von Vater auf Sohn.

Digitized by Google

Unſer Wagen hielt vor dem Krug. Mein Führer und Reiſegefährte, der halb heimiſch in Zorndorf war, rief nach dem Krüger. Aus einem kleinen dürftigen Laden trat eine Hünengeſtalt heraus, grüßte und ſtellte ſich halb dienſtlich neben den Wagentritt. Seine rieſige Geſtalt und die kleine Ladenthür paßten wenig zuſammen; ein ähnlich komiſches Verhältniß beſtand zwiſchen ſeiner Geſtalt und ſeinem Namen.

„Guten Tag, Herr Nonnenprediger", begann die Unterhaltung. Der Angeredete erwiederte ruhig den Gruß, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herr Nonnenprediger", ſo fuhr mein Reiſegefährte heiter fort, „einer von den Bauern hier ſammelt ja wohl alles, was auf dem Schlachtfelde gefunden wird. Verlohnt es ſich, bei ihm vorzufahren?"

Nonnenpredigers Mund verzog ſich zu einem leiſen Grinſen, das deutlich errathen ließ, wie der Angeredete über „vaterländiſche Alterthümer" dachte.

„Können Sie uns nicht ohngefähr ſagen, was der Bauer alles hat?"

„Kanonenkugeln, Gewehrläufe, Schäfte, Flintenſteine."

„Nicht den Lehnſtuhl, drauf Friedrich der Große die Nacht vorher geſchlafen hat?"

„Nein, der ſteht in der Neu-Damm'ſchen Mühle."

„Sonſt nichts?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Dank ſchön. Guten Abend, Herr Nonnenprediger. — Fahr zu!"

So ging es weiter, an der hübſchen neuen Kirche vorbei (die in einem runden Thurmfenſter die Inſchrift trägt: „Zur Erinnerung an den 25. Auguſt 1758") über den Dorfdamm fort, hinaus in's Freie.

Unmittelbar hinter Zorndorf, in der Richtung nach Norden hin, beginnt das Schlachtfeld. Es iſt ein Viereck, ziemlich genau eine Quadratmeile groß, nach Weſten hin von der Drewitzer Heide, im Norden von der Mietzel, im Oſten vom Zieher Bach und im

Digitized by Google

Süden von einem kleinen Höhenzuge begrenzt, an dem die Dörfer Wilkersdorf und Zorndorf liegen. Auf diesem Stück Erde wurde das Drama aufgeführt. Der Boden ist wellenförmig, aber die Einschnitte ziehen nicht horizontal von West nach Ost, sondern senkrecht von Nord nach Süd, so daß das ganze Terrain mit seinen Höhen und Tiefen einer Tischplatte gleicht, auf der (von oben nach unten zu) eine Hand mit gespreizten Fingern liegt. Dorf Quartschen (der damalige Mittelpunkt der russischen Stellung) entspricht dem Handgelenk, oder dem Knotenpunkt, wo alle Linien des Feldes, Höhen und Tiefen, zusammentreffen. Das Ganze also, von Nord nach Süden zu, ist ein fächerförmiges Hügelterrain.

Auf einem dieser Hügelrücken, der, länglich und kaum tausend Schritte breit, zwischen zwei Vertiefungen, dem „Zaber- und dem Galgengrund" sich hinzieht, wurde die Schlacht entschieden; richtiger vielleicht, von hier aus wurde sie entschieden. Von Zorndorf her den Zabergrund hinaufrückend, begleitete Seydlitz, am äußersten linken Flügel der preußischen Aufstellung, den Auf- und Vormarsch der Angriffskolonnen. Selber ungesehen, sah er seinerseits alles. Auf die Aufforderung des Königs, „anzugreifen, bei Gefahr seines Kopfes," gab er die bekannte Antwort.*) Der Zeitpunkt war noch nicht da. Im Moment aber, als die bereits siegreichen Russen ihre Reiterei vorschickten, um in die fliehenden preußischen Bataillone einzuhauen, schwenkte Seydlitz plötzlich rechts, passirte den Bach und stieg aus dem Grund (der ihn bis dahin verborgen hatte) herauf. Wie Sturm über das Plateau zwischen dem Zaber- und Galgengrund hinfegend, führte er nun jene weltberühmte Attake aus, die mit der Niederwerfung des zunächst stehenden russischen Flügels endigte, und sechs Stunden später gegen den andern Flügel wiederholt, den Tag zu Gunsten des Königs entschied.

„Seydlitz, auch diesen Sieg verdank ich Ihm." — „Nicht

*) „Nach der Schlacht steht dem Könige mein Kopf zu Befehl, während derselben mag er mir noch erlauben, davon in seinem Dienste Gebrauch zu machen."

Digitized by Google

mir, Majestät; hier diesem Löwen" (Rittmeister von Wakenitz). Es war überhaupt, wie ein Tag glänzenden Sieges, so auch glänzender Impromptus und Repliken. „Keine Schlacht ist verloren, so lange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat" ꝛc.

Die Chaussee von Zorndorf nach Quartschen läuft auf der Höhe des flachen Hügelrückens zwischen dem Zaber- und Galgengrunde hin und durchschneidet genau (in einer Längslinie) denjenigen Theil des Schlachtfeldes, auf dem die entscheidenden Würfel fielen.

Wir machen den Weg bei Sonnenuntergang. Der goldene Ball der Sonne hängt glänzend über den Dächern von Quartschen; die Luft ist still, nur hoch im Blauen singt es und klingt es. So geht es zwischen dem wogenden Korn dahin.

Etwa tausend Schritt hinter Zorndorf passiren wir einen altmodischen Bauernhof mit Plankenzaun und Strohdach; wieder fünfhundert Schritt weiter fällt uns, rechts am Wege und mitten auf dem Felde stehend, ein auf verschiedenen Stufen errichtetes Steinmonument auf, das in Form eines Oblongs das Kornfeld überragt. Dieß ist das Denkmal zur Erinnerung an die Zorndorfer Schlacht, am 25. August 1826 von Männern des Kreises errichtet und an derselben Stelle aufgeführt, wo, alter Ueberlieferung zufolge, der König hielt und den Gang der Schlacht ordnete und überblickte. Diesem Punkt gilt unser Besuch.

Wir lassen halten und suchen nach einem Feldweg, einem Pfad, der uns voraussichtlich an das Monument führen wird. Aber nichts derart ist zu finden. Besucher, die hieher kommen, um das Schlachtfeld von Zorndorf zu überblicken, sind so selten, daß es nicht nöthig ist, einen Feldweg nach dem Denkmal hin offen zu halten. Lauter Ackerland; wie es im Chamissoschen Liede heißt: „Der Pflug geht drüber hin." Nach langem Suchen endlich entdecken wir eine Ackerfurche, die uns in gerader Linie, aber von den schräg liegenden Halmen völlig verdeckt, dem Monumente zuführt. Wir stehen nun vor einem Sand- und Lehmhügel, von der Form und Größe eines Backofens, auf dem sich der Denkstein

Digitized by Google

erhebt. Der Aufgang iſt ſteil wie eine Wand und man kann deutlich erkennen, daß die anfangs ſich allmählig abflachenden Wände, von dem Bauer, dem jetzt das Feld gehört, ab- und niedergepflügt wurden, um dadurch ein paar Quadratruthen mehr Ackerland zu gewinnen. Bauern-Egoismus iſt ſicherlich das einzig leitende Motiv dabei geweſen, aber der Egoismus iſt hier zum Segen ausgeſchlagen und der Hügel mit ſeinen nun ſteil abfallenden Wänden, hie und da von Liguſter und Diſtelbüſchen überwachſen, nimmt ſich ganz trefflich aus, als Poſtament für den auf ſeiner Höhe errichteten Denkſtein. Dieſer Denkſtein iſt einfachſter Art. Er beſteht aus drei Granitſtufen, auf deren oberſter ſich ein Oblong, ebenfalls aus Granit, erhebt; das Ganze ein etwa mannshoher, höchſt ſchlichter Steinbau, der früher an ſeiner Nordſeite eine Inſchrift trug. Man lieſt noch jetzt: „Hier ſtand Friedrich . . . . M.D.C.C.L.VIII.“ Alles andere iſt verlöſcht.

Das Monument iſt ſchlicht genug; aber der Blick über das Schlachtfeld, nach dem alten Comthurei-Dorfe Quartſchen hin, das jetzt grau und ſchattenhaft vor der dahinter gelagerten Abendröthe liegt, iſt entzückend. Der Abend ſchickt einen Luftzug durch die Halme; ein leiſes Rauſchen und Kniſtern; die Lerchen ſind eben ſtill geworden; aber von rechts und links her rufen jetzt die Unken über das Feld hin. Die hauſen noch im Zaber- und Galgengrund, freilich nicht mehr ſo im Vollen wie ſonſt. Die beiden Gründe oder Erdklinſen haben längſt aufgehört eigentliche Waſſerrinnen zu ſein, Cultur hat ſie trocken gelegt, aber hie und da, wo nach wie vor ein Reſtchen Sumpfwaſſer in der Vertiefung ſteht, halten ſich noch die alten Bewohner.

Die Sonne iſt unter; aber noch iſt es hell genug, um das ganze Terrain von dieſer Stelle aus klar zu überblicken, und als ob das Ueberſichtliche des Feldes, das Plaſtiſche der Lokalität, dem Heraufſteigen des ganzen Schlachtenbildes von ehemals zu Hülfe käme, ſo fängt das in Dämmer daliegende Feld an, ſich mit ruſſiſchen Carrés zu beleben. Aber ſie ſtehen nicht lange: von links her, aus der ſchattigen Tiefe des Zabergrundes herauf, ſteigen

Digitized by Google

Seydlitz und die Gardes du Corps. Rittmeister von Wakenitz, mit gezücktem Pallasch allen andern vorauf, fliegt über die Ebene hin. — Da klappert (sehr zur Unzeit) ein Wagen aus Quartschen die Chaussee entlang; er fährt mitten durch die blanken Schwadronen hindurch, und — Vision und Waffenglanz sind hin.

Noch einmal, ein schlichtes Monument ist es, das an dieser Stelle das Gedächtniß an den Tag von Zorndorf zu wahren unternimmt, aber es ist gut, daß es schlicht ist; prächtige Monumente gehören in die Stadt, in das Bereich der Kunst. In Wald und Feld gehören Denkmäler (mit einzelnen Ausnahmen), deren Schlichtheit sie in den Hausrath der Natur wie einzureihen scheint. Verschmelzung, Uebergang, nicht Gegensatz. Würfel und Obelisk werden auf Schlachtfeldern noch lange das beste bleiben.

Mein Reisegefährte, zu dem ich Aehnliches gesprochen haben mochte, legte bei diesen Worten seine Hand auf meine Schulter und sagte dann lächelnd: „Dieser Stein weiß davon zu erzählen. Wir haben hier dergleichen erlebt. In das Leben dieses Steins schleicht sich nämlich eine Episode höherer Kunstexistenz ein; aber es war kein glückliches Dasein."

Auf meine Bitte um Aufschluß, fuhr der Sprecher fort: „Gern, nichts soll Ihnen vorenthalten bleiben. Aber ändern wir zuvor unsere Front und nehmen wir hier auf den Stufen der Rückseite Platz, damit wir nach Bauer Mertens und seinem Gehöft hinüber sehen können. Das Gehöft und seine Insassen spielen mit."

Ich that, wie geboten. „Sie kommen von Tamsel", nahm der Erzähler das Wort, „und haben im dortigen Park sicherlich das Monument gesehen, das auf seiner Spitze die Rauchsche Victoria trägt. Das Monument hat Graf Hermann Schwerin errichtet (der Vater des gegenwärtigen Besitzers), ein sehr liebenswürdiger und kunstsinniger Herr. Sie werden gleich sehen, warum ich mit ihm beginne."

„Es war etwa 1846 oder 1847, als ein befreundeter Herr

Digitized by Google

beim Grafen in Tamsel erschien und ihm von einem Küstriner Klempner erzählte, der in, ich fürchte, mißverstandenem patriotischem Eifer auf die Idee gekommen war, den alten Fritz in Weißblech zu treiben. Er hatte jahrelang seine Feierabendstunden daran gesetzt; nun stand der alte Fritz endlich da, sieben Fuß hoch und blank wie ein Zinnlöffel; aber niemand wollte ihn haben. Der Graf, der nicht nur ein kunstsinniger, sondern, wie schon angedeutet, vor allem auch ein sehr humaner Mann war, überlegte sich's einen Augenblick, acceptirte dann das angebotene Kunstwerk, zahlte einen guten Preis und traf seine Dispositionen."

„Ein paar Tage später traf die getriebene Arbeit in Tamsel ein. Tamsel indeß war nicht Bestimmungsort; der Graf hatte schon anderweitig darüber verfügt, freilich mit einer gewissen Besorgniß, man könnte sagen mit Vorahnung."

„Es war Anfang November, als, bald nach Mitternacht, ein Leiterwagen vor dem Tamsler Schloß hielt. Die Statue wurde rasch aufgeladen, und ehe zehn Minuten um waren, setzte sich der Zug unter Begleitung von einem Maurerpolier und drei Gesellen — anderer Dienstleute zu geschweigen — in Bewegung. Es ging still durch Schlucht und Wald, noch stiller durch Zorndorf hindurch, an Mertens Gehöft vorbei, bis der Wagen hier zu Füßen des Hügels hielt. Rasch, ängstlich, mit fast gespenstischer Stille, wurde der blecherne Fritz auf den Granitwürfel gestellt. Sie können noch sehen, wo der Mörtel gesessen hat. Dann, in stiller Nacht, wie der Zug gekommen war, verschwand er auch wieder."

„Am andern Morgen trat Mertens ältester Sohn in die Hausthür, um nach dem Wetter zu sehen. Er sah auch zufällig nach dem Monument hinüber und bemerkte, daß eine menschliche Figur regungslos auf dem Steinwürfel stand. Er schüttelte den Kopf, dachte aber nichts Arges. Nach einer Stunde — er hatte inzwischen die Pferde gefüttert — trat er wieder vor's Haus, sah wieder hierher und brummte vor sich hin: „He steiht immer noch!"

Digitized by Google

Er wartete, es wurde nicht anders. Nun wurde ihm die Sache bedenklich. Er weckte den Alten; der Alte kam und alles Hausgesinde mit ihm. Aber es blieb, wie es war. „De snackſche Kerel ſteiht ümmer noch," wiederholte der Sohn. Und in der That, im Nebel des Novembermorgens, grau, geſpenſtiſch, räthſelvoll, ſtand eine Figur auf dem Schlachtenſtein. Welche Hypotheſen in jener Stunde durch die verſchiedenen Köpfe der Familie Mertens gegangen ſein mögen, iſt ſchwer zu ſagen. Endlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, löste ſich der Spuk."

„Die Mertensſchen waren nun zufrieden, auch die Zorndorfer und die Quartſchener vielleicht; aber Graf Schwerin, der dieſe Umwandlung geſchaffen hatte, war es keineswegs. Sein künſtleriſches Gewiſſen ſchlug ihm, und wenn Anfangs das gute Herz über die äſthetiſchen Inſtinkte geſiegt hatte, ſo rächten ſich dieſe jetzt und drangen ihrerſeits auf Abhülfe. Der Graf, der zeitlebens nur Gutes gethan hatte, ging an dem „alten Fritz" vorbei, wie an einer Schuld, welche Sühne verlangt.

„Er fand ſie endlich auf die einfachſte Weiſe. Nachdem der „alte Fritz" einen Winter lang den Stürmen getrotzt und alles Blanke ſeiner Erſcheinung längſt eingebüßt hatte, erſchienen die Vermummten wieder, und nächtlicherweile, wie die Statue gekommen, ſo verſchwand ſie wieder. Es war eine kurze Exiſtenz. Wie Leidtragende folgten der Maurerpolier und die Seinen, als man die Figur nach Tamſel zurück geleitete. Sie wurde dort im Kohlenkeller deponirt und iſt dort verſchollen."

Während der Erzählung war es dunkler geworden, und war es nun die Kühle des Abends, oder die Stelle, auf der wir ſtanden, ein leiſes Fröſteln lief über uns hin. Dann ſprangen wir, über die Ligusterwand weg, vom Hügel aus mitten in's Kornfeld hinein, und Arm und Bruſt vorſchiebend, ſchwammen wir durch das Kornfeld durch. Wir hörten nichts als das Kniſtern der Halme, ſelbſt im Zabergrund war es ſtill geworden und unſere

Digitized by Google

Rede floß erſt wieder von der Lippe, als unſer Wagen über die Landſtraße hinrollte und in das Pruſten der Pferde hinein Bauer Mertens uns ſeinen „guten Abend“ bot. Sein „guter Abend“ klang treuherzig genug und keine Ahnung ſchien ihn beſchlichen zu haben, daß er oder ſein Älteſter ſo eben „der Held einer Geſchichte“ geweſen war.

Digitized by Google

„Der Blumenthal.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.
Eidher der ewig junge.

„Der Blumenthal“ (d. h. der Blumenthal-Wald) iſt der Name eines großen Forſtreviers, das den öſtlichen Theil des Barnim von Weſten nach Oſten hin durchzieht und durch die Straße, die von Berlin nach Wriezen führt, faſt ſeiner ganzen Länge nach durchſchnitten wird.

„Der Blumenthal“ iſt ſchön und ſagenreich. Etwas von dem Zauber Vinetas iſt um ihn her und die Sage von untergegangenen Städten, verſchwunden in Waſſer oder Wald, begleitet den Reiſenden auf Schritt und Tritt. Wer um die Mittagsſtunde hier vorüberzieht, der hört an See und Schlucht ein Klingen und Läuten aus der Tiefe herauf; und wer gar Nachts des Weges kommt, wenn der Mond im erſten Viertel ſteht, der hat über Stille und Einſamkeit nicht zu klagen, denn ſeltſame Stimmen, Rufen und Lachen, ziehen neben ihm her.

Und ein ſchöner Wald iſt „der Blumenthal.“ Die vielen Seen, die ihn durchſchneiden, auch wo ſie nicht ſichtbar werden, geben ſeinem Laub und ſeiner Luft eine duftige Friſche, und ein Blühen iſt ringsum, als woll' es der Wald immer wieder beweiſen: ich bin „der Blumenthal!“

Rapsfelder an den offenen Stellen, die ſich breit in den Wald

Digitized by Google

hineindehnen, würzen im Mai die Luft; dem Blühdorn folgt die Hageroſe und dem Faulbaum der Akazienſtrauch; die rothen Erdbeeren löſen ſich ab mit den rötheren „Malinekens“ (wie der Landmann, poetiſchen Klanges, hier die Himbeeren nennt) und wenn endlich der Herbſt kommt, ſo lachen die Ebreſchen-Beeren überall aus dem dunklen Laube hervor. Dabei ein Reichthum an Hölzern, wie ihn Märkiſche Forſten wohl kaum zum zweiten Male zeigen. In reichſtem Gemiſch ſtehen alle Arten von Laub- und Nadelholz; Eiche und Edeltanne, Elſe und Kiefer, Buche und Lärchenbaum machen ſich den Rang der Schönheit ſtreitig; vor allem aber iſt es die Birke, der Liebling des Waldes, die mit weißem Kleid und langem Haar vorüber fliegt und das Auge des Reiſenden immer wieder entzückt.

Der Blumenthal iſt faſt zwei Meilen lang und ziemlich eben ſo breit. Hier und dort aber, wie ſchon angedeutet, unterbrechen weite Ackerſtrecken das Waldrevier und dringen, von rechts und links her, bis zur Chauſſee hin vor. Ungefähr in der Mitte des Waldes treffen von Nord und Süd zwei ſolcher Einſchnitte beinahe zuſammen und theilen dadurch den Forſt in zwei ziemlich gleiche Hälften, in eine weſtliche und eine öſtliche, oder in eine Werneuchenſche und eine Prötzelſche Hälfte. Die erſte iſt die landſchaftlich ſchönere, die andere die hiſtoriſch intereſſantere.

Der ſchönſte Punkt der weſtlichen Hälfte iſt der Gamen-Grund, genau eine Meile öſtlich von Werneuchen gelegen. Dies war die Waldesſtelle, wo Schmidt von Werneuchen, Jahr aus Jahr ein, die Sommer- und Familienfeſte zu feiern liebte. Sein feiner Naturſinn bekundete ſich auch in der Wahl dieſer Stelle. Sie iſt von aparter Schönheit, und während ſonſt der Bau einer Chauſſee wenig zum Reiz einer Landſchaft beizuſteuern pflegt, liegt hier ein Fall vor, wo das Landſchaftsbild durch die durchſchneidende Weglinie entſchieden gewonnen hat.*) Der Chauſſeebau

*) Das glänzendſte Beiſpiel hierlandes, wie ſolche ſchnurgerade, durch die Landſchaft gezogene Linie die Schönheit des Bildes weſentlich erhöhen

Digitized by Google

machte nämlich, wenn überhaupt eine paſſirbare und möglichſt gerade Straße geſchaffen werden ſollte, die Ueberbrückung des Gamen-Grundes nöthig, und da die Herſtellung eines Dammes als paſſendſtes Mittel dafür erſchien, ſo wurde eine Art Viaduct quer durch die Schlucht geführt, der nun das Hüben und Drüben des Hügellandes verbindet. Von der Höhe dieſes Viaducts aus blickt man nun nach links hin in die Waſſertiefe des Gamen-Sees, nach rechts hin in die Waldestiefe des Gamen-Grundes hinab. Der Vorüberfahrende fühlt ſich wie an dieſe Stelle gebannt, und der Eiligſte hat es nicht eilig genug, um nicht ein paar Minuten an dieſer Stelle zu verweilen. Beide Bilder ſind ſchön, auch einzeln betrachtet; aber wie überall da, wo zwei Landſchaftsbilder neben einander hängen, das eine die Wirkung des andern unterſtützt und beide erſt, wie Abend und Morgen, eine höhere Einheit herſtellen, ſo ſchöpft auch hier jedes einzelne der beiden Bilder einen geſteigerten Reiz aus der Nachbarſchaft des andern. Nach links hin Klarheit und Schweigen. Der Gamen-See, wie ein Flußarm, windet ſich in leis geſpanntem Bogen zwiſchen den Tannenhügeln hin und nichts unterbricht die Stille, als ein plätſchernder Fiſch, den die Nachmittagsſonne an die Oberfläche treibt. Nach rechts hin Dunkel und Leben. Aus dem Grunde herauf, bis an die Höhe des Dammes (beinahe greifbar für unſere Hände) ſteigen die älteſten Eichen des Waldes, und während ſich die Stämme in Schatten und Waldesnacht verlieren, blitzt die Sonne über die grünen Kronen hin. Allerhand Schmetterlinge ſteigen auf und nieder und die Vögel ſingen in einer Herzlichkeit, als wäre dies das Thal des Lebens und als wäre nie ein Falk oder Weih über den Gamen-Grund hingezogen. In der Ferne Kukukruf und ein blauer Himmel über dem Ganzen, heiß und feſt wie eine Glocke.

Die Weſthälfte des „Blumenthals“ iſt der landſchaftlich

---

kann, iſt die Glienicker Brücke, die ſich unterhalb des Babelsberges über die Havel zieht. Der Blick von Babelsberg erhält erſt dadurch ſeinen vollen Reiz.

Digitized by Google

schönere Theil des Waldes; aber die Osthälfte ist reicher an Sage und Geschichte. Wir wandern dieser anderen Hälfte zu. Eine Meile östlich vom Gamen-Grund, den ich eben zu schildern versucht, liegt ein Vorwerk, hart an der rechten Seite des Weges. Der Wald hat uns bis dicht an die Stall- und Wirthschaftsgebäude desselben begleitet und jenseit desselben, wo das Vorwerk aufhört, fängt der Wald wieder an. Das Ganze erscheint fast nur wie ein Steinthor mitten im Walde, wie eine Auffahrt in die Hügellandschaft hinein, die sich, halb Wiese, halb Ackerland, unmittelbar hinter dem Vorwerk auszudehnen scheint. Dies ist die Stelle, die wir suchen. Die Passage dieses Hofes wird auf Ansuchen freundlich gestattet und hinaustretend in die halb bebauten, halb brachliegenden Felder (die sich nicht nur im Rücken des Vorwerks, sondern auch hinter dem Waldsaume entlang ziehen), halten wir uns jetzt links und marschiren etwa 500 Schritt am Rande des Waldes entlang. Wo wir eines Wasserpfuhls, „die Suhle" genannt, ansichtig werden, machen wir Halt und stehen nun vor einem mit Steinmassen überdeckten Terrain. Dies Steinfeld ist die sogenannte „Stadtstelle."

Hier stand vor 500 Jahren die Stadt oder das Städtchen Blumenthal, das seitdem dem ganzen Walde den Namen gegeben hat. Verfolgen wir nunmehr die Schicksale dieser Stadt durch die Jahrhunderte hindurch.

Die älteste Nachricht über Stadt Blumenthal, die wir haben, reicht bis auf 1375 zurück. Das Landbuch der Mark Brandenburg (bekanntlich in genanntem Jahre entworfen) führt „Blumendal" noch unter den Ortschaften des Landes Barnim auf; der Umstand aber, daß nur das Areal des Städtchens angegeben, aber weder von Abgaben noch Hofedienſten gesprochen wird, spricht dafür, daß die Feldmark bereits wüst und werthlos zu werden begann. Die Trefflichkeit der Aecker, so wie die Bedeutung, die „Blumendal" bis dahin gehabt hatte, machen es zwar wahrscheinlich, daß im Laufe der nächsten Zeit verschiedene Versuche gemacht wurden, die wüst gewordenen Höfe neu zu besetzen und die Aecker neu

Digitized by Google

zu bebauen, aber dieſe Abſichten ſcheiterten an der Ungunſt der Zeiten. 1348 war das große Sterben; 50 Jahre ſpäter, als neue Coloniſten muthmaßlich eben anfingen dem todten Orte ein neues Leben zu geben, fielen die Pommern ins Land und wieder 30 Jahre ſpäter ging der Huſſitenzug (der bei Bernau ſein Ende fand) mit Mord und Brand über „den Blumenthal“ hin. In 80 Jahren die Peſt, die Pommern und die Huſſiten, — das war zu viel für das Leben von Blumendal. Ein Fluch ſchien über den Ort ausgeſprochen zu ſein. Er war nun wirklich todt, die Wiederbelebungsverſuche blieben aus und das Mauerwerk zerfiel. Der Wald mit Eichen und Schlingkraut zog in die offenen Thore ein und die Mallinekens rankten und blühten über Steintrog und Brunnen hinweg. Die Sage fing an ihre Kreiſe um dieſen Steinplatz zu ziehen und ehe ein Jahrhundert um war, war es ein unheimlicher Ort, eine „verwunſchene Stelle.“ Jeder mied ſie. Wie es Seen und Seeſtellen giebt, wo die Fiſcher nicht fiſchen, weil ſie fürchten, daß eine Hand aus der Tiefe fahren und ſie hernieder zerren wird, ſo berührte kein Jäger die Stelle, wo die alte Stadt geſtanden hatte. Rundum tobte die Jagd, die Kurfürſten ſelbſt jagten hier mit „Hund und Horn“; aber vorüber an der Stadtſtelle zog der Zug. Und waren Kinder beim Himbeerſuchen unerwartet unter das alte Mauerwerk gerathen, ſo befiel ſie's plötzlich wie bittere Todesangſt und ſie flohen blindlings, durch Geſtrüpp und Dorn, bis ſie zitternd und athemlos die Ihrigen erreichten. Was gab es da nicht alles zu erzählen! So wuchs die Sage und zog immer feſtere Kreiſe um die „Stadt im Wald.“ Immer gefürchteter wurde der Platz. Selbſt das Wild ſchien die Stelle zu meiden und nur Bache und Keiler hatten ihre Tummelplätze hier. An den tiefer gelegenen Stellen der „alten Stadt“, wo aus moderndem Eichenlaub und ſickerndem Quellwaſſer ſich Sumpflandſtücke gebildet hatten, kamen die Wildſchweinsheerden aus dem ganzen „Blumenthal“ zuſammen und wenn ſie dann in Mondſcheinnächten ihre Feſte feierten, klang ihr unheimliches Getös bis weit in den Wald hinein und mehrte die Schauer des Orts.

Digitized by Google

So vergingen Jahrhunderte. Die Eichen wurden immer höher, das Gestrüpp immer dichter, — die alte Stadt schien verschwunden. Nur um die Winterzeit, wenn Alles kahl stand, wurden die Reste alten Mauerwerkes sichtbar. Aber wer war, der ihrer geachtet hätte? Es waren die Zeiten des 30jährigen Krieges und der Jahre, die folgten; — so viele Dorf- und Stadtstellen lagen wüst, so viel neue Herde waren zerstört; wer hätte Lust und Zeit gehabt, sich um alte, halbvergessene Zerstörung zu kümmern?

So kam das Jahr 1689 und mit diesem Jahre tritt die alte Stadt, die bis 1375 ein Stück wirklicher Geschichte gehabt hatte und dann erst sagenhaft geworden war, aufs Neue in die Geschichte ein. 1689 besuchte Bürgermeister Grübel aus Kremmen die Stadtstelle und fand noch Feldsteinmauern, die den Boden in Mannshöhe überragten. Von da ab folgten weitere Besuche in immer kürzeren Zwischenräumen: Beckmann um 1750, Bernouilli um 1777; beide fanden Mauerreste und hielten sie für die Ueberbleibsel einer alten Stadt. Noch andere Reisende kamen; aber ausführlichere Mittheilungen gelangten erst wieder zur Kenntniß des Publicums, als im Jahre 1843 der Geistliche des benachbarten Dorfes Prötzel, einen auf genaue Forschung gegründeten Bericht veröffentlichte. In diesem heißt es: Die merkwürdige Stadtstelle Blumenthal ist unstreitig*) in alten Zeiten ein menschlicher Wohnort gewesen. Man sieht noch jetzt Spuren von Feldsteinmauern. Vor einigen Jahren sind von den Waldarbeitern mehrere Werkzeuge, Hämmer, Sporen u. dergl. gefunden worden, die, den Kindern dann zum Spielen gegeben, leider wieder verloren gingen. Kalk wird noch jetzt dort gefunden. Die Stadt soll von den Huf-

*) Dies „unstreitig" bezieht sich auf die Klödenschen Auslassungen über die „Stadtstelle", die es bestreiten, daß hier eine Stadt gestanden habe. Er nimmt an, daß es eine heidnische Begräbnißstätte gewesen sei und findet in den Steinreihen nichts als eine Art Feldstein-Umzäumung oder Einfriedigung dieser Stätte. Er irrt darin ganz unbedingt. Hätte er die Stelle gesehen, wie sie jetzt daliegt, so hätte er sich auf den flüchtigsten Blick von seinem Irrthum überzeugen müssen.

Digitized by Google

ſiten auf ihrem Zuge nach Bernau zerſtört worden ſein. Einige meinen, daß die Zerſtörung älter ſei. Der große platte Stein innerhalb der „Stadtſtelle“ (der ſogenannte Mark- oder Marktſtein) iſt vielleicht ein Denkmal aus der heidniſchen Zeit. Es iſt nicht undenkbar, daß hier, mitten im Urwalde, ſchon die Semnonen einen Volksverſammlungsplatz oder eine Opferſtätte hatten, und daß die Städte erbauenden Wenden (oder vielleicht auch erſt die Sachſen), als ſie an dieſer Stelle einen Wohnort gründeten, den heidniſchen Opferſtein liegen ließen, wo er lag, weil es unmöglich war, ihn fortzuſchaffen. Dieſer Markſtein wird hier auch noch liegen, wenn von den Feldſteinmauern rings umher längſt die letzte Spur verſchwunden iſt. Sollen dieſe Spuren gewahrt werden, ſo iſt es die höchſte Zeit. Schon hat die Pflugſchar ganze Strecken der „Stadtſtelle“ in Aecker umgewandelt und der Eichenwald iſt hin, der dieſe Stelle ſo lange in ſeinen Schutz nahm.“

So weit der Bericht von 1843. Ich ſuche nun in Nachſtehendem zu ſchildern, wie ich beinahe 20 Jahre ſpäter (1862) die Stadtſtelle gefunden habe.

Von dem Hügelrande aus geſehen, der die ſchon genannte „Suhle“ einfaßt, hat man nach Oſten (nach Prötzel) hin ein wellenförmiges, hier und da angebautes Stück Land vor ſich, das an einzelnen Stellen von loſe aufgethürmten, ſehr niedrigen Steinmauern eingefaßt, an anderen Stellen mit großen Feldſteinen wie beſäet iſt. Wer viel in der Mark gereiſt iſt, dem fällt der Anblick zunächſt nicht auf, denn es giebt unendlich viele ſolcher mit Feldſteinmaſſen überſäeter Felder, deren Feldſteinblöcke — um das Feld doch einigermaßen nutzbar zu machen — die Menſchenhand bei Seite geworfen, ſo zu ſagen an den Tellerrand gelegt und dadurch ein freies Feld mit einer ſteinernen Einfriedigung geſchaffen hat.

Dies iſt der nächſte Eindruck; nichts was auf den erſten Blick an Stadtüberreſte erinnerte, und man tritt (ohne es zu

Digitized by Google

merken) in die alte Umwallung ein, völlig überzeugt, daß Klöden Recht gehabt habe, als er die Existenz einer Stadtstelle bestritt. Aber dieser Eindruck ist nicht von Dauer. Unser kundiger Führer (der Meier auf dem obengenannten Vorwerk) führt uns an ein Gestrüpp von Elsbusch und Brombeerstrauch und sagt dann, auf eine Steinlinie zeigend, die kaum fußhoch aus der Erde hervorragt: Dies ist die Kirche. Wir antworten zunächst mit einem halb verlegenen Lächeln. „Hier können Sie den Kalk sehen", fährt der Führer fort, ein Stück Mörtel aus den Fugen loßstoßend, und indem wir uns nunmehr niederbeugen und das Kalkstück in die Hand nehmen, erkennen wir mit so großer Bestimmtheit, wie sie nur irgendwie der Augenschein geben kann, daß wir hier nicht eine aufgeschüttete Einfriedigung, sondern ein in die Tiefe gehendes, gemauertes Fundament vor uns haben. Auf einen Schlag sind wir überführt. Wir verfolgen nun die Steinlinie, kommen an die Eckſteine, endlich an einen zweiten und dritten, überblicken das Oblong und sind mit einem Male orientirt. Aller Zweifel schwindet und wir sehen klärlich: hier hat ein Gebäude gestanden, die Fundamente liegen da; ob Kirche oder Rathhaus, ist gleichgültig; höchst wahrscheinlich eine Kirche. Unser Führer erkennt sehr wohl die Umwandlung, die in uns vorgegangen. „Ich werde Sie nun zu dem großen Brunnen führen", murmelt er mit erkünstelter Gleichgültigkeit (denn diese „Stadt-Stelle" ist sein Stolz) vor sich hin und geht, hügelanwärts, vorauf. Inmitten eines Stück Roggenlandes, dessen Halme erst handhoch aus der Erde ragen, stehen wir alsbald vor dem Brunnen, und zwar ganz unzweideutig vor einem jener Ziehbrunnen, wie wir deren noch jetzt in den Dorfgassen begegnen. Wir sehen eine Rundung von 5 bis 6 Fuß Durchmesser, die Rundung selbst mit Feldsteinen ausgemauert und die Höhlung, wiewohl mit Geröll locker zugeworfen, noch jetzt über 5 Fuß tief. Auf unsere Fragen erfahren wir, daß vor 20 Jahren alle diese Dinge noch viel deutlicher waren: das Mauerwerk der Kirche ragte noch mannshoch auf, die Brunnenhöhlung war noch gegen 15 Fuß tief, und die innere Umkleidung, der Mantel des Brunnens, erwies

Digitized by Google

ſich noch deutlich als eine Art Lehm-Cylinder, in dem die Steine kreisförmig übereinander ſteckten.

So vor 20 Jahren, alſo zur ſelben Zeit, als der Prötzler Geiſtliche ſchrieb. Aber was da iſt, genügt auch jetzt noch völlig zur Beweisführung. Wir ſchreiten nunmehr von der „Brunnenſtelle“ zu der benachbarten „Backofenſtelle.“ Sie liegt mitten im Roggenland und giebt ſich zunächſt durch nichts Beſonderes zu erkennen. Die Roggenhalme ſtehen hier ebenſo wie rundum. Erſt bei genauerer Einſicht gewahren wir, daß ſich mitten in dem ſchwarzbraunen Boden eine kreisrunde, etwa 6 Fuß im Durchmeſſer habende Lehmſtelle ſcharf markirt. „Hier ſtand ein Backofen; Sie werden unten (in dem tiefer gelegenen Stadttheil) beſſere ſehn.“

Von der Backofenſtelle geht es zum „Marktſtein“, der an höchſter Stelle der Stadtſtelle gelegen, bis dieſen Tag von einer alten Eiche überſchattet wird. Aber dieſe Eiche, alt wie ſie iſt, iſt keine von den älteſten. Sie iſt eine von dem Nachwuchs, der, als die Stadt zerſtört war, durch die offenen Thore hier einrückte. Die wirklich alte Eichengeneration, die, zu Lebzeiten der Stadt, den Marktplatz hier einfaßte und beſchattete, iſt hin und zeigt nur noch an einzelnen Wurzelſtubben (von 7 Fuß Durchmeſſer), weß Schlages und Umfangs ſie war.

Weit mehr aber als dieſe Eichenſtubben iſt der Marktſtein ſelbſt eine Sehenswürdigkeit. Es iſt derſelbe, über den wir ſchon den Prötzler Geiſtlichen berichten hörten. Er mißt etwa 8 Fuß im Quadrat, ragt nur wenig aus dem Erdreich hervor und gleicht einer großen, granitnen Tiſchplatte. Seine Wurzeln gehn ſehr tief, ſo daß man bei Nachgrabungen, die vor einiger Zeit angeſtellt wurden, noch auf 14 Fuß Tiefe nicht das Ende des Steins erreicht hatte. Natürlich hat nicht Menſchenhand dieſen Stein hierher gelegt, und die Annahme hat nichts Gezwungenes, daß er ein Opferſtein der Ureinwohner war. Auf dieſem Stein zu ſchlafen, müßte mindeſtens eben ſo unheimlich wie unbequemlich ſein.

Von dem Marktſtein aus, — nach den Detail-Studien, die man auf dem Wege dahin an Fundamenten, Brunnen- und

Digitized by Google

Backofenſtellen gemacht hat, — überblickt man nunmehr die „Stadtſtelle“, wie man auf eine Reliefkarte blickt; man iſt durchaus orientirt und hat Alles in völliger Klarheit vor ſich. Man erkennt die Stadtmauer, die Thore, die Hauptſtraße, die Kirche, die einzelnen Häuſer und Gehöfte, — und ungerufen, wie eine Viſion, ſteigt die alte Stadt wieder vor unſerem Auge auf. Gewiß iſt das Bild ein vielfach falſches; aber die Umriſſe liegen überſichtlich da, und die Fehler, die wir machen, ſind nur die, in die wir verfallen, wenn wir uns mit Hülfe eines Plans eine Stadt im Geiſte auferbauen. Die Dinge ſelbſt ſind nicht richtig, aber wir geben den Dingen ihren richtigen Platz.

Nachdem wir Umſchau gehalten, traten wir nunmehr den Rückweg an. Unſer Nächſtes war, den Umfang von Stadt und Kirche auszumeſſen. Die Kirche mißt 50 Fuß zu 40; die ganze Stadt iſt 600 Schritt lang und ziemlich eben ſo breit. Unten am Hügel-Abhang, in der Nähe der „Suhle“, blicken wir noch einmal auf das Steinfeld, das nun nicht länger ein Chaos für uns war, zurück; — dann trennten wir uns zögernd von dieſer Stelle, über der ein eigener Zauber waltet. Die Natur wuchs einſt wild in dieſe alte Stelle der Cultur hinein und wucherte darin; nun hat eine andere Cultur den Wald gefällt und breitet ihre Saaten darin aus. Im Mai blüht und duftet hier der Raps; im Juni wogen die Kornfelder. Städtiſche Cultur von ehemals und Ackercultur von heut reichen ſich über dem vierhundertjährigen Wald-Interregnum die Hand. Aber an Unheimlichem fehlt es noch immer nicht. Das Wildſchwein hat es nicht vergeſſen, daß Jahrhunderte lang ihm dieſe Stelle gehörte, und in Sommernächten, wenn der Rapsduft vom Feld her in den Wald zieht, dann bricht es in ſein altes Land ein, erſt in die „Suhle“, dann in die Saat und tritt nieder und wirbelt auf. Wer dann im „Blumenthal“ ſeines Weges kommt, der hört ein Lärmen und Jolen, ein Grunzen und Quitſchen wie in alter Zeit, und weiß nicht, iſt es Hexen-Sabbath oder die wilde Jagd.

Digitized by Google

Predikow.

Vor Thaue noch und Tage
Zog aus er heut, mit Hund und Horn,
Daß er den Hirsch erjage.
Alte Ballade.

Um den großen und sagenreichen „Blumenthalwald" herum, der das Plateau des Barnim von West nach Ost durchzieht, gruppirt sich eine ganze Anzahl schöner und reicher Güter, die, bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinein, das Besitzthum vier alter märkischer Familien waren. Lichterfelde, Hohen-Finow, Trampe und Hackelberg (alle im Norden des Blumenthalwaldes gelegen) gehörten den Sparrs; Gielsdorf und Gazin (im Süden) den Pfuels; Werneuchen (westlich) den Krummensees; im Osten aber saßen die Barfuse auf Möglin und Batzlow, auf Prötzel und Predikow.

Die Krummensees sind ausgestorben; von den Sparrs existirt noch ein Zweig in Pommern (ihre märkischen Güter sind längst in andere Hände übergegangen); die Pfuels blühen noch auf Gielsdorf und Jahnsfelde, anderer neu erworbener Güter zu geschweigen; die Barfuse aber, eine Zeit lang die mächtigsten und reichsten vielleicht, haben alles eingebüßt und besitzen von jenen fünfzehn Gütern, die sie zur Regierungszeit des großen Kurfürsten (blos im Lande Barnim) inne hatten, nur eines noch — Batzlow. Die letztgenannten, die Barfuse, sind es, die uns in diesem Kapitel ausschließlich beschäftigen sollen.

Digitized by Google

Sie kommen zuerſt 1280 in den Marken vor, wo Hans Barfus, als einer der angeſehenſten Vaſallen des Landes Oberbarnim, genannt wird. In ihre ſagenhafte Vorgeſchichte ſteigen wir übrigens nicht zurück und leiſten namentlich auch Verzicht darauf, den alten Streit wegen „Barfus“ mit einem s und „Barfuß“ mit einem ß entſcheiden zu wollen. Die Genealogen ſchreiben „Barfuß“, einfach auf das Wappen der Familie deutend, das drei unverkennbare Barfüße zeigt; die Familie ſelbſt aber verwirft die Ableitung von einem niederſächſiſchen Geſchlecht der Baarfoote, Barfuße oder Nudipes (wie ſie in alten Urkunden häufig genannt werden), und ſchreibt ſich Barfus, ihren Urſprung auf das altkölniſche, urſprünglich römiſche, Patriziergeſchlecht der Parvus zurückführend. Der jetzige Senior der Familie beſitzt unter ſeinen vielen Bildern und Schildereien auch eine Abbildung des alten, noch exiſtirenden Parvuſenhofes in Köln, eine Stätte, auf die er als auf den alten Urſitz ſeiner Familie zurückblickt.

Gleichviel ob Barfuß oder Barfus, für unſere Zwecke genügt es, daß die Barfuſe (wie wir in Huldigung gegen die Familie, aber ohne direkte Parteiergreifung ſchreiben wollen) ſchon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf dem Oberbarnim ſäßig waren und bald darauf bereits dieſelben Güter inne hatten, die ſpäter den Kern ihres ausgebreiteten Beſitzes bildeten: Kunersdorf (nicht das Schlachten-Kunersdorf), Batzlow, Predikow und Möglin.

Predikow war das eigentliche Familiengut und damals unmittelbar am Rande des „Blumenthal-Waldes“ gelegen war es beſonders werthvoll durch ſeine Forſtbeſtände, die ſich, nach Weſten hin, bis weit in den Blumenthalwald hinein erſtreckten. Dieſen reichen Forſtbeſtänden verdanken wir es auch, daß wir die Barfuſe, etwa um 1590 herum, bereits in der Specialgeſchichte unſeres Landes auftreten ſehen, indem es eben dieſer Predikowſche Antheil am Blumenthalwalde war, der unter Johann Georg und Joachim Friedrich zu einem vieljährigen Streit zwiſchen den Kurfürſten und den Barfuſen führte. Dem ganzen Ereigniß — ohne ſchließlich in einer Schlacht von Otterbourne oder einem Percy- und Douglaskampf

Digitized by Google

zu culminiren — ſtand nichts deſto weniger von Anfang an ein gewiſſes romantiſches Element zur Seite, und um dieſes Stückleins Romantik willen (eine ſeltene Blume hierlandes) mag es gerechtfertigt ſein, wenn wir einen Augenblick bei der Erzählung des ganzen Hergangs verweilen.

Kurfürſt Johann Georg liebte die Jagd, wie alle Hohenzollern vor und nach ihm, Friedrich den Großen abgerechnet, der das Jagdvergnügen einfach als eine Barbarei bezeichnete. Die Kurfürſten jagten damals in den ſchönen Forſten um Berlin herum, in den weiten Waldrevieren von Potsdam und Spandau, von Köpenick und Fürſtenwalde, und beſaßen außerdem den „Werbelliner Wald", einen der ſchönſten Forſte in Norddeutſchland. Aber, voll wachſender Jagdpaſſion, mit jeder Grenze unzufrieden, ging ihr beſtändiges Streben dahin, ihre Jagdterritorien zu erweitern und immer neue Waldgebiete in den großen Jagdgrund hineinzuziehen.

Eine ſeiner Jagden führte den Kurfürſten (Johann Georg) um 1590 in den „Blumenthal" und die Schönheit dieſes Waldes machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Der fruchtbare Boden, der allem, was hier wuchs, eine üppige Schönheit lieh, die hohen Eichen, das friſche Niederholz, das Terrain ſelbſt in buntem Wechſel von Thal und Hügel, mit klaren Seen in Tiefen und Schluchten, alles das erfreute das Jägerherz Johann Georgs, und ehe eine Woche um war, wandte er ſich an die Barfuſe (vier Brüder), die damals auf Predikow ſaßen, und bat um die Erlaubniß, in ihrem Walde jagen zu dürfen. Die Barfuſe (Richard, Nicolaus, Valentin und Caſper) willfahrten gern dem kurfürſtlichen Wunſche, ohne Ahnung, daß aus ihrer Willfährigkeit alsbald das dauernde Recht der „Vorjagd" gefolgert werden würde. Und dennoch geſchah es ſo. Ohne weitere Nachſuchung, geſtützt auf das plötzlich in's Leben getretene Recht „landesherrlicher Vorjagd" brach im Sommer 1602 das Jagdgefolge Joachim Friedrichs (des Nachfolgers Johann Georgs) „mit Hund und Horn" in die Predikowſchen Waldungen ein und das Geklaff von über 200 Rüden lärmte durch den Forſt. Ehe der Tag um war, war das hohe Wild zu Tode gehetzt und

Digitized by Google

der junge Wildſtand vernichtet. Soweit die Romantik; die vier Barfuſe aber, ſtatt ihren Clan zu den Waffen zu rufen, wurden klagbar beim Obergericht, und als nach fünfzig oder hundert Jahren der Inſtanzenzug zu Ende war, war längſt kein Barfus mehr auf Hohen- und Nieder-Predikow.

Die Barfuſe wurden klagbar, ſtatt ihren Clan zu entbieten; aber wir würden ſehr irren, wenn wir aus dieſem Abſtehen vom Kampf gegen die damals ſchon feſt gegründete hohenzollernſche Gewalt, etwa den Schluß ziehen wollten, die vier Barfuſe auf Predikow wären ſehr friedliche und ruhige Leute geweſen. Sie waren ſo ziemlich das Gegentheil davon, was aus einer andern Geſchichte erhellen mag.

Von den vier Brüdern waren drei, die beiden älteſten und der jüngſte, auf ihren „Höfen" in Predikow geblieben, während der dritte Bruder, Valentin, in die Dienſte des Pommernherzogs getreten und deſſen Oberjägermeiſter geworden war.

Es war um 1610, alſo acht Jahre nach der Jagd im „Blumenthal"; als Valentin Barfus auf Beſuch nach Predikow kam. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er von ſeinen Brüdern der Reihe nach bewirthet wurde. Der älteſte Richard, der auf dem „rothen Hauſe" in Nieder-Predikow ſaß, hatte natürlich den Vorrang als Feſtgeber und eine tüchtige Zechkumpanei, nach Sitte jener Zeit, wurde geladen. Man trank, man jubelte, man tobte und, unglaublich zu ſagen, — denn woher nahm man die Damen? — man tanzte auch. So kam Mitternacht heran. Um Mitternacht aber legten die Spielleute matt und müde ihre Fiedeln nieder und ſagten: „Wir können nicht mehr!" Da ſprang Nicolaus, der zweite und wildeſte der Brüder, mitten unter ſie und ſchrie, indem er dem Nächſten mit der Fauſt drohte: „Weiter, weiter, und wenn der Teufel ſelber aufſpielen ſollte!" Da erſchien der böſe Feind auf dem Ofen, mit der Sackpfeife unterm Arm, grinste den Nicolaus an und ſpielte auf. Da entſetzten ſich die Barfuſe und lie-

Digitized by Google

ßen den Pfarrer holen. Als er kam, fingen sie an mit ihm zu beten, und beteten, bis der Sackpfeifer wieder verschwunden war.*)

Aber der Teufel war doch im Hause gewesen und Unfrieden ließ er zurück. Fehde brach aus zwischen den Brüdern; die beiden älteren standen sich im Zweikampf gegenüber, und auf dem Grasplatz am Teich, hundert Schritt hinter dem rothen Hause, fiel Richard der älteste, von der Hand des zweiten Bruders, eben jenes Nicolaus, der an dem geschilderten Zechabend den unheimlichen Sackpfeifer herbei gerufen hatte.

Unfriede kam in's Haus und alsbald jedes Unglück im Geleit. Der dreißigjährige Krieg legte die Felder wüst und fünfzig Jahre später war kein Barfus mehr in Predikow. Intrigue und Gewalt hatten ihnen ihr altes Erbe entwunden.

In Predikow ist wenig oder nichts mehr, das an die alten Barfus-Zeiten erinnerte. Noch unterscheidet man ein Ober- und Unterdorf, noch weiß man, wo das „rothe Haus" gestanden und wo der älteste Bruder, zum Tod getroffen, zusammensank; aber sonst schweigt an dieser Stelle alles von den Barfusen, wiewohl die alte Ulmenallee noch steht, die sie gepflanzt, und die alte Kirche, die sie gebaut haben.

*) Eine ähnliche Sage, in der der Teufel nicht zum Tanze aufspielt, aber, weil herbei gerufen, als Tänzer auftritt, findet sich im Eiderstedtschen (Schleswig). Es war eine große Hochzeit auf Hoyersworth und unter den Gästen auch eine hübsche Dirne, die flinkste und eifrigste Tänzerin im Lande. Auch an jenem Abend tanzte sie unaufhörlich und konnte doch nicht genug bekommen. Vergebens warnte die Mutter; sie sprach übermüthig: „Und wenn der Teufel selbst käme, ich tanzte mit ihm." Kaum waren ihr diese Worte entfahren, so trat der Angerufene in den Saal. Er schritt auf das Mädchen zu und forderte sie zum Tanze auf. Wie ein Wirbelwind drehten sich die Beiden; sie tanzten zuletzt nur noch allein, und die übrigen Gäste sahen dem rasenden Tanze voll Erstaunen zu. Endlich schwieg auch die Musik, aber das Paar tanzte noch immerfort, bis der Dirne plötzlich das Blut aus dem Munde stürzte, und sie todt zusammenbrach. Sofort war der Tänzer verschwunden. Doch die Blutflecken waren nicht zu vertilgen, und die Dirne selbst fand keine Ruh. In jeder Mitternacht schlüpft sie aus dem Grabe in den Tanzsaal; die höllische Musik bricht los, und sie dreht sich wieder im sausenden Walzer.

Digitized by Google

Dieſe Kirche iſt eine jener einfach maleriſchen Feldſteinbauten, wie man ihnen, aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert her ſo oft in den Marken begegnet. Ein Chriſtuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica, eine rohe Arbeit, ſtammt vielleicht noch aus jener Zeit der „vier Brüder", aber niemand weiß es zu ſagen. Im Jahr 1821 war ferner noch ein Barfuſsches Wappenfenſter da; indeſſen proteſtantiſches „Lichtbedürfniß" hat längſt ſeitdem das bunte Glas beſeitigt und eine „helle Scheibe" an die Stelle der bunten geſetzt. Nichts mehr mahnt an die Barfuſe hier als ihre Gruft, aber auch die Sprache der Särge iſt ſtumm gemacht. Der Eingang in das Gewölbe iſt zugemauert, und die Gruft ſelber, ſo würden wir glauben, längſt verſchüttet, wenn nicht der Eſtrich hie und da tief verſänke und hohlen Klang gäbe bei jedem Schritt darüber hin. Aber verſchüttet oder nicht, da unten ruhen die vier Brüder Barfus, bei denen unſere Erzählung länger verweilt hat: Valentin, „der beim Pommernherzog das Zechen gelernt," Richard, der hinter dem „rothen Hauſe" zuſammenſank und Nicolaus, der den Teufel-Spielmann rief und dann ihm verfiel.

Von den Predikowſchen Barfuſen aber wenden wir uns viel berühmteren Gliedern derſelben Familie zu: den Barfuſen von Möglin. Noch gedenkt ihrer, ihres Namens in der Geſchichte zu geſchweigen, ein altes Wappenſchild in der kleinen Kirche des ebengenannten Dorfs, aber im Gedächtniß der „Mögliner, die nach ihnen kamen," ſind ſie todt; mit Unrecht. Detlof Friedrich von Barfus, der als Oberſt bei der Belagerung von Greifswald fiel, war ein Barfus von Möglin, deſſen das Dorf ſchon Grund hätte in Ehren eingedenk zu ſein bis dieſen Tag; mehr aber als Detlof Friedrich und alle Barfuſe vor und nach ihm ſteuerte Hans Albrecht von Barfus, der Feldmarſchall und Türkenbeſieger, zum Ruhme ſeiner Familie und ſeines Dorfes bei. Dieſem, dem vornehmſten ſeines Geſchlechts, wenden wir uns nunmehr ausführlich zu.

Digitized by Google

Hans Albrecht von Barfus.

Der jetzt Alles vermag und kann,
War erst nur ein ſchlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin ſich vertraut,
Hat er ſich dieſe Größ' erbaut.

Schiller.

Hans Albrecht von Barfus wurde, inmitten der Drangſale des dreißigjährigen Krieges, 1635 zu Möglin geboren. Dieſes Dorf, dem zu Anfang dieſes Jahrhunderts, durch den Namen Albrecht Thaers, ein Ruhm weit über die Grenzen unſerer Heimath hinaus erwuchs, war an und für ſich ein unbedeutender Beſitz; der Vater Hans Albrechts aber, in ſo weit er einige Nachbargüter beſaß, zählte keineswegs zu den ärmeren Grundbeſitzern des Barnim und verfügte zweifellos über die Mittel, ſeinem Sohne eine Erziehung zu geben. Aber ſei es, daß der Vater, wie ſo viele damals und ſpäter, von hohen Schulen nicht allzu hoch dachte, oder daß die Verwüſtungen des Krieges die vorhandenen Mittel erſchöpft hatten, gleichviel, eine claſſiſche Bildung unterblieb, und eine weltmänniſche kaum minder. Das Militäriſche trat von Anfang an in den Vordergrund und wurde Schule für's Leben, Staffel zum Glück.

Hans Albrecht trat früh in Dienſt. Es war die Zeit, wo die Söhne des Adels anfingen, nachdem ſie Jahrhunderte lang dem Aufgebot ihres Landesherrn gefolgt waren, den Krieg aus eigenem Trieb heraus als Metier zu treiben. Alles drängte darauf hin. Die Edelhöfe lagen wüſt, die Zeiten waren unſicher, zudem traten eben jetzt die ſtehenden Heere in's Leben und brauchten Offiziere. Hans Albrecht diente „von der Pieke auf", ein Umſtand, deſſen er ſich in ſeinen Feldmarſchallstagen gern zu rühmen pflegte.

Digitized by Google

Seine erſten Feldzüge machte er unter Sparr, Derfflinger und Görtzke. Er focht mit in Polen (die dreitägige Schlacht bei Warſchau), in Pommern, in Preußen und am Rhein. Bei Fehrbellin war er höchſt wahrſcheinlich nicht, da er zu allen Zeiten beim Fußvolk ſtand, das brandenburgiſcherſeits in dieſer Reiterſchlacht faſt gar nicht zur Verwendung kam. Auch Schöning (aus gleichem Grunde, wie ſchon erzählt) fehlte bei Fehrbellin. Im Uebrigen begann ſchon damals der Unterſchied zwiſchen Schöning und Barfus, auch in ihrer äußern Stellung hervorzutreten. Schöning war mit 35 Jahren Generalmajor, Barfus mit 35 Jahren — Lieutenant. Das durfte nicht Wunder nehmen. Erwies ſich Schöning doch in allem und jedem als der „Ausnahmemenſch", als der Mann der „großen Carrière". Barfus hingegen war der Durchſchnittsmenſch, der Mann der Anciennität. Freilich gehörte er jener Claſſe von Perſonen zu, die man als die ſubalternen Genies bezeichnen könnte, zu jener Claſſe von Leuten, die eine mäßige Begabung glücklich und ſegensreich für ſich und andere auszubeuten wiſſen. Ihre Tugenden ſind Charakterſache und ihre Genialität heißt: Abwarten, Ausdauer, Conſequenz. Eine ſolche Natur war die unſeres Hans Albrecht.

Im Jahr 1670, fünfunddreißig Jahre alt, war er noch Lieutenant, aber ſei es, daß die immer ſich ſchneller folgenden Kriegszüge ihm eine raſch wachſende Gelegenheit gaben, ſich auszuzeichnen, oder daß das Glück, das ihm ſo wenig hold geweſen war, plötzlich ſeine gute Laune ihm zuwandte, gleichviel, mit 35 Jahren noch Lieutenant, war er mit 43 Jahren bereits Obriſt eines Regiments und wenige Jahre ſpäter Generalmajor. (In der neueren preußiſchen Kriegsgeſchichte bietet vielleicht nur Gneiſenau ein ähnliches Beiſpiel verſpäteten und dann ſehr raſchen Avancements, Gneiſenau, der 1806 noch Capitain und 1813 bereits Generallieutenant war.) Als ſolcher machte Barfus zwei Türkenzüge mit, den erſten (1683) behufs des Entſatzes von Wien, den andern (1686) wegen der Eroberung von Ofen. Die Belagerung dieſer Feſtung und den beſonders ruhmreichen Antheil, den Hans

Digitized by Google

Albrecht an dieſer Belagerung genommen, habe ich unter Tamſel, in dem Kapitel „Hans Adam von Schöning“ bereits ausführlicher erzählt. Schöning wird der Ruhm nicht genommen werden können, Brandenburg damals, ſowohl durch ſein perſönliches Auftreten, wie auch durch den Aplomb, mit dem er ſeine Truppen in den Vordergrund ſchob, glänzend repräſentirt zu haben, glänzender muthmaßlich, als es unſer Hans Albrecht vermocht hätte; dem letzteren aber bleibt ſeinerſeits das Verdienſt, in der Nähe des „Ofens, der ſehr heiß war,“ wie damals das Sprüchwort ging, am andauernd ſten ausgehalten und zweimal allerperſönlichſt die Kaſtanien aus dem Feuer geholt zu haben. Seine Sturmcolonne war es, neben der kaiſerlichen des Herzogs von Croy, die über das Schickſal „Budas“ entſchied.

Zwei ruhmreiche Türkenzüge lagen hinter ihm; aber ein dritter, ruhmreicherer ſtand ihm bevor; ruhmreicher vielleicht für die chriſtlichen Waffen überhaupt, jedenfalls ruhmreicher für unſern Hans Albrecht ſelbſt. Im Jahre 1691 ſtieß abermals ein Corps Brandenburger als Auxiliartruppe zu den Kaiſerlichen, und am 19. Auguſt erfolgte Angeſichts von Peterwardein, die große Türkenſchlacht bei Szalankament. Markgraf Ludwig von Baden führte das chriſtliche Heer. Da Barfus dieſen wichtigen Tag zu „Ehren der Chriſtenheit“ entſchied, ſo ziemt es ſich wohl, bei den Details dieſes Tages, ſo ſehr wir ſonſt geneigt ſind, von Schlachtenſchilderungen Abſtand zu nehmen, etwas ausführlicher zu verweilen.

Die Türken, etwa 100,000 Mann ſtark, hatten eine ſehr feſte, aber zugleich ſehr gefährliche Poſition eingenommen, eine Poſition, in der ſie ſiegen oder nothwendig zu Grunde gehen mußten. Sie ſtanden nämlich mit ihrem Fußvolk (50,000 Mann, meiſt Janitſcharen) auf den Hügeln an der Donau, den Fluß im Rücken, die Ebene vor ſich. Auf dieſer Ebene, am Fuß des Hügels, ſtanden andere 50,000 Mann, lauter Reiterei (Spahis). Die Janitſcharen führte der Großvezier Köprili, die Reiterei der Seraskier-Paſcha. Die kaiſerliche Armee war viel ſchwächer und betrug im ganzen kaum 50,000 Mann. Den rechten Flügel führte Feldzeugmeiſter Graf

Digitized by Google

Souches, den linken Feldmarſchall Graf Dünewald, im Centrum aber befehligte Hans Albrecht von Barfus; ſiebzehn Bataillone und einunddreißig Schwadronen ſtanden unter ſeinem Commando.

Der Plan des Markgrafen Ludwig war vortrefflich. Graf Dünewald ſollte vom linken Flügel her mit 85 Schwadronen die Spahis von der Ebene fortfegen, und den glücklichen Moment benutzend, war Graf Souches angewieſen, über das frei gewordene Terrain hinweg die Hügel zu erſtürmen; aber der große Reiterangriff Graf Dünewalds unterblieb (das Terrain war unwegſam), und ſo griff denn Graf Souches unter ungünſtigen Verhältniſſen an. Dreimal vordringend, wurde er dreimal zurückgeſchlagen, und bereits ſchickte die ganze türkiſche Reiterei ſich an, die Vernichtung des rechten Flügels vollſtändig zu machen, als Barfus mit ſeinen Bataillonen vorrückend und einfach rechts ſchwenkend, eine ſchützende Mauer zwiſchen die eben angreifenden Spahis und den in Flucht aufgelöſten rechten Flügel ſchob. Dieſe Eine Bewegung ſtellte die Schlacht wieder her.

Aber Barfus ſollte nicht nur die ſchon verlorene Schlacht wieder herſtellen, er ſollte ſie in der zweiten Hälfte des Kampfes gewinnen. Wir blicken jetzt auf den zweiten Akt der Schlacht.

Der ſieghafte Sturm der Spahis war gehemmt, noch ehe er ſeinen vollen Anlauf hatte nehmen können; die Schlacht ſtand. Da endlich kam Graf Dünewald, der lang erwartete, mit dem linken Flügel heran; Markgraf Ludwig ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Reiterei und brach nun von links her in die Spahis ein, während 6000 Küraſſiere, die geſammte Reſerve des chriſtlichen Heeres, den Feind in der Front angriffen. Der Angriff war unwiderſtehlich. Die Fortfegung der Spahis, womit die Schlacht hatte beginnen ſollen, jetzt war ſie vollzogen; aber kein rechter Flügel exiſtirte mehr, um die Gunſt des Moments zu nutzen. Graf Souches ſelbſt lag todt auf der Wahlſtatt.

Nur das Centrum ſtand noch. Barfus erkannte die volle Bedeutung des Moments. Was der rechte Flügel nicht mehr konnte, das konnte das Centrum, nur noch das Centrum. Die

Digitized by Google

Aufgabe jenes war auf dieſes übergegangen. Barfus rückte vor zum Sturm. Siegreich, wie er vor Buda in die Breſche eingerückt war, ſo erſtieg er hier die Höhen und ein raſendes Gemetzel begann. Was nicht in Stücke gehauen wurde, warf ſich in die Donau und ertrank. Der Großvezier Köprili, der Stolz und Abgott der Türken, der Janitſcharen-Aga, 18 Paſchas, 36 Alaibege, 15 Torbaſchis der Janitſcharen und 20,000 Gemeine bedeckten das Schlachtfeld; die große Heeresfahne des Großveziers von grüner Farbe mit Gold, 145 Kanonen, die Kriegskaſſe, 10,000 Zelte ꝛc. waren erbeutet, und wohl mochte Markgraf Ludwig berichten, „daß dieſe Schlacht die ſchärfſte und blutigſte in dieſem Säculo geweſen, maßen die Türken wie verzweifelte Leut' gefochten und mehr als eine Stunde den Sieg in Händen gehabt." Der Verluſt des Chriſtenheeres betrug 7300 Mann, darunter 1000 Brandenburger.

Der Sieg bei Szalankament, ſeiner allgemeinen Bedeutung zu geſchweigen, hatte auch eine hohe Bedeutung für das Haus Brandenburg insbeſondere. Markgraf Ludwig ſchrieb an den Kurfürſten und drückte ſich über die Mitwirkung der brandenburgiſchen Hülfsvölker in folgenden Worten aus: „Ich kann Euer Kurfürſtliche Durchlaucht den außerordentlichen Valor und das gute Benehmen von Dero Generallieutenant von Barfus, ſo wie Ihrer braven Truppen nicht genug rühmen, und ihnen allein hat der Kaiſer den Sieg und die Vernichtung der Türken zu danken."

Eine ähnliche complimentenreiche Sprache war zwar damals an der Tagesordnung und verfolgte den leicht begreiflichen Zweck, durch freigebig geſpendetes Lob die verſchiedenen Reichsfürſten und ihre Truppenbefehlshaber bei guter Laune zu erhalten. Im vorliegenden Fall indeß, ſo müſſen wir annehmen, waren dieſe Worte mehr als bloßes Compliment und drückten in der That eine wohlverdiente Anerkennung aus. Dieß ergiebt ſich zum Theil aus der Schlachtbeſchreibung ſelbſt. Barfus, durch ſeine prompte Rechtsſchwenkung, dann durch ſeinen Sturm auf die Höhen, entſchied zweimal, durch ſelbſtſtändige Manöver, über das Schickſal des

Digitized by Google

Tages. Aber freilich, Schlachtbeschreibungen können täuschen. Was indessen nicht täuschen kann, das ist das nachfolgende Benehmen des Wiener Hofes. Brandenburg, als es nach der Königswürde zu streben begann, betonte immer wieder und wieder, und zwar erfolgreich, seine entscheidende Mitwirkung am Tage von Szalankament, und so mögen denn die Barfuse nicht ganz Unrecht haben, wenn sie den stolzen Ausspruch wagen: „ihr Ahn, Hans Albrecht, habe auf dem Felde von Szalankament die preußische Königswürde mit erobern helfen."

Im Jahre 1692 kehrte Barfus mit seinem Hülfscorps nach Berlin zurück. Hier häuften sich jetzt die Ehren auf seinem Haupt. Ohne ein Hofmann zu sein, vielleicht selbst ohne den Ehrgeiz, es sein zu wollen, trat er in die Hofkreise und ihr Parteigetriebe ein. Was eigenes Verdienst ihm nicht erwarb, erwarb ihm die Coterie, der er angehörte. „Eine Hand wusch die andere", wie nicht zum zweiten mal in unserer Geschichte. Er hielt sich von Anfang an zur „Fraktion Dohna-Dönhof" und es gereicht ihm zur Ehre, in einer Zeit voll cynisch egoistischen Undanks, in Treue bei der einmal erwählten Partei ausgehalten zu haben. Es kam freilich hinzu, daß er seit 1693 mit Gräfin Eleonore von Dönhof (in zweiter Ehe) vermählt und dadurch an die Interessen dieser Familie gefesselt war. 1695, ohne daß inzwischen neue Kriegsthaten ihm neuen Kriegsruhm erworben hatten, wurde er Feldmarschall-Lieutenant und das Jahr darauf Feldmarschall. Wie sein Rang und sein Ansehen, so wuchs sein Vermögen. Er erstand die Quittainenschen Güter in Ostpreußen, die bis dahin dem Feldmarschall Derfflinger gehört hatten, und endlich auch „Schloß Cossenblatt an der Spree", seinen Lieblingsbesitz, von dem wir in dem nächsten Kapitel ausführlicher sprechen werden.

Aber erst das Jahr 1697 bezeichnet den Höhenpunkt seines Ruhms. Im November dieses Jahres wurde Eberhardt von Danckelmann, der bis dahin allmächtig geglaubte Minister, durch die Dohna-Dönhoffsche Fraktion gestürzt. Hans Albrecht fielen die endlichen Erfolge eines Spieles zu, dessen Einfädelung und Durch-

Digitized by Google

führung, wie wir annehmen dürfen, ihm wenig Sorge gemacht hatte. Seine Hand war zu schwer zur Einfädelung einer Intrigue. Er gab das Gewicht seines Namens her und ließ dann die andern machen.

Danckelmann war gestürzt und Barfus wurde Premierminister. Es war eine Zeit, wo sich jeder zu jedem fähig glaubte, wenigstens bei Hofe. Das bekannte Wort Oxenstiernas wurde wahr an jedem neuen Tag, und was das erstaunlichste ist: die Dinge gingen auch so, und gingen zum Theil sogar gut.

Barfus war Premierminister, noch richtiger Universalminister. Er war alles, er that alles. Auswärtiges, Finanzen, Krieg — alles fiel ihm zu. Dazu war er Gouverneur von Berlin, Commandeur der Garde, Landeshauptmann der Grafschaft Ruppin, und so viel Stellen sich ihm aufthaten, so viel Quellen flossen in seinen Schatz. Er wurde sehr reich. Als Gouverneur von Berlin bezog er ein palastartiges Gebäude, das vor ihm der Obermarschall von Grumbkow (der Vater des bekannten) besessen hatte. Barfus ließ es umbauen, erweitern und einen Garten nach der Spree hin anlegen. Es ist dieß dasselbe Gebäude, das später, und bis auf diesen Tag, als „Stadtvogtei" eine so hervorragende, aber freilich wenig poetische Rolle in unserer Stadt- und Staatsgeschichte gespielt hat.

Hans Albrecht war Universalminister, aber er war es nur durch Zulassung und nicht durch eigene Kraft. Die Dohna-Dönhofs schoben ihn einfach vor, um in die entstandene Günstlingslücke nicht einen neuen, vielleicht viel gefährlicheren Günstling einrücken zu lassen, als Danckelmann je gewesen war. Barfus fiel also die Rolle zu, durch sein bloßes Dasein den Satz zu predigen: wo ich bin, kann kein anderer sein.

Das ging zwei Jahre lang, aber nicht länger. Der Kurfürst, was immer seine Schwächen sein mochten, war aus zu feiner Schulung, um an der Haltung eines alten Campagnesoldaten, der nicht einmal französisch sprach, auf die Dauer ein Genüge finden zu können. Neben einem geborenen Hofmann wie Kolbe-Wartenberg verschwand er, und die Einführung einer Perückensteuer,

Digitized by Google

durch die er der Sitte und den Finanzen des Landes einen gleich großen Dienſt zu leiſten trachtete, war nicht angethan, die ſchon ſchwankende Wage zu ſeinen Gunſten ſinken zu machen. Die neue Sonne ſtieg immer höher; Kolbe-Wartenberg begann wie ein Major Domus zu herrſchen und der Hochmuth des geſtürzten Danckelmann erſchien nun wie Leutſeligkeit, neben dem Ton des neuen Günſtlings. Niemand wurde geſchont, kaum die Königin, am wenigſten die alten Parteien des Hofes.

Aber Barfus, der den Hof überhaupt wie ein Schlachtfeld nahm, war ein viel zu guter Soldat, um ſo ohne Weiteres an Flucht oder Rückzug zu denken. Er hatte den türkiſchen Großvezier beſiegt, warum nicht auch den Major Domus von Brandenburg? Den Danckelmann hatte er mit ſtürzen helfen, warum nicht auch den Wartenberg? Die Königin, die Dohna-Dönhofs, wenn ſie auch anders darüber dachten, verfolgten doch daſſelbe Ziel, und ſo entſtand die „große Liga von 1702", die keinen andern Zweck verfolgte, als den tyranniſchen Günſtling zu beſeitigen und das Barfusſche Interregnum von 1697—99, die Zeit der vereinigten Miniſterien und der Perückenſteuer, wieder herzuſtellen.

Aber Kolbe-Wartenberg war glücklicher, als Danckelmann geweſen war. Vielleicht weil es die Liga in der Perſon verſah, die ſie mit Ausführung der Hauptrolle betraute. Dieſe Perſon war der Hofmarſchall von Wenſe. Graf Otto Dönhof, als er von der Wahl dieſes letztgenannten Herrn hörte, zuckte die Achſeln, ſetzte aber gutgelaunt hinzu: „Wohlan denn, wir müſſen dem Glück einen Ochſen opfern!" Er hatte Recht gehabt. Nur blieb es nicht bei dem einen Opfer; alle traf die Ungnade des Kurfürſten (damals ſchon König), und während der Hofmarſchall den Hof mit der Feſtung Küſtrin vertauſchen mußte, wurde der Reſt vom Hofe verbannt, die Dohnas, die Dönhofs, und auch Barfus.

Dies war ſeine letzte Action, — kein Ruhmestag von Szalankament. Der Hof war nicht ſein Feld. Tröſten mochte es ihn, daß auch Gewandtere unterlegen hatten. Unſer Feldmarſchall ging nach „Coſſenblatt", wo inzwiſchen der Frontbau eines Schloſſes

Digitized by Google

auf einer Spreeinsel entstanden war. Mit sich nahm er, zu allem, was er sonst besaß, ein Jahrgehalt von 8000, nach Pöllnitz sogar von 12,000 Thalern. Aber er erfreute sich desselben nicht lange mehr. Am 27. December 1704 beschloß er sein an Kämpfen und Wandlungen reiches Leben. In einem schlichten Anbau neben der Cossenblatter Kirche hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Wir versuchen nun, nachdem wir in Vorstehendem die Lebensgeschichte Hans Albrechts erzählt haben, eine Schilderung seiner äußeren Erscheinung, wie seines Charakters.

Hans Albrecht von Barfus war von großem, kräftigem Körperbau, über sechs Fuß hoch und durchaus militärisch in Haltung und Auftreten. Selbst groß und stattlich, legte er auch Gewicht auf Stattlichkeit, und lange bevor König Friedrich Wilhelm I. seine Riesengarde in's Leben rief, verrieth Hans Albrecht eine entschiedene Neigung, hünenhafte Leute, besonders Offiziere, in den preußischen Dienst zu ziehen. Es waren dies die ersten Anfänge der später so notorisch gewordenen „blauen Kinder" von Potsdam. So mag es auch mehr als Zufall sein, daß das einzige größere Bildniß, das von unserem Hans Albrecht existirt, ein Bild ist, das vom „Soldatenkönig" selber gemalt wurde. Das Bild stammt etwa aus dem Jahre 1737, und da um diese Zeit unser Feldmarschall längst verstorben war, so hat es nichts Unwahrscheinliches, daß der König, nach einem Stich oder einer Zeichnung, dieses Bildniß eigens in Huldigung gegen denjenigen ausführte, in dem die Idee der „großen Blauen" zuerst gedämmert und gelegentlich Gestalt gewonnen hatte.

Fassen wir den Charakter unseres Feldmarschalls in's Auge, so finden wir: er war tapfer, soldatisch, specifisch deutsch, antifranzösisch (auch hierin ein Vorläufer Friedrich Wilhelms I.), habsüchtig, aber unbestechlich, rechthaberisch, aber nicht ungerecht, in Intriguen verwickelt, aber nicht eigentlich intriguant.

Wir betrachten ihn zuerst in seinen soldatischen, dann in sei-

Digitized by Google

nen hofmänniſchen Qualitäten. Als Soldat — ohne ihn überſchätzen zu wollen — erhob er ſich, trotzdem er immer der Mann blieb, der „von der Pike auf“ gedient hatte, weit über die Claſſe jener Corpsführer, die auf die Ordre eines Vorgeſetzten hin, ihre Truppe prompt in's Feuer zu führen verſtehen. Hätte ſeine militäriſche Laufbahn mit der Erſtürmung Ofens abgeſchloſſen, ſo würde er einfach einer jener „braven Soldaten“ geweſen ſein, wie deren unſere Kriegsgeſchichte ſo viele aufzuweiſen hat; ſein zweimaliges und jedesmal entſcheidendes Eingreifen in die Schlacht bei Szalankament aber zeigt ihn uns allerdings, wenn nicht als einen wirklichen Feldherrn, ſo doch als einen Soldaten von höheren Gaben. Beide male handelte er ohne Ordre und folgte nur ſeiner perſönlichen Erkenntniß deſſen, was der gegebene Moment erheiſchte. Sein Auge und ſein Charakter bewährten ſich dabei gleichmäßig; er hatte den ruhigen Blick, das Richtige, das was noth that, zu erkennen, und er hatte den Muth, das als richtig Erkannte auf eigene Verantwortung hin auszuführen. Dieſer Blick und dieſer Muth gehören ſchon zu den ſelteneren Gaben.

Was ihm andererſeits fehlte, das erkennen wir am beſten, wenn wir ſein militäriſches Auftreten mit dem ſeines Nebenbuhlers Schöning vergleichen. Schöning, wiewohl es ihm verſagt blieb, in wirklich großen Verhältniſſen zu wirken, geht dennoch, ſo oft er auftritt, jedesmal über das Alltägliche hinaus. Nicht zufrieden damit, den *Moment* zu begreifen, begreift er die *Situation* überhaupt. Es genügt ihm nicht, ein *Nächſtliegendes* zu thun oder zu berechnen, ſondern die Rückſicht auf das *Ganze* beſtimmt ſeine Haltung. Am lehrreichſten nach dieſer Seite hin, iſt Schönings Auftreten vor Ofen. Kaum auf den Höhen erſchienen, kaum begrüßt von der großen Chriſtenarmee, die in weitem Halbkreis die Feſtung umlagerte, rückte Schöning klingenden Spiels vor, und jede Deckung oder Vorſichtsmaßregel verſchmähend, brachte er ſich auf Einen Schlag in Linie mit dem Belagerungsheer. Der ungedeckte Vormarſch koſtete Opfer und das ganze Manöver, glänzend wie es war, fand nichts deſtoweniger lebhaften Tadel bei den

Digitized by Google

Brandenburgern selbst. Sie bezeichneten es einfach als Rodomontade. Dennoch hatte Schöning Recht. Immer das Ganze in's Auge fassend, sagte er sich, daß er der allgemeinen Sache, mindestens aber der Sache seines Kurfürsten, durch etwas Eclatantes am besten diene. Seine Berechnung traf im vollsten Maße zu. Den Türken sowohl wie den Verbündeten hatte dieser Aufmarsch imponirt, und lange bevor Buda über war, hatten die Brandenburger bei Freund und Feind einen moralischen Sieg errungen. Das war Schöning'sch; solcher Einfälle und Berechnungen wäre unser Barfus unfähig gewesen. Er gehört zu den Schachspielern, die in jedem Moment des Spiels einen guten Zug, vielleicht den besten, zu thun verstehen, aber der Gabe weitsichtiger Vorausberechnung eben so sehr wie jeder genialischen Combination entbehren.

Tapfer, wie Hans Albrecht war, besaß er auch in hohem Maße jenen liebenswürdigen, den ächten und bewährten Muth verrathenden Zug alter Soldaten, schwache Momente nachsichtig zu beurtheilen. Nur die Leute hinter'm warmen Ofen dringen auf constantes Heldenthum. Einstmals beklagte sich Graf Christoph Dohna über die Feigheit eines Offiziers, der ihn während des Gefechts kläglich im Stich gelassen hatte. Barfus trat an Dohna heran und sagte: „Hören Sie, Graf, man muß Mitleid mit seinem Nächsten haben und ihm nicht alles Ueble anthun, was man ihm mit Gerechtigkeit würde anthun können. Es giebt schlechte Viertelstunden im Leben; vielleicht wird dieser Offizier ein andermal sich besser zeigen. Ich werde mit ihm allein reden.“ Barfus that es, und wenige Tage später fiel der Offizier an der Spitze einer Angriffscolonne.

Ein sehr hervorstechender Zug seines Charakters war das Antifranzösische. Seine vielbesprochene „Perückensteuer“ war nicht bloß eine Finanzmaßregel, sie war auch gegen das „fremde Unwesen“ überhaupt gerichtet. Der Umstand, daß er des Französischen nicht mächtig war, mochte freilich das seine dazu beitragen, ihn in seiner Abneigung gegen die „Welschen“ zu bestärken.

Digitized by Google

Es kamen verdrießliche Scenen vor. Seine Gegner bei Hofe gefielen ſich darin, in ſeiner Gegenwart franzöſiſch zu ſprechen, oder wohl gar bei ſeinem Erſcheinen, die bis dahin deutſch geführte Converſation mit einer franzöſiſchen zu vertauſchen. Da mochte es denn nicht ausbleiben, daß ein Theil des Aergers auf die Sprache fiel, die als Mittel dienen mußte, ihm ſolche Kränkungen zu bereiten.

Von Habſucht hatte er, wie faſt alle Perſonen, die den Hof König Friedrichs I. bildeten, ſein reichlich zugemeſſen Theil; doch ſcheint er, trotz alles Hanges nach Beſitz, der Corruption jener Zeit ſich entzogen und ſeine gut deutſche Natur auch in Unbeſtechlichkeit gezeigt zu haben. Er genoß auch dieſes Rufes. Im Jahre 1699 beſchwerte ſich der holländiſche Großpenſionär Heinſius über eine ganze Reihe unbegreiflicher Handelsmaßregeln, die alle vom Feldmarſchall Barfus (der damals alles war, auch Finanzminiſter) ausgegangen ſeien, und ließ den Verdacht durchblicken, daß Barfus im Solde Frankreichs ſtehe. Der Großpenſionär erhielt aber von competenter Seite den Beſcheid, daß General Barfus überhaupt unbeſtechlich, „jedenfalls aber zu antifranzöſiſch ſei, um ſich jemals durch Frankreich beſtechen zu laſſen.“

Eben ſo wenig, wie er ſich beſtechlich erwies, eben ſo wenig war er intriguant. Er diente nur den Intriguen anderer. Er war vielleicht die Hauptkarte, ohne welche das Intriguenſpiel anderer nie und nimmer gewonnen werden konnte, aber wie hoch immer ſeine Bedeutung, der Werth ſeiner Karte ſein mochte, er war nicht der Spieler ſelbſt. Klügere benutzten ihn und gönnten ihm die goldenen Früchte, die ihm in den Schoß fielen.

Er war nicht intriguant, aber wir würden irre gehen, wenn wir ihm aus dem Fehlen dieſer Eigenſchaft irgend ein beſonderes Verdienſt machen, oder ihn gar mit der hohen Tugend der Selbſtſuchtsloſigkeit ausſtatten wollten. Er gehörte jener Claſſe von Charakteren an, denen man in ganz Norddeutſchland und beſonders in den Marken häufig begegnet: Perſonen, die zu wirklicher oder ſcheinbarer Offenheit eine große Verſchlagenheit geſellen, und ſol-

Digitized by Google

datische Schroffheit und rücksichtslose Derbheit mit einem scharfen Erkennen des eigenen Vortheils glücklich vereinen. Er war voll jener scharfen Lebensklugheit, der wir bei allen denen begegnen, die ein brennendes Verlangen nach Bereicherung tragen, und besaß in hohem Maße die Kunst (ganz wie bei Szalankament), einen glücklich gegebenen Moment zu benutzen; aber er besaß nicht die Kunst, einen solchen Moment durch feines Spiel, durch einen klug geschürzten Knoten herbeizuführen. Das aber ist der Unterschied zwischen praktischer Lebensklugheit und Intrigue. Der „Praktiker" nutzt die Situation, der Intriguant macht sie. Jener wird meist realere, dieser in der Regel mehr ideelle Zwecke verfolgen; der Intriguant wird böser, gefährlicher, der „Praktiker" aber wird meist selbstsüchtiger sein.

Die Hofgeschichte jener Tage bietet zwei Beispiele, die diesen Unterschied recht klar in's Auge stellen. Als der Streit zwischen Schöning und Barfus auf seiner Höhe stand und niemand voraussagen mochte, wie er enden würde, verdarb Schöning sein eigenes Spiel durch die agressive Weise, in der er vorging. Sein Hochmuth, seine Rechthaberei halfen den „richtigen Moment" bereiten, auf den Barfus wartete oder vielleicht auch nicht wartete, den er aber als richtigen Moment zu benutzen verstand, sobald er gekommen war. Diese Benutzung zeigte sich einfach darin, daß er der anmaßlichen oder doch der allzusicheren Sprache Schönings, womit dieser seine Sache vor dem Kurfürsten führte, einen Ton der Devotion gegenüberstellte. Dieser Ton der Devotion hatte nichts von einer Intrigue an sich, er war das einfache Resultat des Schlusses: „Wo Anmaßung verletzt hat, wird Devotion doppelt willkommen sein." Und der Erfolg bewies, daß dieser Schluß ein richtiger gewesen war.

So weit reichten die Gaben unseres Barfus. Als es sich aber sechs Jahre später darum handelte, Eberhard Danckelmann, den Günstling des Kurfürsten, durch ein combinirtes Spiel, ein für allemal aus der Gunst seines Herrn zu entfernen, reichte es nicht aus, eine sich bietende Situation einfach zu benutzen, son-

Digitized by Google

dern es kam darauf an, durch eine Reihenfolge kleiner in einander greifender Scenen eine Situation zu schaffen. Dazu war Graf Christoph Dohna der Mann. Er begann folgendes Meisterspiel. Er wußte sich eine Medaille zu verschaffen, die Eberhard Danckelmann — so hieß es wenigstens — sich und seiner Familie zu Ehren hatte schlagen lassen. Sie versinnbildlichte den Ruhm der Danckelmanns. Gewölk hing über Berlin, durch das Gewölk hindurch aber leuchteten die sieben Sterne Eberhard Danckelmanns und seiner sechs Brüder; das Ganze trug die Inschrift: „Intaminatis fulget honoribus.“ Christoph Dohna, der die Vorliebe des Kurfürsten für Münzen und Medaillen kannte, wußte es einzurichten, daß sich im Vorzimmer des Kurfürsten ein Streit um diese Medaille entspann. Als der Kurfürst heraustrat, um nach der Ursache des Lärms zu forschen, erzählte ihm Dohna, in erkünstelter Verlegenheit, daß es sich um eine Medaille handle. „Ich wünsche sie zu sehen.“ — „Eure Kurfürstliche Durchlaucht werden die Medaille kennen.“

Mit diesen Worten überreichte Dohna das Gewünschte. Der Kurfürst betrachtete die sieben Sterne, biß sich (eifersüchtig wie er war) auf die Lippe und reichte sie mit den Worten zurück: „Ich weiß nichts davon.“ An dieser Scene ging Danckelmann zu Grunde. Ist es wahr, daß Danckelmann selbst von dieser Medaille nichts wußte, und daß sie vielmehr hinter seinem Rücken, auf Anstiften seiner Gegner, geprägt wurde, so haben wir es hier mit einer ziemlich unwähleriſch eingefädelten, aber von Anfang bis Ende klug durchgeführten Intrigue zu thun, mit einer Intrigue, die in ihrem glücklichen Ausgang alle Ehren auf unsern Feldmarschall ausschüttete, aber von dem Glückskinde, das die Ehren einheimste, weder jemals hätte erdacht noch durchgespielt werden können.

Wenn wir zum Schlusse nun Hans Albrecht von Barfus mit den hervorragenderen jener brandenburgisch preußischen Kriegsleute vergleichen, die ihm seitdem gefolgt sind, so zeigt er mit keinem eine größere Verwandtschaft, als mit dem „alten York.“ Die-

Digitized by Google

ſelbe Tapferkeit, dieſelbe ſoldatiſche Schroffheit, dieſelbe Strenge im Dienſt und gegen ſich ſelbſt. Haß gegen franzöſiſche Sitte, Gleichgültigkeit gegen die Frauen, Verachtung gegen Ausſchweifung, geſellen ſich als weitere übereinſtimmende Züge hinzu. Eben ſo ſind ihre Feldherrngaben nahe verwandt: kalte Ruhe, klares Erkennen der Fehler bei Freund und Feind, glückliche Benutzung des Moments. Was ſie aber vor allem mit einander gemein haben, das iſt die hohe Meinung von ſich ſelbſt und in Folge dieſer eigenen (wie immer auch berechtigten) Werthſchätzung, eine krankhafte Reizbarkeit gegen alles das, was neben oder wohl gar über ihnen ſtand. York in ſeinem Verhältniß zu Bülow und ſpäter zu Gneiſenau (oder ſagen wir wenigſtens „zum Hauptquartier") erinnert mehr als einmal an „Schöning und Barfus."

Wenn York nichts deſto weniger in hellerem Lichte vor uns ſteht als Hans Albert, ſo liegt das — ohne den hohen Verdienſten Yorks zu nahe treten zu wollen — nicht unweſentlich darin, daß wir die „Convention von Tauroggen" dankbar in Erinnerung tragen, den Tag von Szalankament aber, trotz ſeiner Bedeutung für unſere Geſchichte, ſo gut wie vergeſſen haben. Ein Anderes kommt hinzu. Der Charakter Yorks ruht allerdings auf einer ſittlichen Baſis, deren der Charakter Hans Albrechts, wenigſtens in ſo ausgeſprochenem Maße, entbehrt. Aber andererſeits dürfen wir dieſen Umſtand dem alten York nicht allzuſehr zum Ruhme und unſerem Barfus nicht allzuſehr zum Schaden anrechnen. Das ſittliche Element, deſſen ſich York, im Vergleich zu Hans Albrecht, allerdings als eines Vorzugs erfreut, war überwiegend ein Vorzug der Zeit, in der er lebte, wenigſtens jener Jahre, die die Befreiung des Vaterlandes brachten. Es war 1813 leichter als hundert Jahre früher, „ſelbſtſuchtslos im Dienſt einer Idee zu ſtehen." Was 1813 möglich war, war 1703 unmöglich. Die Charaktere waren weniger verſchieden, als die Zeiten es waren.

Mit Hans Albrecht von Barfus ſtarb der letzte jener fünf brandenburgiſchen Feldherrn, die noch die jungen Tage des gro-

Digitized by Google

ßen Kurfürſten geſehen und die erſten Siege Brandenburgs unter ſeinen Fahnen erfochten hatten: Sparr, Derfflinger, Görtzke, Schöning, Barfus. Die Derfflinger ſind ausgeſtorben. Glieder der vier andern Familien leben noch, aber von dem alten Beſitz iſt wenig oder nichts mehr in ihren Händen. Auf den alten Barfus-Gütern iſt der Name des alten Geſchlechts vergeſſen; nur „Schloß Coſſenblatt an der Spree“ erzählt noch von ſeinem Erbauer, dem Feldmarſchall. Dieſem „Schloß in der Oede“ wenden wir uns im folgenden Kapitel zu.

Digitized by Google

Schloß Coſſenblatt.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich beſinge,
Kann er nicht dem Bangen wehren,
Daß es ihm das Herz durchdringe.
Lenau.

Der Weg nach Coſſenblatt führt über Fürſtenwalde und Beeskow. Fürſtenwalde iſt allerliebſt und verdient ein Kapitel für ſich; heut aber erreichen wir es ſpät und begnügen uns mit dem Eindruck, den die halb im Dunkel liegende Stadt und die freundlich erleuchtete Paſſagierſtube auf uns machen.

Paſſagierſtuben ſind ein ſelten trügender Barometer für die Stimmung, das geiſtige Leben, das in den verſchiedenen Städten herrſcht, und es hat eine Bedeutung, ob „Schwerins Tod“ oder ein altes Poſtreglement über dem Sopha hängt. Die Fürſtenwalder Paſſagierſtube zeigt noch auf „ſchön Wetter“. Es herrſcht etwas Anheimelndes in dem Zimmer überhaupt und die gute Stimmung wächſt im Hinblick auf eine Gruppe von älteren Männern, die, ein Glas Bier vor ſich, am Sophatiſche Platz genommen haben.

Es ſind ihrer drei, zwei Bürger und der Wirth. Der letztere beſtreitet wie billig die Koſten der Unterhaltung und bemerkt mit freundlicher Würde: „Sie glauben nicht, was alles vorkommt, meine Herren. Bahnhof iſt Bahnhof und Poſt iſt Poſt, aber die Menſchen thun immer, als ob Bahnhof und Poſt all ein und daſſelbe wäre. Schreibt mir vorgeſtern ein Mann aus Dresden, er habe ſeinen Ueberzieher hier liegen laſſen, „über einer Stuhl-

Digitized by Google

lehne" ſchreibt er. Ich lache und ſage zu Spilleken (der jetzt die Poſt fährt): „Spilleke, ſag' ich, wenn Sie 'rauskommen, fragen Sie doch auf'm Bahnhof." Er fragt auch und am Abend iſt der Ueberzieher hier. Wo war er geweſen? „Ueber einer Stuhllehne." Alles ganz richtig, meine Herrn, aber — auf'm Bahnhof. So geht es immer."

Die beiden Zuhörer antworteten durch ein Gemurmel, das halb ihre Uebereinſtimmung mit dem Sprecher, halb ihre Mißbilligung des Dresdners ausdrücken ſollte. Ich aber, um auch meinestheils jede Gemeinſchaft mit dem letzteren abzulehnen, fuhr mit Oſtentation in den neben mir liegenden Ueberzieher, empfahl mich und ſtieg in den bereits draußen ſtehenden Poſtwagen.

In demſelben fand ich einen Reiſegefährten, einen jungen Beeskower, der alſo dieſelbe Tour mit mir machte. Während der Wagen über das Pflaſter raſſelte und von rechts und links her das helle Licht großſtädtiſcher Gaslaternen in unſer Fenſter fiel, wandte ich mich, halb überraſcht, mit der Frage an meinen Gefährten:

„Fürſtenwalde hat Gas?"

„Ja, und aus Stubben;" lautete die Antwort.

„Aus Stubben?"

„Ja, aus Stubben."

Nun erfuhr ich ein Langes und Breites über den Fürſtenwalder Stadtforſt, über Holzhandel und Wohlhabenheit und zuletzt auch über die „Stubben", die in einer ſtädtiſchen Gasanſtalt auf Gas verarbeitet würden. Ich geſtehe, daß ich Reſpekt bekam. Wer unſere kleinen Städte kennt, weiß am beſten, wie abgeneigt ſie ſind, auf ſpekulative Neuerungen einzugehen. Staatsneuerungen, — ja; Stadtneuerungen, — nein. Die Fürſtenwalder haben ein Stück ſtädtiſchen Lebens gezeigt; die meiſten unſerer Ackerſtädte ſind todt.

Beeskow erreichten wir um Mitternacht. Ich ſchlief in einem alten Hauſe, deſſen Hinterwand die Stadtmauer bildet, und erfuhr en passant, daß dies Haus ein Urſulinerinnen-Kloſter geweſen

Digitized by Google

ſei und dann und wann von nicht Ruhe habenden Aebtiſſinnen und Nonnen beſucht werde. Auch der übliche „unterirdiſche Gang“ wurde mir nicht erlaſſen. Ich war aber zu müde, um dadurch beſonders geſtört zu werden, und ſchlief, bis die Sonne in's Zimmer ſchien. Eine Stunde ſpäter ſchlenderte ich durch die Stadt.

Beeskow hat zwei Sehenswürdigkeiten: das „Amt“ und die Kirche.

Das „Amt“, auf einer Spreeinſel unmittelbar vor der Stadt gelegen, war in alter Zeit ein Schloß (Schloß Beeskow), dann ſpäter ſeit 1519, ein biſchöfliches Haus, das die Biſchöfe von Lebus — die die Herrſchaft Beeskow zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts erwarben — gelegentlich bewohnten. Viele der noch jetzt vorhandenen alten Mauern reichen bis in die Zeit von Schloß Beeskow zurück, das im fünfzehnten Jahrhundert (alſo vor den Biſchöfen) ausbrannte. Dies erwies ſich 1828, als wegen Baufälligkeit das dritte Stockwerk des alten Amtsgebäudes abgetragen wurde. An vielen Stellen fand man doppeltes Mauerwerk. Die Zimmerwände zeigten nach innen zu die Biſchofsmütze, waren alſo nicht älter als 1519; beim Niederreißen dieſer Zimmer- oder Innenwände aber ſtieß man alsbald auf ältere Außenwände, halb verbrannt und hier und da mit Moos und Aſche bedeckt. Dieſe Außenwände waren Ueberreſte des alten Schloſſes. In den untern Stockwerken ſteckt noch einzelnes davon.

Die Bücher berichten wenig über „Schloß Beeskow“ und nicht viel mehr über das „biſchöfliche Haus“, das ſich ſpäter an gleicher Stelle erhob. Nur der Umfang und die Feſtigkeit der Bauten zeigt, daß es eine bevorzugte Stelle war; und mit Recht. Die Lage auf einer Inſel, die nicht flach, ſondern wie eine natürliche Hügelfeſtung ſich aus der Spree erhebt, iſt feſt und maleriſch zugleich, und in dieſem Augenblick vielleicht maleriſcher denn je zuvor. Das alte, dunkelfarbige Mauerwerk iſt überall von Grün umrankt; braun und grün, die ſo ſchön zu einander ſtimmen, miſchen ſich hier in allen erdenklichen Schattirungen, und Baum und Strauch wachſen von Wall und Gräben aus in die Gitter-

Digitized by Google

fenſter hinein oder über das Portal hinweg. Jenſeits des Amtshofes, auf deſſen Tümpel und Pfuhl die helle Morgenſonne fällt, ſteigt der Brennereiſchornſtein aus dem Refektorium des alten Biſchofsſitzes auf; aber wo Tod und Leben, Poeſie und Proſa ſo dicht bei einander wohnen wie hier, ſtört auch die Rauchfahne nicht, die eben jetzt über dem Refektorium weht.

Die Liebfrauenkirche zu Beeskow, ein ſchöner gothiſcher Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, war längſt eine Zierde der Stadt, eh' die Lebuſer Biſchöfe als Neubeſitzer und Neuerbauer in Schloß Beeskow einzogen. Sie war dreihundert Jahre vor dem Biſchofshauſe da und hat es nun ebenſo lange überlebt. Dieſe ſchöne Kirche zählt zu den ſchönſten in der Mark, und der Epheu, der ſich an einigen Fenſtern bis in den Spitzbogen emporrankt, ſcheint zu wiſſen, was er an ihr hat. Der maſſive Thurm geht in ſeinem zweiten Stockwerk ſehr gefällig aus dem Viereck in's Achteck über und eine pyramidenförmige Spitze ſchließt den ganzen Bau gefällig ab.

Eine 82jährige Küſterfrau führte mich in die Kirche ein, plauderte mit mir, ſtieg Treppen auf und ab und ich bin ihr das Zeugniß ſchuldig, daß ich nie einen beſſeren Führer gehabt habe. Sie zeigte mir Großes und Kleines, Andacht und Stadtklatſch floſſen gleichen Tones über ihre Lippen; ſie ſprach bereits — ſie war eben 82 Jahr alt — mit jener unterſchiedsloſen Ruhe, die ſo ſehr verdrießt, wo man Partei iſt, aber ſo wohlthut, wo der Hörer mit über den Parteien ſteht. Sie zeigte mir den Gekreuzigten und den einen Schächer, die „wegen Unſchönheit" in einen Seitenraum geſchafft worden waren, und erklärte mir die Grabſteine vor'm Altar. Der eine war hellbraun und ſehr abgetreten. „Das iſt unſer Pfefferkuchenmann", ſagte ſie ruhig, und wirklich, das alte Rathsherrnbild konnte nicht treffender bezeichnet werden. An einem der Pfeiler blieb ſie ſtehen. „Da war früher ein Bild: ein Schachbrett und ein Mohr darüber; es hing da zum Gedächtniß an eine vornehme Frau, die alles verſpielt hatte, bis auf ihr Schachbrett und ihren Mohren." Dann ging es treppauf und ab.

Digitized by Google

Wir ſtiegen in einen Keller, wo dieſelbe Küſterfrau vor 56 Jahren mit ihrem Mann (der auch noch lebt) ein tiefes Loch gegraben und die Kirchengüter vor Feindeshand gerettet hatte. „Wir fanden bei'm Graben nichts wie Knochen und Schädel.“ Sie ſagte nicht „Knochen und Schädel von heimlich Verſcharrten“, aber ſie meinte es ſo; das Volk hierlandes denkt ſich nun einmal die katholiſche Zeit als eine Mordzeit; es iſt das ein ſeltſamer Theil unſerer Volkspoeſie.

Dann ſtiegen wir wieder aufwärts, eine hohe ſchmale Treppe hinauf, und waren auf einem Chor oder einer Empore, die man zu einer Art Kunſtkammer umgeſchaffen hatte. Allerhand Raritäten waren hier ausgeſtellt; aber es war doch ſchon der Uebergang von der Kunſtkammer zur Rumpelkammer. Es hing da z. B. ein Bild der Lutherſtatue in Wittenberg, mit der Wartburg als Hintergrund. Die Geſchichte des Bildes intereſſirte mich noch mehr als das abſonderliche Bild ſelbſt. Eine reiſende Schauſpielergeſellſchaft, deren „erſter Liebhaber“ es gemalt hatte, hatte es auf Groſchenloose ausgeſpielt und der Gewinner war es durch „Schenkung“ an die Kirche los geworden. Daneben hingen drei Porträts, lebensgroß, die Bildniſſe dreier Brüder, die einſt bei Stadt und Kirche geglänzt hatten. Das Rathsherrnbild trug folgende Inſchrift:

Der Bürger Dankbarkeit und der Zuhörer Pflicht
Hat uns drei Treueren dieß Denkbild aufgericht'.
Dort jenes graue Paar ſtirbt in der Kirche Würde,
Mich macht das Rathhaus alt und ſchwerer Zeiten Bürde.
Was jene bei der Kirch' den Seelen gut's gebracht,
Das hab' ich bei der Stadt, nach Menſchen Treu, in Acht.
Urtheilt uns nach dem Ambt in dem geführten Leben,
So wird ein gutes Lob man uns im Tode geben.

Von Beeskow nach Coſſenblatt ſind noch anderthalb Meilen. Ein leichter Wagen nahm mich auf und in brennender Sonnenhitze machte ich den Weg. Die Landſchaft iſt troſtlos und die Dörfer ſind arm. Ueberall mahlender Sand und Kiefernhaide, dazwiſchen Brach- und Fruchtfelder, die letzteren ſo kümmerlich,

Digitized by Google

daß man glaubt die Halme zählen zu können. Auf Meilen hin eine reizlose Oede. Und doch hat der märkische Sand auch seinen Zauber. Ich werde des Wellenterrains zwischen Biesenthal und Prenden nicht leicht vergessen: in den Thaleinschnitten ein Wassertümpel und Binsengestrüpp, auf der Höhe hüben und drüben eine Fichte, ein Kieferbusch; der Boden gelb, der Himmel grau und am Wege ein Stein, ein verwehter Tannenapfel; über dem allen aber nichts Lautes und Lebendiges, als eine Krähe und die Schläge der Biesenthaler Thurmuhr, die beide langsam über die Oede hinziehen. Wer solchem Bilde begegnet, der hat die Poesie des märkischen Sandes kennen gelernt.

Aber auf dem Sandwege, den wir heute passiren, empfinden wir nichts davon, vielleicht weil die Oede nicht vollkommen ist und das Sandfeld vielfach den Anlauf nimmt, ein Fruchtfeld zu werden. Solche Anstrengungen haben immer etwas Triftes. Es sind dies die Gegenden der Mark, die ihr den Namen der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches“ eingetragen haben, ein Name, der muthmaßlich nie entstanden wäre, wenn die Reisenden „aus dem Reich“ noch etwas anderes von der Mark kennen gelernt hätten, als eben jenen breiten Sandgürtel, den sie auf ihrem Wege von Dresden nach Berlin nothwendig passiren mußten.

Der Weg war reizlos, aber er wurde mir durch eine Begegnung werth, die ich unterwegs hatte. Etwa eine halbe Meile vor Coffenblatt bemerkte ich einen Knaben, der auf einem Feldstein am Wege saß und augenscheinlich sehr ermüdet war. Er mochte zwölf Jahr alt sein. Ich ließ halten und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und mir: „Willst du mit?“ — „Wo wüllen Se denn hen?“ — „Nach Coffenblatt.“ — „Da will ick ooch hin.“

Nun stieg er auf und setzte sich bescheiden auf den Rand des Wagens. Mich beschäftigte der kleine Vorfall, weil er mir so recht wieder jene nüchterne und mißtrauensvolle Vorsicht zeigte, die unsern Stamm im Guten und Schlechten so sehr charakterisirt.

Digitized by Google

Müde wie er war, ſprang er doch weder auf, noch bezeugte er irgend welche Freude; er beantwortete meine Frage durch eine andere Frage, und erſt als ich dieſe meinerſeits zu ſeiner Zufriedenſtellung erledigt hatte, nahm er freundlich an, was freundlich geboten war. Es war übrigens ein allerliebſter Junge, der mich von Seidenbau und Seidenzucht ſehr verſtändig unterhielt, was ich beſonders hier erwähne, um dabei auf die Vorliebe aufmerkſam zu machen, mit der die Seidenzucht von den ärmeren Leuten unſerer Provinz betrieben wird. Sie ſind mit einer Art Paſſion dabei und es früge ſich, ob dieſe Art der Induſtrie nicht noch energiſcher zu unterſtützen wäre.

Wir ſind nun in Coſſenblatt (mein junger Freund hat mich am Eingang des Dorfes beſcheidentlich verlaſſen) und wenige Minuten ſpäter halten wir vor der Einfahrt des Amtshofs, wo alle Sehenswürdigkeiten Coſſenblatts, auf einen engſten Raum zuſammengedrängt, wie zur Auswahl vor uns liegen. Alles liegt rechts von der Dorfſtraße und wir unterſcheiden: Herrenhaus (jetzt Amtshaus), Schloß und Kirche. Unſer nächſter Beſuch aber gilt dem in Weinlaub verſteckten Predigerhauſe, das von der andern Seite der Dorfgaſſe her wie eine Laube zu uns herüber blickt. Freundlich wie das Haus ſind ſeine Bewohner, und Platz nehmend unter dem grünen Dach, den Blick auf Herrenhaus und Schloß und Kirche gerichtet, plaudern wir von Coſſenblatt und ſeiner Geſchichte.

Coſſenblatt war immer ein reicher und ausgedehnter Beſitz, auch ehe ein Schloß hier ſtand und Feldmarſchälle und Fürſten hier reſidirten. In ſumpfiger Niederung gelegen (Coſſinbloth heißt „Krummenſumpf") unterſchied es ſich immer vortheilhaft von den Sanddörfern der Höhe, und lange bevor es „königlich" war, hatte es ein Anſehen in der Gegend um ſeiner Aecker und Wieſen willen. Die Beſitzer wechſelten oft; im ſechzehnten Jahrhundert hatten es die von Weilsdorf. Ein Bruder erſtach den andern im Zweikampf, aber auch dieſer Vorgang — übrigens eine immer

Digitized by Google

wiederkehrende Geſchichte*) — feſſelt uns nicht und wir beginnen mit dem Jahre 1581. Die Geſchichte Coſſenblatts theilt ſich ſeit der Zeit in drei beſtimmte Epochen: in eine Oppenſche, eine Barfusſche und eine königliche Zeit.

Ueber die Oppenſche Zeit (von 1581—1699) gehen wir ſchnell hinweg, 1581 kam der brandenburgiſche Oberkammerherr, Georg von Oppen, in Beſitz von Coſſenblatt. Es blieb bei der Familie durch drei Generationen hindurch bis 1699. Vom Schloß war damals noch keine Spur vorhanden, vielmehr bewohnten die Oppen das alte Herrenhaus, deſſen Kellergewölbe bis dieſen Augenblick vorhanden ſind und eine Art Sehenswürdigkeit des jetzigen, im übrigen völlig modernen Amtshauſes bilden. Dieſe hohen Kellergewölbe, im einfachen Rundbogen, ſind aus unbehauenen Feldſteinen aufgeführt und Sachverſtändige pflegen hervorzuheben, daß die Baumeiſter damals einen andern, raſch feſt werdenden Mörtel benutzt, oder die Gewölbe jahrelang geſtützt haben müſſen. Dieſe gewölbten Fundamente gehen bis in die Oppenſche Zeit zurück, vielleicht ſind ſie noch viel älter. Wir laſſen aber dieſe Fundamente ſammt einer Anzahl alter Bilder, die ebenfalls der Vorgeſchichte Coſſenblatts angehören, und wenden uns nunmehr ſeiner eigentlichen hiſtoriſchen Zeit zu, die mit Feldmarſchall von Barfus beginnt.

Im Jahr 1699 kaufte Hans Albrecht von Barfus, wie wir bereits in ſeiner Lebensgeſchichte (ſiehe das vorige Kapitel: Predikow) bemerkt haben, die Herrſchaft Coſſenblatt und zahlte dafür die für die damalige Zeit ziemlich beträchtliche Summe von 32,000 Tha-

*) Der ganze mittelalterliche Sagen- und Geſchichtenſchatz tritt überall vielleicht, ſicherlich aber in der Mark, völlig typiſch auf. Es giebt Gruppen, Rubriken. Jede Rubrik hat ihre beſtimmte Anzahl von Nummern. Rubrik „Teufelsſee“ acht Nummern, „heiliger See“ acht Nummern. Dazu geſellen ſich noch folgende Rubriken: ſchwarze Frau, weiße Frau, erſtochener Bruder, ſtummer Mönch, frommer Abt, der über den See ſchreitet ꝛc. Die Rubriken „Unterirdiſcher Gang“ und „vergrabener Schatz“ haben, wie überall, die meiſten Nummern.

Digitized by Google

lern und hundert Dukaten Schlüſſelgeld. Das Oppenſche Herrenhaus, das er vorfand, genügte ihm nicht und er beſchloß das Jahr darauf (1700) die Aufführung eines Schloſſes.

Die Arbeiten begannen ſogleich; da aber ſelbſt der mittlere und älteſte Theil des Schloſſes, der Flügelbauten aus noch ſpäterer Zeit ganz zu geſchweigen, erſt im Jahr 1712 beendet wurde, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Feldmarſchall, der bereits 1704 ſtarb, jemals einen Theil des Schloſſes bewohnt habe. Das Herrenhaus mußte genügen.

Die Wittwe des Feldmarſchalls, Eleonore, geborene Gräfin von Dönhof (wie wir wiſſen, ſeine zweite Gemahlin), übernahm laut teſtamentariſcher Beſtimmung die Verwaltung der Güter und führte den Schloßbau glücklich hinaus. Sie war eine ſtolze Frau, und es geht die Sage von ihr, daß ſie ihrem einzigen überlebenden Sohne (ſie ſtarb 1728), da ſie ihm ſein Erbe nicht nehmen konnte, dieſes Erbe wenigſtens nach Möglichkeit ſchädigen und verringern wollte. Sie ließ einen holländiſchen Baumeiſter kommen, befahl ihm, unterhalb der Keller des Schloſſes einen zweiten Keller zu graben und zu wölben, that dann alles hinein, was ſie an Gold und Koſtbarkeiten beſaß, und ließ die Gruft in ihrer Gegenwart ſchließen. Sie nahm dem Baumeiſter alsdann einen Eid ab, die Stelle niemandem zu verrathen. Voll Zweifel aber, ob er den Eid auch halten werde, zog ſie, als er ſchon fort war, das Sichere vor und ließ ihn auf der Rückreiſe nach Holland verſchwinden. Der „Schatz“ war bei Seite gebracht, dem Erben entzogen; aber die Bilder und Möbel waren noch da, die ganze Einrichtung eines reichen Schloſſes. Auch das mußte fort. Als ſie fühlte, daß es mit ihr zum Letzten ging, ließ ſie alles, was das Schloß an koſtbarem Hausrath hatte, auf den Schloßhof tragen, und vergoldete Stühle und Tiſche, Spiegel und Conſolen, Divans und Commoden wurden zu einer Pyramide aufgethürmt. In einem Rollſtuhl ließ ſie ſich an die offene Thür des Gartenſaales bringen, gab dann Ordre, zwei Fackeln anzulegen, und ſtarrte eine Stunde lang befriedigt in die aufſchlagende Flamme. Sie fühlte das Feuer

Digitized by Google

mehr, als daß ſie es ſah, denn die helle Mittagsſonne ſtand über dem Schauſpiel. Als alles niedergebrannt war, ſaß ſie todt in ihrem Rollſtuhl.

So erzählt ſich das Volk. Die erſte Hälfte der Geſchichte, das Vermauern des Schatzes, iſt das immer Wiederkehrende; aber die zweite Hälfte hat neue Züge, die auf wirklich Vorgekommenes hindeuten. Anhaltepunkte ſind da. Ich finde in dem Nachweis über die Söhne des Feldmarſchalls von Barfus folgendes: „Die beiden älteren ſtarben jung, der älteſte an Wunden, die er in der Schlacht bei Belgrad erhalten hatte. Der dritte und jüngſte Sohn war Karl Friedrich Ludwig. Er war der einzige, der ſeine Mutter überlebte, und es ſcheint faſt, daß ſeine Erziehung abſichtlich vernachläſſigt wurde, da ſeine nächſten Verwandten nach dem Beſitz des reichen Erbes trachteten.“

Dieſe Zeilen, ſo unbeſtimmt ſie gehalten ſind, oder vielleicht weil ſie es ſind, laſſen ſich unſchwer mit der eben erzählten Sage in Einklang bringen. Der Sohn, ſo darf man annehmen, wurde nicht von der Mutter, ſondern von den Verwandten erzogen, und eingeſponnen in die Netze der letzteren, traf ihn leicht möglich ein Theil des Haſſes mit, den die alte Reichsgräfin gegen die habgierig Wartenden unterhielt. Alles dieß indeß will nichts weiter ſein als eine Hypotheſe, als ein Verſuch, mit Hülfe von Sage und Tradition, dem Hiſtoriſchen um einen Schritt näher zu kommen.

Im Jahr 1728 ſtarb die alte Reichsgräfin, und ihr einziger Sohn, der obengenannte Karl Friedrich Ludwig, folgte im Beſitz von Coſſenblatt. Aber nur acht Jahre blieb es in ſeinen Händen; 1736 erſtand es König Friedrich Wilhelm I. und machte es zu einem Theil ſeiner Herrſchaft Königs-Wuſterhauſen. Ueber die Umſtände, die den Ankauf des Gutes begleiteten, ſpreche ich weiter unten.

Hundert Jahre und darüber ſind ſeit jenem Ankauf vergangen und Schloß Coſſenblatt iſt ſeitdem ein hohenzollernſcher Beſitz geblieben, bis auf dieſen Tag. Die Barfus, für die der alte Feld-

Digitized by Google

marſchall hier eine Stätte bereiten wollte, betraten die Schwelle des Schloſſes nicht wieder, das — des ſagenhaften Schatzes ganz zu geſchweigen — Schätze an Gold verſchlungen hatte, um es aufzubauen. Da, während der fünfziger Jahre dieſes Jahrhunderts, trat wieder ein Barfus in das alte Barfusſchloß ein. Der Eintretende war ein Urenkel des Feldmarſchalls; er kam nicht als Herr, er kam als Gaſt. Sei es ein romantiſcher Herzenszug, oder ſei es Pietät gegen die Stätte, wo ſein Ahnherr gelebt und einen Denkſtein ſeines Ruhms und ſeines Reichthums hinterlaſſen hatte, gleichviel, der Enkel hatte das Anſuchen an den König geſtellt, einen Sommer lang in Schloß Coſſenblatt reſidiren zu dürfen, und Friedrich Wilhelm IV., deſſen Königs- und Poetenherz hiſtoriſchen Sinn und romantiſches Empfinden in jeder Geſtalt zu ſchätzen wußte, hatte dem Anſuchen gern willfahrt.

General Barfus, ſelbſt ein alter Soldat, zog ein in das alte Feldmarſchallsſchloß. Ein Wagen hielt vor der Steintreppe, die roſtigen Angeln gaben halb widerwillig nach, und der Enkel ſtand, ein Gaſt, ein Fremder, im Haus ſeiner Väter. Niemand war mit ihm als ſeine Frau und deren Dienerin. Er bezog die Eckzimmer im Schloß und das Nöthigſte an Hausrath wurde herbeigeſchafft; aber es war nicht möglich, die Oede des Orts in Wohnlichkeit zu verwandeln. Der Regen fuhr durch die morſch gewordenen Fenſter und ſelbſt das heitere Sonnenlicht lieh dieſem Ort keine Heiterkeit, denn ungemildert fiel es durch die großen Fenſter und ſprang heiß und blendend von den kahlen weißen Wänden zurück. Zu dem Bedrückenden der Oede geſellte ſich der Mangel an allem, was das Leben, ſelbſt ein einfaches Leben, an Unterhalt erfordert. Die Stadt war weit und das Dorf war arm. Die Frauen litten ſchwer; aber das romantiſche Herz des Generals trug die Entbehrungen, die ihm Schloß Coſſenblatt auferlegte, mit Freudigkeit; ſie hoben ihn mehr, als daß ſie ihn niederdrückten. Er war nicht nach Schloß Coſſenblatt gekommen, um zu banketiren; es lag ihm nicht an luſtiger Geſellſchaft und an lautem Geſpräch über den Tiſch hin; es lag ihm an ſtiller Zwieſprach

Digitized by Google

mit denen, die nicht mehr waren, und da war kein Zimmer, das nicht leise zu ihm gesprochen hätte. Ihm waren diese weiten Räume nicht öde, und wenn er Nachts oder am hellen Mittag sie durchschritt, hörte er's flüstern und stand still, ob er's erlauschen könnte. Umsonst hingen die Augen der Frau an ihm und baten um Rückkehr zu den Menschen; da endlich kam Hülfe, ehe sie erwartet war. Es war Hochsommer und die Hitze des Tags hatte den General in die Wald- und Wiesengründe geführt, die den Cossenblatter See an seinem Südrande umziehen. Es wurde drückend schwül und um die vierte Stunde brach das Unwetter los. Als die ersten Donner heraufzogen, war es, als rollten schwere Wagen durch alle Säle und Corridore. Einzelne Windstöße fuhren gegen das Schloß, und die entsetzten Frauen hörten, wie in allen Theilen des Schlosses ein gespenstisches Klappen von Fenstern und Thüren begann. An hundert Stellen zugleich wollte der Böse herein. Das Blitzen wurde immer heftiger; Herrin und Dienerin flohen aus ihren Zimmern in den Corridor hinaus, der unten auf den Schloßhof niederblickt. Der Flügel gegenüber stand wie in Nacht. Plötzlich aber war es, als fiele ein Feuer vom Himmel, der Schloßhof stand wie in Flammen und die Dienerin schrie auf: „Dort sitzt sie!" Es war ihr, als habe sie die alte Reichsgräfin gesehen, im Rollstuhl unter der Balkonthür sitzend und in die Flammen des Hofes starrend.

Dieser Nachmittag entschied; die Gäste verließen Schloß Cossenblatt und alles war wieder wie zuvor. Die Spinnen begannen ihre stille Wirthschaft und niemand anders sprach ein, als der Wind im Kamin. Die Barfuse waren vergessen an derselben Stelle, an der der alte Feldmarschall sich selbst und seinem Namen eine Art Ruhmeshalle hatte errichten wollen; Schloß Cossenblatt wußte nichts mehr von den Barfußen und viele Barfuse wußten nichts mehr von Cossenblatt. Aber aus der Geschichte unserer Tage haben wir noch einmal zurückzugehen in die Tage des letzten Grafen Barfus und in aller Kürze jener dritten Epoche Schloß Cossenblatts zu gedenken, der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Digitized by Google

Im Jahre 1735 kam König Friedrich Wilhelm I. auf einer Jagd von Königs-Wusterhausen aus in die Gegend von Cossenblatt, sah das schöne Schloß und trug dem Besitzer, dem mehrgenannten Grafen Karl Friedrich Ludwig von Barfus, an, ihm Cossenblatt käuflich zu überlassen. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, setzte der König alles in Bewegung, um seine Absicht dennoch zu erreichen. Es fand sich auch bald ein Weg, da er sich durchaus finden sollte. Der Verlauf war folgender. Nur um den wiederholten Zumuthungen des Königs zu entgehen und letzteren durch eine möglichst hochgegriffene Summe abzuschrecken, äußerte der Graf gegen den Unterhändler des Königs, „daß er die Güter (Cossenblatt, Briesicht, Werder und Wiese) für 180,000 Thaler überlassen wolle." Dieß genügte. Der König erklärte nunmehr: „da der Graf sich geäußert habe, die Güter verkaufen zu wollen, so hänge es nicht mehr von dem freien Willen desselben ab, den Preis der Güter zu bestimmen, vielmehr müßten dieselben taxirt werden." Hiernach kam der Kauf im Januar 1736 zu Stande, ohne daß die belehnten Agnaten befragt worden wären. Der König bewilligte 125,000 Thaler, schlug Cossenblatt zur Herrschaft Königs-Wusterhausen und überwies es gleich nach der Uebergabe seinem zweiten Sohne, dem Prinzen August Wilhelm. Ob dieser je dort residirt hat, ist mindestens zweifelhaft. Der Prinz, zu Spandau in Garnison, hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das nachbarliche Oranienburg, dessen Park allein ausgereicht haben würde, es über das beinah baumlose und jedenfalls weit abgelegene Cossenblatt zu erheben. Nichts erinnert mehr daran, daß das letztere jemals im Besitz des Prinzen war, außer der Namenszug A. W. (August Wilhelm) am großen Frontbalkon.

Prinz August Wilhelm residirte nicht in Schloß Cossenblatt, aber der König selbst scheint, während seiner letzten Lebensjahre, Wochen- und Monatelang daselbst zugebracht zu haben. Wenn der Ausdruck gestattet ist: er saß hier seine Gicht ab, und Schloß Cossenblatt wurde der Schauplatz jener Kunstübungen, deren Resultate die bekannte Inschrift tragen: in tormentis pinxit.

Digitized by Google

Die Bilder, die sich noch gegenwärtig in Cossenblatt befinden, (neuerdings, Sommer 1863, nach Königs-Wusterhausen geschafft) tragen zwar zufällig diese Inschrift nicht; sie sind aber nichts destoweniger in tormentis gemalt, und sehen auch danach aus.

Nach diesen historischen Vorbemerkungen schicken wir uns nunmehr, unsern Plauderplatz unter der Weinlaube des Predigerhauses aufgebend, zum Besuch des Schlosses selber an.

Die Lage desselben ist nicht günstig. Ein Schloß, ein Herrenhaus, wo die Natur nicht Berg, nicht See geboten hat, muß entweder, nur wenig zurücktretend, sich in gleicher Linie mit der Dorfgasse erheben, oder aber inmitten eines Parks liegen, hinter dessen Bäumen es sich halb versteckt. Das Cossenblatter Schloß thut weder das eine, noch das andere. Der Platz an der Dorfgasse war schon vergeben (das alte Herrenhaus nahm diesen Platz ein), und so erhebt sich das Schloß hinter dem jetzigen Amtshof, dessen Wirthschaftsgebäude zugleich die Auffahrt zum Schlosse bilden. Dehnte sich nun unmittelbar hinter dem Amtshof ein Park, ein Wald aus, aus dem das blendend weiße Schloß hier und da hervorschimmerte, so würde durch die sonderbare Art der Auffahrt nicht viel verloren sein, ja sie könnte vielleicht einer poetisch malerischen Wirkung Vorschub leisten; aber dieser Wald fehlt, und wie auf einer Tischplatte, über die man ein graugrünes Tuch gelegt hat, steht das Schloß da, unvermittelt, ohne Vor- und Hintergrund, wie eine Tempelruine in der Wüste. Dieser Ausdruck aber soll nur das Unvermittelte des Aufsteigens bezeichnen, denn Schloß Cossenblatt, wie viel ihm im Uebrigen fehlen mag, ist jedenfalls keine Ruine, vielmehr liegt es in einer gewissen Stattlichkeit und Wohlerhaltenheit da, die auf den ersten Blick überrascht. Erst ein Eingehen in die Details zeigt, daß dies letztere mehr scheinbar als wirklich ist.

Wir stehen nun in Front des fast wie Kreide in der Sonne blitzenden Schlosses, das aus einem Corps de Logis und zwei Flügeln besteht. Der erste Eindruck, wenn wir von dem Unmalerischen der Lage absehen, ist architektonisch kein ungünstiger,

Digitized by Google

und erſt die Rückfront des Baues zeigt uns ſeine Schwächen: die Flügel ſind zu lang und der Zwiſchenraum zwiſchen denſelben, der Schloßhof, iſt viel zu ſchmal. Der ganze Bau erhält dadurch etwas Gefängnißhaftes. Die Rückſeite des Schloſſes hat die Ausſicht auf einen ſchmalen Spreearm, und zugleich auf eine kümmerliche Baumanlage am andern Ufer des Fluſſes, die den Namen „Luſtgarten" führt. Früher ging eine Brücke über den Spreearm, aber nur ein einziger Pfahl zeigt noch, wo ſie ſtand.

Dieſer Luſtgarten war es, wohin ſich König Friedrich Wilhelm I. in ſeinem Rollwagen fahren ließ, und die ſorglich zugeſchrägte Doppelrampe, die ſich in Hufeiſenform an die Schloßflügel anlegt, zeigt am deutlichſten, mit welcher Sorglichkeit verfahren werden mußte, um die ſchlechte Laune des von Gicht und Waſſerſucht geplagten Königs nicht noch ſchlechter zu machen.

Wir haben das Schloß umſchritten und treten nun ein. Der Eindruck, den es in ſeinem Innern macht, iſt der des Stattlichen, aber zugleich der höchſten Trübſeligkeit. Es iſt ein impoſantes Nichts, eine vornehme Oede, eine würdevolle Leere, — die Dimenſionen eines Schloſſes und die Nüchternheit einer Kaſerne. Wir ſteigen zunächſt treppan. In den Zimmern der Bel-Etage erreicht die Oede den höchſten Grad. Die hechtgrau angeſtrichenen Thüren tragen in Manneshöhe allerhand gelbe Oelfarbe-Inſchriften, und den Corridor des linken Flügels hinunterſchreitend, leſen wir, nach der Analogie von Kaſernenſtube Nr. 3, Nr. 4: „Ihro Hoheit Kronprinzeſſin," „Ihre Hoheiten Prinzeſſin Ulrike und Amalie," „Ihre Königl. Hoheiten Prinz Heinrich und Ferdinand," Oberhofmeiſterin," „Fräuleins-Kammer" ꝛc. Das Zimmer der beiden jungen Prinzen, Heinrich und Ferdinand, ſieht aus wie ein Gefängniß. Dazwiſchen immer „Garderobezimmer," aber alles in dieſelbe weiße Tünche getaucht.

Wir kehren nun aus dem erſten Stock in die Zimmer des Erdgeſchoſſes zurück. Hier in den Zimmern des linken Flügels wohnte der König und mancherlei erinnert noch an ihn, an ſeinen holländiſchen Geſchmack, an ſeine Neigungen und ſeine Thätigkeit.

Digitized by Google

Im großen Eckzimmer ſind die Wände bis zu der Höhe, in der ſonſt Panele laufen, mit kleinen holländiſchen Kacheln bekleidet, glaſirte Täfelchen mit kleinen blauen Figuren darauf. Dieß war erſichtlich das Staats- und Empfangzimmer während der „Tage in Coſſenblatt;“ denn über dem Kamin hängt ein Porträt Ludwig XIV. im weit nachſchleppenden Hermelin. Die Farben des Bildes ſind halb abgefallen und doch iſt der haften gebliebene Reſt das Einzige, was in dem ganzen weiten Schloß an Kunſt erinnert, an Genius mahnt.

In demſelben Zimmer befindet ſich noch ein Dutzend anderer Porträts, aber es ſind die in tormentis gemalten Bilder des Königs ſelbſt. Das Mildeſte, vielleicht auch das Zutreffendſte, was man von ihnen ſagen kann, iſt: ſie verleugnen die Stunde ihres Urſprungs nicht. Freilich haben auch ſie ihre Verehrer gefunden, und wenn man ſo will, mit Recht. Einige unbedingte Friedrich-Wilhelms-Bewunderer haben die ganze Frage auf das Gebiet des Charakters, der Kraft, der Energie geſpielt und von ihrem Standpunkt aus mit Recht geſprochen: „So malte ein Mann, der nicht malen konnte; ſo malte er unter Schmerzen, und — jeden Tag ein Bild.“

Vor dieſem Raiſonnement verneigt ſich die Kritik. Alle dieſe Bilder des Königs rühren aus den Jahren 1736, 1737 und 1738 her. Es ſind ſämmtlich Porträts (Bruſtſtücke), und zwar 41 an der Zahl, von denen ſich 32 in den Zimmern, 9 aber im Corridor, alle in Rahmen von gebeiztem Eichenholz, befinden. So häßlich die Bilder ſind und ſo unfähig, ein künſtleriſches Wohlgefallen zu wecken, ſo wecken ſie doch immerhin ein gewiſſes künſtleriſches Intereſſe. Der Hang zum Charakteriſtiſchen iſt unverkennbar. In dem einen Zimmer hängen z. B. zwei Judenköpfe neben einander. Man ſieht deutlich, daß dem König der erſte Kopf nicht jüdiſch genug erſchienen war, und daß er ſich zum zweiten mal an die Arbeit machte, um das Charakteriſtiſche entſchiedener herauszuarbeiten. Einmal iſt ihm ſogar (cum grano salis) ein hübſcher Kopf geglückt: die Frau ſeines erſten Kammerdieners.

Digitized by Google

Außer den Bildern des Königs bewahrt Schloß Coſſenblatt auch die Staffelei, auf der dieſe Bilder gemalt wurden. Daneben ſteht ein ſchwerer Eichentiſch und um den Tiſch herum eine Anzahl ſchwerer Holzſtühle, nach Art unſerer jetzigen Gartenſtühle. Alles höchſt ſolid gearbeitet, beſonders der Tiſch, der wie auf Pfeilern ruht.

Wir durchſchritten auch den Reſt der Zimmer; ſie waren im Erdgeſchoß, wie oben im erſten Stock, groß, öde, weiß; dazu hohe Fenſter und hohe Kamine. Sie hatten nur ein charakteriſtiſches Zeichen, und dieſes Zeichen mehrte unſer Grauen. In jedem Zimmer lag ein todter Vogel, in manchen auch zwei. In Sturmnächten hatten ſie Schutz geſucht in den Rauchfängen, und tiefer nach unten ſteigend, waren ſie in das Zimmer wie in eine Vogelfalle hinein gerathen. Vergebens einen Ausweg ſuchend, hin und her flatternd in dem weiten Gefängniß, waren ſie verhungert.

Spät am Abend, die Sterne waren längſt am Himmel, mahlte unſer Fuhrwerk wieder durch den Sand den öden Weg nach der Stadt zurück. Es war kühl geworden und der Sternenhimmel gab auch dieſer Oede einen poetiſchen Schimmer. Ich ſah hinauf und freute mich der Klarheit, des Glanzes; doch in die heitern Bilder, die ich wachzurufen trachtete, drängte ſich immer wieder das Bild von Schloß Coſſenblatt hinein. Die weißen Wände ſtarrten mich an, ich hörte das geſpenſtiſche Thürenklappen und in dem letzten Zimmer des linken Flügels flog ein Vögelchen hin und her und ſtieß mit dem Kopfe gegen die Scheiben; ſein Zirpen klang wie Hülferuf. Aber im ſelben Augenblick war alles hin, der Schloßhof ſtand in Flammen und unſichtbare Hände trugen das Schloß ab und warfen es in das Feuer.

Digitized by Google

Königs-Wusterhausen.

Finstrer Ort und finstrer Sinn,
Nun blühen die Rosen drüber hin.

Mehr noch als Schloß Cossenblatt, das ich im vorigen Kapitel geschildert, war, wie männiglich bekannt, Königs-Wusterhausen ein bevorzugter Aufenthalt König Friedrich Wilhelms I. Wir dürfen an diesem (an Wusterhausen) nicht vorbeigehen, nachdem wir jenes (Cossenblatt) kennen gelernt haben und wählen zu unserem Ausflug das Pfingstfest, das Fest der Maien.

Es reist sich schön an einem Pfingstsonnabend in die Welt hinein, es sei, wohin es sei. Die Natur, die Dinge, die Menschen, alles lacht; die Sonne geht in Strahlen unter, die Rapsfelder blühen, und selbst die Windmühlenflügel schwenken Maienbüsche durch die Luft.

Ricksdorf rüstete sich zum Fest. Die Mägde aufgeschürzt und kurzärmlig, standen auf den Höfen und wuschen und scheuerten; die kupfernen Kessel blinkten wie Gold, und einige Kinder, die eben aus dem Tümpelbade kamen, liefen nackt über die Straße und wirbelten den Staub auf. Der Tümpel blieb ja nah und erlaubte ein zweites Bad.

In Rudow schnitten die Jungen Kalmus; über Waltersdorf spannten die Linden ihren Schirm, während sich der Kirchhof in Hollunderbüschen versteckte; Kiekebusch aber (so ändern

ſich die Zeiten) kuckte nicht mehr aus Buſch und Haide, ſondern aus hohen Roggenfeldern hervor.

Nun Haiderevier, dann wieder freies Feld, bis plötzlich die Höhe, auf der wir bis dahin fuhren, ſteil abfällt und eine Niederung, zunächſt ein Keſſelthal vor uns liegt, in das wir hinunterrollen. Die Poſtillone blaſen, (wir haben drei Beichaiſen), die erſten Häuſer ſchimmern hinter Bäumen hervor, die Leute vor den Thüren richten ſich auf und grüßen, und die Jungen werfen ihre Mützen und ſchreien Hurrah. Es iſt ein Lärm, der einer Reſidenz zur Ehre gereichen würde, und doch iſt es nur Wuſterhauſen, freilich — zu Pfingſten.

Wir halten vor der Poſt; drüben iſt ein Gaſthof mit Staubrouleaux, Waſchtoiletten und Klingelzügen, alles großſtädtiſch, und während mir zwei Lichter auf den Tiſch geſetzt werden, richt' ich unwillkürlich die Frage an mich: iſt dies daſſelbe Wuſterhauſen, von dem wir jene klaſſiſche, aber freilich wenig ſchmeichelhafte Beſchreibung haben, die eine Seite in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der Lieblingsſchweſter Friedrichs des Großen, füllt? Laß doch ſehen, was ſie ſchreibt.

Ich war wohlweislich nicht ohne dies Buch aufgebrochen, (das, wenn man ſo will, der „älteſte Fremdenführer von Wuſterhauſen" iſt), und las wie folgt:

„Mit unſäglicher Mühe hatte der König an dieſem Orte einen Hügel aufführen laſſen, der die Ausſicht ſo gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher ſah, als bis man herabgeſtiegen war. Dieſes ſogenannte Palais beſtand aus einem ſehr kleinen Hauptgebäude, deſſen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. (In der erſten Ausgabe heißt es von dieſem alten Thurm: „er war ein ehemaliger Diebeswinkel, von einer Bande Räuber erbaut, denen dies Schloß früher gehört hatte.") Das Gebäude war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, deſſen ſchwarzes und fauliges Waſſer dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe (in Front des Schloſſes), mit dem

Digitized by Google

Garten (zur Seite desſelben) und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof war durch zwei Flügel flankirt, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in den Schloßhof hielten zwei Bären Wacht (beiläufig geſagt ſehr böſe Thiere), die auf ihren Hintertatzen umherſpazierten, weil man ihnen die vorderen abgeſchnitten hatte. Mitten im Hof befand ſich ein kleiner Born, aus dem man mit vieler Kunſt einen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eiſernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dies war der Platz, den ſich der König Abends zum Tabackrauchen auszuwählen pflegte. Meine Schweſter (Charlotte; ſpäter Herzogin von Braunſchweig) und ich, hatten für uns und unſer ganzes Gefolge nur zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachſtübchen. Wie auch das Wetter ſein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeſchlagen war. Bei ſtarkem Regen ſaßen wir bis an die Waden im Waſſer, da der Platz vertieft war. Wir waren immer 24 Perſonen zu Tiſch, von denen drei Viertel jederzeit faſteten; denn es wurden nie mehr als ſechs Schüſſeln aufgetragen und dieſe waren ſo ſchmal zugeſchnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Menſch ſie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren konnte.*) .... In

*) Prinzeſſin Wilhelmine (die Markgräfin) erzählt an einer andern Stelle ihrer Memoiren: „ich war all die Zeit über ſo leidend, daß ich verſichern darf, zwei Jahre lang von nichts anderem als Waſſer und trocken Brot gelebt zu haben.“ Es ſcheint faſt, daß ſie die Entſagung, die ihr ihr Krankheitszuſtand auferlegte, der Kärglichkeit der Königlichen Tafel zur Laſt legen will. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß es ſo knapp in Wuſterhauſen hergegangen ſein ſollte. Der König war ein ſehr ſtarker Eſſer, und alle Perſonen von gutem Appetit haben die Maxime: „leben und leben laſſen.“ Außerdem liegen glaubhafte Berichte vor, aus denen ſich ganz genau erſehen läßt, was an Königs Tiſch geſpeiſt wurde. Es gab: Suppe, geſtovtes Fleiſch, Schinken, eine Gans, Fiſch, dann Paſtete. Dazu ſehr guten Rheinwein und Ungar. In Wuſterhauſen kamen noch (weil es die Jahreszeit mit ſich brachte), Krammetsvögel, Leipziger Lerchen und Rebhühner hinzu, beſonders auch Früchte zum Deſſert, darunter die ſchönſten Weintrauben. Das klingt ſchon einladender, als die Beſchreibung der Prinzeſſin.

Digitized by Google

Berlin hatte ich das Fegfeuer, in Wuſterhauſen aber die Hölle zu erdulden."

So die Markgräfin, die frühere Prinzeſſin Wilhelmine. Ich ſchlug das Buch zu und trat an das offene Fenſter, durch das der heitere Lärm ſchwatzender Menſchen zu mir herauf drang. Das Zimmer lag im erſten Stock und die Kronen der abgeſtutzten Lindenbäume ragten bis zur Fenſterbrüſtung auf, ſo daß ich meinen Kopf in ihrem Blattwerk verſtecken konnte. An der andern Seite der Straße (etwas zurückgelegen) zog ſich der eine Cavalierflügel des Schloſſes hin. Die ganze mir zugekehrte Front ſteckte in weißen und rothen Roſen, die Oberfenſter waren geöffnet und Licht und Muſik drangen zu mir herüber. Hinter dem Flügel, in ſchräger Richtung nach rechts hin, ſtanden hohe Baumgruppen, und zwiſchen dem Laubwerk wurde das Schindel- oder Schieferdach des alten Schloßthurms ſichtbar, „des Diebeswinkels, von einer Räuberbande erbaut." War es wirklich ſo arg mit ihm? Er ſtand da, mondbeſchienen, mit der friedlichſten Miene von der Welt, ſeine Spitze (eine Art Flaggenſtock) ſo krumm wie ein Elephantenzahn und das Ganze eher an Idyll und goldene Zeit, als an Fegfeuer und Hölle mahnend.

Es war noch nicht ſpät und der Weg nicht zwei Minuten weit; ſo beſchloß ich noch einen Abendbeſuch zu machen und die, freilich dämmerumwobene Wirklichkeit des Schloſſes mit der Beſchreibung ſeiner ehemaligen Bewohnerin zu vergleichen. Ich trat in den weiten Schloßhof ein. Da lagen die Flügel rechts und links, vor mir Brücke und Graben, und dahinter, großentheils verſteckt, das Schloß ſelbſt. Die Bären fehlten, der Springbrunnen auch; keine Stufen da, auf der irgend wer ſeine Abendpfeife hätte rauchen können; nur eine weiße Pumpe ſtand mitten in einem Fliederbosquet und nahm ſich beſſer aus, als Pumpen ſonſt wohl pflegen.

Ich näherte mich der Brücke und konnte nun die Fundamente des Schloſſes in wenigſtens dunklen Umriſſen, die Giebel aber, auf die das Mondlicht fiel, in ſcharfen Linien erkennen; was

Digitized by Google

zwiſchen Giebel und Grundmauer lag, war hinter Bäumen verſteckt. Der „Styx" exiſtirte nicht mehr; halb zugeſchüttet war aus dem Graben ein breiter Streifen Wieſenland geworden; die blühenden Kräuter würzten die Luft und im Rücken des Schloſſes (die Notte fließt dicht daran vorüber) hört' ich, wie ein Waſſer ſtill, breit, melodiſch über ein Wehr fiel.

Ich kehrte um und ſetzte mich unter die Linden des Gaſthauſes. Das war keine „Hölle," die ich geſehen hatte, oder — die Beleuchtung hatte Wunder gethan.

Der Wirth ſetzte ſich zu mir, und angeſichts des Schloſſes, deſſen Thurmdach uns argwöhniſch zu belauſchen ſchien, plauderten wir vom Schloß Wuſterhauſen.

In alten wendiſchen Zeiten ſtand hier ein Dorf Namens „Wuſtrow", d. h. „umfloſſener Ort." Die Bezeichnung findet ſich vielfach in der Mark bis dieſen Tag, z. B. das Zieten'ſche Wuſtrau. Als die Deutſchen ins Land kamen, gründeten ſie ein Nachbardorf, das noch exiſtirende Deutſch-Wuſtrow, zum Unterſchied von Wendiſch-Wuſtrow, ſchließlich aber wurden beide Worte (durch ein angehängtes „hauſen") germaniſirt, und Deutſch- und Wendiſch-Wuſterhauſen waren fertig.

Wendiſch-Wuſterhauſen — nur mit dieſem haben wir es zu thun — wurde eine markgräfliche Burg. Sie vertheidigte, wie „Schloß Mittenwalde," von dem wir in einem der nächſten Kapitel ſprechen werden, den Notte-Uebergang, d. h. ſie war Grenzburg zwiſchen der Mark und der Lauſitz.

Wendiſch-Wuſterhauſen blieb markgräfliche Burg bis gegen 1370. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der alte Thurm (der „Diebswinkel") bis in dieſe markgräfliche Zeit zurückdatirt. Etwa 1375 kamen die Schliebens in Beſitz der Burg, eine Familie, die damals in der Umgegend reich begütert war. Sie beſaßen es ein Jahrhundert lang, alſo namentlich auch während der Quitzow-Zeit, ohne daß beſondere Räuberthaten der Burg Wendiſch-Wuſterhauſen, bekannt geworden wären. 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, die damaligen Beſitzer der Herrſchaft Teupitz,

Digitized by Google

aus deren Händen es (kleiner Mittelglieder zu geſchweigen) 1683 in Beſitz des Kurprinzen Friedrich, des ſpäteren Königs Friedrich I. kam. Dieſer ſchenkte es 1698 ſeinem damals 10 Jahre alten Sohne, dem ſpäteren König Friedrich Wilhelm I.

Dieſer (Friedrich Wilhelm I.) nahm Wendiſch-Wuſterhauſen von Anfang an in ſeine beſondere Affection. Er hielt bei dieſer Vorliebe aus bis zu ſeinem Tode. Was der Ort jetzt iſt, verdankt er ihm, dem „Soldatenkönig.“ Das Dorf wurde zum Flecken; die Straßen und Plätze, die Häuſer und Bäume, alles iſt ſein Werk, und mit Recht hat der Flecken ſeinen Namen gewechſelt und ſich aus einem Wendiſch-Wuſterhauſen zu einem Königs-Wuſterhauſen erhoben.

Königs-Wuſterhauſen iſt vielleicht mehr als ein anderer Ort (nur Potsdam ausgeſchloſſen) mit der Lebens- und Regierungs-Geſchichte König Friedrich Wilhelms I. verwachſen. Hier ließ er als Knabe ſeine „Kadetten,“ und einige Jahre ſpäter (von 1705 an, wo er ein Regiment erhalten hatte) ſeine „Leib-Compagnie“ exerciren. Hier übte und ſtählte er ſeinen Körper, um ſich wehrhaft und mannhaft zu machen, und hier, zur Regierung gelangt, fanden jene Jagdſcenen und waidmänniſchen Feſtlichkeiten ſtatt, die Wuſterhauſen damals zum Jagdſchloß par excellence erhoben.

Hier auf dem Schloßhof, den jetzt die friedliche Pumpe ziert, war es, wo jedesmal nach abgehaltener Jagd, den Hunden ihr „Jagdrecht“ wurde. Dies „Jagdrecht“ galt als eine Nachfeier zum eigentlichen Feſt. Der zerlegte Hirſch wurde wieder mit ſeiner Haut bedeckt, an der ſich noch der Kopf ſammt dem Geweih befinden mußte. So lag der Hirſch auf dem Hof, während hundert und mehr Parforce-Hunde, die durch ein Gatter von ihrer Beute getrennt waren, laut heulten und winſelten und nur durch Peitſche und Karbatſche in Ordnung gehalten wurden. Endlich erſchien der König, der Jägerburſche zog nun die Haut des Hirſches fort, das Gatter öffnete ſich und die Meute fiel über ihr „Jagdrecht“ her, während die Piqueurs im Kreiſe ſtanden und auf ihren Hörnern bliesen.

Digitized by Google

Wenigſtens zwei Monate alljährlich wohnte König Friedrich Wilhelm I. in Wuſterhauſen. Späteſtens am 24. Auguſt traf er ein und früheſtens am 4. oder 5. November brach er auf. Die erſten 8 Tage gehörten der Rebhuhnjagd (vorzüglich auf der Groß-Machenower Feldmark), ſpäter dann folgten, freilich zumeiſt erſt im December und Januar, die Jagden auf Roth- und Schwarzwild. Zwei ſtehende Feſtlichkeiten im größeren Stil gab es alljährlich während der Wuſterhauſner Saiſon: die Jahresfeier der Schlacht bei Malplaquet (am 11. September) und das Hubertusfeſt am 3. November. Bei Malplaquet war der König, damals noch Kronprinz, zum erſten Mal im Feuer geweſen, das erheiſchte, wie billig, ein Erinnerungsfeſt. Das Hubertusfeſt war zugleich das Abſchiedsfeſt von Wuſterhauſen.

Bei dieſen Feſten ging es hoch her, zumal beim Hubertusfeſt. Nur einmal fiel es aus, am 3. November 1730. Am 28. Oktober, ſechs Tage vor dem Hubertustag, hatte das Kriegsgericht in Schloß Cöpenick geſeſſen, das über Katte und Kronprinz Friedrich Urtheil ſprechen ſollte.

In Wuſterhauſen ſaß derweilen der erzürnte König und wartete auf „Tod“. Das Kriegsgericht ſprach „Schuldig“, aber es verweigerte den Ausſpruch „Tod“. Da griff der König ſelbſt in den Gang des Prozeſſes ein, er ſtieß das Urtheil um, und jene berühmte Cabinetsordre wurde erlaſſen, die da ſchließt:

„S. K. M. ſeynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen und haben das lateiniſche Sprüchwort gelernet: fiat justitia et pereat mundus. Alſo wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er ſchon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangenen crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen geriſſen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration ſeiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publicirt, ſoll ihm geſagt werden, daß es S. K. M. leydt

Digitized by Google

thäte, es wäre aber beſſer, daß er ſtürbe, als daß die Juſtiz aus der Weldt kähme."

Dieſe Cabinetsordre trägt als Ort und Datum: Wuſterhauſen, d. 1. November 1730.

Hier in Wuſterhauſen ſpielten ſpäter die Intriguen zwiſchen Schweſter und Schweſter, (Prinzeſſin Wilhelmine und Prinzeſſin Charlotte) und Tochter und Mutter (Prinzeſſin Wilhelmine und Königin); hier ſchwankte noch zuletzt die Wage, ob der Erbprinz von Baireuth oder der Prinz von Wales, wie ſo ſehr gewünſcht wurde, die Braut heimführen würde; hier endlich, nachdem die Ungewitter ſich verzogen und ruhigeren Tagen Platz gemacht hatten, theilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Jagen verboten, ſeine Zeit zwiſchen Rauchen und Malen, zwiſchen Pfeife und Pinſel. Es war dann in Wuſterhauſen wie in Schloß Coſſenblatt (ſeinem eigentlichen Atelier), nur mit dem Unterſchied, daß Coſſenblatt der auserwählte Ort für Podagra und Malerei geweſen zu ſein ſcheint, während in Potsdam und Wuſterhauſen nur gemalt wurde, wenn die Gicht wie von ungefähr d. h. ohne Anmeldung und unerwartet erſchien. Dies iſt auch der Grund, weshalb ſich in Potsdam und Wuſterhauſen viel weniger Bilder von der Hand des Königs vorfinden, als in Schloß Coſſenblatt. Man könnte vielleicht ſagen, daß ſeine Malerei in Coſſenblatt chroniſch, in Potsdam und Wuſterhauſen blos acut geweſen ſei. Schon hier übrigens ſei bemerkt, daß ſich im Wuſterhauſener Schloſſe zur Zeit keine Bilder des Königs mehr vorfinden (ſeit Sommer 1863 geändert. Vgl. S. 114), doch hängen einige auf dem Oberflur des nachbarlichen Poſthauſes, — Erinnerungsſtücke an die Kunſt und die Gicht des königlichen Malers.

Bei dieſem Geplauder war es ſpät geworden. Die Stille in den Straßen mahnte zur Ruh. Ein ſchwaches Wetterleuchten zuckte dann und wann am Himmel und verſprach einen ſchönen Tag; ſo ſchlief ich ein.

Der andere Morgen war Pfingſtſonntag. Ich brach früh auf, um das „verzauberte Schloß" in hellem Tageslicht zu ſehen. Ich

Digitized by Google

fragte nach dem Kaſtellan, — todt; nach der Kaſtellanin — auch todt; endlich erſchien ein Mann mit einem großen alten Schlüſſel, der mir als der „Exekutor" vorgeſtellt wurde. Dies ängſtigte mich ein wenig. Es war ein ziemlich mürriſcher Alter, der von nichts wußte, auch von nichts wiſſen *wollte*. Seine Naſe ſpielte in's Röthliche.

Wir traten durch eine Seitenthür auf den Schloßhof. Es war ſchon heiß, trotz der frühen Stunde; die Sonne blendete und die Bosquets ſammt der weißen Pumpe waren nicht ganz mehr, was ſie am Abend vorher geweſen waren.

Wir umſchritten zunächſt das Schloß, dann nahm ich einen guten Stand, um mir die Architectur deſſelben einzuprägen. Es iſt gewiß ein ziemlich häßliches Gebäude, aber es iſt doch mehr originell als häßlich, und weil es (hübſch oder häßlich) ſo ganz apart iſt, iſt es nicht ohne Intereſſe. Der ganze Bau, bis zu beträchtlicher Höhe, iſt aus Feldſtein aufgeführt, woraus ich den Schluß ziehe, daß der König, bei Ausbau des Schloſſes, die Grundform deſſelben (ein Viereck, mit einem vorſpringenden Rundthurm) beibehielt und nur die Einrichtung und Gliederung völlig veränderte. Der Rundthurm wurde Treppenthurm. Von dieſem Thurm aus zog er eine Mauerlinie mitten durch das Feldſtein-Viereck hindurch und theilte dadurch den Bau in zwei gleiche Hälften. *Jede* Hälfte erhielt ein Giebeldach, ſo daß jeder, der ſich dem Schloſſe nähert, *zwei* Häuſer zu ſehen glaubt, die mit ihren Giebeln auf die Straße blicken. In Front beider Giebel, an beide ſich lehnend, ſteht der Thurm.

Der Thurm iſt ſehr alt; König Friedrich Wilhelm I. aber hat ihm einen modernen Eingang gegeben, eine Art griechiſches Portal (in Mannshöhe), deſſen Giebelfeld etwa ein Dutzend in Holz geſchnittene Amoretten zeigt. Einige ſind wurmſtichig geworden, andere haben ſonſtigen Schaden genommen.

Beim Eintreten erblickt man zuerſt verließartige Kellerräume, darin etwas Stroh liegt, wie eben verlaſſene Lagerſtätten. Dann führt eine Treppe von zehn oder zwölf Stufen in's Hochparterre,

Digitized by Google

dann eine zweite höhere Treppe in's erſte Stockwerk. Wir verweilen hier einen Augenblick. Ein ſchmaler Gang ſcheidet zwei Reihen Zimmer von einander, deren Thüren ſämmtlich (muthmaßlich des beſſeren Luftzugs halber) kleine Gitterfenſter haben, in Folge deſſen die Zimmer genau ausſehen, wie Gefängnißzellen. Es ſind dies erſichtlich dieſelben Räume („nicht beſſer als Dachſtuben"), in denen die Prinzeſſinnen ſchlafen mußten, wenn ſie nicht, was auch möglich iſt, in den kleinen Giebelſtuben untergebracht wurden. Die Gitterfenſter gönnen überall einen Einblick. Nur eines der Zimmer ſchien benutzt; auf dem Boden deſſelben lagen Aktenbündel ausgebreitet, weiße, grüne, blaue, wohl 80 oder 100 an der Zahl; muthmaßlich eine alte Regiſtratur der Herrſchaft Königs-Wuſterhauſen.

Wir ſtiegen nun in's Hochparterre zurück. Hier befindet ſich die alte Herrlichkeit des Schloſſes auf engſtem Raum zuſammen. Man tritt zuerſt in eine Jagdhalle, die, wie oben der Flurgang, zwiſchen zwei Reihen Zimmern hinläuft.

In dieſer Halle befinden ſich, nach Art dieſer Lokalitäten, 6 oder 8 Hirſchgeweihe, an denen nichts Beſonderes wahrzunehmen iſt. Die frühere Sehenswürdigkeit dieſer Halle iſt ihr verloren gegangen. Es war dies (ſo geht die Sage) das 532 Pfund ſchwere Geweih eines Rieſenhirſches, der 1686, alſo zur Regierungszeit George Wilhelms, in der Köpnicker Forſt, 4 Meilen von Fürſtenwalde, erlegt worden war. Es iſt über dies Geweih, auch in neuerer Zeit noch, viel geſtritten und obige Gewichtsangabe, wie billig, belächelt worden. Nichtsdeſtoweniger muß das Geweih etwas ganz Enormes geweſen ſein, da Friedrich Auguſt II. von Sachſen dem Könige Friedrich Wilhelm I. eine ganze Compagnie langer Grenadiere zum Tauſch dafür anbot, ein Anerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih exiſtirt noch und ſoll ſich auf dem Jagdſchloß Moritzburg bei Dresden befinden.*)

*) An der Stelle (4 Meilen von Fürſtenwalde), wo der Hirſch erlegt wurde, befindet ſich noch jetzt ein ſteinernes Monument, welches den Hirſch in liegender Stellung darſtellt.

Digitized by Google

Rechts von der Halle ſind zwei Thüren. An der einen, zunächſt der Treppe, ſteht mit Kreide angeſchrieben: „Wachtſtube der Artillerie". Bei Manövern, Mobilmachungen ꝛc. muß nämlich das Wuſterhauſener Schloß wohl oder übel mit aushelfen und erhält vorübergehend eine kleine Garniſon, eine Benutzung, gegen die der „Soldatenkönig" vielleicht am wenigſten einzuwenden haben würde. Auch ſtehen die meiſten dieſer Räume (wenigſtens in ihrer jetzigen Geſtalt) durchaus nur auf der Stufe von Kaſernenſtuben. Das erſte Zimmer hinter der mit Kreide beſchriebenen Thür war ehedem das Schlafzimmer Friedrich Wilhelms I. Es befindet ſich in demſelben — faſt das einzige, was dieſem Schloſſe aus jener Zeit her erhalten geblieben iſt — das Waſchbecken des Königs, eine Art feſtgemauertes Waſchfaß. Das Ganze, aus Gips gefertigt, gleicht den Abgußſteinen, die man in unſeren Küchen findet, und hat in der That eine Oeffnung zum Abfluß des Waſſers, in der ein ſteinerner Stöpſel ſteckt, halb ſo lang wie ein Arm und halb ſo dick. Beim Anblick dieſes Waſchfaſſes glaubt man allerdings, was allſeits von dem König berichtet wird, daß er einer der reinlichſten Menſchen war und „ſich wohl zwanzigmal des Tages wuſch".

Die andere Thür, ebenfalls zur Rechten der Halle, führt in den Speiſeſaal. Er mißt 15 Schritt im Quadrat, iſt alſo ziemlich geräumig. In der Mitte iſt ein hölzerner Pfeiler angebracht, der vielleicht mehr ſchmücken als ſtützen ſoll; iſt aber zu beidem gleich unfähig. Ein großer Kamin und ein gegipſter, ſteinartiger Fußboden vollenden die Einrichtung dieſes Saales; neben dem Kamin ſieht man die Ueberreſte einer Treppe, die direct in den Küchenanbau führte. Dies iſt alſo der Saal, in dem an jedem 11. September der Tag von Malplaquet und an jedem 3. November das Hubertusfeſt gefeiert wurde. Es ging dann hier viel heiterer her, als man jetzt, beim Anblick dieſer weißgetünchten Oede, glauben ſollte. Frauen waren ausgeſchloſſen; es war ein Männerfeſt. Zwanzig bis dreißig Offiziers, meiſt alte Generals, die unter Eugen und Marlborough mitgefochten hatten, ſaßen dann um den Tiſch herum und Rheinwein und Ungar wurden nicht geſpart. Der

Digitized by Google

„ſtarke Mann“ mußte kommen und ſeine Kunſtſtücke machen; zuletzt, während das Feuer flackerte und die Piqueurs auf ihren Jagdhörnern bliesen, packte der König den alten Generallieutenant von Pannewitz, der von Malplaquet her eine breite Schmarre im Geſicht hatte, und begann mit ihm den Tanz. Dazwiſchen Taback, Brettſpiel und Puppentheater, bis das Vergnügen an ſich ſelbſt erſtarb.

Wir treten aus dieſem Eßſaal wieder in die Halle zurück. Zur Linken derſelben befinden ſich ebenfalls zwei Zimmer, die Zimmer der Königin. Sie ſind verhältnißmäßig noch wohl erhalten und geben einem ein deutliches Bild, wie die „Eleganz“ von Schloß Wuſterhauſen beſchaffen war. Beide Zimmer ſind durch eine einfache Eichenthür mit einander verbunden, ſowie auch niedrige Eichenholz-Paneele die Wände umziehen. In den Ecken der Decke ſind vier Lyras angebracht, die aber ſo genirt ausſehen, als befänden ſie ſich lieber wo anders. Mit Unrecht: denn ſie haben wenigſtens Geſellſchaft: zwei Basrelief-Bilder (in jedem Zimmer eins), die ſich als Wandſchmuck zwiſchen Decke und Kamin befinden. Das eine ſtellt eine „Toilette der Venus“, das andere eine „Venusfeier“ dar. Das erſte operirt mit dem alten, wohlbekannten Material: ſchnäbelnde Tauben, Amoretten, Roſen Guirlanden ꝛc., das zweite aber thut ein Uebriges. Nackte Geſtalten, von ganz unglaublichen Formen, umtanzen eine Venusſtatue, während ein Satyr von hinten her eine Bacchantin umklammert hält und die Widerſtrebende zum Tanze zwingt. An anderem Ort würde dieſer luſtige Heidenſpuk weiter nichts zu bedeuten haben, hier in Schloß Wuſterhauſen aber nimmt er ſich wunderlich genug aus und paßt ſeltſam zu dem Waſchbecken drüben mit dem dicken ſteinernen Stöpſel.

Das erſte dieſer Zimmer, das ſich mit der „Toilette der Venus“ begnügt, führt durch eine Seitenthür auf eine Art Rampe hinaus, die ziemlich ſteil nach dem Park hin abfällt. Dieſen Weg machte wahrſcheinlich immer der König, wenn er in ſeinem Gicht-

Digitized by Google

ſtuhl in den Garten hinein und wieder zurückgerollt wurde. Bekanntlich war Treppenſteigen nicht ſeine Sache.

Wir treten jetzt, den Blick noch einmal auf die öden Räume gerichtet, ebenfalls in's Freie hinaus und athmen auf im Sonnenlicht und in dem Wieſenduft, den eine Luftwelle eben zu uns her trägt. Eine mächtige alte Linde, hart zu Füßen der Rampe, ladet uns ein, unter ihrem Zweigwerk Platz zu nehmen. Wir thun's und befinden uns muthmaßlich unter demſelben Blätterdach „unter dem (um noch einmal Prinzeſſin Wilhelmine zu citiren) die Damen, wenns regnete, bis an die Wade im Waſſer ſaßen". Die Parkwieſe liegt vor uns, Hummel und Käfer ſummen darüber hin, das Mühlenfließ, uns zur Rechten, fällt leiſe über das Wehr. Träume nehmen den Geiſt gefangen und führen ihn weit fort in ſüdliche Länder, zu Tempeltrümmern und Götterbildern. Aber ein Satyr lauſcht plötzlich hervor; — es iſt derſelbe, der der tanzenden Bachantin da drinnen im Nacken ſitzt, und die Bilder von Schloß Wuſterhauſen ſchieben ſich plötzlich wieder vor die Bilder klaſſiſcher Schönheit. Hatte die Memoirenſchreiberin doch Recht? Ja und nein; ein prächtiger Platz für einen Waidmann und eine ſtarke Natur, aber allerdings ein ſchlimmer Platz für äſthetiſchen Sinn und einen weiblichen esprit fort.

Digitized by Google

Teupitz.

Winde hauchen hier so leise
Räthselstimmen tiefer Trauer.
Lenau.

Cossenblatt führte uns mittelbar nach Königs-Wusterhausen und Königs-Wusterhausen führt uns nunmehr nach dem nahegelegenen Teupitz. Die alten Herrn des „Schenkenländchens" besaßen beide Städtchen; — das eine haben wir kennen gelernt, machen wir auch dem andern, dem historisch älteren, unsern Besuch.

Teupitz verlohnt allerdings eine Nachtreise (die Posten dahin meiden das Tageslicht), wiewohl diese Hauptstadt des sogenannten „Schenkenländchens" lange nicht das ist, als was es mir geschildert worden war.

Die Schilderungen von Teupitz galten seiner Armuth. „Die Poesie des Verfalls liegt über der Stadt," so hieß es voll dichterischen Ausdrucks, und die farbenreichen Armuthsbilder, die mein Freund und Gewährsmann vor mir entrollte, wurden mir zu einem viel größeren Reiseantrieb, als die gleichzeitig wiederkehrenden Versicherungen: „aber Teupitz ist schön." Diesen Refrain überhörte ich oder vergaß ihn, während ich doch die Worte nicht wieder loswerden konnte: „das Plateau um Teupitz herum heißt „der Brand", und das Wirthshaus darauf führt den Namen „der todte Mann".

Ich hörte noch allerhand Anderes. Ein früherer Geistlicher in

Digitized by Google

Teupitz ſollte unverheirathet geblieben ſein, „weil die Stelle einen Hausſtand nicht tragen könne“, und ein Gutsbeſitzer (ſo hieß es weiter) habe Jedem, der es hören wollte, erzählt: „wenn ich einem Teupitzer Bettelkinde ein Stück Brod gebe, ſo ißt es nur die Hälfte davon, die andere Hälfte nimmt es mit nach Haus. So rar iſt Brod in Teupitz.“ Dieſe Geſchichten hatten einen Eindruck auf mich gemacht. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, König Friedrich Wilhelm IV. habe gelegentlich halb ſcherzhaft, halb mitleidsvoll hingeworfen: „die Teupitzer ſind doch meine Treueſten; wären ſie's nicht, ſo wären ſie alle längſt ausgewandert.“

Dies und noch manches der Art weckte eine Sehnſucht in mir, Teupitz zu ſehen, das Ideal der Armuth, von dem ich in Büchern nur fand, daß es vor hundert Jahren 258 und vor fünfzig Jahren 372 Einwohner gehabt habe, daß das Perſonal der Geſundheitspflege (wörtlich) „auf eine Hebamme beſchränkt ſei,“ und daß der Ertrag ſeiner Aecker 1¼ Sgr. pro Morgen betrage. Angedeutet habe ich übrigens ſchon (und es ſei hier eigens wiederholt), daß ich die Dinge anders fand, als ich nach dieſen Schilderungen erwarten mußte. Wie es Familien giebt, die, wiewohl längſt leidlich wohlhabend geworden, den guten, bequemen Ruf der Armuth durch eine gewiſſe Paſſivität geſchickt aufrecht zu erhalten wiſſen, — ſo auch die Teupitzer. Solche vielbedauerte „Armen“ (wer kennte ihrer nicht!) leben glücklich-angenehme Tage, und unbedrückt von den Mühſalen der Gaſtlichkeit oder der Repräſentation, lächeln ſie ſtill in ſich hinein, ſo oft ſie dem lieben, alten Satz begegnen, daß „Geben ſeliger ſei denn Nehmen.“

Um 12 Uhr Nachts geht die Poſt, die dreimal wöchentlich (Montag, Mittwoch, Freitag) die Verbindung zwiſchen Teupitz und Zoſſen und dadurch zwiſchen Teupitz und der Welt unterhält. Zoſſen iſt wie ein Paß für dieſe Gegenden: „es führt kein andrer Weg nach Teupitz hin.“ Die erſte Meile haben wir noch Chauſſee, deren Pappeln, ſoviel die Mitternacht eine Muſterung geſtattet, nicht anders ausſehen als anderswo; erſt mit dem erſten Morgengrauen biegen

Digitized by Google

wir nach links hin in tiefe Sandgeleiſe, in die eigentliche Teupitzer Gegend ein. Es iſt ein ganz eigenthümliches Haideland, vielleicht am meiſten unſern Wedding-Parthien verwandt, wo um den Plötzen-See herum, die Rehberge und die Ausläufer der Jungfern-Haide zuſammenſtoßen. Auch die Namen klingen ähnlich: „Sandkrug, Spiesberge“ und „der hungrige Wolf.“ Hier wie dort ſind es die alten wohlbekannten Elemente: „Sand und See, Kiefer und Kuſſel,“ die ſich zu Landſchaftsbildern zuſammenſtellen; aber ſo alltäglich die Dinge ſelber ſind, ſo apart iſt ihre Gruppirung, zumal in dieſer Teupitzer Gegend. Die Kiefer, groß und klein, tritt nirgends (oder doch beinahe nirgends) in geſchloſſenen Maſſen auf; nicht en colonne ſteht ſie da, ſie bildet Schützenlinien, ein aufgelöſtes Gefecht. Die Dämmerung unterſtützt die Vorſtellung eines Heerlagers. Dort auf der Kuppe ſtehen drei alte und lugen aus; am Abhang lagert eine Feldwacht jungen Volks; eine lange Koſtenkette von Kuſſeln zieht ſich am See entlang und reicht einem andern Lagertrupp die Hand. Dazwiſchen Sand und Moos und dann und wann ein Aehrenfeld, dünn, kümmerlich, ein bloßer Verſuch, eine Anfrage an die Natur.

Es iſt inzwiſchen immer heller geworden. Das Grau am Horizont wurde weiß, das Weiß wurde iſabell-, dann roſenfarben; nun ſchießt es wie Feuerlilien auf, der Sand verſchwindet, See- und Morgenkühle wehen uns an, und während der Sonnenball hinter der Teupitzer Kirche aufſteigt, fahren wir in die noch ſtille Straße des Städtchens ein.

Der Wagen hält vor der Poſt, ſchrägüber vom „goldnen Stern.“ Der goldne Stern iſt ein Eckhaus; vor ſeiner Thür ſteht ein Akazienbaum und an dem Laubenvorbau lehnt der Wirth, ſeines Zeichens ein Bäcker. Das iſt eine gute Vorbedeutung. Unter allen Gewerksmeiſtern ſteht doch der Bäcker unſerm innern Menſchen am nächſten. Freundlich weiſt er mich zurecht, dem Müden iſt leicht gebettet, und ich ſchicke mich an zu einer Stunde Morgenſchlaf. Ein friſcher Luftſtrom zieht durch das Gazefenſter, die Akazie draußen bewegt ſich leiſe, die Tauben auf dem einge-

Digitized by Google

rahmten Geburtstagswunsch werden immer größer, nun fliegen sie fort und — meine Träume fliegen ihnen nach.

Nicht lange. Das Picken des Nagelschmieds von der Ecke gegenüber weckt mich (beiläufig eine reizende Art geweckt zu werden) und während die Frühstücksstunde kommt und die braunen Semmeln neben die braunere Kanne auf den Tisch gestellt werden, setzt sich die Sternen-Wirthin zu mir und unterhält mich von Teupitz und dem Teupitzer See.

„Ja — so erzählt sie — was wäre Teupitz ohne den See. Wir wären längst ein Dorf, wenn wir das Wasser nicht hätten. Freilich wir dürfen nicht mehr fischen (die Fischgerechtigkeit ist verpachtet), aber das Wasser ist uns mehr als die Fische und Alles, was drin schwimmt. Mit gutem Winde fahren wir in sechs Stunden nach Berlin. Was wir kaufen und verkaufen, alles kommt und geht auf dem See. Wir bringen keine Fische mehr zu Markte, denn wir haben eben keine mehr, aber Garten- und Feldfrüchte, Obst und Weintrauben, Holz und Torf. Das giebt so was wie Handel und Wandel, mehr als Mancher denkt und mehr als wir selber gedacht haben. Große Spreekähne kommen und gehen jetzt täglich, — das machen die neuen Ziegeleien. Ueberall hier herum liegt fetter Thon unterm Sand, und wenn Sie Nachts hüben oder drüben am See entlang fahren, über Groß-Köris hinaus bis an den Motzner See, da glüht es und qualmt es rechts und links, als brennten die Dörfer. Oefen und Schornsteine überall. Meiner Mutter Bruder ist auch dabei; er wird reich, und Alles geht nach Berlin. Viele hunderttausend Steine. Immer liegt ein Kahn an der Ladestelle, aber er kann nicht genug schaffen, so viel wie gebraucht wird. Ich weiß es, daß er reich wird, und Andere werden's auch; aber daß sie's werden können, das macht der See."

Die Sternwirthin verrieth an dieser Stelle eine unverkennbare Neigung, sich über die Vermögensverhältnisse von ihrer Mutter Bruder ausführlicher zu verbreiten, weshalb ich (ohne Neugier

Digitized by Google

nach dieſer Seite hin) die Frage einwarf: wem denn eigentlich der See gehöre, was er Pacht trage und wer ihn gepachtet habe?

„Der See gehört zum Gut. Zum Gut gehören 32 Seen, große und kleine, aber der Teupitz-See iſt der größte. Der Fiſchgroßhändler in Berlin, der ihn vom Gut gepachtet hat, zahlt 800 Thaler, und die Teupitzer Fiſcher, die hier fiſchen und die Fiſche zu Markte bringen, ſind nichts als die Dienſtleute und Tagelöhner des reichen Händlers in Berlin. Meiner Mutter Bruder ...."

„Achthundert Thaler," unterbrach ich, „iſt eine große Summe; ich kenne Seen, halb ſo groß wie der Teupitz-See, die nur vier Thaler Pacht bezahlen; iſt der Teupitz-See ſo reich an Fiſchen?"

„Ob er's iſt; die Stadt führt nicht umſonſt einen Karpfen im Wappen. Unſer See hat viel Fiſche und ſchöne Fiſche, freilich wenn der Zander-Zug fehlſchlägt —"

„Der Zander-Zug?" fragte ich, komiſch betroffen durch den an hohe Dinge der Kunſt anklingenden Namen.

„Ja, der Zander-Zug. Er iſt nur einmal im Jahr und von ſeinem Ausfall hängt Alles ab. In der Regel bringt er 600, oft 1500 Thaler; dann und wann gar nichts. Dann muß das nächſte Jahr den Schaden decken. Aber weil es unſicher iſt, was der Zanderzug bringen wird, deshalb können unſere Fiſcher den See nicht pachten."

„Wann iſt der Zug?"

„Im Januar und Februar; immer im Winter, denn die Netze werden unterm Eis geſpannt und gezogen. Es iſt jedesmal ein Feſttag für Teupitz."

Die Sternwirthin begann nun mit vieler Lebhaftigkeit mir die verſchiedenen Phaſen des Zander-Zuges zu beſchreiben, unbekümmert durch meine Fragen, die übrigens allen Ernſtes darauf aus waren, das ganze Verfahren nach Möglichkeit kennen zu lernen. Die Handgriffe beim Spannen und Ziehen der Netze aber blieben mir unklar; ſo viel nur ſah ich, daß das ganze Verfahren die größte Aehnlichkeit mit einer Treibjagd und zwar mit einem

Digitized by Google

Keſſeltreiben haben müſſe. Die Fiſcher, wohl vertraut mit dem Terrain des See's, fegen gleichſam den Zander mittelſt weitgeſpannter Netze in bekannte Keſſelvertiefungen hinein, umſtellen ihn hier und ſchöpfen ihn dann, etwa wie man Goldfiſche aus einem Baſſin ſchöpft, mit Leichtigkeit aus der fiſchgefüllten Tiefe heraus.

Inzwiſchen erfuhr ich, daß das Boot bereit läge, das mich laut Verabredung auf dem See umherfahren ſollte. Ich trat auf den Marktplatz hinaus und paſſirte einen ſchmalen Gang, der, unmittelbar neben dem „goldenen Stern" gelegen, in leiſer Schrägung dem See zuführte. Rechts und links ſtanden Hof- und Gartenzäune, und zwar in jenen ſeltſamen Biegungen und Wellenlinien, die altes Zaunwerk im Lauf der Jahre anzunehmen pflegt. Ueber die Zäune hinweg wuchſen vielfach die Kronen der Bäume zu einem Laubengange zuſammen, was ſich zu Ende der Gaſſe in der Nähe des Waſſers am maleriſchſten ausnahm, wo bereits der See bis hinauf zwiſchen das Plankenwerk vordrang, und mal höher, mal tiefer mit gelblichem Schaum ſeine Grenzmarke zog.

Hier lag das Boot, in das ich leidlich trocknen Fußes hineingelangte. Ein Fiſchermädchen vom Ufer gegenüber ſtand aufrecht im Kahn, und während ihr weißes Kopftuch im Winde flatterte, ſtießen wir ab.

Der Teupitz-See iſt faſt eine Meile lang und eine Viertelmeile breit, an einigen Stellen, wo er ſich buchtet, auch breiter. Das Waſſer des See's iſt hellgrün, friſch und leichtflüſſig; Hügel mit Feldern und Hecken faſſen ihn ein, und außer der ſchmalen Halbinſel, die das „Schloß" trägt und ſich bis mitten in den See hinein erſtreckt, ſchwimmen große und kleine Inſeln auf der ſchönen Waſſerfläche umher. Die kleinen Inſeln ſind mit Rohr beſtanden; die größeren aber (auch Werder geheißen) ſind bebaut und tragen die Namen der beiden Seedörfer, Egsdorf und Schwerin, denen ſie zunächſt gelegen ſind. Alſo der Egsdorfer und der Schweriner Werder.

Wir fuhren von Inſel zu Inſel, von Ufer zu Ufer; abwechſelnd mit Ruder und Segel ging es auf und ab, planlos, ziellos.

Digitized by Google

Die Teupitzer Kirche, der alte Schloßthurm hinter Pappeln, die rothen Dächer der Stadt, das Schilf, die Hügel — alles spiegelte sich in dem klaren Wasser, aber, so schön es war, mir war doch, als hätt' ich dies Alles schon einmal gesehen, nur schöner, märchenhafter, und diese Märchenbilder sucht' ich nun. Lächelnd gestand ich mir endlich, daß ich sie nicht finden würde. Noch einmal umfuhr der Kahn die Halbinsel, auf der die Ueberreste des alten Teupitz-Schlosses gelegen sind, dann trieben wir durch den Schilfgürtel hindurch, den Kahn an's Land.

Die Stelle, wo wir landeten, lag in dem Winkel, den Ufer und Landzunge bilden, und das alte Teupitz-Schloß (soviel davon noch da ist) oder mit seinem vollen Namen „das alte Schloß der Schenken von Landsberg und Teupitz" stieg fast unmittelbar vor uns auf. Ich schritt ihm zu.

Das alte Teupitz-Schloß, das in frühe Jahrhunderte zurückreicht, galt ehedem für sehr fest. Es lag an der Grenze zwischen Mark und Lausitz und scheint abwechselnd eine märkische oder sächsische Grenzfestung gewesen zu sein, je nachdem Verträge oder das Glück der Waffen, zu Gunsten des einen oder andern Theils über den Besitz der Burg entschieden hatten. Im 13. sowie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die Plötzke's Herren von Teupitz; 1350 etwa kam die Herrschaft Tupitz oder Tuptz, wie sie damals genannt wurde, in Besitz der Schenken von Landsberg und nahm seitdem (abwechselnd mit dem Namen „Herrschaft Teupitz") den Namen das „Schenkenländchen" an. Dies Ländchen umfaßte 4 □Meilen; in seiner Mitte lag Teupitz (die Stadt) mit See und Burg. Die Lehnsverhältnisse des „Schenkenländchens" blieben noch geraume Zeit hindurch verwickelter und schwankender Natur, bis endlich der Einfall der Hussiten in die Mark den Ausschlag gab und die Schenken von Landsberg und Teupitz veranlaßte, sich in den Schutz des Brandenburgischen Kurfürsten (Friedrich I.) zu begeben. Zwar geschah dies zunächst noch mit der Bemerkung: „unbeschadet unserer Unterthänigkeitsverpflichtung gegen den Kaiser und den Herzog von

Digitized by Google

Sachſen“ — dieſe Hinzufügung ſcheint aber nicht allzu ernſt gemeint geweſen zu ſein, da Schenk Heinrich von Landsberg ſchon wenige Jahre ſpäter (1440) erklärte, „daß, da der Kurfürſt, ſein gnädiger Herr, mit ihnen, den Herzögen von Sachſen, in Fehde ſtehe, auch er (Schenk Heinrich) mit ſeinen Helfern und Knechten ihnen und ihren Landen den Krieg erklären müſſe.“

Die Schenken von Landsberg und Teupitz blieben nah an 400 Jahre im Beſitz der Herrſchaft. Nachdem Schloß und Land während des 17. Jahrhunderts (zum Theil wohl in Folge des 30jährigen Krieges) ſehr vernachläſſigt, die Weinberge verwildert, die Haiden verwüſtet waren, ging das ganze Schenkenländchen im Jahre 1718 durch Kauf an König Friedrich Wilhelm I. über. Er bezahlte dafür die geringe Summe von 54,000 Thaler, kaufte einzelne verloren gegangene Güter zurück, machte das Schloß, wie überall geſchah, zu einem „Amt“ und ſtellte das Schenkenländchen oder die Herrſchaft Teupitz, als Außenwerk der Herrſchaft Königs-Wuſterhauſen, unter die Verwaltung einer Amtskammer. Seit einer Reihe von Jahren iſt Schloß Teupitz (zu dem jetzt nur noch wenig Ländereien, aber viel Wieſen und die 32 Seen gehören) in Privathände übergegangen. Der vorige Beſitzer war Herr von Treskow, der gegenwärtige iſt Herr von Pappart.

Es giebt kein Schloß Teupitz mehr, nur noch ein Amt gleiches Namens.

Zu dieſem Amt, ſehr maleriſch an der Stelle des alten Schloſſes gelegen, gehören natürlich noch die Ueberreſte, die von dem Schloß vorhanden ſind. Es iſt dies mehr, als auf den erſten Blick erſcheint. Alle Wirthſchaftsgebäude an der linken Seite des Hofes ruhen auf den alten hochaufgemauerten Fundamenten, in denen ſich Gänge und mächtige Kellergewölbe bis dieſe Stunde vorfinden, während der Eingang in den Amtshof, durch einen viereckigen Thurm, einen ſogenannten Donjon, höchſt maleriſch flankirt wird. Dieſer alte Backſteinthurm hat noch beträchtliche Höhe; was ſeinem Anblick aber einen beſonderen Zauber leiht, das iſt, daß ſeine Zinne oder Plattform zu einem völligen Garten

Digitized by Google

geworden iſt. In das Erdreich, das der Regen im Lauf der Jahrhunderte hier niedergeſchlagen hat, haben theils die hohen Bäume, die rundum ſtehen, ihre Keime niederfallen laſſen, theils haben die Wirbelwinde aus dem zu Füßen gelegenen Garten die Samenkörner bis zur Höhe des Thurmes emporgetragen. Ein Ebreſchenbaum ſtand in der Mitte, und zwiſchen den Roſenſträuchern neigten ſich gelbe Büſchel jenes Unkrauts über das Mauerwerk, das den legendenhaft klingenden Namen führt: „Unſerer lieben Frauen Bettſtroh.“ Das alte Schloß, ſo erzählen einige, habe früher auf einer völligen Inſel geſtanden, und erſt die Anſchwemmungen hätten im Lauf der Zeit die Inſel zu einer Halbinſel gemacht. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Man ſieht nirgends eine Terrain-Eigenthümlichkeit (wie etwa Schmalheit der Landzunge, abweichende Bodenbeſchaffenheit, oder niedriger gelegenes Erdreich), und alles läßt annehmen, daß es ſtets eine Halbinſel war, die freilich früher, durch einen Graben, der die Landenge durchſtach, zu einer Inſel gemacht wurde.

Nichts iſt an dieſer Stelle, außer Thurm und Fundament mehr vorhanden, was an die alten Schenken von Teupitz erinnerte; noch weniger faſt bietet die alte Kirche, die zwiſchen dem Schloß und der Stadt am Nordrande der letzteren gelegen iſt.

Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte die Forſchung noch manches hier gefunden; jetzt aber nach Reſtaurirung der Kirche iſt alles hin, oder doch ſo gut wie Alles. Die Grundform der Kirche hat zwar wenig unter dieſen Neuerungen gelitten, und die eigenthümliche Art, wie der Thurm aus Dach und Giebelwand aufwächſt, wird auch jetzt noch den Fachmann intereſſiren; aber die Details im Innern der Kirche ſind hin, alle jene Ornamente, Bilder und Gedächtnißtafeln, die in ihrer Geſammtheit vielleicht der ziemlich grau in grau gemalten Geſchichte der Schenken von Teupitz etwas Licht und Farbe hätten verleihen können. Bei Oeffnung der jetzt zugeſchütteten Gruft (unter der Sakriſtei der Kirche) fand man eine bedeutende Anzahl Särge, viele mit Meſſingtäfelchen, auf denen neben den üblichen Namen- und Zahlen-Angaben

Digitized by Google

auch einzelne hiſtoriſche Daten angegeben waren. Dieſe Täfelchen (ſo erzählt der alte Küſter) kamen in die Pfarre, wo ſie bei Umzug und Neubauten längſt verloren gegangen ſind. Der gegenwärtige Geiſtliche, der einen Sinn für die hiſtoriſchen Ueberlieferungen ſeiner Stadt und Kirche hat, hat mit Mühe eine kleine Glasmalerei gerettet, die einen Hergang aus katholiſcher Zeit (ein Mönch ſteht predigend auf der Kanzel) darſtellt. Sonſt iſt der Kirche aus der „Schenken-Zeit" nichts geblieben, als ein einziger Backſtein am Hintergiebel, der die eingebrannte Inſchrift trägt: nobil. v. Otto Schenk v. Landsb. (nobilis vir Otto Schenk von Landsberg.) Wahrſcheinlich war er es, unter dem eine frühere Reſtauration der Kirche (1566) ſtattfand.

Wir haben den See befahren, das Schloß und die Kirche beſucht, es bleibt uns noch eins in Teupitz übrig — der Jeſenberg, ein Hügel am Südrande der Stadt gelegen, von deſſen Höhe aus man das Schenkenländchen panoramatiſch überblickt. Wir erreichen die Höhe und haben nach allen Seiten hin, in weitgeſpanntem Bogen, eine Keſſellandſchaft vor und unter uns. Wohin wir blicken, vom Horizont zu uns her, dieſelbe Reihenfolge von Hügel, See und Haide, und in der Mitte des Bildes wir ſelbſt und der Berg, auf dem wir ſtehen.

Das Panorama iſt ſchön, ſchöner aber wird das Bild, wenn wir auf den Rundblick verzichten und uns damit begnügen, in die öſtlich gelegene Hälfte der Landſchaft hineinzublicken. Es iſt dies die Hälfte, wo Teupitz und ſein See gelegen ſind. Der Wind weht ſcharf vom Waſſer her, aber eine Hecke von wildem Pflaumbaum giebt uns Schutz, während Einſchnitte, wie Schießſcharten, uns einen Blick in die Näh und Ferne geſtatten. Ein Kornfeld läuft vor uns am Abhang nieder, am Fuß des Hügels zieht ſich ein Feldweg hin, dahinter dehnen ſich Gärten und Wieſen, hinter den Wieſen ſteigt die Stadt auf und hinter der Stadt der See mit ſeinen Inſeln und ſeinen Hügeln am andern Ufer. Aber auch Leben hat das Bild. Wie losgelöſte Ackerſchollen treiben die Inſeln den See entlang (oder ſcheinen doch zu treiben), ein ſatter

Digitized by Google

Fiſchreiher fliegt landeinwärts, die rothen Tücher der Mägde, die beim Heuen beſchäftigt ſind, flattern im Winde, und die Schulkinder vom nächſten Dorf, die eben den Feldweg paſſiren, haſchen ſich einander und verkürzen ſich die Zeit mit Spiel und Neckereien. Die Jungen reißen den rothen Mohn in Büſcheln aus dem Kornfeld, und ſo oft ſie damit nach den fliehenden Mädchen ſchlagen, ſtäuben die rothen Blätter nach allen Seiten hin durch die Luft.

So liegen und träumen wir hinter der Pflaumbaumhecke und ſpielen Verſteckens mit dem Wind, uns duckend, wenn er zu ſcharf bergan fährt, dann wieder hervorlugend, wenn er pauſirt und zu neuem Angriff ſich rüſtet.

Nun aber trägt der Wind die Klänge der Teupitzer Mittagsglocke zu uns her und mahnt zur Rückkehr. Im goldenen Stern wird ein frugales Mahl ſervirt („wir haben den Karpfen im Wappen, aber nicht auf dem Tiſch," ſo ſagte die Wirthin) dann ſpring' ich noch einmal in's Boot und fahre über den See. Diesmal allein. Ich habe ſelber die Ruder genommen. Die kurzen Wellen tanzen rund umher, das Waſſer iſt grün, der Himmel grau. Ein Gefühl beſchleicht mich wieder, ſtärker noch als zuvor, als ruhe hier etwas, das ſprechen wolle, — ein Geheimniß, eine Geſchichte. Ich ziehe die Ruder ein und horche. Die Wellen klatſchen an den Kiel und der Wind biegt das Rohr tief nieder, an dem der Kahn vorübertreibt. Sonſt alles ſtumm. Die Wolken ſinken immer tiefer; nun öffnen ſie ſich, und hinter der grauen Wand, die der niederfallende Regen nach allen Seiten hin aufrichtet, verſchwindet die Landſchaft, Stadt und Schloß.

So ſah ich den Teupitz-See zuletzt, und ich habe Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen. Iſt es ſeine Schönheit allein, oder zieht mich der Zauber, den das Schweigen hat? Jenes Schweigen, das etwas verſchweigt.

Digitized by Google

Mittenwalde.

„Befiehl Du Deine Wege
Und was das Herze kränkt
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt“ . . . .
Und kaum das Lied vernommen,
Iſt über ſie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.
Schmidt von Lübeck.

Teupitz war der äußerſte Punkt, bis zu dem uns unſer Coſſenblatter Ausflug geführt hat und wir kehren nunmehr auf unſer eigentliches Reiſeterrain, in die Odergegenden von Barnim und Lebus zurück. Auf dem Rückweg laſſen wir es uns angelegen ſein, an Mittenwalde nicht ohne Anſprache vorüber zu gehen.

Wer reiſt nach Mittenwalde? eine wohl aufzuwerfende Frage. Und doch iſt es ein ſehenswerther Ort, der Anſpruch hat auf Beſuch und Umſchau innerhalb ſeiner Mauern. Nicht als ob es eine ſchöne und maleriſche Stadt wäre; aber ob ſchön und maleriſch oder nicht, Mittenwalde iſt ſehenswerth, weil es alt iſt und eine Geſchichte hat.

Es hat ſogar eine Vorgeſchichte: allerhand Sagen und Traditionen von einem Alt-Mittenwalde, das, in unmittelbarer Nähe der jetzigen Stadt, auf der weſtlichen Feldmark derſelben, gelegen war. Hier unter Wieſen- und Ackerland finden ſich noch Steinfundamente, und während das Auge des Fremden nur über Schläge und Felder zu blicken glaubt, ſprechen die Mittenwaldner, als ſtünden die Dinge noch ſichtbarlich vor ihnen, von der

Digitized by Google

„alten Stadtstelle," vom „Vogelsang," vom „Pennings- oder Pfennigsberg," vom „Burgwall" ꝛc. Alle diese Punkte liegen niedriger als das heutige Mittenwalde und umzirken die Stadt, in nächster Nähe derselben, in einem enggezogenen Halbkreis.

Daß hier früher ein anderes Mittenwalde, vielleicht ein Ort mit wendischem Namen stand, scheint unzweifelhaft. Außer Steinfundamenten auf dem Terrain der alten „Stadtstelle," finden sich Münzen am Pfennigsberg und als (vor Kurzem erst) Canalbauten und Erdarbeiten aller Art beim „Burgwall" zur Ausführung kamen, stieß man auf der ganzen Strecke, die zwischen dem Burgwall und der Höhe liegt, auf Eichenbohlen, die wohl drei Fuß hoch mit Feldsteinen überschüttet waren. Ersichtlich ein Damm, der früher mitten durch den Sumpf hindurch nach dem Burgwall und einer inmitten desselben gelegenen Burg geführt hatte.

So die Traditionen und so das Thatsächliche, das jene Traditionen unterstützt; aber so gewiß dadurch der Beweis geführt ist, daß auf der westlichen Feldmark der jetzigen Stadt ein anderer längst untergegangener Ort (Dorf oder Stadt) gestanden hat, so wenig ist dadurch auch nur angedeutet, welcher Art der Ort war, der sich dort erhob, und in welchem Verhältniß jene drei Punkte zu einander standen, die sich jetzt „Stadtstelle," „Penningsberg" und „Burgwall" nennen. Was war es damit? War die Burg ein Schutz der Stadt, oder umgekehrt ein Trutz derselben? Waren Stadt und Burg wendisch oder waren sie deutsch? Befehdeten sie einen gemeinschaftlichen Feind, oder befehdeten sie sich untereinander? Alle diese Fragen drängen sich auf und ihre Beantwortung ist versucht worden. Aber mit sehr unausreichendem Erfolg. Es liegt zu wenig Material vor, um zu anderen als vagen Resultaten gelangen zu können. Die Tradition scheint geneigt, eine alte Wendenstadt anzunehmen, die auf dem „Burgwall" ihre Burg, und auf dem „Pennigsberg" ihre Begräbnißstätte hatte. Ehe Besseres geboten ist, ist es vielleicht am besten, bei dieser Tradition auszuharren. Ausgrabungen auf dem ganzen großen

Digitized by Google

Stadtfelde, das alle jene Punkte einſchließt, würden gewiß zu wirklichen Aufſchlüſſen führen, aber dieſe Ausgrabungen werden bei uns in unbegreiflicher Weiſe vernachläſſigt. Die Communen entbehren meiſt des nöthigen Intereſſes und unſere Geſellſchaften und Vereine gemeinhin der nöthigen Mittel. So bleibt beinah alles dem Zufall überlaſſen. Andere Staaten überflügeln uns (ich ſpreche zunächſt nur von unſerer Mark) nach dieſer Seite hin bedeutend. „Hier, wo nicht viel war, kann auch nicht viel zu finden ſein," ſo denken die meiſten unter uns und vergeſſen dabei, daß eben da, wo ſtets nur wenig war, dies Wenige um ſo weniger entbehrt werden kann.

Aber laſſen wir das ſagenhafte Alt-Mittenwalde und wenden wir uns dem hiſtoriſchen, dem mittelalterlichen Mittenwalde zu, das, trotz Krieg und Feuer, die mehrmals die Stadt verödet haben, in einzelnen Baulichkeiten noch immer zu uns ſpricht. Da iſt die Mauer mit ihren Thorthürmen, da iſt die alte Propſteikirche und da iſt (mehr ein Platz, als ein Bau) der Schloßberg oder „Hausgrabenberg," von deſſen Höhe aus (freilich nur muthmaßlich) „Schloß Mittenwald" in die Mark und die Lauſitz hineinblickte. Ich ſage muthmaßlich, denn die Ueberlieferungen, die an Schloß Mittenwalde anknüpfen, halten die Mitte zwiſchen Sage und Geſchichte.

Hiſtoriſch iſt die Exiſtenz des Schloſſes, ſagenhaft iſt die Stelle, wo es ſtand. Vielfach wird in Urkunden des „feſten Schloſſes zu Mittenwalde" Erwähnung gethan; ſchon 1240 legten die brandenburgiſchen Markgrafen eine Beſatzung hinein, und 1374 verordnete Kaiſer Karl IV. vom „Schloß Mittenwalde" aus, „daß alle Veſten der Mark Brandenburg in gleich guten Stand geſetzt werden ſollten." All' dies beweiſt die Exiſtenz des Schloſſes genugſam. Aber wo ſtand es? Nur mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich antworten: auf dem „Hausgrabenberg." Die Lage des Berges, im Norden eines Fluſſes (der Notte), deſſen Uebergang vertheidigt werden ſollte, das Fortifikatoriſche der Anlage, das ſo ſehr an andere Hügelbefeſtigungen jener Epoche erinnert,

Digitized by Google

würden es freilich halb zur Gewißheit erheben, daß das Schloß Mittenwalde an dieſer Stelle und keiner andern ſtand, wenn nicht andererſeits der Umſtand, daß, ſo viel ich weiß, keine Spur von Steinfundamenten innerhalb des Berges zu finden iſt, das Urtheil wieder ſchwankend machte. Die Bewohner des Berges erzählen ſogar, daß die wenigen Feldſteine, die jetzt als Treppenſtufen zu beßrer Erſteigung des Hügels dienen, von anderswoher mühſam herbeigeholt ſeien. Gleichviel, ein „Schloß Mittenwalde“ gab es, und einen „Hausgrabenberg“ giebt es noch. Was immer auf ſeiner Höhe geſtanden haben mag, jetzt ſteht ein Häuschen auf demſelben, das ſich in Weinlaub verſteckt; über dem grünumrankten Bau aber, als ſolle er doppelt geſchützt werden, wölben ſich alte Birnbäume zu einem dichten Dach. Im Spätſommer muß es ſchön hier oben ſein, wenn die blauen Trauben an allen Wänden hängen und die goldgelben Birnen, vom Winde oder der eigenen Schwere abgelöſt, polternd über das Dach herunterrollen.

Der Hausgrabenberg hat ein reizendes Haus und eine reizende Ausſicht; der alte Thorthurm der Stadt aber, dem wir uns jetzt zuwenden, bietet baulich ein Intereſſe. Er liegt nach Norden hin, alſo auf dem Wege nach Cöpnick und Berlin, und führt deshalb den Namen: das Cöpnicker oder Berliner Thor. In der alten Zeit, als Mittenwalde noch „feſt“ war, war dieſer Thorbau (wie alle ſeinesgleichen) ein Bau von ziemlich zuſammengeſetzter Natur und beſtand aus einem quer durch den Stadtgraben führenden Steindamm, deſſen Mauerlehnen hüben und drüben in einen Außen- und Innen-Thurm ausliefen. Der Steindamm, ohne den kein Aus- und Eingang möglich wäre, exiſtirt natürlich noch; das Außenthor und die Mauerlehnen ſind ebenfalls noch vorhanden, aber nur zur Hälfte; das Innenthor fehlt ganz. Eine bloße Maueröffnung, das moderne Zwei-Pfeiler-Thor, iſt an die Stelle getreten, und ein alter etwas zur Seite ſtehender Rundthurm, der einſt den Brückenübergang flankirte, blickt wie verwundert auf die kümmerlichen Aenderungen, die ihm zu Füßen vorgegangen ſind.

Von dem Außenthor ſteht noch die Front, ein maleriſches

Digitized by Google

Ueberbleibſel, das in ſeiner Stattlichkeit und reichen Gliederung mehr an die berühmten Thorbauten der altmärkiſchen Städte, als an verwandte Bauten der Mittelmark erinnert. Es ſcheint, daß das Ganze ein geräumiges, beinah würfelförmiges Viereck war, das auf ſeinen vier Ecken eben ſo viele Rundthürme und zwiſchen dieſen Rundthürmen wieder eben ſo viele Pfeiler trug, die, reich ornamentirt und zierlich durchbrochen, die vier Rundthürme weit überragten.

Derſelben Zeit, wie dieſer Thorthurm, gehört die Mittenwalder Probſtei- oder St. Moritz-Kirche an, wenigſtens in ihren älteren Theilen. Die Kreuzgewölbe ſind etwas ſpäter. Man ſieht deutlich, wie die mächtigen alten Pfeiler in beſtimmter Höhe, ich möchte ſagen rückſichtslos abgebrochen und die alten Tonnengewölbe durch neue, von eleganterer Conſtruktion, erſetzt worden ſind. Noch um vieles moderner iſt der Thurm, dem nichtsdeſtoweniger, mit Rückſicht auf das Jahr ſeiner Entſtehung (1781), alles mögliche Lob geſpendet werden muß. Er paßt nicht zur Kirche, aber er nimmt ſich gut aus. Aehnlich wie die alten ſchweren Steinpfeiler, die jetzt die Kreuzgewölbe im Innern der Kirche tragen, unverändert dieſelben geblieben ſind, ſo hat auch der Baumeiſter von 1781 die Feldſteinwände des alten gothiſchen Thurmes, bis zu beſtimmter Höhe hin, als Unterbau fortbeſtehen laſſen. Dadurch iſt etwas ziemlich Stylloſes, aber nichtsdeſtoweniger etwas ſehr Anziehendes entſtanden. Der weiße, ſchmale Etagenthurm erhebt ſich auf dem mächtigen alten Feldſteinfundamente wie eine Statue auf ihrem Piedeſtal, und die Hageroſen und Hollunderbüſche, die auf der Plattform zu Füßen des eigentlichen Thurmes blühen, ſchaffen das Ganze zu einem lieblichen Bilde um.

Das Innere der Kirche, in das wir jetzt eintreten, iſt reich an Bildern und Grabſteinen, noch reicher an Erinnerungen. An den Wänden ziehen ſich, chorſtuhlartig, die Kirchenſtühle der alten

Digitized by Google

Gewerks- und Innungsmeiſter hin, 45 an der Zahl, jeder einzelne Stuhl an ſeiner Rückenlehne mit den Gewerks-Emblemen geſchmückt. Vor dem Altare liegen die Grabſteine von Burgemeiſter und Rath, der Altar ſelbſt aber, ein Schnitzwerk aus katholiſcher Zeit mit Bildern auf der Kehrſeite ſeiner Thüren, iſt muthmaßlich ein Geſchenk, das von Kurfürſt Joachim I. der Mittenwaldner Kirche gemacht wurde. Zwiſchen Altarwand und Altartiſch, auf ſchmalem Raum, begegnen wir noch einem Chriſtuskopf (auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica), aber das Intereſſe, das wir eben dem Bilde zugewendet haben, erliſcht vor dem größeren, mit dem wir jetzt eines Portrait-Bildes anſichtig werden, das von der Wand des Seitenſchiffes her, zwiſchen den Pfeilern hindurch, zu uns herüberblickt. Es iſt nicht das Bild als ſolches, das uns feſſelt, es iſt der Mann; neben der ſchmalen Sakriſteithür, in ſchlichter Umrahmung, hängt das lebensgroße Bild Paul Gerhardt's.

Paul Gerhardt war Probſt zu Mittenwalde von 1651—1657.

Vor etwa 30 Jahren wurde dieſes Bildniß Gerhardt's nach einem in der Kirche zu Lübben befindlichen Originalbild angefertigt und der Mittenwaldner Kirche, zur Erinnerung an die Zeit ſeines (Gerhardt's) Wirkens allhier, zum Geſchenk gemacht. Es iſt ein gutes Bild; die Züge verrathen viel Milde, aber nichts Weichliches, und die Unterſchrift, ebenfalls vom Lübbener Bilde genommen, lautet wie folgt:

Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Santanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676, aetate 70.

Rechts daneben befinden ſich folgende Diſtichen:

Sculpta quidem Pauli viva est ut imago Gerhardi,
Cujus in ore fides, spes, amor usque fuit,
Hic docuit nostris Assaph redivivus in oris
Et cecinit laudes Christe benigne tuas:
Spiritus aethereis veniet tibi sedibus hospes,
Haec ubi saepe canes carmina sacra Deo.

Digitized by Google

Also etwa:

Ganz wie er lebte sind hier Paul Gerhard's Züge zu schauen,
Draus nur Glaube allein, Hoffnung und Liebe gestrahlt;
Ja, er lehrte bei uns, ein wiedererstandener Assaph,
Und er erhob im Gesang, güt'ger Erlöser, Dein Lob.
Hoch von den himmlischen Höh'n steigt nieder der heilige Geist uns,
Singen die Lieder wir oft, die er gesungen dem Herrn.*)

Paul Gerhardt, wie schon hervorgehoben, war 6 Jahre lang Probst an der Mittenwaldner Kirche und es ist höchst wahrscheinlich (wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit zu beweisen), daß die schönsten Lieder, die wir diesem volksthümlichsten aller Liederdichter verdanken, während seines Mittenwaldner Aufenthaltes, in Leid und Freud' des Hauses und des Amtes gedichtet wurden.

Begleiten wir ihn auf seinem Ein- und Ausgang.

Paul Gerhardt kam spät in's Amt. Er war bereits 46 Jahr alt, als die Kirchenvorstände von Mittenwalde, wo der Probst Goede eben gestorben war, sich an das Ministerium der St. Nicolaikirche zu Berlin wandten mit der Bitte, einen geeigneten Mann für die Mittenwaldner Probstei-Kirche in Vorschlag zu bringen. Die Kirchenbehörden von St. Nicolai waren schnell entschieden; sie kannten Paul Gerhardt, der seit einer Reihe von Jahren als Lehrer, Freund und Erzieher im Hause des Kammergerichts-Advokaten Andreas Berthold lebte und durch Lieder und Vorträge längst die Aufmerksamkeit aller Kirchlichen, auch der Behörden und Vorstände, auf sich gezogen hatte. Diesen empfahlen sie. Nach

*) Probst Straube (1841 †), ein Amtsnachfolger Paul Gerhardt's an der Mittenwaldner Kirche, hat die lateinischen Distichen in folgenden Alexandrinern wiederzugeben versucht:

Wie lebend stehst Du hier Paul Gerhardt's theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.
Sing' seine Lieder oft, o Christ, in seliger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in Deine Brust.

Digitized by Google

zwanzigjährigem Harren ſah ſich Paul Gerhardt am Ziele ſeiner innigſten Sehnſucht und mit dem Dankesliede

Auf den Nebel folgt die Sonn',
Auf das Trauern Freud' und Wonn',

verließ er Berlin und trat, mit dem neuen Kirchenjahr 1651, freudig in's Amt.

Freudig begann er es, voll guten Muths, der Gegnerſchaften und Widerwärtigkeiten Herr werden zu können, an denen von Anfang an kein Mangel war. Neid, verletztes Intereſſe, gekränkte Eigenliebe (Diaconus Allborn, ſeit Jahren an der Mittenwaldner Kirche, hatte erwartet, Probſt zu werden) — das waren die Gegner, auf die er ſtieß, aber wenn er dann Abends an dem offenen Hinterfenſter ſeiner Arbeitsſtube ſaß und über die Stadtmauer hinweg in die dunkler werdenden Felder blickte, während, von der Probſtei-Kirche her, der Abend eingeläutet und nach ſchöner Sitte jener Zeit eine alte Volksweiſe vom Thurm geblaſen wurde, dann ward ihm das Herz weit, und den Athem Gottes lebendiger fühlend, kam ihm ſelber ein Lied und mit dem Liede Glück und Erhebung. Es war die Volksweiſe: „Insbruck, ich muß Dich laſſen", die Abends vom Mittenwaldner Thurm zu erklingen pflegte, (jene alte Volksweiſe, von der Sebaſtian Bach ſpäter zu ſagen pflegte: „er gäbe all ſeine Werke darum hin") und der fromme Gerhardt, der wiſſen mochte, wie ſeine Gemeinde an eben dieſem Liede hing, trachtete nun danach, der ſchönen alten Melodie, die Jedem längſt Herzensſache geworden war, tiefere Worte, einen anderen, chriſtlichen Text zu Grunde zu legen. So entſtand das ſchöne „Abendlied":

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menſchen, Städt' und Felder,
Es ſchläft die ganze Welt; —

jenes Muſterſtück einfacher Sprache und lyriſcher Stimmung, das durch die kindiſchen Spöttereien, die es erfahren (z. B. die ganze Welt könne nie ſchlafen, weil die Antipoden Tag hätten, wenn

Digitized by Google

wir zur Ruhe gingen) an Volksthümlichkeit womöglich noch gewonnen hat.

Glaube und Liebe richteten ihn wohl auf, wenn die Kümmernisse des Lebens ihn niederdrücken wollten, aber die Einsamkeit blieb ihm, und sein Herz sehnte sich nach Genossenschaft, nach einem Herd. Im vierten Jahre seines Amts bewarb er sich um die Hand Maria Berthelds, der ältesten Tochter jenes frommen Hauses, in dem er so viele Jahre glücklich gewesen war, und der Probst Behr von St. Nicolai, der beide seit lange gekannt und geliebt hatte, legte beider Hände in einander. Um die Mitte Februar 1655 zog Maria Berthold in die Mittenwaldner Probsteiwohnung ein.

Innige Liebe hatte das Band geschlossen und Paul Gerhardt glaubte nun den Segen um sich zu haben, der alle bösen Geister von der Schwelle seines Hauses fernhalten würde. Glücklich, neu gekräftigt in seinem Glauben, neu gestimmt zur Dankbarkeit, war es um diese Zeit wohl, daß er den hohen Freudensang (den „Antimelancholicus“ wie ihn einer seiner Ausleger genannt hat) anstimmte, der da lautet:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Aber es war anders bestimmt; die Freudigkeit des Gemüths sollte ihm nicht zufallen (auch jetzt nicht), er sollte sie sich erringen in immer schwerer werdenden Kämpfen. Ein Töchterlein, das ihm geboren wurde, starb bald, und die Kränkungen, die das immer schroffer werdende Auftreten Allborns für ihn selbst im Geleite hatte, zehrten vor allem an Gesundheit und Leben seiner, wie es scheint, zart gearteten Frau. Es waren nicht frohe Tage, die Tage in Mittenwalde; zu Krankheit, Tod und Kränkung gesellte

Digitized by Google

ſich Noth, und als der unerſchütterlich Gläubige, allem Widerpart zum Trotz, jenes Vertrauenslied anſtimmte, das von Strophe zu Strophe ausruft:

Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit,

da war das Herz der ſonſt frommen Frau in den Wirrſalen des Lebens bereits bitter und klein genug geworden, um ſich abzuwenden von einer ſtarken Glaubenskraft, die über die Kraft ihres eigenen ſchwachen Herzens hinausging. Tiefe Schwermuth ergriff ſie. Paul Gerhardt ſelbſt aber, in jener Freudigkeit, wie ſie das Vorgefühl nahen Sieges, endlicher Erhörung leiht, ſchlug ſeine Bibel auf und las die Worte des Pſalmiſten: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen". Wie ein Funken fiel das Wort in ſeine Bruſt. Er athmete höher auf; die Stube wurde ihm zu eng, und auf- und abſchreitend in den Gängen des Probſteigartens, entſtanden die erſten Strophen jenes Troſtliedes:

Befiehl Du Deine Wege
Und was das Herze kränkt.

In freudigſter Erregung eilte er in das Haus zurück; empfand er ſich jetzt doch als den Träger einer Botſchaft, der kein Herz widerſtehen könne, und ſiehe da, an der ſchwermüthigen Stimmung ſeiner Frau erprobte dies Lied zuerſt ſeine wunderbare Kraft. Alles Leid floß hin in Thränen, alle Trübſal wurde Licht, und eh' noch der Rauſch gehobenſter Empfindung vorüber war, war auch ſchon die Hülfe da — ein Abgeſandter, ein Brief, der den Probſt von Mittenwalde als Diaconus an die Berliner Nicolaikirche berief. Er reichte ſeiner Hausfrau den Brief und ſagte ruhig: „Siehe wie Gott ſorget; Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen."

Paul Gerhardt verließ Mittenwalde im Juli 1657; dem weitern Gange ſeines Lebens folgen wir an dieſer Stelle nicht, aber

Digitized by Google

die Frage drängt ſich auf: was iſt der Stadt, in der er ſeine ſchönſten Lieder dichtete, aus der Zeit ſeines Lebens und Wirkens erhalten geblieben? ſind noch Plätze da, die an ihn mahnen, und welche ſind's?

Die Stadt bietet nichts. Das Probſteigebäude, das noch vor fünfzig Jahren bewohnt und noch vor zwanzig Jahren wenigſtens eine Ruine war, iſt ſeitdem abgebrochen und ein Schulhaus an ſeiner Stelle errichtet worden; der Garten aber, in deſſen Gängen muthmaßlich das ſchönſte und volksthümlichſte aller unſerer Lieder entſtand, liegt, wüſt geworden, ohne Zaun und Einfaſſung zwiſchen zwei Nachbargärten; eine Kalkgrube in der Mitte, etwas Gänſekraut an den Seiten, das ganze der deſignirte Turnplatz der Mittenwalder Schuljugend.

Die Stadt bietet keine Erinnerungen mehr an ihn, wohl aber die Kirche. Unmittelbar unter ſeinem Bildniß, deſſen ich bereits ausführlicher erwähnte, iſt eine Steintafel in die Wand des Seitenſchiffes eingelaſſen, die folgende Inſchrift trägt: Maria Eliſabeth — Pauli Gerhardt's, damahligen Probſtes allhier zu Mittenwalde und Anna Maria Berthold's erſtgebohrnes, herzliebes Töchterlein, ſo zur Welt kommen d. 19. Mai Anno 1656 und wieder abgeſchieden d. 14. Januar Anno 1657 — hat allhier ihr Ruhebettlein und dieſes Täfflein von ihren lieben Eltern. Geneſis 47. V. 9. „Wenig und böſe iſt die Zeit meines Lebens." Ein grüner Kranz faßt die Inſchrift ein und Engelsköpfe ſchmücken die Ecken der Steintafel.

Neben Bildniß und Stein iſt die Sakriſteithür. In der Sakriſtei ſelbſt finden wir das alte Kirchenbuch von Mittenwalde, ein großes, nach Art der Bilderbibeln in Leder gebundenes Buch, etwa dreihundert Jahre alt. Die Regiſtrirungen in dieſem Buch aus der Zeit von 1651 bis Neujahr 1657 rühren alle von Paul Gerhardt ſelber her. Seine Handſchrift iſt feſt, dabei voll Schwung und Schönheit. Die Aufzeichnungen von ſeiner Hand ſchließen mit dem 28. December 1656.

Bild und Stein und Buch, ſie mahnen an ſein Wandeln

Digitized by Google

und Wirken an dieſer Stätte, aber fehlten auch dieſe Zeichen, die direkt ſeinen Namen oder gar die Züge und das Zeugniß ſeiner Hand tragen, die Kirche ſelber, im Großen und Ganzen dieſelbe geblieben, würde daſtehen zu ſeinem ehrenden Gedächtniß, — der proteſtantiſchen Welt mehr eine Paul Gerhardts- als eine Sankt Moritz-Kirche. Wenig Modernes hat ſich ſeit zweihundert Jahren darin eingeſchlichen; die Altarbilder, die Chorſtühle, die Grabſteine, es ſind dieſelben noch, und wohin das Auge ſich wenden mag, ſein Auge hat darauf geruht. Veränderungen ſollen vorgenommen werden; mögen ſie mit Pietät geſchehen.

Paul Gerhardt iſt der Glanzpunkt in der Geſchichte Mittenwalde's; aber Mittenwalde hat der hiſtoriſchen Erinnerungen mehr.

Am 31. Auguſt 1730 traf Kronprinz Friedrich unter ſtarker Bedeckung, von Weſel aus, über Treuenbrietzen (wo er die Nacht vorher geweſen war) in Mittenwalde ein, um daſelbſt, vor ſeiner Abführung nach Küſtrin, ein erſtes Verhör zu beſtehen. Das Truppenkommando, das ihn bis Mittenwalde geführt hatte, ſtand unter Befehl des-Generalmajors von Buddenbrock, deſſelben tapferen Offiziers, der zwei Monate ſpäter dem mit der Todesſtrafe drohenden König mit den Worten entgegentrat: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf.“*)

Kronprinz Friedrich blieb zwei Tage in Mittenwalde, vom 31. Auguſt bis 2. September. Das Verhör fand muthmaßlich am 1. ſtatt. Er beſtand es vor Generallieutenant von Grumbkow, Generalmajor von Glaſenapp, Oberſt von Sydow und den Geh.

*) Aehnliche Worte hatte Generalmajor von Moſel am 14. Auguſt in Weſel geſprochen. Als der König mit dem Degen auf den Kronprinzen eindrang, warf ſich M. dazwiſchen und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes“. Ueberhaupt zeigen die Vorgänge jener Zeit, daß hoher Muth an gefährlicher Stelle am beſten gedeiht.

Digitized by Google

Räthen Mylius und Gerbett und behauptete während deſſen eine „kecke und beleidigende Zurückhaltung.“ Als Grumbkow ihm ſeine Verwunderung darüber bezeugte, antwortete er: „Ich bin auf alles gefaßt, was kommen kann, und hoffe, mein Muth wird größer ſein, als mein Unglück.“ —

Garniſon ſtand damals noch nicht in Mittenwalde; es hatte eine ſolche (Jäger) nur von 1780—1806. Die Stadt war überhaupt noch klein und zählte (1730) nur 952 Einwohner. In welchem Hauſe der Prinz bewacht wurde, habe ich nicht mehr ermitteln können; das „Schloß“ exiſtirte längſt nicht mehr; das Verhör fand muthmaßlich auf dem Rathhauſe ſtatt.

Das war im September 1730. Faſt ſiebenzig Jahre ſpäter, am Sylveſterabend 1799, tritt noch einmal eine hiſtoriſche Figur auf die beſcheidene Mittenwalder Bühne, um ihr (ſechs Jahre lang, wie Paul Gerhardt) in Leid und Freude anzugehören. Ein Kämpfer wie er, nicht mit mächtigeren, aber mit derberen Waffen. Es genügt, ſeinen Namen zu nennen — Major von York, der ſpätere „alte York.“ Unterm 6. November hatte der König an den damals in Johannisburg ſtehenden Major von York geſchrieben: „Mein lieber Major von York. Da die jetzt verfügte Verſetzung des Major von Uttenhoven vom Regiment Fußjäger als Commandeur zum dritten Bataillon des Regiments von Zenge es nothwendig macht, dem Jägerregiment (in Mittenwalde) einen ganz capablen Commandeur zu geben und Ich Mich überzeuge, daß Ihr die zu dieſem wichtigen Poſten erforderlichen Eigenſchaften in Euch verbindet, ſo will ich Euch hierdurch zum Commandeur des Jägerregiments ernennen ꝛc.“

Am Sylveſterabend 1799, an der Neige des Jahrhunderts, traf Major von York in Mittenwalde ein und überraſchte ſeine Herren Offiziers auf dem Sylveſterball. Die erſte Begegnung war gemüthlich genug, der dienſtliche Ernſt kam nach. Das Corps war

Digitized by Google

verwahrloſt, er gab ihm einen neuen Geiſt, und dieſer Geiſt war es, der ſich ſieben Jahre ſpäter ruhmreich in jenen kleinen Kämpfen bewährte, die einem ruhmloſen Großkampf folgten. Bei Altenzaun, dreiviertel Meile oberhalb der Sandauer Fähre, am 26. October, waren es die Mittenwaldner Jäger, die den Elbübergang des Blücher'ſchen Corps zu decken hatten. Sie thaten es mit Ruhm und Geſchick. Die Jäger kehrten nicht nach Mittenwalde zurück; York ſelbſt nur auf wenige Tage (im Januar 1807),*) dann rief ihn die Noth des Vaterlandes dorthin, wo damals allein noch Preußen war, — nach Königsberg. Die Mittenwaldner aber waren ſtolz auf ihren York, und als nach ſchweren Jahren der Erniedrigung alles Volk in Preußenland zu Gewehr und Lanze griff und „Landwehr" wurde, da griffen die Mittenwaldner zur Büchſe und wurden — Jäger. Wenigſtens deutet darauf die Gedächtnißtafel in der Kirche hin, wo die Namen der Gefallenen, faſt ausnahmelos die Bezeichnung J., F.-J. und G.-J., d. h. alſo Jäger, Freiwilliger Jäger und Garde-Jäger tragen.

Das Haus, das Major von York bewohnte, exiſtirt noch. Es iſt jetzt ein Gaſthaus, in der Hauptſtraße der Stadt gelegen, und führt, wie billig, den Namen „Hotel York." Ueber der Hausthür befindet ſich eine Niſche und an derſelben Stelle, wo ſonſt wohl ein „Mohr" oder ein „Engel" zu ſtehen pflegt, ſteht hier eine Büſte des alten York. Auch in den Zimmern findet ſich ſein Bild. Die Lokalität iſt im Großen und Ganzen noch ganz dieſelbe, wie ſie vor 60 Jahren war: hinter dem Hauſe ein Hof und hinter dem Hof ein Garten, beide, Hof und Garten, von Stall- und Wirthſchaftsgebäuden umſtellt, an denen ſich maleriſch die Treppen und Stiegen im Zickzack an den Außenwänden entlang ziehen. Im Innern des Hauſes hat ſich natürlich viel ver-

*) Droyſen erzählt: „Als York in das Zimmer trat, ward er von ſeiner Frau, ſeinen Kindern nicht wieder erkannt. Aber das Vögelchen im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf und ſank dann todt hin."

Digitized by Google

ändert; nur das Zimmer, das er ſelbſt zu bewohnen pflegte, zeigt noch die alten (übrigens höchſt einfachen) Stuckverzierungen. In demſelben hängt der Kaulbach-Muhr'ſche Jeremias über dem Sopha und eine Kamphinlampe von der Decke herab, Beides — Kinder einer andern Zeit.

„Wer reiſt nach Mittenwalde?"

Tauſende wallfahrten nach Gohlis, um das Haus zu ſehen, darin Schiller das Lied „an die Freude" dichtete. Mittenwalde iſt vergeſſen, und doch war es in ſeinem Probſtei-Garten, wo ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutſche Tröſtelied:

„Befiehl Du Deine Wege".

Digitized by Google

Steinhoefel.

Es gab ihm das Geleite 'ne Ehrenkumpanei,
Die Britten-Degen sprachen: „nun General, good bye,"
Da sprach er: „Kameraden, grüßt Wellington mir schön,
Wer weiß, in Jahr und Tage wir uns mal wiedersehn."
Scherenberg.

Bei Fürstenwalde haben wir die Spree nach Norden hin passirt und auf unsrem Wege dem Oderbruch und seinen alten und neuen Dörfern zu, erreichen wir zunächst, eine Meile nordöstlich von Fürstenwalde, das Massow'sche Gut Steinhöfel.

Steinhöfel gehörte mehrere Jahrhunderte lang dem Gütercomplexe an, den die Familie von Wulffen (die sich in eine Tempelbergsche und eine Steinhöfelsche Linie theilte) hier im Herzen des alten Landes Lebus besaß. Tempelberg,*) jetzt dem

*) Tempelberg, oder doch wenigstens die Tempelberger-Kirche, weist mehr Erinnerungen an die Wulffensche Zeit auf, als Steinhöfel. Außer einem Epitaphium zu Seiten des Altars, befinden sich noch 6 Wulffensche Grabsteine in der Kirche, die im Mittelschiff liegen und fast den halben Raum desselben einnehmen. Näheres über diese Grabsteine und ihre Inschriften siehe in den Anmerkungen. Einer derselben zeichnet sich durch eine ganz besondre Simigkeit aus. Luisa Lucretia von Wulffen aus dem Hause Steinhöfel, war an einen von Wulffen in Tempelberg vermählt und starb 1720, wahrscheinlich im Kindbett. Am Ober-Ende des Grabsteins bemerkt man zwei Bäume, die ihre Wipfel, wie in Zärtlichkeit,

Digitized by Google

Grafen Hardenberg gehörig, liegt eine Meile nördlich von Steinhöfel.

Die Wulffens beider Linien blühten hier mehrere Jahrhunderte lang, bis, wenn die Sage Recht hat, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein Wendepunkt eintrat. Wenigstens mit Rücksicht auf die Steinhöfler Wulffens.

---

einander zuneigen. Darunter steht: „Eine gleiche Neigung verbindet uns". Zu unterst des Steines (nachdem der Tod der jungen Frau gemeldet) steht ein Baum, darunter die Inschrift:

Bei meinem fruchtbar sein
Da stellet Last sich ein.

Ein siebenter Grabstein, der eine Zeitlang auch im Kirchenschiffe lag, steht jetzt an einem der Wandpfeiler. Es ist dies der Grabstein der Frau Anna Lucretia von Goelnitz, einer gebornen von Goetze. Sie lebte, als Wittwe, in dem ihr befreundeten Wulffenschen Hause und wurde, als sie in Tempelberg starb, in der Tempelberger Kirche beigesetzt. Sie hatte aber keine Ruhe unter den Wulffens (trotzdem sie so befreundet mit ihnen war) und sehnte sich zu den Goetzes zurück. Es begann im Tempelberger Schloß zu spuken und Margarethe von Wulffen, die Freundin der Verstorbenen, hörte allnachts ein Klopfen und Rufen, und so oft sie in die Kirche trat, war es ihr als ob dieselbe Stimme riefe: „Grete, mach' auf". Man nahm endlich den schweren Grabstein fort und stellte ihn an die Wand. Seitdem ward es ruhig.*)

---

*) Eine ähnliche Geschichte, darin ähnlich, daß Verstorbene umgehn, bis sie an rechter Stelle Ruhe gefunden haben, wird aus einem der Teltow-Dörfer, zwei Meilen südlich von Berlin, berichtet; es ist das die Geschichte vom „französischen Tambour". Das betreffende Dorf gehörte damals (1813) der alten Familie v. H. — Vater und Sohn (der älteste) standen im Felde; die Mutter und die jüngeren Geschwister aber lebten, seit dem Tage von Großbeeren, in der nahen Hauptstadt. So war das Herrenhaus verwaist. Der älteste Sohn, unmittelbar nach der Schlacht bei Dennewitz, nahm Urlaub und kam herüber, um auf dem väterlichen Gut, das viel Einquartierung gehabt hatte, nach dem Rechten zu sehn. Er traf spät Abends ein. Bei seiner Ankunft baten ihn die Leute, nicht im Schloß sondern im Wirthschaftshause zu schlafen: „im Schlosse spuke es seit 14 Tagen." Herr v. H. nahm natürlich keine Notiz davon und bezog, wie immer, seine Giebelstube im Herrenhaus. Um Mitternacht wurde er durch Trommelwirbel geweckt, und als er aufsprang, hörte er deutlich, daß durch das ganze öde Schloß hin, treppauf treppab die französische Reveille geschlagen wurde. In der nächsten Nacht wiederholte es sich. Herr v. H. stellte nun Nachforschungen an und man entdeckte zuletzt in einem der Keller des Hauses, die Trommel neben sich, einen französischen Tambour, der todt unter Werg und Hobelspänen lag. Er hatte eine tiefe Kopfwunde. Wie er dort hinkam, wußte niemand zu sagen. Er erhielt nun ein ehrlich Begräbniß und das Trommeln wurde nicht länger gehört.

Digitized by Google

Die Leute im Dorf erzählen die Sache wie folgt. Der alte Wulffen (Balthaſar Dietloff), der damals Steinhöfel, Kersdorf, Goelsdorf und Madlitz beſaß, war ein paſſionirter Jäger. Er unterhielt große, eingefriedigte Waldſtrecken, in denen das Wild gehegt und gepflegt wurde. So weit hatte alles ſeine Richtigkeit. Im Dorf war aber auch ein alter Schäfer und dieſer Schäfer hatte die Eigenheit, ein ebenſo leidenſchaftlicher Sackpfeifer zu ſein, wie der alte Wulffen ein leidenſchaftlicher Jäger war. Wie der „Dudelſack" nach Steinhöfel kam, darüber giebt die Tradition keinen Aufſchluß; thut auch nichts. Es ſcheint nun, daß der alte Schäfer mit beſondrer Vorliebe eben dann ſeine Stücke blies, wenn der alte Wulffen auf die Jagd ritt, ſo daß die Hirſche jedesmal wußten, was und wen ſie zu erwarten hatten, ſobald ſie den Dudelſack ſpielen hörten. Es war für die Hirſche wie Hundeblaff und Büchſenſchuß. Oft ſchon hatte der alte Jäger dem alten Schäfer dieſe „Meldung in den Wald hinein" verboten; aber immer vergeblich. Als er ihn nun eines Tages wieder bei ſeinem Spiel betraf, ſchoß er ihn nieder. Damit war es indeſſen nicht abgethan, die Sache machte Aufſehn und die Gerichte d. h. der König Friedrich Wilhelm I. ſelbſt, verurtheilte den alten Wulffen zum Verluſt ſeiner Güter; — nur Steinhöfel ward ihm belaſſen.

So weit die dörfliche Tradition. Daß der Erzählung etwas thatſächliches zu Grunde liegt, iſt nicht unmöglich, andrerſeits iſt kaum zu bezweifeln, daß ſich die Sache, wenigſtens in ihrem geſetzlichen Verlauf (Confiscation der Güter) weſentlich anders verhalten haben muß. Einzelne der obengenannten Güter waren mindeſtens noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Wulffen'ſchen Händen und das Epitaphium, das dem alten Balthaſar Dietloff ſelbſt, in der Steinhöfler Kirche errichtet wurde, führt ihn eigens noch als Erbherrn auf Steinhöfel, Kerſtorf, Goelsdorf ꝛc. auf.

Dies Epitaphium, außer der oben erzählten kleinen Geſchichte, hält bei den Steinhöflern die Erinnerung an die Wulffens überhaupt lebendig. Es iſt ein großes und ſehr in die Augen fallendes

Digitized by Google

Denkmal. Degen, Flinte, Streitaxt, Lanze, Sponton, Lochaber-Axt, Morgenstern, Keule, Streitkolben, Pauke, Trommel ꝛc. bilden eine Art Trophaee, die wie die Strahlen einer Kriegsglorie das leidlich gemalte Portraitbild des alten Wulffen umzirken. Die Inschrift, die mit den Worten anhebt: „Tugend hat ihr eigen Licht", schließt verbindlich genug mit den Reimzeilen:

Hier ruhet nun der Leib, die Seel' hat Gottes Hand,
„O daß er lebte noch" spricht, wer ihn hat gekannt;

ein Wunsch, in den, wenn auch sonst ganz Steinhöfel, die Familie des Dudelsackpfeifers (wenn solche je existirte) schwerlich eingestimmt haben wird.

Steinhöfel blieb Wulffen'scher Besitz bis 1774; dann nach einem kurzen Interregnum, während dessen der Minister Graf Blumenthal das schöne Gut besaß, ging es durch Kauf, an den Obermarschall von Massow, den jüngsten und einzig überlebenden Sohn des Staatsministers von Massow (Staatsminister unter Friedrich II.) über. Die vier ältren Brüder des Obermarschalls waren sämmtlich in den Schlachten des siebenjährigen Krieges geblieben.

Der Obermarschall besaß Steinhöfel von 1790—1817 und in diese Zeit — trotzdem es die Kriegsjahre waren — fallen zum guten Theil die Anlagen und Neuerungen, die das Gut, auch in seiner Erscheinung, zu einem so ansprechenden Besitze gemacht haben. Das Schloß — kleinere Erweiterungen abgerechnet — blieb allerdings zunächst noch dasselbe, wie es zur Wulffen'schen oder doch zur Blumenthal'schen Zeit gewesen war, der Park aber (damals kaum mehr als ein eichenbestandenes Stück Bruchland) wurde im Wesentlichen zu dem gemacht, als was wir ihn jetzt erblicken. Er zählt zu den schönsten, die wir in der Provinz besitzen, was ihm indessen, fast noch über die Schönheit seiner Linien und Details hinaus, ein besonderes Interesse leiht, das ist der Umstand, daß er der erste Park hierlandes war, dessen Anlage nach Prinzipien erfolgte, die seitdem in der Park- und Gartenkunde, die

Digitized by Google

herrſchenden geworden ſind. Es iſt dies bekanntlich der Sieg des Natürlichen über das Künſtliche, des Gebüſches über den „Poetenſteig", des engliſchen, oder wie einige wollen, des alt-chineſiſchen Geſchmacks über den franzöſiſchen. Der Obermarſchall, ohne je in England geweſen zu ſein, muthmaßlich ſogar ohne jemals über dieſe Dinge theoretiſirt zu haben, durchbrach das bis dahin Gültige einfach nach einem ihm innewohnenden künſtleriſchen Inſtinkt, und operirte dabei, auch in den Details der Anlage, mit ſo glücklicher Hand, daß einzelne ſeiner Anlagen ſpäter als Muſter gedient und in den Königlichen Gärten z. B. in Paretz eine theilweiſe Nachahmung erfahren haben.

Der Obermarſchall hatte 4 Söhne. Wie ſein Vater, der Miniſter, vier Söhne von fünfen, in den ſiebenjährigen Krieg geſchickt hatte, ſo ſchickte er drei Söhne von vieren in den Befreiungskrieg. Der erſte und zweite kehrte zurück; der dritte (ſechszehnjährig) fiel bei Leipzig. Ein auffliegender Pulverwagen nahm ihn mit in die Luft.

Der Obermarſchall ſtarb 1817; 1835 folgte ihm ſeine Wittwe und Steinhöfel ging nun an den älteſten Sohn beider, den Major, ſpäteren Generallieutenant Valentin von Maſſow über. Bei dieſem werden wir auf den nächſten Blättern zu verweilen haben.

Valentin von Maſſow.

Valentin von Maſſow wurde am 24. März 1793 zu Berlin geboren. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und theilte dieſe, ſo wie den Unterricht der Haus- und Privatlehrer, mit dem Grafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg (dem ſpäteren Miniſterpräſidenten), deſſen Erziehung König Friedrich Wilhelm III. 1797 dem damaligen Hofmarſchall von Maſſow anvertraut hatte. Außer dem Grafen von Brandenburg war der zweite Bruder unſres Valentin, der ſpätere Hausminiſter von Maſſow, der einzige Gefährte ſeiner Knabenzeit.

Digitized by Google

Dreizehn Jahr alt, machte er, als Junker im Regiment Rudorff-Husaren, die unglückliche Campagne von 1806 mit und wurde im Blücherschen Corps bei Lübeck gefangen und auf Ehrenwort in die Heimath entlassen. Sein Ehrenwort band ihn bis zum Tilsiter Frieden. Nach dem Friedensschluß seines Versprechens ledig, trat er ins Brandenburgische Husarenregiment ein, avancirte, besuchte 1810 die Kriegsschule und war im März 1812 unter den 300 Offizieren, die, als Preußen, durch die politische Lage gezwungen, sein Contingent zum Feldzug gegen Rußland stellen mußte, ihren Abschied nahmen, um, wo immer es auch auf den Schlachtfeldern Europa's sein möge, wohl gegen den Unterdrücker, aber nicht für ihn zu kämpfen. Die Mehrzahl jener 300 Offiziere trat in russischen Dienst; unser Massow aber, mit zwei gleichgesinnten Freunden (von Barner und von Scharnhorst, Sohn des Generals) ging nach England und von da, als Offizier in einem Dragoner-Regiment der Englisch-Deutschen Legion, nach Spanien. Er focht unter Wellington und wurde vor Burgos, bei einer Cavallerie-Attacke, durch einen Lanzenstich in die Lunge lebensgefährlich verwundet. Er genas indeß und kehrte zunächst nach England, von da nach Preußen zurück. Er trat hier, es war im Juni 1813, bei dem braunen Husaren-Regimente ein, das damals der Obrist von Blücher (Sohn des Feldmarschalls) kommandirte, machte in diesem Regimente die Kämpfe jenes schlachtenreichen Sommers und Herbstes mit und wurde dann, am Schluß des Jahres, in den Generalstab versetzt. 1815 befand er sich im Hauptquartier des Fürsten Blücher, dessen Communicationen mit Wellington, vor und während der Schlacht bei Belle-Alliance, durch unsren Massow vermittelt wurden. Welch besserer Vertrauensmann hätte sich finden lassen als eben er, der schon drei Jahre früher unter den Augen des Herzogs gefochten hatte und dessen volle Kenntniß der Englischen Sprache, damals bei den wenigsten anzutreffen, ihn ohnehin empfahl.

Der Niederwerfung Napoleons folgte bekanntlich die Okku-

Digitized by Google

pation Frankreichs durch engliſche und preußiſche Truppen. Den Oberbefehl über dieſe Truppen führte Herzog Wellington, in deſſen unmittelbare Umgebung preußiſcherſeits unſer Maſſow kommandirt wurde. Drei Jahre lang, bis 1818, verblieb er in dieſer Stellung, in der er ſich, durch die Zuneigung und das beſondre Vertrauen „des Siegesherzogs“ geehrt ſah. Die Berichte, die der Hauptmann von Maſſow während dieſer 3 Jahre von Paris oder Cambray aus, wo Wellingtons Hauptquartier war, erſtattete und die nicht nur militairiſchen, ſondern auch allgemein politiſchen Inhalts waren, werden noch im großen Generalſtab zu Berlin aufbewahrt und gelten für ausgezeichnete Leiſtungen.

Bei Ablauf der Okkupation nach Berlin zurückgerufen, wurde er gegen Ende des Jahres 1818 zum Flügeladjutanten König Friedrich Wilhelms III. ernannt und ſtieg, immer in unmittelbarer Nähe des Königs verbleibend, von Stufe zu Stufe, bis er, nach langwieriger Krankheit, im Jahre 1843 ſeinen Abſchied nahm und ſich in die ländliche Stille von Steinhöfel zurückzog.

Hier trieb er mit Eifer Landwirthſchaft, erweiterte das Schloß, verſchönerte den Park und mehrte und ſteigerte den Werth des Familienerbes. Er war in weiten Kreiſen ein Tröſter der Betrübten, ein Wohlthäter der Leidenden, ein weiſer Rathgeber Aller, die ihm vertrauend ihr Herz öffneten.

Die Ruhe ländlicher Zurückgezogenheit war ihm lieb geworden; nur einmal noch wurde er ihr entriſſen, um auf kurze Zeit, vielleicht auf Tage nur, die Stille von Steinhöfel mit dem Lärm von London zu vertauſchen.

Der eiſerne Herzog war am 14. September 1852 auf ſeinem Schloſſe Walmer Caſtle bei Dover, beinah 80jährig, geſtorben und auf den 15. November war ſein feierliches Begräbniß feſtgeſetzt. Faſt alle europäiſchen Armeen ſchickten Deputationen, um „den Feldmarſchall der ſieben Reiche“ auf ſeinem letzten Gange zu begleiten; die preußiſche Deputation aber beſtand aus Graf Noſtitz, General von Scharnhorſt und unſrem Maſſow, der in Veranlaſſung dieſer

Digitized by Google

Deputirung zum Generallieutenant ernannt worden war. So folgte dieſer denn dem Sarge des großen Feldherrn, unter deſſen Augen er, 40 Jahre früher, zuerſt das Hochgefühl des Sieges kennen gelernt hatte, und neben ihm ſchritt General von Scharnhorſt, der, von gleichem Haß gegen die napoleoniſche Herrſchaft erfüllt, damals mit ihm nach England gegangen war, um, wo immer es ſei, den Unterdrücker ſeines Vaterlandes zu bekämpfen. Beide waren der Fahne Wellingtons gefolgt, nun folgten beide ſeinem Sarge. Und welch Leichengefolge das! Ein ſchönes Gedicht George Heſekiel's hat dieſen Zug beſchrieben:

— ein Leichengefolge ſchließt ſich an,
So wie's gehabt noch kein Unterthan!
Von ſieben Monarchen iſt's deputirt,
Für die er den Stab des Feldmarſchalls geführt,
Die Feldzeichen, die mit Trauerflor wehn,
Vertreten die Trauer von ſieben Armeen:
Rußland, Preußen und Oeſterreich
Sie klagen heut mit dem brittiſchen Reich,
Niederland, Spanien und Portugal
Begraben in London den Feldmarſchall; —
Aus hundert Fahnen das Leichentuch,
Das England um ſeinen Lord Herzog ſchlug,
Der ſich ein Grab in St. Paul erſiegt,
Wo Nelſon in Lorbeer begraben liegt.

Maſſow, der durch Jahre hin, dem „Old Duke", ſo perſönlich nahe geſtanden hatte, war in London mit beſondrer Auszeichnung empfangen worden, jetzt, nach der feierlichen Beiſetzung, kehrte er aus dem Gewoge Londons in die Stille Steinhöfels zurück. Aber eine tiefere Stille harrte ſeiner bereits. Es war beſchloſſen, daß er dem Siegesherzog, deſſen Sarge er am 15. November 1852 gefolgt war, nach wenig mehr als Jahresfriſt in die Ruhe des Grabes folgen ſollte. Am 11. Jan. 1854 erkrankte er, am 18. entſchlief er als ein ernſter und gläubiger Chriſt.

Auf dem Kirchhof zu Steinhöfel ruht er und ein Granitſtein

Digitized by Google

giebt die Daten ſeines Lebens und Todes. Er war nie vermählt. Steinhöfel fiel an ſeinen Bruder den Hausminiſter und nach deſſen Tode an den älteſten Sohn deſſelben, den Rittmeiſter Valentin von Maſſow. Dieſer iſt der gegenwärtige Beſitzer.

Steinhöfel iſt ein ſchönes und reizend gelegenes Gut. Es liegt an der Stelle, wo der breite Sandgürtel, der ſich nördlich von Fürſtenwalde hinzieht, in ein friſcheres und fruchtbareres Terrain übergeht. Das Dorf ſelbſt, durch das ſich Kaſtanien-Alleen ziehn, macht einen freundlichen und maleriſchen Eindruck; die Kirche iſt alt, das Schloß neu, wenigſtens in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt. Intereſſante Bilder von Fr. Gilly (halb landſchaftlich, halb architektoniſch), die ſich bis dieſen Tag in einem der Zimmer des Schloſſes vorfinden, zeigen uns deutlich wie die urſprüngliche äußere Anlage war. Die innere Einrichtung (einige ältere Bilder und Familien-Werthſtücke abgerechnet), ſtammt aus der Zeit des Generallieutenants Valentin von Maſſow und ſeines Vaters des Obermarſchalls.

Eine Aufzählung der Familienbilder, denen wir ſowohl in den Räumen des Erdgeſchoſſes als des erſten Stockes begegnen, geb' ich in den Anmerkungen; nur zweier alter Portraits, die höchſt wahrſcheinlich aus der Blumenthalſchen Zeit her dem Schloſſe verblieben ſind, geſchehe ſchon hier in aller Kürze Erwähnung. Es ſind das die Bildniſſe 1) des Cabinetsminiſters von Blumenthal, der zur Zeit des großen Kurfürſten brandenburgiſcher Geſandter in Paris war und 2) des Feldmarſchalls von Flanß (geb. 1664, geſtorb. 1748), eines beſonderen Lieblings und Jagdgenoſſen Friedrich Wilhelms I. Beide Portraits, namentlich das erſtere, ſind von vorzüglichem Kunſtwerth.

Einzelne kleinere Bilder, ſämmtlich Aquarelle, von denen zwei von Schinkel, fünf von Fr. Gilly herrühren, mögen indeſſen ſchon

hier eine eingehendere Beſprechung finden. Es ſind Steinhöfler Landſchaften, die theils als Arbeiten jener hervorragenden Künſtler, theils aber auch dadurch unſer Intereſſe erwecken, daß ſie uns, wie ſchon angedeutet, Schloß und Park von Steinhöfel in jener Geſtalt zeigen, wie beide vor 50 oder 60 Jahren waren. Alle ſieben Bilder weiſen keine Jahreszahl auf, doch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die beiden Schinkelſchen Bilder unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Italien (1805), die Gillyſchen (Fr. Gilly ſtarb ſchon 1800) Ausgangs des vorigen Jahrhunderts gemalt wurden.

Die zwei Schinkelſchen Bilder ſind folgende:

1. La Maison du Vigneron, et Vendange à Steinhoeffel. Es iſt Spät-Nachmittags-Beleuchtung; eine Gruppe rechts ſitzt im Schatten der Bäume; auf das laubumrankte Winzerhaus aber, ſo wie auf den freien Platz davor, fällt ein mildes, heiteres Sonnenlicht. Winzer und Bäuerinnen tanzen einen Rund- und Ringelreihn; in der weinumrankten Vorhalle des Winzerhauſes, und auf der Treppe, die zu dieſer Vorhalle hinaufführt, ſtehen plaudernde Paare und ein Paar Fiedler, die zum Tanze ſpielen. Ein reizendes Bild; in ſeiner derb heiteren Stimmung niederländiſch, in Beleuchtung und Farbenton italieniſch und in ſo fern allerdings wohl einer gewiſſen realiſtiſchen Wahrheit entbehrend.

2. La Vigne de Steinhoeffel.

Dies Bild iſt ruhiger als das erſte, aber vielleicht noch hübſcher und anziehender. Es iſt daſſelbe Haus, nur mit dem Unterſchied, daß man mehr die Giebel- als die Frontſeite ſieht. Die Sonne geht eben unter und ein rothbrauner Ton liegt über dem Ganzen. Zwei Bäuerinnen kehren mit Fruchtkörben heim; an der ſonnenbeſchienenen, rothbraunen Gartenmauer ſteht eine kurzgeſchürzte Winzerin in grünem Friesrock und rothem Mieder und reicht einem Winzer, der oben auf der niedrigen Mauer ſteht, die abgeſchnittnen, ſchweren Trauben zu. Edeltannen und Silberpappeln im Hintergrund; das Ganze in Auffaſſung und Beleuchtungston durchaus italieniſch.

Digitized by Google

Die Gillyſchen Blätter haben mit den Schinkelſchen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Sie führen alle fünf die gemeinſchaftliche Unterſchrift: Vue de Steinhoeffel und zeigen: 1. das Schloß, wie es ſich vor 50 oder 60 Jahren präſentirte, wenn man von der Dorfgaſſe her in den Park einbog; 2. das Schloß vom Park aus; 3. das japaniſche Häuschen im Park (nach dem Fr. W. III. das Paretzer aufführen ließ); 4. eine Baum- und 5. eine Waſſerparthie (Cascade) aus dem Park.

Wenn auf den zwei Schinkelſchen Blättern ſaftgrün und rothbraun vorherrſchen und ihnen Kraft und Friſche geben, ſo ſind auf den Gillyſchen Blättern weiß und ein helles Waſſergrün die vorherrſchenden Farben. Die Schinkelſchen machen den Eindruck moderner, ſehr farbenkräftiger Aquarelle, während die Gillyſchen wie Federzeichnungen wirken, die mit dünnen und unkräftigen Waſſerfarben hinterher fein und ſinnig getuſcht wurden.

Intereſſanter noch als dieſe höchſt anſprechenden Aquarell-Bilder Fr. Gilly's und Schinkel's und vielleicht überhaupt das intereſſanteſte unter allem was ſich an Kunſtſchätzen und Curioſitäten in Steinhöfel vorfindet, iſt ein andrer Rahmen, deſſen ſchlichter brauner Holzrand ſtatt eines Bildes, ein vergilbtes Quartblatt Papier umfaßt. Dies Quartblatt Papier, auf beiden Seiten beſchrieben, (weshalb der Rahmen hinten und vorn ein Glas hat) iſt das Concept eines Briefes (in Verſen), den Kronprinz Friedrich, von Königsberg aus, im Auguſt 1739, an Voltaire richtete. Im 21. Bande der Oeuvres completes (dem 5. der „Correſpondence") findet ſich dieſer Verſebrief abgedruckt. Ich ſtelle nun, behufs eines Vergleichs, den gedruckten Brief und die verſchiedenen Verſionen des Steinhöfler Concepts (die Orthographie habe ich an einigen Stellen unverändert gelaſſen) zuſammen, zugleich eine Ueberſetzung hinzufügend, bei der ich auf eine Markirung der kleinen Unterſchiede verzichtet habe.

Digitized by Google

Sublime auteur, ami charmant,
Vous dont la source intarissable
Nous fournit si diligemment
De ce fruit rare, inestimable,
Que votre muse hardiment,
Dans un séjour peu favorable
Fait éclore à chaque moment;

Au fond de la Lithuanie,
J'ai vu paraître, tout brillant,
Ce rayon de votre génie
Qui confond, dans la tragédie,
Le fanatisme, en se jouant.

J'ai vu de la philosophie,
J'ai vu le baron voyageur,
Et j'ai vu la pièce accomplie
Où les ouvrages et la Vie
De Molière vous font honneur.

A la France, votre patrie,
Voltaire, daignez épargner
Les frais que pour l'Académie
Sa main a voulu destiner.

Erhabner Dichter, liebenswürdiger Freund,
Du dessen unerschöpflicher Geist (Quell)
Uns so fleißig versorgt
Mit jener seltnen, unschätzbaren Frucht,
Die deine Muse dreist
Auch an minder günstigem Ort
Jeden Augenblick heranreifen läßt;

In der Tiefe Litthauens
Hab ich glänzend erscheinen sehn
Jenen Strahl Deines Genies
Der, spielend, in der Tragödie
Den Fanatismus schamroth macht.

Ich habe Philosophisches
Und habe den „reisenden Baron"
Und habe jene vollendete Arbeit erscheinen sehn,
Worin das „Leben Molière's"
Und seine Werke Dir zur Ehre gereichen.

Erspare, Voltaire, Deinem Vaterlande,
Erspare Frankreich die Kosten,
Die es hergiebt
Für seine Akademie.

En effet, je suis sûr que ces quarante têtes qui sont payées pour penser, et dont l'emploi est d'écrire, ne travaillent pas la moitié autant que vous. Les sciences sont pour tout le monde, mais l'art de penser est le don le plus rare de la nature.

Cet art fut banni de l'école,
Des pédants il est inconnu.
Par l'inquisition frivole
L'usage en serait défendu,
Si le pouvoir saint de l'étole
S'était à ce point étendu.
Du vulgaire la troupe folle
A penser juste a prétendu;
Du vil flatteur l'encens vendu
En a parfumé son idole;
Et l'ignorant a confondu
Le froid non-sens d'une parole,
Et l'enflure de l'hyperbole
Avec l'art de penser, cet art si peu connu.

Diese Kunst, von der Schule verbannt,
Ist unbekannt den Pedanten;
Die schnöde Inquisition
Würde den Gebrauch (des Denkens) verboten haben,
Wenn die „heilige Macht der Stole"
Sich bis zu diesem Punkt erstreckt hätte.
Der tolle Schwarm des Pöbels
Hat den Anspruch erhoben richtig zu denken;
Der käufliche Weihrauch des niederen Schmeichlers
Hat seinen Götzen (den Pöbel) beräuchert
Und der Ignorant verwechselt
Den kalten Unsinn einer Redensart
Und den Schwulst der Hyperbel
Mit der Kunst zu denken, dieser so wenig gekannten Kunst.

Digitized by Google

Aimable auteur, ami charmant
Vous dont la source intarisable
Nous fournit si diligemment
De ce fruit rare, inestimable,
Que votre Muse *sagement*
Cueillit presque à chaque moment.

Que votre Muse hardiment
Dans un sejour peu favorable
Fait éclore à chaque moment.

Les rayons etc. etc.

De Molière *sont en Honneur*
A la France votre patrie.

Voltaire, daignez épargner
Les frets etc.

Ich bin in der That ſicher, daß dieſe vierzig Köpfe, die für's Denken bezahlt werden und von Amts wegen zu ſchreiben haben, nicht halb ſo viel arbeiten als Sie. Die Wiſſenſchaften ſind für alle Welt, aber die Kunſt des Denkens iſt die ſeltenſte Gabe der Natur.

Cet art fut bani de l'ecolle
Aux pedants il est inconnu;
Par l'inquisition frivolle
L'usage en defendu;
Le courtisan toujours a cru
Que c'etait l'art de son idolle;
Du Vulgaire la troupe folle
Sa part même en a pretendu
Nos ... fols de l'hiperbolle
N'y est point non plus parvenu.
Enfin un philosophe habile
Dans ce monde aveugle est venu
Et c'est par son secours utile
Que l'art de penser a vaincu
Le galimatias imbecile.

Si le pouvoir *de leur ecole*
A ce point c'etoit étendu.
Du vulgaire la troupe folle
Sa part même en a pretendu;
Le courtisan toujours a cru
Que c'etait l'art de son idole
Et souvent on a confondu
Le froid non-sens d'une parole
Et l'enflure de l'hyperbole
Avec l'art de penser, cet art si peu connu.

(Mais souvent on a confondu
Des mots l'arrogance frivole
Comme la frayeur lache et molle
Passe pour valeur et vertu.)

Digitized by Google

Entre cent personnes qui croient penser, il y en a une à peine qui pense par elle-même. C'est cet esprit créateur qui sait multiplier les idées, qui saisit les rapports entre des choses que l'homme inattentif n'aperçoit qu'à peine, c'est cette force du bon sens qui fait, selon moi, la partie essentielle de l'homme de génie.

Ce talent précieux et rare
Ne saurait se communiquer;
La nature en paraît avare.
Autant que l'on a pu compter,
Tout un siècle elle se prepare
Lorsqu'elle nous le veut donner.
Mais vous le possédez, Voltaire,
Et ce serait vous ennuyer
Qu'apprecier et calculer
L'heritage de votre père.

Dieſe köſtliche und ſeltne Gabe
Läßt ſich nicht mittheilen;
Die Natur ſcheint damit zu geizen;
Soweit wir rechnen können,
Bereitet ſie ſich ſtets ein Jahrhundert lang
Eh ſie die Gabe wieder verleiht.
Du beſitzt ſie, Voltaire,
Und es hieße Dich langweilen
Zu preiſen und zu berechnen,
Was Erbe von Deinen Vätern iſt.

Ce qui n'est parvenu de „Mahomet" me paraît excellent. . . . . Vous n'avez pas besoin, mon cher Voltaire, de l'éloquence de M. de Valori; vous êtes dans le cas qu'on ne saurait détruire ni augmenter votre réputation.

Vainement l'envieux, desséché de fureur
Sur vos vers immortels répandant ses poisons,
De vos lauriers naissants retarde les moissons.
Sous les yeux d'Émilie, élève de Newton
Vous effacez de Thou, vous surpassez Maron.
En tout genre d'écrits, en toute carrière,
C'est le même soleil et la même lumière.
Cet esprit, ces talents, ces qualités du coeur
Peuvent plus sur mes sens que tout ambassadeur.

Vergebens ſucht der Neidiſche, trocken vor Wuth,
Auf Deine unſterblichen Verſe ſein Gift gießend,
Zurückzuhalten die Erndte Deines wachſenden Lorbeers.
Unter den Augen Emiliens, der Schülerin Newtons,
Uebertrifft Du de Thou, übertrifft Du Maron.
In Vers oder Proſa, auf jedem Gebiet,
Es iſt immer dieſelbe Sonne, daſſelbe Licht.
Dieſer Geiſt, dieſe Talente, dieſe Herzensgaben
Vermögen mehr über meine Sinne als jeder Geſandte.

Je suis avec une estime parfaite, mon cher Voltaire etc.

Digitized by Google

Unter hundert Menſchen, die zu denken **glauben**, iſt kaum einer, der **wirklich** denkt. Dieſer ſchöpferiſche Geiſt aber, der die Ideen zu vermehren weiß, der da einen Zuſammenhang der Dinge wahrnimmt, wo der Unaufmerkſame kaum irgend etwas zu entdecken verſteht, dieſer bonsens, dieſe Kraft des geſunden Menſchenverſtandes iſt es, die meiner Meinung nach den weſentlichſten Theil eines Mannes von Genie ausmacht.

Mais vous le possédez, Voltaire,
Et c'est vouloir vous ennuyer
Que d'aller longtemps calculer
L'heritage de votre père.

Was ich vom „Mahomet" erhalten habe, erſcheint mir vorzüglich. Sie, mein theurer Voltaire, bedürfen nicht der Beredſamkeit des Herrn von Valori; Sie ſind in der glücklichen Lage, daß Ihren Ruf Niemand weder zu zerſtören noch zu ſteigern vermag.

Un poeme immortel des Muses approuvé
La Satire, aux abois, de depit consumée,
Craind d'emousir ses dents sur votre renommée;
Et Rival de Virgille, élève de Newton,
Cet esprit, ces talents, ces qualités du coeur
Peuvent plus sur mes sens que tout ambassadeur.

Ich bin, mein theurer Voltaire, mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

Digitized by Google

Was an dieſem auf beiden Seiten beſchriebenen Quartblatt das intereſſanteſte iſt, iſt wohl der Umſtand, daß uns daſſelbe, (eben weil Brouillon) in die Entſtehungs-Geſchichte dieſer, wie ähnlicher Versbriefe des Kronprinzen einführt und uns genau zeigt, wie er arbeitete. Es überraſcht dabei einmal eine gewiſſe Strenge gegen ſich ſelbſt, die ſich in den doppelten und dreifachen Varianten zur Genüge ausſpricht, anderſeits ein gewiſſes proſaiſches „ſich's bequem machen", das die Reimworte nicht mit ahnungsvoller Sicherheit aus dem Gedächtniß raſch heraufbeſchwört, ſondern ſie aufſchreibt, um nun völlig nüchtern und nach Bedürfniß die Auswahl zu treffen. So finden wir, in kurzen und langen Columnen, unter einander geordnet, erſt: hyperbole, parole, dann pretendu, venu, parvenu, dann magnifique, rustique, implique, philosophique, intrique, musique, inique, poetique; endlich aprouvé, depravé, annoncé, consumé, alarmé etc., Aufzählungen, die es erſichtlich machen, daß der Kronprinz in vielen Fällen nicht eine Hülle für den Gedanken, ſondern einen Gedanken für die Hülle ſuchte. Uebrigens arbeiten bekanntlich viele Poeten auf ziemlich dieſelbe Weiſe und ſo unpoetiſch, auf den erſten Blick, dieſer Weg allerdings erſcheinen muß, ſo iſt doch ſchließlich nicht erwieſen, daß derſelbe weſentlich ſchlechter ſei als ein andrer. Er erinnert an die Verfahrungsweiſe einzelner Maler, beſonders guter Coloriſten, die, zunächſt eine bloße harmoniſche Wirkung auf die Sinne bezweckend, nicht klare Geſtalten, ſondern Farben (die dem Reim entſprechen) neben einander ſtellen. Form und Gedanke finden ſich nachher. Wie ſie ſich finden, — ſcheinbar zwanglos, oder aber ſichtlich erzwungen — davon hängt dann freilich alles ab.

Wir haben dieſem umrahmten Quartblatt Papier wieder ſeinen Ehrenplatz an der Längswand des Bibliothekzimmers gegeben und treten nun aus dem kühlen ſchattigen Raume in den ſonnbeſchienenen Park hinaus. Es iſt jener Mittagszauber, von dem es im Liede heißt:

Digitized by Google

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh in Stille ſich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht ſchreitet
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Hier iſt es nicht die Sägemühle, die rauſcht, aber ein Bach, der, aus dem Felde kommend, über ein natürliches Wehr von Feldſteinblöcken niederſprudelt und ſchillernd in Regenbogenfarben, in den hellbeleuchteten Park tritt. Weiterhin dehnt ſich der Bach zu einem ruhigen Teich aus, (das flinke Leben iſt raſch ſtill geworden) und die umſtehenden Bäume werfen ihr Bild in die dunkelklare Tiefe. Durch den Park hin, nach Süden zu, iſt eine Lichtung geſchlagen, und vor die lichte Oeffnung ſchiebt ſich, in Dämmerferne, der Hügelzug der „Rauenſchen Berge". Der ſcharf gezogene Contur ihres Profils mahnt an ſüdlich Land und blauen Himmel. Ueber den Teich hin fliegen Libellen, die einzigen, die um dieſe heiße Stunde noch munter ſind; das macht ihre Flügel ſind groß und ihre Leiber ſind leicht.

Ein ſeltſam Klingen und Tönen zieht durch die Luft,

Jetzt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt ꝛc.

aber eh noch das Klingen ein beſtimmter Klang geworden, fällt die Kirchglocke mit ihren zwölf Mittagsſchlägen ein; der Mittagsſpuk verfliegt und nur der Zauber der Stille und Schönheit bleibt.

Digitized by Google

Buckow.

Das Dritte, das Dritte noch wissen wir's nicht,
Doch bleibt es das Best' an der ganzen Geschicht',
Courage, Courage!

Chamisso.

Buckow hat einen guten Klang hierlandes und bei bloßer Nennung des Namens steigen freundliche Landschaftsbilder auf: Berg und See, Tannenabhänge und Laubholzschluchten, Quellen, die über Kiesel plätschern und Birken, die vom Winde halb entwurzelt, ihre langen Zweige bis in den Waldbach niedertauchen. Selbst wer Buckow nie sah, freut sich an Wort und Namen und erwiedert im Ton des Einverständnisses: „ah, märkische Schweiz." —

Buckow ist schön, aber doch mit Einschränkung. Es hängt alles davon ab, ob wir Buckow die Gegend oder Buckow die Stadt meinen; — allen Respekt vor jener, aber Vorsorge gegen diese. Seine Häuser kleben wie Nester an Abhängen und Hügelkanten und sein Straßenpflaster (um das schlimmste vorweg zu nehmen) ist entsetzlich. Es weckt mit seiner hals- und wagenbrechenden Passage die Vorstellung, als wohnten nur Schmiede und Chirurgen in der Stadt, die am Ende auch leben wollen. Von Löchern ist längst keine Rede mehr; wo dergleichen waren, sind sie zu einer rinnenartigen Vertiefung geworden und als Friedrich Wilhelm IV. vor einer Reihe von Jahren Buckow passirte, sah sich die Commune veranlaßt, die Hauptstraße der Stadt fußhoch mit Sand bestreuen zu lassen. Dieser Beschluß wurde

Digitized by Google

aber nicht gleich gefaßt. Viele hatten vorgeſchlagen „das Pflaſter zu laſſen wie es ſei“, um den König deſto eher zu einer milden Beiſteuer zu bewegen, in dankbarer Erinnerung an Rettung aus Lebensgefahr. Aber der Vorſchlag mußte freilich ſcheitern, weil niemand den Muth hatte (und nicht haben konnte), im Voraus für ſichere Paſſage zu bürgen. So wurde denn Sand geſtreut und das alte Pflaſter blieb der Stadt erhalten. Für ſchwache Achſen iſt Buckow daſſelbe was Wien für ſchwache Lungen iſt, — keiner kommt heil heraus.

Buckow war einmal wohlhabend, aber das iſt lange her. Im 14. Jahrhundert, auch ſpäter noch, blühte hier der Hopfenbau und gab 33 Hopfengärtnern reichliche Nahrung. Sie gewannen jährlich weit über 1000 Wispel und der Buckower Hopfen war es, der dem Bernauer Bier zu ſeinem Ruhme half. Noch giebt es Hopfengärten in Buckow, aber ihre Bedeutung für die Stadt iſt hin und die überall ſiegreiche Kartoffel erobert auch hier das Terrain. Kümmerlich ſchlägt ſich die Stadt mit Spaten und Hacke durch; Communalvermögen iſt nicht da; die vier Jahrmärkte werden nicht beſucht und die alte Hügel-Kirche mit reichem Altar und mächtigen Glocken, würde ſchwerlich in ſolcher Stattlichkeit auf die Stadt herabſehen, wenn ſie vom jetzigen Buckow gebaut werden ſollte. Weiteres über dieſe Kirche ſiehe in den Anmerkungen.

Die Buckower ſind ordentliche, fleißige Leute, die ſich's ſauer werden laſſen, aber ſei es, daß ihre wendiſch-deutſche Blutmiſchung nicht ganz die richtige iſt, oder daß ſie's nicht verwinden können vor lieber langer Zeit einmal reich geweſen zu ſein, gleichviel ſie haben eine Vorliebe für's Prozeſſiren und gelegentlich auch wohl für die Selbſthülfe. Es exiſtiren darüber viel heitre und viel traurige Geſchichten. Eine Geſchichte dieſer Art, die luſtig und traurig zugleich war, ſpielte vor Kurzem erſt, als die Buckower mit ihrem „Grafen“ (Graf Flemming, Beſitzer der Herrſchaft Buckow) in Streit geriethen. Dieſer Streit nahm ein paar Tage lang den Charakter an, als habe ſich ein Vorgang aus dem 15. Jahrhundert in unſre Zeit hinein verirrt; die Bürger zogen

Digitized by Google

zu Felde, ſchlugen die gräflichen Mannen in die Flucht, nahmen Poſſeß vom ſtreitigen Terrain und pflanzten ihr Banner auf dem eroberten Grund und Boden auf. Kurzum eine mittelalterliche Fehde in beſter Form. Streitobjekt war ein Forſt, den der Graf als ſeine, die Stadt als ihre beanſpruchte. Die Gerichte hatten zu Gunſten des Grafen entſchieden, aber die Stadt ſchüttelte den Kopf und ſo geſchah wie eben gemeldet. Ein Bänkelſänger, der juſt des Weges kam, hörte von dem kaum geſchlichteten Streit und das Balladenhafte des Vorganges raſch erkennend, brachte er alles in „neue Reime aus dieſem Jahr.“ Ich habe das Blatt zufällig in die Hand bekommen und gebe etliche Strophen daraus.

Die Bürger von Buckow ſaßen bei'm Bier,
Das gab ein lärmen und ſtreiten,
Sie ſprachen vom Grafen und ihrem Prozeß,
Von Inſtanzen, erſten und zweiten.

Sie wußten es alle klipp und klar,
Daß der Graf die Richter bethörte
Und daß der Forſt (trotz aller Inſtanz)
Von je zur Stadt gehörte.

Drum (hieß es) hätten ſie appellirt
Und ſie wußten aus guten Gründen,
Daß über ein Kleines, in Woch oder Tag,
Die Sachen ganz anders ſtünden.

So klang es. Nur einer ſaß am Tiſch,
Der ſpielte mit Gabel und Teller,
Der rief jetzt: „Heh! zwei Seidel friſch,
Zwei bairiſch aus dem Keller.“

Er leerte das aufgehobene Glas
Mit einem einzigen Zuge
(Seine blinzelnden Augen tranken zugleich
Aus dem ſtehen-gebliebenen Kruge);

Er ſtrich den Schaum ſich aus dem Bart
Und wetterte über die Tiſche:
„He, Bürger von Buckow, was immer ihr prahlt,
's ſind alles faule Fiſche.

Digitized by Google

Ihr habt keinen Muth; dieweil Ihr hie
Abſchießt eure Pfeile und Bolzen,
Läßt draußen der Graf in eurem Forſt
Die Tannen niederholzen.

Ihr habt keinen Muth; ich ſprech es mit Scham,
Ihr ſeid wie andre Philiſter;
Wer heute die Orgel ſpielen will,
Der braucht ein tiefer Regiſter.

Ihr wißt nichts von der hohen Magie,
Von dem Zauber dieſer Tage,
Der Zauber nennt ſich fait accompli
Und ſein Spruch iſt: thu und wage.

Ihr kommet nie und nimmer zum Ziel
Mit Klagen, Akten und Pakten,
Es giebt nur eines, das heut hilft:
Thatſachen, Griffe, Fakten.

Greift zu, verſchafft euch ſelber Recht
Mit euren eig'nen Händen, —
Die Schläger des Grafen ſchlagen im Wald,
Wohlan, ihr müßt ſie pfänden."

Nun folgen ſechs, acht Strophen, in denen beſchrieben wird, wie alles dem Redner zujubelt, wie die Bürger ſich rüſten und andern Tages wirklich ausziehen, um die „Pfändung der Gräflichen" vorzunehmen. Drei andere Strophen ſchildern den Zug ſelbſt;*) dann endlich treten ſie in den Wald.

*) Die drei Strophen, die den Zug ſchildern, ſind folgende:

Der Führer ritt einen Scheckenfuchs,
Er ritt ihn kurz auf Trenſe,
Dann folgten die Schützen; dann allerlei Volks
Mit Sichel und mit Senſe.

Die Schützen trugen manch Rüſtungsſtück
Mit Scharte und mit Beule,
Zuletzt nachrückte das Corps d'Armée
Mit Knittel und mit Keule.

Im Ganzen waren es 50 Mann
In Rotten zu ſechs und ſieben,
Nur der Mann der Fakten, des fait accompli,
War ruhig zu Hauſe geblieben.

Digitized by Google

Und als ſie ſich nahten dem ſtreitigen Grund,
Vernehmbar aus dem Gehege
Herklangen durch die ſtille Luft
Der Holzaxt dumpfe Schläge.

Der Tag war heiß, die Luft war ſtill,
Der Wald ſchwieg wie beklommen,
Nur leiſe rauſchten die Wipfel ſich zu:
„Sie ſind es; die Buckower kommen.“

Der Kampf iſt kurz. Die gräflichen Holzſchläger ſtrecken die Waffen und die Sägen und Äxte werden gepfändet. Ein Hurrah klingt dreimal durch den Wald. Aber der Sieg iſt von kurzer Dauer. Die Gräflichen verſtärken ſich und rücken andren Tags, unterſtützt durch die ganze Polizeimacht der Kreiſe Barnim und Lebus in's Feld. Die Polizei, bekanntlich ein proſaiſches Inſtitut und ohne Glauben an Geſpenſter, hat auch kein Herz für Romantik und Mittelalter und ſchickt die Buckower in ſehr beſtimmten Ausdrücken heim.

Die Buckower ſprechen noch immer zu
Vom Forſt und ihrem Streite;
Und doch wo das ſtrittige Waldſtück ſtand,
Da ſtehen jetzt Klafter und Scheite.

Und kommt ein Buckower ſtill entlang
Halb traurig und halb verbiſſen,
Da ſingen die Vögel ſo luſtig; warum?
Die Vögel werden's ſchon wiſſen.

Aber ich habe vielleicht zu lange ſchon bei den Buckowern verweilt; wenden wir uns wieder ihrer Stadt zu. Buckow und ſeine Umgebungen bilden die „märkiſche Schweiz.“ Freilich geht es der Stadt mit dieſem Namen und Anſpruch nicht viel beſſer als mit ihrem Forſt, denn Freienwalde tritt mit überlegener Miene in die Schranken und ſagt: „dieſer Name iſt mein.“ Dabei iſt es

Digitized by Google

(ohne dadurch Freienwalde in den unverdienten Ruf der Eleganz bringen zu wollen) als hörte man Seide rauſchen, während Buckow wie im Friesrock bei Seite ſteht.

Wo liegt denn nun aber die wirkliche märkiſche Schweiz? Wir werden uns einen Dualismus, wie auch ſonſt wohl, gefallen laſſen müſſen. Freienwalde iſt immerhin eine Dame, Buckow iſt eine ländliche Schönheit, die mit nacktem Fuß in den See tritt und unter Weidenzweigen ihr Haar flicht. Nun wähle jeder nach ſeinem Sinn. Binnen Kurzem wird ſich ſolche Wahl erleichtern. Die neu-projectirte Eiſenbahn zwiſchen Berlin und Küſtrin führt, auf kürzeſte Entfernung, an Buckow vorüber und einmal in den Verkehr hineingezogen, wird das „Aſchenputtel" von heute, ihren bevorzugten Schweſtern vielleicht ſchon morgen gefährlich werden.

Buckow liegt in einem Keſſelthale, deſſen Sohle (wir überſehen dabei zwei kleinere Seen) von einem großen See gebildet wird. Dieſer See hat die Form eines abgeſtumpften Halbmonds, iſt alſo bohnen- oder nierenförmig und heißt der Schermützel-See. Wir werden noch weiter von ihm hören. An der concaven Seite des Sees, ziemlich genau an der Stelle, wo ſich das hüglige Erdreich in den See hineinbuchtet, liegt die Stadt, von der aus ſich in kürzeſter Zeit und mit leichteſter Mühe die verſchiedenſten Ausflüge in die Umgegend ermöglichen. Alle dieſe Ausflüge, verſchieden wie ſie ſind, laſſen ſich nichts-deſtoweniger in drei ganz beſtimmte Gruppen bringen, in Spazierfahrten über den See, in Beſteigung des Bollersdorfer Plateaus (weſtlich vom See), oder in Wanderungen durch die Thäler und Schluchten der nach Nord und Oſt hin gelegenen „märkiſchen Schweiz." Die Parthien, die ſich innerhalb der letzteren bieten, ſind zahlreich und anmuthig, (ich beſchreibe dieſelben zum Theil im nächſten Kapitel) der eigentliche Zauber aber, den Buckow übt, beſteht nicht in der Schönheit dieſer oder jener Details, ſondern einfach in dem Blick auf den ſchönen, tief gelegenen, ſchon in ſeiner Erſcheinung halb märchenhaften See, der ſich von keinem Punkt der umgebenden Höhen her ſchöner und maleriſcher ausnimmt, als von dem Bollersdorfer

Digitized by Google

Plateau aus, das den See nach Westen hin begrenzt. Diesem Bollersdorfer Plateau wenden wir uns jetzt zu.

Wir wählen dazu (statt der Fahrt über den See) einen Umweg, durch jene lieblichen Schlucht- und Waldpartieen, die, indem wir zunächst uns nördlich halten, von einem Bergwasser, dem Marienfließ, durchflossen werden. Das Landschaftsbild, das sich vor uns erschließt, ist dasselbe, dem der Reisende in den Wald- und Gebirgspartieen Mitteldeutschlands so oft begegnet; — wer den Harz, wer Thüringen und die sächsische Schweiz kennt, ist manche liebe Stunde unter gleichen Bildern und Eindrücken bergan gestiegen. Tannen und Lärchenbäume fassen zu beiden Seiten die Hügelabhänge ein, Buchen und Birken sind in das Nadelholz eingestreut, der Kuckuk ruft, der Bach plätschert und auf dem frischen Rasen, der das Wandern so leicht macht, liegen die Tannäpfel oder spielen die Schatten und Lichter der Nachmittagssonne. So auch hier. Ueber die primitivsten Brücken hinweg (sechs Feldsteine quer durch den Bach gelegt) schreiten wir vom linken auf das rechte und wieder vom rechten auf das linke Ufer, bis wir nach halbstündigem Marsch die nördliche Richtung aufgeben und links den Tann ohne Weg und Steg durchbrechend, plötzlich auf einem weiten Ackerfeld uns erblicken, rundum Raps und grüne Saaten, in der Ferne aber die Giebelwand einer Dorfkirche. Wir befinden uns jetzt auf einem Plateau und zwar auf eben jener „Bollersdorfer Höhe", die wir, den Wendungen des Baches folgend, fast wie auf einer Wendeltreppe ohne Stufen, erstiegen haben. Aber noch wissen wir es kaum, daß wir uns auf einer Höhe befinden, denn die weiten Ackerfelder dehnen sich, bis zum Horizont, wie eine Ebene vor uns aus und erst nach links hin einer Ackerfurche folgend, die uns an eine Wand von Brombeer- und Weißdornsträuchern führt, blicken wir plötzlich in eine völlig senkrechte Tiefe nieder, — hundert Fuß unter uns der See.

Wir nehmen nun unsern Stand und haben vielleicht das schönste Landschaftsbild vor uns, das die „märkische Schweiz" oder doch der „Canton Buckow" zu bieten vermag. Links und rechts,

Digitized by Google

in gleicher Höhe mit uns, die Raps- und Saatfelder des Plateaus, auf dem wir ſtehn; unmittelbar unter uns der blaue, leis gekräuſelte Schermützel-See; drüben am andern Ufer, hügelanſteigend, in den Schluchten verſchwindend und wieder zum Vorſchein kommend, die Stadt und endlich hinter derſelben, im weitgezogenen Halbkreis, eine Bergwand, hier und dort mit jungem Kiefernholz, in der Mitte aber mit dunklen Schwarztannen bis zur vollen Höhe des Berges beſetzt. Die Nachmittagsſonne fällt auf die Stadt, die mit ihren rothen Dächern und weißen Giebeln wie ein Bild auf dem dunklen Hintergrund der Tannen ſteht; das Auge aber, wohin es durch die Mannigfaltigkeit des Bildes auch gelockt werden mag, kehrt immer wieder auf den räthſelvollen See zurück, der in genau zu verfolgenden Linien halbmondförmig unter uns liegt.

Auf den räthſelvollen See. Noch wiſſen wir es nicht, aber wir ahnen es, daß er unter andern Schätzen auch Sage und Geſchichte umſchließen muß, und unſer Führer, ein Buckower Fiſcher, der uns bis hieher ſchweigend geleitet, hebt nun mit ſchlichtem Tone an: „Dort unten liegt die alte Stadt. Drüben am andern Ufer, wo Sie die ſpiegelglatte Stelle ſehen, dort hat Alt-Buckow geſtanden. Wir kennen die Stelle ganz genau. Von dem Eck dort, wo die Binſen hundert Schritt weit in den See hineingehen, bis hier g'radüber von uns, wo die Weiden in's Waſſer hängen, — ſo weit ging die Stadt. Ich ſpreche nicht von Glocken, die unten klingen, Alt-Buckow hatte ſchwerlich Glocken, aber das müſſen Sie ſchon glauben, daß wir an klaren Tagen 10 Fuß tief unterm Spiegel allerhand Pfahlwerk ſtehen ſehn, Blockhäuſer vielleicht, jedenfalls Zaun und Steg und mancher unter uns hat etwas von dem Pfahlwerk herausgeholt, und ihm einen guten Platz im Hausflur gegeben. Wir denken, es iſt ein Segen dabei.“ Der Erzählende machte eine Pauſe, während er mich ſcharf anſah, dann fuhr er fort: „Drüben, wo die Stadt ſtand, iſt der See flach, wenigſtens eine kurze Strecke; hier unter uns aber iſt er tief, an 100 Fuß und darüber; hier wimmelt es auch von Fiſchen, aber wir

Digitized by Google

haben wenig davon. Wenn wir hier Netze ziehn, ſo gehen die Fiſche tiefer, und wollen wir ihnen nach, ſo kommen wir in den alten Eichwald, der hier unten ſteht. Die Maſchen zerreißen dann, die Fiſche ſchlüpfen durch und ein paar abgebrochene Zacken ſind alles, was wir mit nach oben bringen. So hat ſich's geändert; einſt war alles Berg hier, und Stadt und Wald ſtanden zwiſchen hüben und drüben, wie wir beide hier auf dieſer Höhe ſtehn. In einer Nacht war alles vorbei. Der Berg ging nach unten und der See kam herauf."

Die Sonne ging eben unter, eine kühle Luft wehte über das Feld und ein leiſes Unbehagen lief mir über den Rücken. Aber ich wußte doch nun, was es war, daß mich der See mit ganz andrem Auge angeblickt hatte wie mancher andre See und ich warf mich nieder und ſtreckte den Kopf über den Abgrund hinaus, wenigſtens den Wunſch (wenn nicht mehr) im Herzen, unten ein Eichenſkelett bis an den Waſſerſpiegel heraufragen und die Fiſche durch die Zackenkronen hindurch huſchen zu ſehn. Ich ſah es auch wirklich, aber mit dem Bewußtſein, daß es Täuſchung ſei.

Wir traten den Rückweg an und plauderten über dies und das. Des See's Sagen indeß verließen mich nicht und begleiteten mich in die große Stadt, wo ich in Büchern nachzuſchlagen und nach der Vorgeſchichte des großen Schermützel See's zu ſuchen begann. Was ich fand, iſt das. Viele unſrer märkiſchen Seen und ſeeartigen Vertiefungen ſollen durch ſogenannte Erdfälle entſtanden ſein. Man hat keine andre Erklärung. Plötzlich und unvermittelt in Mitten eines Plateaus auftretend (wie dies namentlich bei'm Schermützel See der Fall iſt) iſt es nicht möglich von hereinbrechenden Waſſerfluthen, von Flußbett oder Strömungen zu ſprechen. Es iſt nichts von außen Herantretendes, was die Erklärung geben kann, es muß vielmehr ein innerlicher Vorgang, ein eminent lokaler ſein. Man denkt ſich die Sache ſo. Das Innere der Erde hat Höhlen, deren Wände und Deckengewölbe (nach Art der jetzigen Tunnel) die Hand der Natur mit

Digitized by Google

Kalk oder Gipsmaſſen umkleidet hat. Solche natürlichen Tunnel ſind entweder völlig hohl und leer, oder aber, (was häufiger zu ſein ſcheint) mehr oder weniger mit Waſſer gefüllt. Ueber ſolchem gewölbten Rieſentunnel liegt Erdreich (wie viel iſt gleichgültig) und auf dem Erdreich ſteht eine Stadt oder wächſt ein Wald. So geht es durch ein Jahrtauſend. Da plötzlich, ſei es durch einen Ruck von unten oder durch ſickernde Waſſer von oben her, bricht das Tunnelgewölbe ein und wie ein Haus, das ſeine Balkenlage verliert, in den Keller ſtürzt, ſo fährt nun das Erdreich mit allem, was drauf wuchs und lebte, in die plötzlich geöffnete Tiefe herab. War der Tunnel leer, ſo zeigt ſich nunmehr einfach eine Vertiefung, wo ſonſt eine Fläche war, war der Tunnel aber umgekehrt ein rieſiges übermauertes Waſſerreſervoir, ſo ſchlagen nun die freigewordenen Waſſer über allem was niedergefahren iſt, zuſammen und — ein See ſteht ruhig über Stadt und Wald.

Eine geognoſtiſche Autorität hat die hübſche Wendung gebraucht: „daß die Natur, bei der Bildung von Erdfällen nur erſt ſelten auf friſcher That ertappt worden ſei", ein Umſtand, zu dem wir uns, ſo intereſſant und lehrreich das Gegentheil auch ſein würde, doch vor allem zu gratuliren haben. Wäre es anders, wären wir in der Lage, dieſe „Erdfälle", wie Sternſchnuppenfälle im Auguſt, regelmäßig beobachten zu können, ſo würde Central-Amerika ein vergleichsweiſe ſichrer Aufenthalt ſein; denn was ſind „Erdbeben" gegen ſolche „Erdfälle", wo die Erde gleichſam ſich ſelbſt zu verſchlingen beginnt. Sind übrigens die Annahmen, über die Bildung mehrerer unſrer größten und ſchönſten Seen nur halbwegs richtig, ſo haben die Vorbewohner der Mark von dieſen „intereſſanten Naturerſcheinungen" mehr denn zur Genüge gehabt. Der Kreſſinſche See nicht weit von Saarmund, der Gohlitz-See im Amt Lehnin, der Gudelack-See bei Lindow und der große Paarſteiner-See bei Kloſter Chorin, ſollen durch ſolche Erdfälle entſtanden ſein, der zahlreichen Teufelsſeen (die überall vorkommen) zu geſchweigen. Wo zwiſchen zwei abſchüſſigen

Digitized by Google

Hügelwänden ſich plötzlich ein trichterförmiger See einklemmt, der weder Zu- noch Abfluß, wohl aber eine bedeutende Tiefe hat, da liegt immer Grund vor, einen „Erdfall“ zu vermuthen. Erzählt aber gar die Sage von untergegangenen Dörfern und Städten, ſo iſt es gut, dem Volksmund zu glauben und die Zweifel zu Haus zu laſſen. Ob die Glocken dann Abends unten klingen oder nicht, — der iſt nicht beneidenswerth, der ſie ſchlechterdings nicht zu hören vermag.

Digitized by Google

Der große und kleine Tornow-See.

Im Mummelſee, im dunklen See,
Da blühn der Lilien viele.
Schnezler.

Die „märkiſche Schweiz“ um Buckow herum iſt zum großen Theil ein Beſitzthum der Grafen Flemming und Itzenplitz.

Der Itzenplitz'ſche Antheil an dieſem Stück ſchöner Natur liegt in Nordweſt und Nordoſt des großen Schermützel-See's und umfaßt das Areal der Güter Bollersdorf und Pritzhagen.

Von dem Bollersdorfer Plateau ſprachen wir bereits im vorigen Kapitel; ebenſo von dem ſchönen Blick, den der abſchüſſige Rand deſſelben auf den unten liegenden Schermützel-See geſtattet. Das Dorf Bollersdorf ſelbſt, deſſen kleine gothiſche Kirche dem kahlen Plateau einen maleriſchen Reiz verleiht, iſt ohne Bedeutung. Seine Beſitzer wechſelten oft. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es Eigenthum des General-Lieutenant von Goertzke, der, nach Ankauf des jetzt Marwitz'ſchen Friedersdorf, auch noch Klienitz und Bollersdorf an ſich brachte. Nach ſeinem Tode aber ſcheint es ſofort in andre Hände übergegangen zu ſein. Die ſchon genannte Kirche iſt alt. Bei einem vor Jahresfriſt ſtattfindenden Umbau wurden in der geöffneten Gruft die Särge der Familie Loeſchebrand gefunden. Ueber den Schnitzaltar, der bei Umbau der Kirche ebenfalls reſtaurirt wurde, ſpreche ich in den Anmerkungen. Es iſt ein ſehr altes und vor vielen ähnlichen Arbeiten intereſſantes Werk.

Digitized by Google

1763 kam Bollersdorf durch Schenkung (wie Friedland) in Beſitz des Generalmajors von Leſtwitz und theilte ſeitdem, hinſichtlich ſeiner Beſitzverhältniſſe, das Schickſal des Leſtwitz-Itzenplitziſchen Gütercomplexes (Friedland, Cunersdorff, Bollersdorf, Pritzhagen), dem es von da ab zugehörte.

Pritzhagen liegt mehr öſtlich und das coupirte Terrain geſtattet keinen Blick auf den Schermützel-See. Das Dorf ſelbſt iſt unbedeutend wie Bollersdorf. Viele Jahrhunderte lang, bis kurz vor der Zeit, wo es Leſtwitz erhielt, beſaßen es die „Rutze" oder die „von Reutze" wie ſie ſpäter genannt wurden. Schon 1375 (wie das Landbuch berichtet) gehörte Pritzhagen den „Rutze's" und blieb im Beſitz dieſer alten Familie bis in's 18. Jahrhundert hinein. Dann ſtarben ſie aus. Der letzte, wie es ſcheint, war „Junker Hans", ein Waidmann von altem Schrot und Korn, der ſeine Paſſion mit dem Leben bezahlte. Sein Name lebt fort in der „Junker Hanſens Kehle." „Kehle", in der Gebirgsſprache der märkiſchen Schweiz, iſt der gäng und gäbe Ausdruck für „Schlucht" und „Junker Hanſens Kehle" bedeutet einfach die Schlucht, in die Junker Hans von Rutze bei Verfolgung eines Hirſches hineinſtürzte und den Hals brach. In Pritzhagen erzählt jedes Kind von ihm; aber eine Meile weiter weiß niemand etwas weder von den Rutzes, noch Junker Hans, noch von der „Kehle", die ſeinem eignen Halſe ſo verderblich wurde. Ein allerlokalſter Ruhm.

Pritzhagen bedeutet wenig, aber ſeine Berge und Schluchten bedeuten viel, ſelbſt ſeine „Kehlen". Einer ſeiner reizendſten Punkte iſt der „Dachsberg", kaum eine Viertelſtunde vom Dorf gelegen und mit Recht ein Lieblingsplatz aller märkiſchen „Touriſten". Auch Berliner huldigen ihm. Und das iſt doch immer das Entſcheidende!

Der Dachsberg an und für ſich iſt nichts beſonderes; aber die beiden Seen, die zu ihm aufblicken, ebenſo wie die Schlucht, die dieſe Seen verbindet, bilden ſeine Schönheit. Die beiden Seen heißen der kleine und große Tornow und die Schlucht heißt die „Silberkehle".

Digitized by Google

Die beiden Seen ſchauen zu dem Berge hinauf, der ſeinerſeits terraſſenförmig anſteigt. Am Fuß der Treppe breitet ſich der große Tornow aus, aber auf der mittleren Treppenſtufe liegt der kleine Tornow, dunkel, ſtill, in verſchwiegener Tiefe.

Von der Kuppe des Hügels herab überblickt man nur den kleineren See; Baumparthieen faſſen ihn ein und beſchränken die Fernſicht. Das Terraſſenförmige des Berges kommt wenig zur Erſcheinung. Möglich daß das Landſchaftsbild an Reiz gewönne, wenn der Blick an dieſer Stelle zu erweitern wäre, wenn das Auge des Beſchauers, gleichſam die Stufen der Treppen herniederſteigend, erſt bei dem kleineren Tornow-See, dann endlich tief unten bei der größeren Waſſerfläche verweilen könnte. Möglich daß mehr Weite dem Blick auch einen weiteren Zauber liehe; aber auch wie es iſt, iſt es ſchön.

Der kleine Tornow hat den Charakter der ſogenannten „Teufels-Seen", denen man in der Mark an den Abhängen der Hügel ſo oft begegnet. Ihr Name bezeichnet ihren Charakter. Das Waſſer iſt ſchwarz (von Moorgrund in der Tiefe), dunkle Baumgruppen ſchließen es ein, breite Teichroſenblätter bilden einen Uferkranz und die Oberfläche bleibt ſpiegelglatt, auch wenn der Wind durch den Wald zieht. Es iſt als hätten dieſe dunklen Waſſer einen beſonderen Zug in die Tiefe und als ſtünden ſie feſter, unbeweglicher da, als das Waſſer anderer Seen.*)

So iſt auch der kleine Tornow in Erſcheinung eine Art Hertha-See; einer jener Plätze, an denen Sagen und Märchen am

*) Der ſchönſte See derart im nördlichen Deutſchland war vielleicht der Jordan-See auf der Inſel Wollin. Still, dunkel, einſam, von Kiefern eingeſchloſſen, lag er da. Braune, halbverfaulte Baumſtämme überragten hier und da ſeine Fläche, ſo daß es war, als richteten ſich Krokodile auf und ſögen mit zurückgebogenem Kopf die Nachtluft ein. Die Blätter und Stiele der Nymphäen machten den See unpaſſirbar. Guter Wille und wenig Geſchmack haben dies koſtbare Stück Natur zerſtört. Die Baumſtümpfe ſind fort und die Nymphäen auch; ſtatt ihrer iſt ein Kahn da, der nun über die glatte, proſaiſch gewordene Fläche hingleitet, als wär' es ein See wie jeder andre.

Digitized by Google

liebſten verweilen und von Prinzeſſinnen erzählen, die in der Johannisnacht aus dem See ſteigen und mit Teichroſen im Haar freundlich-traurig am Ufer ſitzen.

Nicht ſo der große Tornow-See, der funfzig Fuß tiefer ſeine breite und hellere Waſſerfläche am Fuß des Berges ausdehnt. Ihm ſchreiten wir jetzt zu; unſer Weg dahin — die Silberkehle.

Die Silberkehle iſt eine tiefe Schlucht mit abſchüſſigen Seitenwänden und führt ihren poetiſchen Namen daher, weil überall dort, wo von Moos und Humusdecke entkleidet das eigentliche Erdreich ſichtbar wird, eine Wand von Glimmerſand zu Tage tritt. Dieſer Glimmerſand blitzt und glitzert wie Silber und liegt ſo feſt auf, daß es möglich iſt, Namen und Figuren, wie in Sandſtein hinein zu ſchneiden. Die Silberkehle hat völlig den Charakter einer Gebirgsſchlucht, einer Bergklinſe, und zeigt auf ihrem ganzen Lauf ein tiefausgehöhltes Bett mit den Spuren niederſtürzender Waſſer. Feldſteine, feſt in den Sand gerammt, Laubholzbäume rechts und links über den Weg geworfen, Spuren von Wind und Waſſer überall. Aber heute wo wir des Weges kommen, iſt nichts fühlbar von Waſſer und Wind. Wie eine Mühle am Sonntag, ſo liegt die Silberkehle da, das Triebrad ſteht ſtill, das Wehr iſt geſperrt. Erſt im Frühjahr, wenn der Schnee ſchmilzt oder im Sommer, wenn die Regengüſſe kommen, dann wird es wieder lebendig hier. Dann jagt das Waſſer zu Thale, dann iſt es wieder als ſchäumten und klapperten hundert Mühlen hier, dann werden neue Bäume unterhöhlt und gefällt und die eingerammten Steine, wie Kieſel weiter nach unten geriſſen.

Wir ſahen das Bild bei Herbſtesſtille. Nur am Fuß des Berges plätſcherten ein paar Quellen, ſo traten wir aus der Enge der Schlucht ins Freie und blickten auf die Fläche des großen See's. Er iſt dem kleinen Tornow ſo unähnlich wie möglich. Der kleine Tornow — willfähriger dem Schatten als dem Licht; der große Tornow — ſonnenbeſchienen, ein Bild heitrer Ruhe. Grünanſteigende Ufer faſſen ihn ein, rothe Fichtenſtämme ſpiegeln ſich im Waſſer und wenn erſt (wie beabſichtigt) der Waſſerdruck des

Digitized by Google

höher gelegenen kleinen See's benutzt ſein wird, um mitten auf dem „großen Tornow" einen natürlichen Springbrunnen ſteigen zu laſſen, ſo wird dieſer Eindruck des Heiteren noch gewachſen ſein.

Am Ufer des großen Tornow-See's erhebt ſich eine Villa, ein Schweizerhaus. Der Erbauer, in Huldigung gegen den Ort, an dem er den zierlichen Bau entſtehen ließ, hat ihm den Namen „Haus Tornow" gegeben. Das hat einen guten Klang. Stille weilt rundum. Es iſt ein Platz für Raſt und Ruhe und wer empfände nicht die Sehnſucht danach. Bilder ſchmücken die Zimmer der Villa und Wein und Blumen ranken ſich an Wand und Laubengang empor, aber der ſchönſte Blick, den „Haus Tornow" gewährt, bleibt doch der Blick auf den See. Ein Kahn liegt bereit und trägt uns darüber hin, leicht und glatt; dies iſt kein See der tückiſchen Mächte. Aus der Tiefe des „kleinen Tornow" herauf, könnte uns eine Hand, eine Stimme nach unten ziehn; aber das Waſſer des großen Tornow, das eben in tauſend Tropfen von unſerm Ruder fällt, funkelt heiter in allen Farben des Lichts. Ein Schwarm Tauben blitzt durch die Luft, ein Reh tritt ans Ufer und blickt uns nach; — es weiß, es darf es wagen. „Friede" iſt die Parole am großen Tornow-See.

Digitized by Google

Das Oderbruch.

1.

Wie es in alten Zeiten war.

Waſſer, Waſſer überall,
Die Tiefe ſelbſt verfaulte,
Schlammthiere krabbeln zahllos rings
Auf ſchlammiger Moderflut.
Freiligrath, nach Samuel Taylor Coleridge.

Am Weſt-Ufer der Oder, nach rechts hin vom Fluſſe ſelber begrenzt, nach links hin von den Abhängen des Barnim-Plateau's wie von einem gebogenen Arm umfaßt, liegt das Oderbruch. Es iſt eine 7 Meilen lange und etwa 2 Meilen breite Niederung, die, ihrem Hauptbeſtandtheil nach, in ein hohes und niederes Bruch (das Ober-Bruch und das Nieder-Bruch) zerfällt. An dieſe beiden ſchließt ſich noch, nach Norden hin, (alſo flußabwärts) das Mittelbruch. Dieſe Bezeichnung iſt ſchlecht gewählt und wird die Urſache beſtändiger Verwechſelungen. Als „Mittelbruch" vermuthet man es zwiſchen dem Ober- und Niederbruch gelegen, während es doch umgekehrt, am äußerſten Flügel des Bruches liegt. Seinen Namen, der beſſer einem andern Platz machte, hat es wahrſcheinlich daher, weil es inmitten zweier Oderarme ſich ausbreitet. Neueren Arbeiten, namentlich dem vorzüglichen Aufſatz des Geh. Rath Wehrmann „die Eindeichung des Oderbruches" entnehme ich, daß man angefangen hat, dieſe ſchlechte Bezeichnung

Digitized by Google

„Mittelbruch“ ganz fallen zu lassen. Man spricht nur noch von einem Ober- und Niederbruch, und so ist es in der Ordnung. Ohnehin wird dadurch das Bruch in zwei ziemlich gleich große Hälften getheilt.

Das Bruch ist ein Bauernland, eine Art Dithmarschen*); aber adlige Güter blicken rundum, wie von hoher Warte, in das schöne, fruchtbare Bruchland hinein. Eine ganze Anzahl dieser auf der Höhe gelegenen, altadligen Güter werden wir noch in ausführlicheren Schilderungen kennen lernen; nur ihre Namen, so wie die Namen der alten, zum Theil ausgestorbenen Familien, die ihnen im Lauf der Jahrhunderte zu Ruhm und Ansehn verhalfen, mögen schon hier eine Stelle finden. Auch einem neuen Namen werden wir begegnen: Albrecht Thaer. Es wird dem Leser, mit bloßer Hülfe dieser Aufzählung, der Reichthum historischen Lebens entgegentreten, der sich hier, unmittelbar am Rande des Bruchs, auf dem Raum weniger Meilen zusammenfand. Ich folge der Linie von Nord nach Süd.

Hohen-Finow (Sparr. Schlick.**) Vernezobre).

---

*) Die Bewohner des Oderbruchs sind auch an Kraft und Muth, freilich noch nicht an bewährter Freiheitsliebe, (das soll noch erst kommen), den Dithmarschen verwandt. Die ausgehobenen Rekruten gelten jedesmal als ein besonders treffliches Material. Mit dem Bewußtsein hiervon geht allerdings viel Uebermuth Hand in Hand und die Brücher, zumal auf den Canton-Versammlungen, lieben es, die „hungrigen Kerle von der Höhe“ zu tyrannisiren. Einer (ein Angermünder Postillon), der mir davon erzählte und seinerzeit unter dieser Tyrannei gelitten haben mochte, fügte hinzu: es wäre mitunter nicht auszuhalten, wenn nicht die Uckermärker wären; „die bringen alles wieder zurechte.“

**) Hieronymus Schlick, Minister des Kurfürsten Joachim Friedrich, war ein Ururenkel des berühmten Kaiserlichen Kanzlers Caspar Schlick. Er trat wahrscheinlich schon vor 1598 in brandenburgischen Dienst. Gleich nach dem Tode des Kurfürsten verschwindet er wieder vom Schauplatz. Er scheint ohne Nachkommenschaft schon 1610 gestorben zu sein, nachdem er sein Märkisches Gut Hohenfinow verkauft hatte, und zwar — merkwürdiger Weise — an Matthias Thurn, den bekannten Führer des Böhmischen Aufstandes von 1618.

Digitized by Google

Cöthen und Falkenberg (von Jena).
Freienwalde (Uchtenhagen).
Ranft (von Marſchall).
Möglin (Albrecht Thaer).
Batzlow (Barfus).
Ihlow (Ihlow oder Illo).*)
Ringenwalde (Bredow).
Cunersdorf und Friedland (Leſtwitz und Itzenplitz).
Buckow (von Pfuel. von Flemming).
Quilitz (Prittwitz. Hardenberg).
Guſow (Derfflinger).
Friedersdorf (Görtzke. Marwitz).
Lietzen (Johanniter-Comthurei).
Hohen-Jeſar (Burgsdorf).
Reitwein (Finkenſtein).

Von allen dieſen Punkten (ſelbſt von Buckow aus, das am meiſten zurückgelegen liegt) ermöglicht ſich ein Blick in die fruchtbare Tiefe; dabei wechſelt der Charakter der Landſchaft ſo oft und ſo anmuthig, daß jeder, der am Rande des Plateaus hin, etwa von Freienwalde bis Selow, oder ſelbſt bis Frankfurt hin, dieſe Fahrt zu machen gedenkt, einer langen Reihe der mannigfachſten und anziehendſten Bilder begegnen wird.

*) Der aus Schiller's „Wallenſtein" männiglich bekannte Feldmarſchall Illo ſchrieb ſich eigentlich Ilow, oder Ylow, auch Ihlow (alle drei Schreibarten, und noch einige andre, kommen vor), und war keineswegs aus Böhmen oder Croatien, ſondern aus dem Sternbergiſchen Kreiſe in der Neumark gebürtig. Dorf Ihlow im Oberbarnim aber iſt muthmaßlich das Stammgut der Familie. Noch jetzt iſt das Ihlow'ſche Wappen, ſo wie ein Ihlow'ſcher Leichenſtein in der Kirche des letztgenannten Dorfes zu finden. Kein andres Land war übrigens während des 30jährigen Krieges ſo ergiebig an Generalen und Kriegsoberſten als die Mark. Ich nenne hier nur folgende: Hans Georg von Arnim, von Königsmark, Otto Chriſtoph von Sparr, Ernſt Georg von Sparr, Götz, Illo, Adam von Pfuel, Joachim Ernſt von Görtzke und vieler andrer (Klitzing, Rochow, Kracht ꝛc.) zu geſchweigen.

Digitized by Google

Eine ſolche Fahrt auf der Höhe hin werden wir mehrfach zu machen haben und manche dieſer Fahrten (z. B. der Weg von Falkenberg bis Freienwalde) wird uns Gelegenheit wenigſtens zu dem Verſuch eines Landſchaftsbildes geben; heute aber iſt es das Bruch ſelbſt, das in der Tiefe gelegene Bauernland, das uns ausſchließlich beſchäftigt, und wir werden abwechſelnd bei den alten Zuſtänden dieſes Sumpflandes, dann bei ſeiner Eindeichung und Entwäſſerung, endlich bei ſeiner Coloniſirung zu verweilen haben.

Alle noch vorhandenen Nachrichten ſtimmen darin überein, daß das Oderbruch vor ſeiner Urbarmachung eine wüſte und wilde Fläche war, die (vielleicht unſrem Spreewald nicht unähnlich) von einer unzähligen Menge größerer und kleinerer Arme der Oder durchſchnitten wurde. Viele dieſer Arme breiteten ſich aus und geſtalteten ſich zu Seen, deren manche, wie der Liepeſche bei Liepe, der Kietzer- und der Kloſter-See bei Friedland, noch jetzt, wenn gleich in ſehr veränderter Geſtalt, vorhanden ſind. Das Ganze hatte, im Einklang damit, mehr einen Bruch-, als einen Wald-Charakter, obwohl ein großer Theil des Sumpfes mit Eichen beſtanden war. Alle Jahr ſtand das Bruch zweimal unter Waſſer, nämlich im Frühjahr um die Faſtenzeit (nach der Schneeſchmelze an Ort und Stelle) und um Johanni, wenn der Schnee in den Sudeten ſchmolz und Gewitterregen das Waſſer verſtärkten. Dann glich die ganze Ebene einem gewaltigen Landſee, aus welchem nur die höher gelegenen Theile und die Horſten emporragten; ja bei ungewöhnlich hohem Waſſer wurden ſelbſt dieſe überſchwemmt.

Waſſer und Sumpf in dieſen Bruchgegenden beherbergten natürlich eine eigne Thierwelt, und was den Reichthum an Waſſer- und Sumpfthieren angeht, ſo würden die Berichte darüber allen Glauben überſteigen, wenn nicht urkundliche Belege dieſe Traditionen unterſtützten. In den Gewäſſern fand man: Zander, Fluß- und Kaulbarſe, Aale, Hechte, Karpfen, Bleie, Aaland, Zärthen, Barben, Schleie, Neunaugen, Welſe und Quappen. Letztere waren ſo zahlreich (z. B. bei Quappendorf), daß man die fetteſten

Digitized by Google

in ſchmale Streifen zerſchnitt, trocknete und ſtatt des Kiens zum Leuchten verbrauchte. Die Gewäſſer wimmelten im ſtrengſten Sinne des Worts von Fiſchen, und ohne viele Mühe, mit bloßen Handnetzen, wurden zuweilen in Quilitz an einem Tage über 500 Tonnen gefangen. In den Jahren 1693, 1701 und 1715 gab es bei Wriezen der Hechte (die als Raubfiſche ſich dieſen Reichthum zu nutze machten) ſo viele, daß man ſie mit Händen greifen konnte und mit Keſchern fing. Begreiflich unter dieſen Umſtänden, daß in Wriezen und Freienwalde eine eigne Zunft der Hechtreißer exiſtirte. An den Markttagen fanden ſich, aus den Bruchdörfern, hunderte von Kähnen in Wriezen ein und verkauften ihren Vorrath an Fiſchen und Krebſen an die dort verſammelten Händler. Ein bedeutender Handel wurde getrieben und der Fiſch-Ertrag des Oderbruchs ging bis Böhmen, Baiern, Hamburg, ja (vielleicht die geräucherten Aale) bis nach Italien. Kein Wunder deshalb, daß in dieſen Gegenden unter allem Haus- und Küchengeräth der Fiſchkeſſel obenan ſtand und ſo ſehr als wichtigſtes Stück der Ausſtattung betrachtet wurde, daß er, nach geſetzlicher Anordnung, beim Todesfall der Frau und bei Erbtheilungen dem überlebenden Gatten verblieb.

In großer Fülle lieferte die Bruchgegend Krebſe (die Oderkrebſe ſind noch jetzt berühmt) und in manchen Jahren in ſolchem Ueberfluß, daß man zu Colerus Zeiten, Ausgangs des 16. Jahrhunderts, ſechs Schock ſchöne, große Krebſe für 6 Pfennige meißneriſcher Währung kaufte. Zu Cüſtrin wurde von 100 Schock durchgehender Krebſe ein Schock als Zoll abgegeben, und Colerus verſichert, daß dieſer Zoll in einem Jahre 325,000 Schock Krebſe eingetragen habe. Somit wären blos in dieſer einen Stadt (Cüſtrin) in einem Jahre $32^1/_2$ Millionen Schock Krebſe verſteuert worden. Im Jahre 1719 war das Waſſer der Oder, bei der großen Dürre, ungewöhnlich klein geworden; Fiſche und Krebſe ſuchten die größten Tiefen auf und dieſe wimmelten davon. Da das Waſſer aber von der Hitze zu warm wurde, krochen die Krebſe auf's Land ins Gras und wo ſie ſonſt Kühlung erwarteten, ſelbſt auf die Bäume,

Digitized by Google

um ſich unter das Laub zu bergen, von welchen ſie wie Obſt herabgeſchüttelt wurden. Auch die gemeine Flußſchildkröte war im Bruch ſo häufig, daß ſie von Wriezen fuhrenweiſe nach Böhmen und Schleſien verſendet oder vielmehr abgeholt wurde.

Ein ſo lebendiges Gewimmel im Waſſer mußte nothwendig ſehr vielen anderen Geſchöpfen eine mächtige Lockſpeiſe ſein. Schwärme von wilden Gänſen und Enten bedeckten beſonders im Frühjahr die Gewäſſer, unter welchen ſich häufig die Löffelente, die Quackente und die kleine Kriechente befanden. Zuweilen wurden in einer Nacht ſo viele erlegt, daß man ganze Kahnladungen voll nach Hauſe brachte. Waſſerhühner verſchiedener Art, beſonders das Bläßhuhn, Schwäne und mancherlei andre Schwimmvögel belebten die tieferen Gewäſſer, während in den Sümpfen Reiher (beſonders bei Freienwalde), Kraniche, Rohrdommeln, Störche und Kibitze in ungeheurer Zahl fiſchten und Jagd machten. Im Dorfe Letſchin trug jedes Haus drei, auch vier Storchneſter. Rings um das Bruch und in den Gebüſchen und Horſten im Innern deſſelben fand man Trappen, Schnepfen, Ortolane und andre zum Theil ſelten gewordene Vögel; über dem allen aber ſchwebte, an ſtillen Sommerabenden, ein unermeßlicher Mückenſchwarm, der beſonders die Gegenden von Freienwalde und Cüſtrin in Verruf brachte. „Sie ſchwärmten — ſo erzählt Beckmann — in ſolcher Menge, daß man in der Luft dicke Säulen von Mücken beobachtete und gaben ein ſolches Getöſe von ſich, daß es, wenn man nicht ſcharf darauf achtete, klang, als würde in der Ferne die Trommel gerührt.“ Biber und Fiſchottern bauten ſich zahlreich an den Ufern an und wurden die erſteren als große Zerſtörer der ſpäter errichteten Dämme, die anderen als große Fiſchverzehrer fleißig gejagt; jeder konnte auf ſie Jagd machen, worauf ſie gänzlich ausgerottet wurden.

Die Vegetation ſtand natürlich mit dem ganzen Charakter dieſer Gegenden in Einklang: alle Waſſer- und Sumpfpflanzen kamen reichlich vor, breite Gürtel von Schilf und Rohr faßten die Ränder ein und Eichen und Elſen überragten das Ganze.

Im Spätſommer, wenn ſich die Waſſer endlich verlaufen hat-

Digitized by Google

ten, traten, für den Reſt des Jahres, fruchtbare Wieſen zu Tage, und dieſe Wieſen, die ein vortreffliches Futter gaben, ſicherten, nebſt dem Fiſchreichthum dieſer Gegenden, den Bewohnern des Bruchs ihre Exiſtenz. Darüber hinaus ging es nicht, vielleicht deshalb nicht, weil der enorme Reichthum an Fiſchen und Heu beides halb werthlos machte.

Einzelne benachbarte Cavallerie-Regimenter zogen etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dieſem Heureichthum mehr Vortheil, als die Bruchbewohner ſelbſt. Es fand noch die alte Verordnung ihre Anwendung, daß die Escadrons-Chefs ſelber für die Unterhaltung der Pferde Sorge tragen mußten. Daher beſtrebten ſich die in den Nachbarſtädten, auch in der Reſidenz ſelbſt garniſonirenden Rittmeiſter reſp. Obriſtwachtmeiſter, ihre Pferde in den Bruchdörfern auf Graſung zu geben. Zu dem Ende wurden dieſelben auf Flößen und zuſammengebundenen Kähnen dorthin geſchafft. Hauptſächlich waren es drei Regimenter, welche die übrigen ganz von dieſer Quelle abgeſchnitten hatten, nämlich das ſpätere Göckingſche Huſaren-Regiment, ſowie die Gensdarmes und die ſpäteren Pfalzbaiern-Dragoner. Zuweilen lag in einem Dorfe eine ganze Escadron. Doch hatten die Dorfbewohner, wie ſchon angedeutet, wenig Vortheil von ſolcher Einquartierung, da monatlich (wenigſtens in der Regel) nur ein Thaler Futtergeld pro Pferd gezahlt wurde.

Digitized by Google

2.

Die Verwallung.

Graben und Wall
Haben bezwungen das Element
Und nun blüht es von End' zu End'
All überall.

Fische und Heu hatten Jahrhunderte lang den einzigen Reichthum der Oderbruchgegenden gebildet; die Bewohner hatten davon gelebt, indessen, im Großen und Ganzen, selbst in guten Jahren, kärglich genug. Gute Jahre gab es aber nicht immer. Traf es sich, daß es ein Wasserjahr war, daß die Ueberschwemmungen weiter gingen oder länger andauerten als gewöhnlich, so war Noth und Elend an allen Enden.

Zwar wurden schon im 16. Jahrhundert Versuche gemacht, der Wassersnoth durch Eindeichung des linken Oderufers, namentlich auf der Straße von Frankfurt bis Cüstrin ein Ziel zu setzen, aber alle diese Arbeiten waren theils auf kleinere Strecken beschränkt, theils mangelhaft in sich. Schon unter der Regierung des Kurfürsten Johann George (1593) hatte man mit solchen Verwallungen den Anfang gemacht und Arbeiter aus Holland, Brabant, Schlesien herbeigerufen; die aufgeführten Dämme (zwischen Reitwein und dem Cüstriner Kietz) bewährten sich aber schlecht, und 1613 brach die Oder von Neuem durch. Auch der große Kurfürst (1653) zog Oldländer (Bewohner der untern Elbe, abwärts von Stade) und Holländer ins Land und speziell auch in diese Bruchgegenden; ihre sehr beschränkten Mittel reichten aber natürlich nicht aus, eine viele Meilen lange Schutzmauer aufzuführen, ohne welche

Digitized by Google

die Anſtrengungen des Einzelnen in den meiſten Fällen nutzlos bleiben mußten. Nur einige wenige Dominien, die durch kleine Höhenzüge eines natürlichen Schutzes genoſſen und vielleicht nur an einer ſchmalen Stelle eines Damms bedurften, waren darin glücklicher und brachten es dahin, ſich zu einer Art Feſtung zu machen, in die das Waſſer nicht hinein konnte.

Eine ſolche kleine Feſtung, die den Anprall des Waſſers glücklich abgeſchlagen hatte, lernte König Friedrich Wilhelm I. kennen, als ihn eine Reiherbeize, die er bekanntlich ſehr liebte, in dem großen Ueberſchwemmungsjahre 1736 in dieſe Gegenden führte. Der König ſah die Verheerungen, die das Oderwaſſer angerichtet hatte, ſah aber auch zu gleicher Zeit, daß die geſchickt eingedeichten Beſitzungen ſeines Staatsminiſters von Marſchall auf Ranft von dieſen Verheerungen wenig oder gar nicht betroffen worden waren. Was er in Ranft im Kleinen ſo glücklich ausgeführt ſah, mußte bei größeren Mitteln und Anſtrengungen auf der ganzen Strecke des Oderbruches, zwiſchen Frankfurt und Oderberg, möglich ſein und energiſch, wie er an's Werk gegangen war, um das große havelländiſche Luch trocken zu legen, ſo war er nun nicht minder entſchloſſen, auch das Oderbruch zu einem nutzbaren Fleck Landes zu machen.

Der König nahm auch wirklich die Sache in Angriff und beauftragte ſeinen Kriegsrath Harlem (einen Holländer, der ſich ſchon durch ähnliche Waſſerbau-Arbeiten ausgezeichnet hatte), ihm ein Gutachten einzureichen, ob das Oderbruch auf ſeiner ganzen Strecke eingedämmt und gegen Ueberſchwemmungen geſichert werden könne, oder nicht. Harlem's Gutachten lautete dahin: „daß das allerdings geſchehen könne; daß die Arbeit aber, ſchwierig, weit ausſehend und koſtſpielig ſei".

Dem König ſchien dies einleuchtend, und ſo vertagte er denn ein Unternehmen, deſſen Wichtigkeit er ſehr wohl erkannte, mit den Worten: „Ich bin ſchon zu alt und will es meinem Sohn überlaſſen."

Es läßt ſich annehmen, daß Friedrich II. noch als Kron-

Digitized by Google

prinz von dieſer Aeußerung ſeines Vaters Kenntniß erhielt und Veranlaſſung daraus nahm, bald nach ſeinem Regierungsantritt, einestheils zur Entwäſſerung, andererſeits zur Eindeichung des Bruchs Veranſtaltungen zu treffen. Dies geſchah nach Beendigung des zweiten ſchleſiſchen Krieges.

Der Plan zur Ausführung des Werks wurde ſehr wahrſcheinlich von demſelben Manne (Kriegsrath von Harlem) entworfen, der ſchon unter Friedrich Wilhelm I. ſein Gutachten in dieſer Angelegenheit abgegeben hatte; um aber bei einem Unternehmen von ſolchem Umfange möglichſt ſicher zu gehen, wurde von Seiten des Königs noch eine beſondere Commiſſion zur örtlichen Beſichtigung und zur Begutachtung des Unternehmens ernannt. Es war dabei der ausdrückliche Befehl des Königs, daß der berühmte Mathematiker Bernhard Euler, dazumal anweſendes Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, an den Berathungen dieſer Commiſſion Theil nehmen ſolle. Der König hatte guten Grund nach Möglichkeit Autoritäten und berühmte Namen in dieſe Commiſſion hineinzuziehen, da er im Voraus von dem Widerſtande überzeugt war, dem er, wie immer in ſolchen Fällen, ſo auch hier, von den Anwohnern des Bruchs, den adligen und den bäuerlichen, begegnen würde. Etwas von der Oppoſition, die ſpäter (namentlich von 1748—52) der am Rande des Oderbruches hin reichbegüterte Markgraf Carl machte, mochte ſchon damals zu Ohren des Königs gedrungen ſein.

Die Commiſſion ging an's Werk und ſtattete ihren Bericht ab. Dieſer Bericht (von Schmettau, Harlem und Euler unterzeichnet) iſt umfangreich, aber in Erwägung der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Materie verhältnißmäßig kurz gefaßt und läuft, hinſichtlich ſeiner Vorſchläge, auf drei Hauptpunkte hinaus:

1. der Oder einen ſchnellen Abfluß zu verſchaffen,
2. die Oder mit tüchtigen Dämmen einzufaſſen,
3. das Binnenwaſſer aufzufangen und abzuführen.

Alle drei Aufgaben ſind im Weſentlichen gelöſt worden.

Ad 1. Um der Oder einen ſchnelleren Abfluß zu verſchaffen,

Digitized by Google

wurde ihr auf der Strecke von Güſtebieſe bis Hohen-Sathen ein neues Bett und zwar zur Abkürzung ihres Laufs gegraben. Die Oder nahm früher, d. h. alſo vor den Arbeiten von 1746 bis 53, (7 Jahre, weshalb man von einem in der „Stille geführten 7jährigen Krieg“ geſprochen hat) auf der eben angegebenen Strecke einen anderen Lauf als jetzt; ſie machte, ſtatt in gerader Linie weiter zu fließen, drei Biegungen, und zwar zuerſt bei Güſtebieſe nach Weſten, dann bei Wriezen nach Norden, endlich bei Freienwalde nach Oſten; ſo daß ſie (dreimal ein Knie bildend) auf ihrem langen Umwege drei Linien ſtatt einer beſchrieb. Dieſem Umwege, der dem raſchen Abfluß hinderlich war, ſollte abgeholfen werden; mit anderen Worten, der Lauf des Fluſſes, der bis dahin etwa dieſe Geſtalt

gehabt hatte, ſollte durch ein neues Bett nunmehr einfach dieſe Richtung

erhalten. Der Canal wurde gegraben und die Oder fließt ſeitdem in einem neuen Bett, das nur $2^1/_2$ Meilen ſtatt 6 Meilen Länge hat. Dies iſt die ſogenannte „neue Oder“ zwiſchen Güſtebieſe und Hohen-Sathen. Aber das alte Bett wurde durch dieſen geradlinigen Durchſtich, wie ſich denken läßt, nicht abſolut waſſerleer, es blieb vielmehr Waſſer genug in der „alten Oder“, um den verſchiedenen an ihr gelegenen Städten und Dörfern mehr oder weniger ihren alten Waſſerverkehr zu erhalten. Erſt 1832 kam dieſer Waſſerverkehr in Gefahr. Die Verwaltung, wie ſie bis dahin beſtand, hatte im Lauf der Jahrzehnte verſchiedene Mängel gezeigt, und namentlich war der untere Theil des Niederbruchs, (das ſogenannte Mittelbruch) nach wie vor, vielfachen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt geweſen. Dem vorzubeugen, entwarf der Geh. Ober-Baurath Cochius ſchon zwiſchen 1810 und 1818 einen kühnen Plan, der darauf hinausging, die alte Oder bei Güſtebieſe zu ſchließen, d. h. alſo einen Riegel vorzuſchieben. Dieſer vorgeſchobene Riegel (ein Damm, eine Zuſchüttung) ſollte alles Waſſer zwingen im Bett der neuen Oder zu bleiben und ein

Digitized by Google

theilweises Abfließen des Waſſers in das Bett der alten Oder unmöglich machen. Der Plan war kühn, weil die dadurch im Bett der neuen Oder ſehr weſentlich wachſende Waſſermaſſe leicht Gefahren (Deichbrüche) im Geleite haben konnte. Außerdem war das Aufhören jeder Waſſerverbindung, wenn auch das Ganze dadurch gewann, für viele Bewohner des Mittelbruchs eine wenig wünſchenswerthe Sache. Alles wurde indeſſen glänzend hinausgeführt. Die wachſende Waſſermaſſe der neuen Oder ſchuf keine Gefahren oder man wußte doch dieſen Gefahren zu begegnen, und was ebenfalls wichtig war, eine abſolute Trockenlegung der alten Oder erfolgte durch Vorſchiebung jenes Riegels eben ſo wenig, wie ſie 70 Jahre früher durch Grabung des neuen Oderbettes erfolgt war. Die Anwohner (namentlich in den Städten Wriezen und Freienwalde, die an der alten Oder liegen) erfreuen ſich nach wie vor einer Waſſerverbindung, da theils das Grundwaſſer theils ein geſchicktes, alles Waſſer ſammelndes Canalſyſtem das Bett der alten Oder, trotz der Coupirung (Zuſchüttung) bei Güſtebieſe, mit Waſſer ſpeiſt. Ausbaggerungen und Tieferlegung des Betts halfen nach.

Man darf ſagen, daß ſich die Herſtellung eines geradlinigen und dadurch verkürzten Oderbetts („die neue Oder") in allen Punkten bewährt hat, nur vielleicht in dem einen nicht, den man dabei zunächſt und vorzugsweiſe im Auge hatte. Man hatte, wie ſchon angedeutet, von dieſem neuen, kürzeren Bett eine Verbeſſerung des Oderfahrwaſſers überhaupt erwartet, man hatte gehofft, das raſche Fließen des Waſſers an dieſer Stelle werde das Flußbett vertiefen, den Strom einengen, concentriren und dadurch die Stromkraft ſteigern. Dies alles iſt wenig oder gar nicht in Erfüllung gegangen. Der vielfach verſandete Fluß iſt nach wie vor mehr breit als tief, die Schifffahrt nach wie vor ſchwierig (oft ganz unterbrochen) und ſogar die Canal-Anlage ſelbſt hat ihren urſprünglichen Charakter zum Theil verloren und iſt breiter, aber flacher und ſandiger geworden.

Ad 2. Die zweite Aufgabe war, die Anlegung von „tüch-

Digitized by Google

tigen Dämmen." Das sogenannte Ober-Bruch, wie wir gesehen haben, hatte solche Dämme schon. Es handelte sich jetzt um Eindämmung des Nieder-Bruchs, eine Aufgabe, die dadurch so complicirt wurde, daß es hier nicht nur galt, den jetzigen Oderstrom auf seiner Strecke von Cüstrin bis Sathen an einer Seite (das neumärkische Ufer hat Berge), sondern vor allem die in weiten Windungen sich durch das Land ziehende „alte Oder" an beiden Seiten einzudämmen. Große Anstrengungen und große Geldsummen waren dazu erforderlich. Endlich glückte es. Die Gesammtstrecke der hier im Nieder-Oderbruche angelegten Deiche beträgt über zehn Meilen. Diese Deiche waren nicht gleich Anfangs was sie jetzt sind, weder an Höhe noch Festigkeit. So kam es, daß auch nach Anlage derselben verschiedene große Ueberschwemmungen stattfanden, z. B. 1786 und 1838. Auch jetzt noch ist die Möglichkeit solcher Ueberschwemmungen nicht ausgeschlossen; ein Dammbruch kann stattfinden oder die Höhe des Wassers (wie 1854 und 1862 nahezu geschah) kann die Höhe der Dämme übersteigen. Indessen verringert sich diese Möglichkeit von Jahr zu Jahr, da die Dämme wie Festungen, die nach immer verbesserten fortifikatorischen Prinzipien gemodelt werden, alljährlich an Ausdehnung und Widerstandskraft gewinnen.

Ad 3. Die dritte Aufgabe war, das Binnenwasser abzufangen. Dies war kaum minder wichtig als die Anlegung der Dämme. Die Dämme schützten gegen die von außen her hereinbrechenden Fluthen; aber sie konnten nicht schützen gegen das Wasser, das theils sichtbar im Bruche (in Sümpfen, Pfuhlen und sogenannten „faulen Seen") dastand, theils als Grundwasser unter dem Erdreich lauerte, jeden Augenblick bereit, zu wachsen und an die Oberfläche zu treten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ohne den eine eigentliche Trockenlegung nicht möglich war, bedurfte es eines ausgedehnten Canalsystems. Auch ein solches wurde geschaffen. Zahllose Abzugsgräben, kleine und große und unter den verschiedensten Namen, wurden gegraben, die alle in den sogenannten „Landgraben" mündeten und mittelst

Digitized by Google

desſelben bei Wriezen und Freienwalde vorbei in die Oder geführt wurden. Zum Theil ſind es auch wohl dieſe Gräben, die das tiefer gelegene Bett der „alten Oder“ mit Waſſer ſpeiſen und daſſelbe vor völligem Austrocknen ſchützen. Dies ganze Canalſyſtem, eben ſo wie die Verwallung, iſt im Lauf der Jahrzehnte vielfach verbeſſert worden und weite Strecken, die noch vor 25 Jahren nur eine unſichere Heuerndte gaben, zeigen jetzt um die Sommerzeit die ſchönſten Raps- und Gerſtenfelder.

Noch vor Ausbruch des 7jährigen Krieges war alles Weſentlichſte der Arbeiten beendet.*) Niemand ahnte damals, was im Lauf der Zeit durch den Einfluß von Luft und Sonne, durch den Fleiß der Bewohner, durch Verſtärkung der Dämme, durch Erweiterung und beſſere Richtung der Abzugsgräben, aus dieſem Landestheile werden würde; — man hielt es überwiegend nur zum Graswuchs und zur Weide geeignet. Der Brief eines Reiſenden, der das Bruch im Jahre 1764 paſſirte, giebt Auskunft darüber. Der Brief lautet:

„So angenehm auch dieſe Gegend geworden (denn es iſt die ebenſte Pläne, die Wege mit Weiden beſetzt, wie auch die Deiche, und zwar mit mehreren Reihen, nicht nur auf dem Kamm, ſondern auch auf der Böſchung zu beiden Seiten, damit ſie von den verwachſenen Wurzeln eine mehrere Feſtigkeit bekommen), ſo haben die neuen Dörfer doch mehrfach ſchon durch Ueberſchwemmung gelitten, ſo daß man mit Kähnen die Einwohner retten, oder ihnen doch, da ſie auf die Böden ihrer Häuſer geflüchtet, zu Hülfe kommen mußte. Der eingedeichte Acker dürfte wohl mit der Zeit der Wiſche in der Altmark

*) Es heißt, Friedrich der Große habe bei ſeinem berühmten Flankenmarſche, der der Schlacht von Zorndorf vorherging (vgl. Zorndorf), bereits Vortheile von der veränderten, d. h. mehr paſſirbaren Geſtalt des Bruchs gezogen. Dies iſt jedoch höchſt wahrſcheinlich eine zu Ehren des Bruchs und ſeiner Melioration erfundene Geſchichte, da die Zorndorfer Schlacht am 25. Auguſt ſtattfand, alſo zu einer Jahreszeit, wo das Bruch immer trocken und paſſirbar zu ſein pflegte.

Digitized by Google

ähnlich werden; aber noch iſt er es nicht..... In den erſten Jahren gab der Roggen faſt gar kein Mehl, ſondern lauter Kleie, und die Gerſte taugte gar nicht zu Malz, weil es lauter Lagerkorn geweſen war.“

Seitdem iſt es unſer eigentliches Gerſtenland geworden. Neuerdings (neben Gerſte, Raps, Weizen und den feineren Kräutern) blüht die Rüben-Cultur. Große Zuckerfabriken exiſtiren auf den Aemtern, und immer neue Unternehmungen treten ins Leben. Der Anblick dieſer fruchtbaren Landestheile aber ruft immer wieder die Worte des großen Königs in unſer Gedächtniß zurück: „Hier hab' ich im Frieden eine Provinz erobert.“

Digitized by Google

3.

Die alten Bewohner.

Alte Zeit und alte Sitt'
Konnten nicht länger halten Schritt,
Aber ſieh da, das alte Kleid
Hat länger gelebt als Sitt' und Zeit.

Das Oderbruch — oder doch wenigſtens das Niederbruch, von dem wir im Nachſtehenden ausſchließlich ſprechen — blieb ſehr lange wendiſch. Wahrſcheinlich waren alle ſeine Bewohner bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von ziemlich unvermiſchter wendiſcher Abſtammung. Die deutſche Sprache war eingedrungen (es iſt nicht feſtzuſtellen wann), aber nicht das deutſche Blut. Die Gegend war auch nicht dazu angethan, zu einer Ueberſiedelung einzuladen. Ackerland gab es nicht, deſto mehr Ueberſchwemmungen, und der Fiſchfang, den die Wenden, wenigſtens in dieſen Gegenden, vorzugsweiſe betrieben, hatte nichts Verlockendes für die Deutſchen, die zu allen Zeiten entweder den Ackerbau oder die Meerfahrt, aber nicht den Fiſchfang liebten. Dazu kam, daß die alten Wenden, wie es ſcheint, von ſehr nationaler und ſehr excluſiver Richtung waren und den wenigen deutſchen Coloniſten, die ſich hier niederließen (z. B. unter dem großen Kurfürſten), das Leben ſo ſchwer wie möglich machten.

Ueber die Art nun, wie die wendiſchen Bewohner hier lebten, wiſſen wir wenig, und das beſte Theil unſrer Kenntniß haben wir aus Vergleichen und Schlußfolgerungen zu ſchöpfen.

Digitized by Google

Direktes iſt nicht da, oder noch nicht aufgefunden, und kein Haus oder Gehöft exiſtirt, das — einen beſtimmten Anhaltepunkt bietend — bis in die Wendenzeit, trotzdem dieſe lange Zeit hindurch ihr Daſein hier friſtete, zurückreichte. In der That, alles was im Bruche lebte, war nur Außenpoſten, oft auch (wenigſtens moraliſch genommen) verlorner Poſten, der mehr und mehr unter deutſche Cultur gerathenen Randdörfer, zu denen ſich die Bruchdörfer, ihrer Mehrzahl nach, wie die verachteten „Kietze" zu den deutſch gewordenen Städten verhielten. Die damals reicheren, halbgermaniſirten Dörfer „auf der Höhe", kümmerten ſich wenig um dieſe ihre wendiſchen Bruch-Anhängſel (die Sumpf-Stationen oder Wieſenvorwerke waren), und dieſes ſich nicht um ſie kümmern bewahrte ihnen natürlich gewiſſe alt-wendiſche Eigenthümlichkeiten. Aber freilich dieſe Indifferenz wurde gleichzeitig auch die Urſach, daß Niemand ſich der Mühe unterzog, über dieſe mehr und mehr von deutſchen Elementen eingeſponnene Wenden-Inſel beſtimmte Aufzeichnungen zu machen. Ein gebütes Auge würde vielleicht auch heute noch in der aus den verſchiedenſten Elementen gemiſchten Bevölkerung der Bruchdörfer eine Fülle ſpeziell wendiſcher Eigenthümlichkeiten herausleſen können; es gehört aber dazu eine ſo exakte Kenntniß der verſchiedenen ſlaviſchen und deutſchen Stammes-Eigenthümlichkeiten, daß ich es nicht wage, mich in ſolche Scheidungen und Beſtimmungen einzulaſſen.

Ich gebe zunächſt nun das Wenige, was ich über die alten wendiſchen Bruchdörfer und ihre Bewohner als direkte Schilderung aus älterer Zeit her habe auffinden können.

„Die Dörfer im Bruch — ſo ſagt eine in Buchholtz Geſchichte der Churmark Brandenburg abgedruckte Schilderung (Vorrede zu Band II.) — lagen vor der Eindeichung und Neu-Beſetzung dieſes ehemaligen Sumpflandes auf einem Haufen mit ihren Häuſern (d. h. alſo weder vereinzelt, noch in langgeſtreckter Linie) und waren meiſtens von gewaltigen, häuſerhohen Wällen — von Kuhmiſt aufgeführt — umzingelt, die ihnen Schutz vor Wind und Wetter und vor den Waſſerfluthen

Digitized by Google

im Winter und Frühling gewährten und den Sommer über zu Kürbisgärten dienten. Den übrigen Mist warf man aufs Eis oder ins Wasser und ließ ihn mit der Oder forttreiben. Einzeln liegende Häuser (wie jetzt) gab es im Bruche nicht ein einziges. Im Frühling, und sonderlich im Mai, pflegte die Oder die ganze Gegend zu 10 bis 12, bis 14 Fuß hoch zu überschwemmen, so daß zuweilen das Wasser die Dörfer durchströmte und niemand anders als mit Kähnen zu dem andern kommen konnte." (Dafür, daß das ganze Bruch damals sehr oft unter Wasser stand und keine andere Communikation, als mittelst Kahn zuließ, spricht auch die Einleitung zu der vorstehenden Schilderung. Diese lautet: „Ich habe das Bruch unzählige Mal durchreist, sowohl ehedem zu Wasser, als auch jetzt, nachdem es urbar gemacht worden ist, zu Lande.")

Diese Beschreibung, kurz wie sie ist, ist doch das Beste und Zuverlässigste, was sich über den Zustand des Bruchs, wie es vor der Eindeichung war, beibringen läßt. Der neumärkische Geistliche, von dem die Schilderung herrührt, hatte die alten Zustände wirklich noch gesehn, und so wenig das sein mag, was er in dieser seiner Beschreibung beibringt, es giebt doch ein klares und bestimmtes Bild. Wir erfahren aus diesem Briefe dreierlei: 1. daß das Bruch den größten Theil des Jahres über unter Wasser stand und nur zu Wasser passirbar war; 2. daß auf den kleinen Sandinseln dieses Bruchs Häusergruppen („in Haufen" sagt der Briefschreiber) lagen, die uns also die Form dieser wendischen Dörfer veranschaulichen; und 3. daß es kleine schmutzige Häuser (entweder aus Holzblöcken aufgeführt, oder sogenannte Lehmkathen) waren, die meistens von Kuhmist-Wällen gegen das andringende Wasser vertheidigt wurden.

Man hat dies Bild durch die Hinzusetzung vervollständigen wollen, „daß also, nach diesem allen, die alten wendischen Bruchdörfer den noch jetzt existirenden Spreewalddörfern muthmaßlich sehr ähnlich gewesen wären" und wenn man diese Aehnlichkeit auf den Grundcharakter der Dörfer, d. h. auf ihre Art und nicht

Digitized by Google

auf das Maaß der Erſcheinung bezieht, ſo wird ſich gegen einen ſolchen Vergleich wenig ſagen laſſen. Die Spreewäldler ſind Wenden bis dieſen Tag; ſie leben zwiſchen Waſſer und Wieſe, wie die Oderbrücher vor 100 Jahren, und ziehen einen weſentlichen Theil ihres Unterhalts aus Heumaht und Fiſchfang; ſie leben in ſtetem Kampf mit dem Element; ſie unterhalten ihren Verkehr ausſchließlich mittelſt Kähnen (der Kahn iſt ihr Fuhrwerk), und ihre Blockhäuſer (z. B. in den zwei Muſterdörfern Lehde und Leipe) ſind bis dieſen Tag von Kuhmiſtwällen eingefaßt, die, ganz nach dem Bericht unſres neumärkiſchen Geiſtlichen, halb zum Schutz gegen das Waſſer, halb zu Kürbisgärten dienen. Daß der Spreewäldler jetzt ſtatt der Kürbiſſe die beſſer rentirenden Gurken ꝛc. zieht, macht keinen Unterſchied. Auch die wendiſche Tracht der Spreewäldler entſpricht den Reſten wendiſcher Tracht, die ſich in einigen Oderbruchdörfern erhalten haben und von denen ich noch zu erzählen haben werde.

So weit reicht die Aehnlichkeit. Es iſt, wie ſchon angedeutet, eine Aehnlichkeit innerhalb der Gattung, der Art, und es läßt ſich annehmen, daß dieſe Aehnlichkeit eine beinah vollſtändige ſein würde, wenn wir den Spreewald und ſeine Bewohner noch in ſolcher Geſtalt ſehen könnten, wie ſie vor 100 Jahren waren. Dieſe hundert Jahre aber haben auch den Spreewald, trotzdem er wendiſch blieb, in ſeiner Erſcheinung verändert, wenigſtens, wie ſchon hervorgehoben, dem Maaß, wenn auch nicht der Art der Dinge nach. Das in Berührung kommen mit einer höheren Cultur pflegt, je nach den Verhältniſſen, die ſie vorfindet, eine ſehr verſchiedene, faſt entgegengeſetzte Wirkung zu üben. Entweder ſie überwuchert und tödtet das Alte (was im Oderbruch geſchah) oder ſie belebt und veredelt umgekehrt und zeigt ihre Wirkſamkeit nur darin, daß ſie das, was ſie vorfindet, ohne es in ſeinem Weſen zu verändern, einfach auf eine höhere Stufe hebt. So geſchah es im Spreewald. Daß der letztere einer maſſenhaften deutſchen Coloniſirung, wie ſie im Oderbruche ſtattfand, ebenfalls nicht widerſtanden hätte, verſteht ſich von ſelbſt. Ein Vergleich

Digitized by Google

zeigt übrigens vielleicht am besten, wie ich obigen Satz verstanden haben möchte. Der wendische Oderbruchsrock und der wendische Spreewaldsrock waren in Schnitt und Stoff vor hundert Jahren vielleicht dieselben. Der wendische Oderbruchsrock ist seitdem verschwunden, er existirt nicht mehr, weder seinem Schnitt noch seinem Stoff nach; die eindringende deutsche Cultur hat ihn, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, dem Lande ausgezogen. Nicht so im Spreewald. Hier blieb der Schnitt des Rocks, worin seine Eigenart besteht, nach wie vor derselbe; aber der Stoff wurde feiner, und würde es möglich sein, einen solchen Spreewaldsrock von heute mit einem Oderbruchsrock von damals zu vergleichen, so würde das ohngefähr veranschaulichen, worin das alte Oderbruch dem jetzigen Spreewald ähnlich und worin es von ihm verschieden war.

Der oben mitgetheilte Brief hat uns ziemlich anschaulich die Lokalität der Oderbruchdörfer gegeben; die Frage bleibt noch, wie waren die Bewohner (über deren Beschäftigung kein Zweifel sein kann) nach Charakter, Sitte, Tracht.

Wie gut auch das Zeugniß ist, das jetzt noch an einigen Stellen des Oderbruchs, den Ueberresten der wendischen Bevölkerung, im Gegensatz zu den „Pfälzern" ausgestellt wird, so ist es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß es, vor hundert Jahren und darüber, mit diesen von der Welt abgeschnittenen, von jeder Idealität losgelösten Existenzen, etwas besonderes auf sich gehabt habe. Es waren vielleicht gut geartete, aber jedenfalls rohe, in Aberglauben und Unwissenheit befangene Gemeinschaften,*) die trotz

*) Ueber Charakter und Erscheinung der jetzt noch in einigen Bruchdörfern vorkommenden wendischen Bevölkerung schreibt man mir aus einem dieser Dörfer: „Man giebt hier im Allgemeinen dem Charakter der wendischen Bevölkerung vor dem der deutschen Colonisten den Vorzug. Die Wenden sind allerdings schwerfällig, abergläubisch und geistig weniger begabt als die „Pfälzer" (die allgemeine Bezeichnung für die Deutschen) aber an Kraft, Fleiß und Ausdauer sind sie den Deutschen gleich, während sie dieselben an Treue und Zuverlässigkeit übertreffen. Die Männer haben

Digitized by Google

ihres christlichen Bekenntnisses mit den alten Wendengöttern nie recht gebrochen hatten. Der Aberglaube hatte in diesen Sümpfen eine wahre Brutstätte. Kirchen gab es zwar in ein oder zwei dieser Dörfer, aber der Geistliche erschien nur alle 6 oder 8 Wochen, um eine Predigt zu halten, und der Verkehr mit den glücklicheren Randdörfern oder gar mit den Städten (wohin sie eingepfarrt waren) war durch Ueberschwemmungen und grundlose Wege erschwert. Man darf mit nur allzu gutem Rechte behaupten, daß die Brücher in allem, was geistlichen Zuspruch und geistiges Leben anging, von den Brosamen lebten, die von des Herrn Tische fielen. Die Todten, um ihnen eine ruhige Stätte zu gönnen (denn die Fluthen hätten die Gräber aufgewühlt), wurden nach Wriezen hin, oder auf den Höhe-Dörfern begraben und die Taufe der Kinder erfolgte, vielleicht 4 oder 6 mal des Jahres, in ganzen Trupps. Es wurden dann Boten nach der benachbarten Stadt abgefertigt, welche den ganzen Trupp dem dortigen Geistlichen zur Taufe zu überbringen hatten, wobei es sich nicht selten zutrug, daß von diesen, in großen Körben transportirten Kindern, das eine oder andere auf der Ueberfahrt starb.

Die geistige Speise, die geboten wurde, war spärlich und die leibliche nicht minder; Korn wurde wenig oder gar nicht gebaut, die Kartoffel war noch nicht gekannt, oder, wo sie gekannt war, als Feind und Eindringling verabscheut; ein Weniges an Gemüse gedieh auf den „Kuhmistwällen", sonst — Fisch und Krebse und Krebse und Fisch. Seuchen konnten nicht ausbleiben; dennoch wird eigens berichtet, daß ein kräftiger Menschenschlag (wie jetzt noch) hier heimisch war und daß Leute von 90 und 100 Jahren nicht zu den Seltenheiten zählten.

Ein hervorstechender Zug der Wenden, z. B. auch der Spreewald-Wenden, ist ihre Heiterkeit und ihre ausgesprochene Vorliebe

---

ausdrucksvolle Gesichter, sind nicht schön und mehr hager als beleibt; die Mädchen und jungen Frauen hingegen zeigen vollere Formen, frische Farben (nicht den Pergament-Teint anderer Luch- und Bruchgegenden) und sind oft sehr hübsch; die dunklen Augen voll Feuer und Leben."

Digitized by Google

für Musik und Gesang. Ob eine solche Vorliebe auch bei den Wenden des Oderbruchs zu finden war? möglich, aber nicht wahrscheinlich. Eins spricht entschieden dagegen. Volkslieder haben ein langes Leben und überdauern Vieles; aber nirgends im Bruch, auch in jenen Randdörfern nicht, die sich noch einer vorwiegend wendischen Abstammung rühmen, begegnet man alten Volksweisen; sie singen, was anderen Orts gesungen wird; keine Spur wendischer Eigenart, woraus sich schließen läßt, daß überhaupt wenig davon vorhanden war.*)

*) In allerneuster Zeit hat sich ein geborner Oderbrücher, der Lehrer Rubehn in Groß-Neuendorf, der dankenswerthen aber freilich schwierigen Aufgabe unterzogen, der wendischen Vorgeschichte des Oderbruchs nachzuspüren und Material dafür zu sammeln. Dies Material, in das mir ein Blick gestattet war, ist reich und instruktiv; der Sammler indeß scheint mir darin irre zu gehn, daß er geneigt ist, den Sprüchen und Sagen, deren er viele zusammengetragen hat, ein größres Alter beizumessen, als ihnen zukommt. Mit andern Worten, er vermuthet da wendisch-ursprüngliches oder im Oderbruch gewachsenes, wo nur deutsch-importirtes vorliegt. Die Sagen, die ich seiner Mittheilung verdanke, finden sich, fast ohne Ausnahme, in den Landestheilen (Pfalz, Schwaben, Niedersachsen) wieder, aus denen die Colonisirung des Oderbruchs erfolgte. Eine unter diesen Sagen indeß, wiewohl sicherlich ebenfalls deutsch, mag um ihrer selbst willen einen Platz an dieser Stelle finden. Es ist das die Geschichte vom „Rothmützeken“:

Bei einem Reetzer Fischer vermiethete sich einst ein Knecht, der immer eine rothe Mütze trug, weshalb er im Dorf „Rothmützeken“ genannt wurde. Alle Sonntag, wenn die andern Leute zur Kirche gingen, stieg er auf den Stallboden, wo allerlei kleine Männer, die „Untererdschken“, zu ihm kamen und Spiel und Lärm und lautes Lachen mit ihm vollführten. Wenn dann die Hausleute aus der Kirche zurückkamen, kam „Rothmützeken“ wieder vom Stallboden herunter, und war munter und guter Dinge. Das dauerte eine ganze Zeit, wohl über Tag und Jahr. Eines Sonntags, es war der Sonntag nach Weihnachten, stieg er auch wieder auf den Stallboden, während die andern nach der Kirche waren, und das Lärmen und Poltern und Lachen nahm wieder seinen Anfang wie früher, nur viel wilder und lauter. So ging es wohl eine Stunde; als aber der Prediger auf der Kanzel eben Amen gesagt hatte, da gab es einen Knall, der die Kirche und alle Häuser im Dorf erschütterte, und als die Leute nach Hause stürzten, fanden sie die Stallbodenthür weit auf die Straße geschleudert, Rothmützeken aber an einem Kreuzbalken erhängt. Sie begruben ihn in eine Ecke des Kirchhofs. Er hatte aber nicht Ruh im Grabe. Immer in der Sonntagsnacht nach Weihnachten erschien er auf dem Kirchhof und die Hirten, die damals (wo im Sommer das Bruch unter Wasser stand) oft noch um die Weihnachtszeit ihr Vieh auf die Weide trieben, sahen ihn dann,

Das Einzige, was sich, ähnlich wie im Altenburgischen, auch hier im Bruche, länger als jede andre Spur nationalen Lebens erhalten hat, ist die Tracht. Ueber diese noch ein paar Worte.

Wir begegnen ihr nicht inmitten des Bruchs, wo doch das Wendenthum bis 1747 sich wahrscheinlich ziemlich unvermischt erhalten hatte, sondern am Rande des Bruchs, wo die Berührung mit der deutschen Cultur doch schon durch Jahrhunderte hin stattgefunden hatte. Aber dies darf nicht überraschen. Diese Berührung blieb in den Randdörfern eine spärliche, mäßige, wie sie es immer gewesen war, während das, durch Jahrhunderte hin, wendisch intakt erhaltene Centrum des Bruchs, als diese Berührung überhaupt einmal begonnen hatte, durch Massen-Einwanderung solche Dimensionen annahm, daß das Wendenthum in kürzester Frist darunter ersticken mußte. Die Gäste wurden die Wirthe und gaben nun den Ton an. Anders, wie schon angedeutet, in den Randdörfern, wenigstens in einzelnen derselben. Hier am Südwestrande des Bruchs, in einem Winkel, den man, um ihn kurz und charakteristisch zu bezeichnen, den Derfflingerschen-Winkel nennen könnte, liegen noch einige Dörfer, drin sich die alte wendische Tracht, oder doch Ueberreste davon, bis auf diesen Tag erhalten haben. In Vollständigkeit existirt sie nur noch in Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Diese Tracht, übrigens nur noch bei den Frauen wendisch-national, besteht aus einem kurzen rothen Friesrock mit etwa handbreitem gelbem Rand; aus einem beblümten, dunkelfarbigen, vorn ausgeschnittenen Leibchen und aus einem weißen Hemd, dessen Aermel bis zum Mittelarm reichen, während Latz und getollter Kragen über Brust und Nacken fallen; dazu Kopftuch und Schürze. Die Tracht ist Alltags und Sonntags dieselbe und nur im Stoff verschieden. Alltags: blaue beblümte Cattun- oder Leinwandschürze und Kopftuch von demselben Zeug; Sonntags: weiße Schürze und

wie er auf dem bretternen Kirchhofszaun saß und mit dem Kopf schüttelte. Er war dürr wie ein Skelett, aber er trug immer noch die rothe Mütze. Daran hatten sie auch erkannt, daß es kein andrer sein konnte, als „Rothmützeken."

Digitized by Google

ſchwarzſeidenes Kopftuch. Der rothe Friesrock iſt das ſtändige und die Schürze iſt jedesmal um eine Handbreit länger als der Rock. Wie Alltag oder Sonntag, macht natürlich auch arm oder reich einen Unterſchied. Bei den Armen legt ſich der Friesrock in wenige, bei den Reichen in viele Falten und er erreicht ſeine Höhe (wenigſtens ſprüchwörtlich, gezählt habe ich ſie nicht), wenn er ſo viele Falten hat, wie Tage im Jahre. Auch das Leibchen iſt ſeinem Stoff nach verſchieden: Cattun, Tuch, Manchester (der letztere ein ſehr bevorzugter Stoff) wechſeln ab, aber immer dunkelfarbig und immer beblümt. Weiße Zwickelſtrümpfe vollenden den Anzug und maſſive ſilberne Ohrgehänge ſind beliebt.

Dieſe wendiſche Tracht nimmt ſich höchſt maleriſch aus und iſt ſo ziemlich die kleidſamſte unter allen Nationaltrachten, die mir in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands vorgekommen ſind. Es iſt damit durchaus kein übertriebenes Lob geſpendet, da dieſe Nationaltrachten, ſo ſehr wir ſie lieben und ſo ſehr wir ihrer Conſervirung das Wort reden möchten, doch vielfach nichts weniger als ſchön zu nennen ſind. Oft ſind ſie entſchieden häßlich. Wir erinnern nur an die Altenburgerinnen, die wie ſteif ausgeſtopfte Bachſtelzen einherſchreiten. Alle dieſe Nationaltrachten indeß, ob ſchön oder häßlich, ſind meiſt ſehr koſtſpielig zu beſchaffen und dieſer Umſtand hat entſchieden mitgewirkt, der ſtädtiſchen Mode, oder mit andern Worten, dem billigen Cattunkleide den Eingang zu verſchaffen. Auch in Quilitz — das, nachdem es dem Staatskanzler, Fürſten Hardenberg, als Dotation zugefallen war, den Namen Neu-Hardenberg erhielt — würden wir höchſt wahrſcheinlich daſſelbe erlebt haben, wenn nicht jener moraliſche Zwang, den die Ausſicht auf Gewinn und jeglichen Vortheil übt, zu einer halbkünſtlichen Conſervirung der alten Sitte geführt hätte. Schon der Fürſt-Staatskanzler, der ein feines Auge für derlei Dinge hatte, hielt darauf, daß die Frauen und Mädchen des Dorfs in der alten maleriſchen Tracht vor ihm erſcheinen mußten und jede Magd, die einen Dienſt im Schloſſe will, kann ihn, auch jetzt noch, nur antreten, wenn ſie ſich zu Mieder, Kopftuch und Fries-

Digitized by Google

rock bequemt. Ohne dieſen Zwang würde ſich auch Quilitz ſchwerlich noch einer Auszeichnung erfreun, die jetzt allmälig wieder einen Corpsgeiſt, ein gewiſſes Selbſtgefühl herauszubilden und mittelſt deſſelben, dem zunächſt künſtlich erhaltenen, neue lebendige Wurzeln zu geben beginnt.

Dem geſammten Oderbruch (deutſch oder wendiſch) iſt, als Hinterlaſſenſchaft aus der Zeit wendiſcher Tracht her, nur das ſchwarze ſeidene Kopftuch geblieben, das, durch die Art, wie es getragen wird, ſo außerordentlich kleidſam erſcheint, und jedem jugendlichen Geſichte gut ſtehend, die Oderbrücherinnen (zum Theil ſehr unverdient) in den Ruf gebracht hat, beſondere Schönheiten zu ſein.

Digitized by Google

4.

Die Coloniſirung und die Coloniſten.

Es fiel zu leicht euch in den Schooß,
„Zu glücklich ſein“ war euer Loos.
Wie heißt der Spruch im goldnen Buch?
„Reichthum iſt Segen und Reichthum iſt Fluch.“

Die umfangreichen Arbeiten (Siehe S. 199), die unter Friedrich dem Großen von 1746 bis 53 ausgeführt wurden, kamen dem geſammten Oderbruche zu ſtatten; in beſonderem Maaße aber doch nur einem Theil deſſelben, dem Niederbruch. Dies war auch Zweck. Das Oberbruch zwiſchen Frankfurt und Cüſtrin war längſt unter Cultur*); das ſumpfige Niederbruch, zwiſchen Cüſtrin und Freienwalde, war der Cultur erſt zu erobern.

Dieſe Eroberung des Niederbruchs, mit dem wir uns hier, wie ſchon im vorigen Kapitel angedeutet, ausſchließlich beſchäftigen,

---

*) Zum Oderbruch (auch das hohe Bruch genannt) gehörten ſchon damals folgende Ortſchaften: Guſow, Kienitz, Plattow, Quappendorf, Quilitz (jetzt Neu-Hardenberg), Rathſtock, Sachſendorf, Tucheband, Manſchnow, Gorgaſt, Golzow, Zechin, Werbig, Letſchin, Genſchmar, Langſow, Hathenow, Sietzing, Wuſchewir, Friedland, Metzdorf, Kunersdorf, Bliesdorf, Ortwig, Neuendorf, Hacknow, Werder, Wollup (berühmt durch Koppe, der es 30 Jahre lang bewirthſchaftete). Dieſe Ortſchaften ſind ſeitdem an Reichthum und Bedeutung gewachſen (Letſchin allein hat gegen 4000 Einwohner), aber ihre Zahl hat ſich, ein paar Ausnahmen abgerechnet, nicht erweitert. Die vorhandenen Dörfer wuchſen in ſich, aber es kamen nicht neue hinzu.

Digitized by Google

geschah, wie ich in dem Kapitel „Die Verwaltung“ (S. 197 bis 204) gezeigt habe a) durch das neue Oderbett, b) durch die Eindeichung, c) durch Abzugscanäle.

Das Niederbruch, vor Ausführung dieser Arbeiten, war ein 3 bis 4 □Meilen großes Stück Sumpfland, auf dessen wenigen, höher gelegenen Sandstellen 8 kümmerliche Dörfer lagen. Diese 8 Dörfer waren:

Reetz, Meetz,
Lebbin, Trebbin,
Großbaaren, Kleinbaaren,
Wustrow und Alt-Wriezen.

So, wie hier aufgeführt, wurden diese 8 Dörfer früher geschrieben. Die Rechtschreibung der Namen ist seitdem zum Theil eine andre geworden: Meetz ist Medewitz, Lebbin ist Lewin, Großbaaren und Kleinbaaren ist Groß- und Klein-Barnim. In der Volkssprache aber leben die alten Namen oder richtiger vielleicht lebt die alte Aussprache noch fort. Man sagt noch Meetz, Lebbin und jedenfalls Groß- und Klein-Baaren.

Diesen acht kümmerlichen Fischerdörfern zu liebe war nun natürlich, seitens des großen Königs, die Entwässerung von 3 oder 4 Quadratmeilen Sumpfland nicht vorgenommen worden, um so weniger als der König wohl wußte, daß die Reetzer und Meetzer Fischer, wenn er ihnen auch das ganze entwässerte Land mühlos zu Füßen gelegt hätte, doch nach Art solcher Leute, nur über den Verlust ihrer alten Erwerbsquellen (Heumahd und Fischerei) geklagt haben würden. Diese 8 Fischerdörfer kamen also nicht in Betracht, weder mit ihren Klagen, die nicht ausblieben, noch etwa mit ihren Ansprüchen.

Der König hatte durch seine Mittel das Land gewonnen und vertheilte das Gewonnene daher nach seinem Belieben. Einen wesentlichen Theil behielt er selbst (Königlicher Antheil), den Rest erhielten die angrenzenden Städte und Rittergüter, Einiges auch die alten Bauerndörfer. Das gewonnene Land betrug im Ganzen etwa 130,000 Morgen, auf welches nun, wie man sonst Bäume

Digitized by Google

pflanzt oder einsetzt, 1300 Familien „angesetzt" wurden. Das geschah in 43 neugegründeten Colonistendörfern. Die Gründung dieser Colonistendörfer war Sache des Königs auf dem Königlichen Antheil, Sache der Städte und Rittergüter auf den Antheilen, die diesen zugefallen waren. So entstanden königliche, städtische und adlige Colonistendörfer.

Die königlichen Colonistendörfer waren von Anfang an die größten und wichtigsten und sind es wohl auch geblieben. Mit Ausnahme von Herrenhof und Herrenwiese führen sie sämmtlich die Namen alter Bruch- und Uferdörfer, denen nur, zur Unterscheidung, die Sylbe „Neu" hinzugefügt worden ist. Es sind folgende:

Neu Lewin.	Neu Lietzegörike.
Neu Barnim.	Neu Medewitz.
Neu Trebbin.	Neu Reetz.
Neu Kiez.	Neu Rüdnitz.
Neu Küstrinchen.	Neu Tornow.
Neu Glietzen.	Neu Wustrow.

Die meisten Colonisten wurden in den drei erstgenannten Dörfern, in Neu Barnim, Neu Lewin und Neu Trebbin angesetzt und sind diese drei Ortschaften auch die größten und wichtigsten geblieben. Die beiden ersten haben wesentlich über 1000, Neu-Trebbin beinah 2000 Einwohner.

Werfen wir noch einen Blick auf jene ersten Jahre nach der Trockenlegung des Bruchs. 1300 Colonisten-Familien sollten angesetzt werden, vielleicht waren auch die Häuser dazu (ursprünglich bloße Hütten, die in den Stielen eine Höhe von kaum 7 Fuß hatten) vorweg bereits aufgeführt, aber die Herbeischaffung von 1300 Familien war nichts Leichtes. Eine eigne „Kommission zur Herbeischaffung von Colonisten wurde eingesetzt und diese Kommission ließ durch alle preußische Gesandtschaften „fleißige und arbeitsame Ausländer" zum Eintritt in die preußischen Staaten einladen. Diese Einladungen hatten in der That Erfolg; an Versprechungen wird es nicht gefehlt haben. So kamen Pfälzer, Schwaben Polen, Franken, Westphalen, Voigtländer, Mecklenburger, Oestrei-

Digitized by Google

cher und Böhmen, die größte Anzahl aus den drei erstgenannten Ländern. Neu-Barnim ist eine Pfälzer-Colonie, ebenso Neu-Trebbin. Neu-Lewin wurde mit Polen, auch wohl mit Böhmen, jedenfalls mit slavischen Elementen besetzt. Diese Unterschiede zeigen sich zum Theil noch in Erscheinung und Character der Bewohner. In den Pfälzer-Dörfern begegnet man einem mehr blonden, in Neu-Lewin einem mehr brünetten Menschenschlag. Auch von der Ausgelassenheit und dem leichten, lebhaften Sinn der Pfälzer hört man erzählen.*) Jede Familie erhielt 90, 60, 45, 20 und ein größerer Theil 10 Morgen Ackers von dem entwässerten Boden, bei welcher Vertheilung man, wie billig, auf die Stärke der Familie und die Größe des Vermögens Rücksicht nahm. Jegliche Religionsausübung war frei. Der König ließ sechs neue Kirchen bauen, setzte vier Prediger, zwei reformirte und zwei lutherische ein und gab jedem Dorf eine Schule. Der Unterricht war frei; Pfarre und Schule erhielten Ländereien. Noch andere Vortheile wurden den Ansiedlern gewährt. Allen denen, die sich niederließen, ward eine vollständige Freiheit von allen Lasten auf 15 Jahre gewährt, wie sie denn

*) Wie die Bewohner, so sind auch die Dörfer selbst in ihrer Erscheinung verschieden, doch ist es fraglich, ob sich diese Verschiedenartigkeit auf etwas Nationales zurückführen läßt. Vielleicht sind die Gründe nur lokaler Natur. Das Vorhandensein oder das Fehlen eines Wassers, anderer Zufälligkeiten zu geschweigen, mag solche Unterschiede geschaffen haben. Neu-Barnim (Pfälzer-Dorf) ist langgestreckt, und eine Baum-Anlage, die sich mitten durch die breite Dorfstraße zieht, theilt diese in drei Längs-Theile, in zwei Fahrwege, rechts und links, und einen Baumgang zwischen denselben. Neu-Trebbin ist ähnlich, wenn wir nicht irren. Neu-Lewin (das mit Polen besetzte Dorf) präsentirt sich malerischer. Die Dorfstraße entlang läuft ein Fließ, das auf seiner ganzen Länge von schräg oder auch terrassenförmig ansteigenden Gärten eingefaßt ist. Zwischen den Häusern und diesen Gärten zieht sich rechts und links der Fahrweg. Die Häuser selbst haben vielfach Lauben und Veranden und der Fußwanderer, der hier an einem Sommerabend des Weges kommt und vor den Häusern das Singen hört, während die dunklen, schöngewachsenen Mädchen mit den klappernden Eimern zum Brunnen gehen, der vergißt auf Augenblicke wohl, daß er das verspottete Sumpf- und Sand-Land der Mark Brandenburg durchreist.

Digitized by Google

auch (kein geringes Vorrecht in jenen Tagen) für ihre Perſon, ſammt Kind und Kindeskind von aller Werbung frei waren. Dem König, wie wohlbekannt, lag vor allem daran, ſeine dünn beſäeten Staaten reicher bevölkert zu ſehen. Nach der Vertheilung der Ländereien blieben ihm noch 20,000 Morgen, im Hinblick auf welche ein benachbarter Gutsbeſitzer dem Könige den Rath gab, „daß ſich vorzügliche Domainen-Vorwerke daraus würden bilden laſſen.“ Der König ſah den Rathgeber durchdringenden Blickes an und bemerkte dann ſcharf: „wäre ich, was Er iſt, ſo würd ich auch ſo denken; da ich aber König bin, ſo muß ich Unterthanen haben.“ Er gab auch dieſe 20,000 Morgen noch fort.

Die Coloniſten waren nun angeſetzt und die Urbarmachung begann. Das nächſte, was der Trockenlegung folgte, war die Ausrodung. Dieſe Ausrodung führte in den erſten Jahren zu ſeltſamen Scenen, wie ſie ſeitdem, wenigſtens in unſerer Provinz, wohl nicht wieder beobachtet worden ſind. Die ausgerodeten Bäume und Sträucher, — da keine Gelegenheit gegeben war, die ganze Fülle dieſes Holzreichthums zu verkaufen oder wirthſchaftlich zu verwerthen, — wurden zu mächtigen Haufen aufgeſchichtet und endlich, nachdem ſie völlig ausgetrocknet waren, angezündet und verbrannt. Aber das Austrocknen dieſer ausgerodeten Sumpf-Vegetation dauerte oft monatelang und ſo kam es, daß dieſe aufgeſchichteten Holz- und Strauchhaufen eine willkommene Zufluchtsſtätte für all' die Thiere wurden, die bei den Ausrodungen rings umher aus ihren Schlupfwinkeln aufgeſcheucht worden waren. In dieſen Holz- und Strauchhaufen ſteckten nun die Thiere drin, bis der Tag des Anzündens kam. Dann, wenn Qualm und Flamme aufſchlugen, begann es, beim hellen Tagesſchein, in dem Strauchhaufen lebendig zu werden, und nach allen Seiten hin jagten nun die geängſtigten Thiere, wilde Katzen, Iltiſſe, Marder, Füchſe und Wölfe über das Feld. Ebenſo wurde ein Vernichtungskrieg gegen Wildpret und Geflügel geführt, und jeder Haushalt hatte Ueberfluß an Hirſchen, Rehen, Haſen, Sumpfhühnern und wilden En-

Digitized by Google

ten. Hasen gab es so viel, daß die Knechte, wenn sie gemiethet wurden, sich ausmachten, nicht öfter, als zweimal wöchentlich Hasenbraten zu kriegen.

Der Boden im Bruch war ein schönes, fettes Erdreich, mit einer großen Fülle von Humus, der sich seit Jahrhunderten aus dem Schlamme der Oder und aus der Verwesung vegetabilischer Substanzen erzeugt hatte. Dies erleichterte die Bewirthschaftung; auch diejenigen Colonisten, die nicht als Ackersleute ins Land gekommen waren, fanden sich leicht in die neue Arbeit und Lebensweise, die, ob ernster oder leichter betrieben, jedem seinen Erfolg sicherte. Man streute aus und war der Ernte sicher. Es wuchs ihnen zu; der Segen kam in's Haus (halb uneingeladen); alles wurde reich über Nacht.

Dieser Reichthum war ein Segen, aber er war zum großen Theil so rasch, so mühelos errungen worden, daß er vielfach ein Fluch wurde. Man war eben nur reich geworden; Bildung, Gesittung hatten nicht Schritt gehalten mit dem rasch wachsenden Vermögen, und so entstanden wunderliche Verhältnisse, übermüthig-sittenlose Zustände, deren erste Anfänge noch der große König, der „diese Provinz im Frieden erobert hatte," mit erlebte und die bis in unsre Tage hinein fortdauerten. Ein Brief aus dem Jahre 1838 schildert die Zustände des damaligen Oberbruchs wie folgt:

„Die Verhältnisse, die ich hier vorgefunden habe, sind die, durch alle Jahrhunderte hin immer wiederkehrenden Zustände einer Viertel- und Halb-Kultur, Zustände, wie sie zu jeder Zeit und an jedem Orte immer von selber wieder aufwachsen, wo in noch völlig rohe und barbarische Gemeinschaften, ohne Zuthun, ohne Mitwirkung, ohne rechte Theilnahme daran, ein Stück Kultur von außen her in die Unkultur hineingetragen wird. Das Wesen dieser Art von Existenzen ist die Disharmonie, der Mißklang, der Widerstreit. Durch den Schein der Bildung, oder eines geistig erhöhten Lebens, bricht immer wieder die alte Rohheit durch, und im Einklang mit diesem Natur-

Digitized by Google

geſetz begegnet man auch in dieſen reichen Oberbruchdörfern, in Aeußerlichem und Innerlichem, einem beſtändigen Gegenſatz von Sparſamkeit und Verſchwendung, von Luxus und Geſchmackloſigkeit, von Kirchlichkeit und Aberglauben, von Ehrbarkeit und Sittenverderbniß. Der Bauer ſchreitet im langen Rock, ein paar weiße Handſchuh an den Händen, langſam und gravitätiſch nach der Kirche; aber er ſitzt am Abend oder Nachmittag deſſelben Tages (einige beginnen gleich nach der Kirche) im „Gaſthof" des Dorfes — der Krug iſt für die Knechte — und vergnügt ſich bei Spiel und Wein. Die Würfel rollen über das Brett, der ſogenannte „Tempel" wird mit Kreide auf den Tiſch gemalt, alle Arten von Hazardſpiel löſen ſich unter einander ab, und um hundert Thaler ärmer oder reicher, wüſt im Kopfe, geht es weit nach Mitternacht nach Haus."

„Derſelbe Gegenſatz findet ſich in jedem einzelnen Haushalt hier; kraſſer Luxus und das völlig mangelnde Verſtändniß für das, was wohlthut und gefällt, laufen neben einander her. In dem Wohnzimmer ſteht ein großes Sopha mit blauſeidenem Ueberzug, aber der Ueberzug iſt zerriſſen und eingefettet. Der Kupferſtich an der Wand hängt völlig ſchief und kein Auge ſieht es. Das Glas des andern Bildes iſt mitten durchgeſprungen und niemand denkt daran es zu erſetzen. Die eine Tochter des Hauſes ſitzt am Fenſter und näht, aber in dem Zimmer, das eben ſo gut wie ein Sopha und ein Fortepiano, doch auch einen Nähtiſch haben könnte, fehlt alles, was an einen Tiſch derart erinnern könnte, und auf dem Fenſterbrett ſteht nichts als ein Cigarrenkaſten, der als Herberge für Knöpfe und Knäuel, für Lappen und Flicken dient. Nun geht es zu Tiſch. Alles reichlich aber auch nichts mehr. Die Magd mit klappenden Holzpantinen ſetzt die Speiſen auf, das Stück Fleiſch liegt, unſchön zerhackt, auf der Schüſſel; die Teller ſind verſchieden an Stoff und Form, die Meſſer und Gabeln ſind abgewaſchen, aber nicht blank geputzt; von Tiſchgebet keine Rede. So nimmt man

Digitized by Google

Platz und schweigend, unschön, ohne Dank beginnt und endet die Mahlzeit.

So ist es Alltags; einzelnen, für schweres Geld erstandenen Glanz- und Prachtstücken, wird die Pflicht des Repräsentirens auferlegt, die Personen entschlagen sich dessen. Es ist unbequem. Das Ganze ein bunter Widerstreit von herrschaftlicher Prätension und bäuerlicher Gewohnheit.

Die Festtage des Hauses ändern das Bild, aber sie bessern es nicht. Ich habe hier Taufen und Hochzeiten beigewohnt, die mir unvergeßlich bleiben werden. Eine seltsame Mischung des alten Bauernhochzeitsstyls mit dem Apparat vornehmer Leute. Wirth und Gäste wetteifern in Staat. Wagen auf Wagen rollt vor: Chaisen mit niedergeschlagenem Verdeck; die wohlgenährten Pferde tragen Geschirr mit Silber reich beschlagen, der Kutscher ist in Livrée und die Damen, die aussteigen, sind in Sammt und Seide. Musici spielen und die Tische brechen unter der Last der Speisen; die Champagnerpfropfen knallen, der Flur ist mit Zucker bestreut, um die Fliegen von den Tafelgästen möglichst fern zu halten; dann wildes Juchen; dazu Lichter, halberstickt in Tabaksqualm. Spiel und Tanz und Lärm, und ein Faustschlag auf den Tisch, machen den Schluß des Festes. Bauernhochzeiten zeichnen sich freilich überall durch eine gewisse Reichthums-Entfaltung aus, aber diese selbstbewußte, zur Schau getragene Opulenz, hält sich an andern Orten innerhalb gewisser bäuerlicher Traditionen. Hier sind diese Traditionen durchbrochen und jeder versucht es, gleichsam auf eigne Hand, seiner Eitelkeit, und meist nur dieser, ein Genüge zu thun.

Auch Gutem und Tüchtigem bin ich in diesen Dörfern vielfach begegnet; aber zumeist doch jener Kraft und jener Tüchtigkeit nur, die aus einem starken Egoismus, aus richtigen Instinkten hervorgeht, aus jener Beschränktheit, die, weil sie eine nah gesteckte Linie nicht überschreitet, auch nicht in Gefahr kommt, sich zu verirren. Die Wurzeln aller Kräfte, die hier thätig sind (gute und böse) sind Selbstsucht und Selbst-

Digitized by Google

bewußtſein. Die Zeit ſoll noch erſt kommen, wo die hohen Kräfte des Lebens hier lebendig werden."

Seit jenem Briefe, der die damaligen (1838) Sittenzuſtände des Bruchs, eher zu mild als zu ſtreng ſchildert, ſind mehr als 25 Jahre vergangen, und dies Vierteljahrhundert hat bis auf einen gewiſſen Punkt die Wünſche erfüllt, mit denen der Brief ſchließt. Es iſt beſſer geworden. Der bloße Geld- und Bauern-Stolz hat dem Gefühl von den Pflichten des Reichthums Platz gemacht und an die Stelle jener Selbſtſucht, die nur an ſich und den engſten Kreis denkt, iſt der wenigſtens erwachende Sinn für das Allgemeine getreten. Es dämmert eine Vorſtellung in den Gemüthern von der Gegenſeitigkeit der Pflichten, eine Ahnung davon, daß die blanken Thaler einen andern Zweck haben, als bei dem Nachbar Geizhals im Kaſten zu liegen, oder vom Bruder Verſchwender bei vingt un und „blüchern" vergeudet zu werden. Die üblen Folgen des „raſch reich geworden ſeins" verſchwinden mehr und mehr, und die Segnungen feſten, ſoliden, ererbten Beſitzes treten in den Vordergrund. Man läßt den Schein fallen und fängt an ſich des Lacks, der, dünn aufgetragen, überall abſplitterte, zu ſchämen. Man fühlt ſich wieder mehr als Bauer (nur an dem Wort nimmt man Anſtoß), und will nicht mehr und nicht weniger ſein, als man iſt. Das Adels- und Standesgefühl, was durch Jahrhunderte hin die niederſächſiſchen Bauern ſo ausgezeichnet hat, fängt auch an bei den Oderbrüchern lebendig zu werden. Mögen ſie, nach der wilden Jugend ihres erſten Jahrhunderts, immer feſter werden in Schlichtheit, Sitte, Zucht.

Digitized by Google

Moeglin.

Das Kleine blieb,
Das Große iſt vergeſſen;
Die Zeit verfließt; wohl hundert Jahr
Verfloſſen unterdeſſen.

Etwa eine halbe Meile vom Weſtrande des Oderbruchs entfernt liegt Moeglin, ein nur 12 Häuſer zählendes, weder durch Größe noch Bodenbeſchaffenheit ausgezeichnetes Dorf, dem nichtsdeſtoweniger das Loos zufiel, in alter und neuer Zeit unter den hiſtoriſchen Namen unſeres Landes eine Stelle zu finden.

Drei Jahrhunderte lang (vorher war es ein Pfuelſches Gut) lebten hier die im Ober-Barnim reichbegüterten Barfuſe*), die ſich, wie wir ſchon an anderer Stelle in Erfahrung brachten, in zwei Linien theilten, in die Barfuſe von Predikow, und in die Barfuſe von Moeglin. Der berühmteſte Barfus (Hans Albrecht, vgl. S. 85.) war ein Moegliner Barfus; er verließ aber früh ſein väterliches Gut, kehrte nie wieder dahin zurück und iſt deshalb der Erinnerung des Dorfs verloren gegangen.

Hans Albrecht von Barfus, der Türkenbeſieger, iſt in Moeglin vergeſſen, aber von einem andern, einem unberühmten Barfus, geht noch die Sage daſelbſt. Das macht, der lokale Vorfall iſt

*) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſcheinen faſt alle Rittergüter des Kreiſes in Händen der Barfuſe geweſen zu ſein, da es heißt, daß auf einem 1720 abgehaltenen Kreistage nur zwei Stimmen nicht barfuſiſch geweſen ſeien. Dieſe zwei waren: v. Jena und v. Pfuel.

Digitized by Google

immer siegreich über das historische Ereigniß; die allgemeinen Farben verblassen, die besonderen gewinnen an Kraft.

Der einzige Barfus, von dem Moeglin und seine Bewohner noch wissen, ist Dietlof von Barfus. Sie wissen von ihm, daß er reich war, daß er 40 Dörfer besaß, und daß er in einer Winternacht, als er zu Schlitten von Wriezen kam, seinen plötzlichen Tod fand. Es war Schneetreiben, nicht Weg nicht Steg erkennbar. Durch die nächtliche Oede hin, immer gradaus, dem Instinkt der Pferde das beste überlassend, so ging die Fahrt. Schon waren sie dicht am Dorf, da, auf einem überschneeten, mit dünnem Eis bedeckten Sumpfloch, brach der Schlitten ein und alles ging in die Tiefe.

Die kleine Feldsteinkirche (ohne Thurm) ist aus der ersten christlichen Zeit und stand hier um vieles früher, als die Barfuse nach Moeglin kamen. In der Kirche selbst aber, aus verhältnißmäßig später Zeit, hängt ein Wappenschild des alten Geschlechts, schmucklos, grün und roth übermalt und mit der Umschrift: Alexander von Barfus, geboren 1580 den 11. Decembris, gestorben den 19. Decembris 1647. (Wahrscheinlich ein Onkel, vielleicht auch der Großvater Hans Albrechts.)

Die Pfuels hatten Moeglin 100 Jahre inne, die Barfuse hatten es dreihundert. Dazwischen aber — etwa um die Zeit der beiden ersten Hohenzollern — fand eine Art Interregnum, ein herrenloser Zwischenzustand statt, der 20 oder 30 Jahre gedauert haben mag und von dem wir, mit Hülfe des Schloßregisters von 1450, nur erfahren, „daß in Moeglin ein Schäfer war.“ Das klingt uns wie eine Verheißung, wie ein heitres Versprechen für die Zukunft, und der Schäfer von 1450 erscheint fast wie der Schatten, den Albrecht Thaer, „der Moegliner Schäfer par excellence“, durch vier Jahrhunderte wirft. Ihm, der diesem kleinen Fleck Landes zu einem wirklichen Ruhm, weit über die Grenzen unseres Landes hinaus, verholfen hat, wenden wir uns nun ausführlicher zu.

Digitized by Google

Albrecht Daniel Thaer.

Ehre jedem Heldenthume,
Dreimal Ehre Deinem Ruhme,
Aller Thaten beſte That
Iſt: Keime pflanzen für künftige Saat.

Albrecht Daniel Thaer wurde am 14. Mai 1752 zu Celle geboren. Sein Vater, Hofmedicus ebendaſelbſt, ſtammte aus Liebenwerda in Sachſen; ſeine Mutter war die Tochter des Landrentmeiſters Saffe zu Celle. Seine erſten Studien machte Albrecht Thaer auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, aber er verfuhr dabei in ſo unregelmäßiger Art und Weiſe, daß er z. B. (es ſind dies ſeine eigenen Worte) im 16. Jahre franzöſiſch und engliſch ſprechen konnte, aber kein Wort lateiniſch verſtand. Die Lehrer ließen es eben gehen. Endlich entdeckte er ſich dem Rector des Gymnaſiums, nahm Privatſtunden und holte in einem einzigen Jahre alles Verſäumte ſo völlig nach, daß er ein Jahr darauf im Stande war, nach Göttingen zur Univerſität abzugehen.

Sein ganzes Weſen damals (im Gegenſatz zu ſeinen reiferen Jahren) war genialiſch und excentriſch; er hatte etwas Wunderkindartiges an Gaben wie an Unarten. Er begann nun mit großem Eifer Medicin zu ſtudiren und ſchien namentlich beſtimmt, in der Chirurgie Bedeutendes zu leiſten. Er verweilte Tage lang, das Secirmeſſer in der Hand, auf dem anatomiſchen Saal, ſah aber bei der erſten Operation, der er beiwohnte, daß er ſeltſamerweiſe wohl zum Anatomen am lebloſen, aber nie und nimmer zum Chirurgen am lebendigen Organismus beſtimmt ſein könne, denn er fiel in Ohnmacht; — eine Erſcheinung, die ſich wiederholte, ſo oft er den Verſuch machte, die angeborene Scheu zu überwinden. Er wandte ſich nun der Pathologie zu, hörte Collegia bei den be-

Digitized by Google

rühmten Profeſſoren Schröder und Baldinger, die beide ein ganz beſonderes Vertrauen zu ihm faßten, und genoß, trotz ſeiner noch knabenhaften Erſcheinung, ein ſolches Anſehen bei Alt und Jung, daß kein erheblicher Krankheitsfall vorkam, bei dem er nicht zu Rathe gezogen worden wäre. Dies gab ihm, neben vielem Selbſtgefühl, auch eine beſondere Poſition, eine Art Mittelſtellung zwiſchen Lehrern und Schülern.

Den eigentlich ſtudentiſchen Kreiſen, namentlich ſeinen ſpeciellen Fachgenoſſen, wurde er immer fremder und nur Bücher, philoſophiſche Studien und philoſophiſche Freunde ſchienen ihm eines vertrauteren Umgangs werth. Unter den letzteren nahm Johann Anton Leiſewitz, der Dichter des Julius von Tarent, den erſten Rang ein. Thaer ſelbſt ſchreibt darüber: „Unſere Seelen waren in beſtändigem Einklang, faſt hatten wir nur Ein Herz.“ Ihre Freundſchaft wurzelte, neben den Beziehungen des Herzens, in gleichen Intereſſen und Beſtrebungen, und wiewohl Thaer, nach unbedeutenden erſten Verſuchen, die noch in ſeine Schulzeit fielen, die dichteriſche Production nicht als ſein eigentliches Feld erkannt hatte, ſo war er doch, neben philoſophiſchem Scharfblick, mit ſo viel äſthetiſcher Fühlung ausgerüſtet, daß er dem dichteriſch-productiven Freunde als Kritiker hoch willkommen war. Sie lebten drei Jahre mit und neben einander; auch nachdem Beide Göttingen verlaſſen (1774), beſtand ihr Freundſchaftsverhältniß fort, und die wenigen Briefe, die, aus einer gewiß ſehr lebhaften Correſpondenz zwiſchen den Beiden, noch jetzt exiſtiren, geben Auskunft darüber, welchen Einfluß Leiſewitz dem kritiſchen Freunde auf ſeine Arbeiten geſtattete. Einer dieſer aufbewahrten Briefe enthält eine ſehr eingehende Kritik des „Julius von Tarent“ und ein aufmerkſames Verfolgen des berühmten Trauerſpiels in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt zeigt zur Genüge, wie bereitwillig die wohlmotivirten Bemerkungen Thaer's von dem Freunde und Dichter benutzt worden ſind.

Aus dieſer Zeit ſtudentiſchen Zuſammenlebens mit Leiſewitz datiren aber noch andere Arbeiten Thaer's, die ihn uns nicht nur auf kritiſchem, ſondern auch auf productivem Gebiete zeigen, freilich

Digitized by Google

auf einem der Kritik verwandten, auf dem der philosophisch-theologischen Untersuchung. Thaer selbst schreibt über diese später (in etwas veränderter Gestalt) so berühmt gewordene Arbeit: „Ich erschuf mir damals — gleich wenig mit den Orthodoxen, wie mit den neuern sogenannten „Berliner Theologen" einverstanden — ein selbstständiges, religions-philosophisches System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Styl etwas umänderte und einen Theil davon, als Fragment eines unbekannten Verfassers, herausgab. Bis jetzt wissen es nur drei lebende Menschen, daß ich der Urheber bin." In diesen Worten Thaer's wird weder Lessing genannt, noch mit Bestimmtheit angegeben, welches der „Fragmente eines Wolfenbüttelschen Unbekannten" Thaer für sich in Anspruch nimmt; es ist aber nach den scharfsichtigen und sehr eingehenden Untersuchungen W. Körtes, des Thaer'schen Anverwandten und Biographen, sehr wahrscheinlich, daß die kleine, bis dahin Lessing zugeschriebene Schrift „über die Erziehung des Menschengeschlechts" eine Jugendarbeit Albrecht Thaer's ist, die, von Leisewitz an Lessing übergeben, von diesem theils überarbeitet, theils fortgesetzt wurde.

Fast gleichzeitig mit diesem Aufsatz schrieb Thaer seine Doctor-Dissertation. Sie erschien 1774 zu Göttingen unter dem Titel: „De actione Systematis nervosi in febribus"; bald darauf kehrte er in seine Vaterstadt (nach Celle) zurück, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen.

Hier hatte er zunächst durch eine harte Schule zu gehen. Weder gefiel die Stadt ihm, noch er der Stadt. Ihm erschien Alles klein, beschränkt, krähwinklig; er erschien Allen eitel und eingebildet. Seine Jugend und das noch Unentwickelte seiner Erscheinung ließen ihn, bei den Ansprüchen, die er erhob, fast in komischem Lichte erscheinen und an die Stelle der Auszeichnungen, die ihm in Göttingen so reich zu Theil geworden waren, traten nun Kränkungen. Der Prophet galt nichts in der Heimath.

Jahre vergingen in Unmuth und Unbefriedigtheit, aber seine

Digitized by Google

bedeutende ärztliche Begabung drang doch endlich siegreich durch und vor Ablauf von 5 oder 6 Jahren sah er sich, als der bedeutendste Arzt in Celle, hochgeehrt und von Allen gesucht. Sein alter Vater selbst (der noch weiter praktizirte) fand einst Gelegenheit, sich von dem wachsenden Ruhm des Sohnes zu überzeugen. Jener nämlich begegnete, als er eben seine Krankenbesuche beginnen wollte, einem Bauer auf der Treppe und folgendes Zwiegespräch griff Platz:

Zu wem will Er?

Is woll de Doctor Thaer to Huus? Ick bin krank un möcht em spräken.

Ich bin der Doctor Thaer.

Ja, he es de olle; ick will aberſch den jungſchen ſpräken, de is klöger.

Vater Thaer lachte und gönnte dem Sohn seinen Triumph.

Um diese Zeit (etwas früher) hatte auch Thaer, in Gemeinschaft mit Leisewitz, seine erste Reise nach Berlin gemacht und Spalding, Mendelsſohn, Engel, Nicolai, Madame Bamberger („eine Frau, die über die abſtracteſten Materien der Philoſophie roſenfarbenes Licht und Grazie zu verbreiten weiß") kennen gelernt. Es war von einer Ueberſiedelung nach Berlin die Rede, aber es zerſchlug ſich wieder. Bald nach seiner Rückkehr nach Celle lernte er Philippine von Willich, eine Tochter des Vicepräſidenten am Oberappellationsgericht zu Celle, Georg Wilhelm von Willich, kennen, und nachdem er das Glück gehabt hatte, ſie von einer ſchweren Krankheit wiederherzuſtellen, erfolgte 1785 die Verlobung und im folgenden Jahre die Vermählung des jungen Paares. Thaer war damals Stadtphyſicus und Hofmedicus, und genoß eines großen ärztlichen Anſehens.

Aber sein ärztliches Wirken genügte ihm nicht. Er hatte in seiner Dissertation die Heilkunst als das Herrlichste, Angenehmste, innerhalb aller menschlichen Bestrebungen Nützlichste gepriesen; je mehr er fortschritt, desto zweifelhafter wurde ihm der Anspruch auf das Lob, das er gespendet, und desto mehr beschlich ihn die Vor-

Digitized by Google

ſtellung, daß eine andere, ſegensreichere Kunſt da ſein müſſe, herrlicher, nützlicher, heilender, als die Heilkunſt. Nach dieſer Kunſt begann ſein Herz zu ſuchen. Er fand ſie; aber erſt allmälig, von Stufe zu Stufe.

Als dieſe ſchönſte, ſegensreichſte Heilkunſt erſchien ihm der Ackerbau; ihrem Dienſt beſchloß er ſich zu widmen. Von kleinen Anfängen ging er aus.

Er hatte ſich in Celle ein geräumiges Haus mit einem ſehr großen Hofraum gekauft, welchen er zu einem kleinen Garten benutzte. Er wandte ſich alsbald mit Vorliebe der Blumenzucht zu und bezeigte ein beſonderes Geſchick und eine glückliche Hand im Variiren von Nelken und Aurikeln. Es ſprach ſich hierin ſchon dieſelbe Neigung für das „Princip der Kreuzung“ aus, das er ſpäter, innerhalb der Thierwelt, ſo glänzend durchführte.

Der kleine Raum hinterm Hauſe genügte dem „Hofmedicus“ bald nicht mehr; er kaufte einen größeren vor dem Thore gelegenen Garten, mit einem daranſtoßenden Kamp von meiſt dürrem Flugſandboden, aber mit ſchönen Gruppen alter Eichen und Buchen beſetzt. Garten und Kamp umfaßten 16 Morgen und der Bebauung und Verſchönerung dieſes Fleckchens Erde waren von nun an alle ſeine Mußeſtunden gewidmet. Akazien, Lärchenbäume, Pappeln wurden gepflanzt; Weißdorn- und Büchenhecken zogen ſich als lebendiger Zaun um die Anlage, Raſenflächen wurden geſchaffen, und Obſtbaum-Plantagen angelegt. Dazwiſchen Fruchtſträucher aller Art. Gartenbau trat an die Stelle der Pflege von Nelken und Aurikeln, — aus dem Blumiſten war ein Gärtner geworden.

So ging es eine Weile. Aber wie ihm das Blumenbeet zu kleinlich geworden war, ſo wurde ihm jetzt der Garten (trotz ſeiner relativen Größe) zu eng. Er kaufte deshalb in kurzer Zeit noch ſo viele Ländereien hinzu, daß alles zuſammen eine zwar kleine, aber ziemlich anſtändige Wirthſchaft ausmachen konnte. Dieſe Wirthſchaft lag nur eine Viertelſtunde vor dem Thore, zog ſich am Aller-Fluß entlang und umfaßte ohngefähr 110 Morgen unterm Pfluge und 18 Morgen natürliche Wieſen. Da er kein Wirth-

Digitized by Google

ſchaftsgebäude vorfand, ſo entwarf er einen Plan zu einem „Gehöft“ und ließ Wohnhaus und Wirthſchaftsgebäude nach ſeinem eigenen Plane aufführen. Er hatte dabei überall nur das Zweckmäßige, nirgends die Eleganz im Auge und verfuhr ganz nach der Regel des M. P. Cato: „Baue dein Gehöft ſo, daß es weder den Gebäuden an Ländereien, noch den Ländereien an Gebäuden fehlt.“ Der Boden beſtand aus Lehm und Sand; drei Arbeitspferde und 14 Kühe wurden angeſchafft und zwei Knechte und zwei Mägde in Dienſt genommen.

So war Thaer, nachdem er die Studien des Blumiſten und Gärtners durchgemacht hatte, zum Landwirth geworden. Er blieb noch Arzt, ſogar ein beſchäftigter, vielfach ausgezeichneter (1796 ward er zum Leibarzt des Königs Georgs III. ernannt), aber ſein Herz, ſein Sinnen und Trachten gehörte der „Wirthſchaft“ draußen und die Sommermonate pflegte er, ſammt ſeiner Familie, auf dem „Gute“ zu wohnen. Sein Leben war ein ſehr angeſtrengtes; die Frühſtunden von 4—7 und der Spätabend gehörten ſeinen landwirthſchaftlichen Studien, der Tag ſeinem ärztlichen Beruf. Nur die Paſſion half über Alles hinweg.

Es lag ihm zunächſt daran, ſeiner Umgebung augenſcheinlich darzuthun, daß es einen Ackerbau gebe, der vollkommener und ergiebiger ſei, als der, welchen man im Celle'ſchen Felde betreibe. Er wollte durch ſein eignes Beiſpiel zeigen, wie man den Ackerbau, mit höchſtem Unrecht, nur als ein Handwerk, ja oft noch geringer anſehe, in der Meinung, daß weniger Kunſt dazu gehöre, einen Acker zu beſtellen, als einen Schuh zu machen. Er wollte die Betreibung dieſes wichtigen, verwickelten, dieſes unerſchöpflich künſtlichen Gewerbes zu wohlverdienten Ehren bringen. Er ſtellte ſich bei ſeiner kleinen Wirthſchaft einen doppelten Zweck: den zum Theil widerſtrebenden Boden in eine möglichſt hohe Culturſtufe zu heben und vor allem eine Experimental-Wirthſchaft zu ſeiner eignen Belehrung und Förderung zur Hand zu haben.

Selbſtdenkend, aber auch Rath nicht verſchmähend, wie gute Bücher oder bewährte Landwirthe ihm boten, ging er ans Werk.

Digitized by Google

Er belächelte die Bauernweisheit, die damals, häufiger noch als jetzt, sich in dem Satze gefiel: „Ein günstiger Regen ist besser, als alles Geschreibse der Federfuchser", und zu seinen Lieblingssätzen gehörte der Ausspruch Zimmermanns: „Ein Trommelschläger, der in zwanzig Schlachten trommelte, weiß doch weniger vom Kriege, wie König Friedrich, als er eine gewonnen hatte." Gegen die Trommelschläger, die in zwanzig Schlachten getrommelt, zog Thaer jetzt zu Felde; auch seine ärztliche Praxis mochte ihm gezeigt haben, daß es mit der „Erfahrung" untergeordneter Naturen ein eigen Ding ist und daß sie nur da belehrt, wo eine Neigung vorhanden ist, sich belehren zu lassen. Wo diese Neigung fehlt, glauben die Männer der Erfahrung wohl an Tücken der Natur, aber nie an Fehler des Systems.

Thaer begann die Anfänge einer rationellen Landwirthschaft in seinem Kopfe allmälig auszuarbeiten und fing mit der Aufstellung gewisser Probleme an. Das erste Problem, dessen Lösung er zustrebte, war folgendes:

die größte Masse zur thierischen Nahrung geeigneter Pflanzen auf einer bestimmten Fläche Landes zu gewinnen.

Das zweite nicht minder wichtige Problem bestand darin:

die verschiedenen Fruchtkräfte jedes Bodens für die verschiedenen ihrer bedürftigen Fruchtarten so viel als möglich und in einer der Regeneration des Absorbirten günstigen Wechselfolge zu benutzen; also die Brache entbehrlich zu machen.

Die Lösung des ersten Problems fand er im Anbau der Futtergewächse, ganz besonders der Kartoffel, die Lösung des zweiten Problems in der seitdem siegreich durchgedrungenen „Lehre von der Fruchtfolge."

Für die Kartoffel trat er überall in die Schranken und widerlegte alte Vorurtheile. Er wies darauf hin, daß die Irländer die stärksten und ältesten Kartoffelesser und zugleich, unter allen europäischen Racen, vielleicht die gesundeste, kräftigste und schönste seien; und dem Grafen Podewils, der ihn auf diesem Ge-

Digitized by Google

biete freundlich bekämpfte, antwortete er in spätern Jahren: „der Herr Graf ist mein sehr verehrter Freund, aber der Kartoffelbau ist mein Kind.“

Seine Lehre von der „Fruchtfolge“ stieß Anfangs auf vielen Widerspruch und da er seine eigenen Felder danach bestellte, prophezeihte man ihm, daß seine Aecker nach 4 Jahren völlig ausgesogen sein würden. Thaer ließ sich das nicht anfechten. Schon Friedrich der Große hatte sich seinerzeit für ein rationelles aber constantes Tragen der Felder ausgesprochen und den Widerspruch mit den Worten zurückgewiesen: „seh Er doch nur sein Gartenbeet an, wie das alljährlich trägt.“ Thaer war gewillt, die treffende Bemerkung des Königs sich selber gesagt sein zu lassen. Er überzeugte sich alsbald, daß der Acker nicht dadurch ausgesogen wird, daß man ihn alljährlich tragen läßt, sondern dadurch, daß man ihn nicht das tragen läßt, was er zur Wiederherstellung seiner Kräfte bedarf. Es führte das später zu dem Axiom, daß den Acker, wie den Menschen, nichts so sehr entnerve und aussauge, als das Nichtsthun, das Nichttragen; aber auf das richtige, das ihm passende Tragen kommt es an.

Das System des Fruchtwechsels (das die Brache entbehrlich machte) trat nunmehr siegreich ins Leben, wiewohl zunächst nur mangelhaft und weitab von dem Grade von Vollkommenheit, dem es später entgegenging. Thaer überzeugte sich alsbald, daß es mit dem bloßen Saat- und Fruchtwechsel an und für sich nicht gethan sei, daß vielmehr eine genaue Kenntniß des Bodens voraus gehen müsse, um die für eine bestimmte Oertlichkeit jedesmal vortheilhafteste Production von vornherein feststellen zu können. Wenn mancher Landwirth immerfort klagte, daß sein Lein fast alljährlich mißrathe, so lachte Thaer, daß der Betreffende, ohne alle Noth, unverbesserlich darauf aus sei, seinen Lein selber bauen zu wollen und setzte hinzu: „ein Landwirth, der alles baut, was er braucht, ist ein Schneider, der sich seine Schuhe selber macht.“ Thaer verlangte von jedem Boden etwas, aber er verlangte nicht alles von allem, vielmehr machte er es zu einem besondern Gegen-

Digitized by Google

ſtand ſeiner Studien, genau feſtzuſtellen, welche Producte jeder Boden, nach der ihm innewohnenden Eigenart, d. h. nach ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung, am eheſten hervorbringen könne. Wo — um auf das obige Beiſpiel noch einmal zurückzugreifen — kein Lein wachſen wollte, da gab er es auf, einen kümmerlichen Ertrag zu erzwingen, und den Boden genau unterſuchend, der eine Leinerndte verweigerte, ſtellte er nunmehr feſt: auf einem Boden von der und der Beſchaffenheit hat ſich der Fruchtwechſel in dem und dem Kreiſe zu drehen, unter Ausſchluß von Lein. Glücklicherweiſe begann eben damals die Wiſſenſchaft, welche ganz beſonders zur Bodenkenntniß hinführt, die Chemie, ſich zu jener Stufe hoher Ausbildung zu erheben, auf der wir ſie jetzt erblicken. Thaer widmete ihr die größte Aufmerkſamkeit, und die chemiſche Zuſammenſetzung der verſchiedenſten Bodenarten mit ihrer ſpeciellen Tragfähigkeit oder Unfähigkeit vergleichend, glückte es ihm, ſeine ſpeciellen Erfahrungen zu allgemeinen Geſetzen zu erheben. Die Frucht aller dieſer ſeiner Anſtrengungen war, daß er auch ſeine ſchlechteſten Felder (indem er ſich auf ſie verſtand) durch Fleiß und Nachdenken einträglich zu machen wußte und jeden Boden, nach Verhältniß ſeiner Güte und ſeines Werthes, bei kluger Bewirthſchaftung für einträglich erklärte.

In einzelnen Kreiſen, wenn auch nicht gerade in nächſter Nähe von Celle, begann die kleine Thaer'ſche Wirthſchaft Aufmerkſamkeit zu erregen, einzelne Beſucher kamen, Briefe wurden ausgetauſcht, Anregungen gegeben und empfangen. Es iſt aber nichtsdeſtoweniger mindeſtens zweifelhaft, ob Thaer jemals aus ſeinem engſten Kreiſe herausgetreten und epochemachend für die Landwirthſchaft geworden ſein würde, wenn ſich nicht zu ſeiner praktiſchen Thätigkeit (deren wiſſenſchaftliche Ausbeute bis dahin nur einem ziemlich eng gezogenen Kreiſe zu gute gekommen war) eine emſige Beſchäftigung mit den Büchern, und als letzte Frucht praktiſcher Erfahrung und wiſſenſchaftlichen Studiums ein literariſches Auftreten geſellt hätte.

Die deutſche landwirthſchaftliche Literatur, die er in all ihren

Erscheinungen kannte, hatte ihn im Einzelnen angeregt und belehrt, im Ganzen aber unbefriedigt gelassen. Dasselbe galt von den englischen landwirthschaftlichen Schriften, soweit er dieselben aus Uebersetzungen kennen gelernt hatte; er schloß sich dem Spott derer an, die damals von einer „Anglomanie" (besonders in der Landwirthschaft) zu sprechen begannen und war — etwa gegen Anfang der 80er Jahre — der festen Ueberzeugung, daß auch aus England nichts zu holen sei und daß die deutsche Landwirthschaft sich selber helfen müsse.

Genau um diese Zeit war es, als ein glückliches Ohngefähr ihm einige englische landwirthschaftliche Schriften im Original zuführte. Wie war er freudig überrascht, darin die genauesten Beobachtungen, die sorgfältigsten Versuche, die auch die kleinsten Einzelnheiten beachtenden Berechnungen, die lichtvollsten Verhandlungen und Forschungen zu finden! Das war ja genau, im Großen und Kleinen, was ihm als Ziel einer rationellen Landwirthschaft vorgeschwebt hatte. Das, wonach sein Streben ging, — die Engländer hatten es bereits. Seitdem studirte Thaer die englische Landwirthschaft mit solcher Aufmerksamkeit, daß Engländer selbst ihm zugestanden: er kenne England (obgleich er nie da war) wie wenn er es Jahre lang durchreist habe.

Die Frucht dieser ernsten und anhaltenden Studien war sein berühmtes Werk, dessen erster Theil 1798 unter dem Titel erschien: „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte, in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft, für denkende Landwirthe und Cameralisten."*) Der zweite

*) Dies Werk „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" ist allerdings theilweis eine Compilation, aber es ist keine Uebersetzung. Thaers Arbeit ist aus der gründlichen Kenntniß und Benutzung von mehr als 100 englischen Werken hervorgegangen. Die englische landwirthschaftliche Literatur lieferte ihm das Material, eine Fülle von Details; das Zusammenfassen, Ordnen, Aufbauen — das Licht hineintragen in das Chaos, ist Thaers Verdienst.

Digitized by Google

Band folgte 1800 und 1801, der dritte Band 1804. In derſelben Zeit, von 1799—1804 erſchienen die „Annalen der Niederſächſiſchen Landwirthſchaft“ (Sechs Jahrgänge).

Das Aufſehen, das dieſe Bücher und Schriften machten, war ein ganz außerordentliches. Man begreift dieſen Erfolg nur, wenn man im Auge behält, daß ſich ganz Deutſchland eben damals nach einem beſſeren Ackerbauſyſtem ſehnte. „Wie ein leitendes Geſtirn erſchienen dieſe Werke am Horizont, freudig begrüßt von der landwirthſchaftlichen Welt.“ Nicht nur in Schriften, ſondern auch in den Salons der Reſidenzen und in den Wein- und Bierſtuben der Marktſtädte, ward mit Enthuſiasmus dafür, mit Wuth (denn auch an Gegnern fehlte es nicht) dagegen geſtritten, oft von beiden Seiten gleich unverſtändig. Seine eigenen Erfolge, die von Jahr zu Jahr wuchſen, unterſtützten ſein Anſehn, ſo daß ihm ein großer hannöverſcher Grundbeſitzer ſchrieb: „wenn ich dieſen Abend einen Brief von Ihnen erhalte, daß ich meine Gebäude anſtecken ſoll, ſo ſtehen ſie vor Nacht ſchon in Flammen.“ Alles verlangte ſeinen Rath, erbat ſeine oberſte Leitung, ſo daß demſelben Manne (dazu noch immer „Leibmedicus“), deſſen eigenes Guts-Areal ſich auf kaum 130 Morgen belief, 100,000 Morgen des verſchiedenſten Bodens derart zur Verfügung ſtanden, daß er, in Anſehung der Bewirthſchaftung, damit ſchaltete und waltete wie mit ſeinem Eigenthum. Sein Buch aber gewährte ihm vor allem die Befriedigung: „das Nachdenken beſſerer Köpfe über Landwirthſchaft geweckt und zu energiſcherer Thätigkeit angeſpornt zu haben.“

Im Jahre 1802 traten auch die Anfänge ſeiner „landwirthſchaftlichen Akademie“ in's Leben. Dieſe Akademie erwuchs organiſch zwanglos; ſie machte ſich von ſelbſt und ging mehr aus einem glücklichen Ohngefähr, als aus einem feſten Entſchluß hervor, wiewohl Thaer in ſeinen Schriften bereits auf das Wünſchenswerthe eines landwirthſchaftlichen Lehrinſtituts hingewieſen und ſeine Ideen darüber geäußert hatte. Im genannten Jahre kamen mehrere junge Männer (darunter der ſpäter, durch ſein Buch „der iſolirte Staat“, ſo berühmt gewordene Herr von Thü-

Digitized by Google

nen) nach Celle, um an Ort und Stelle die Methode und die Erfolge der Thaerſchen Beſtellungsart kennen zu lernen. Sie blieben den ganzen Sommer über. Um dieſe jungen Leute nicht unbeſchäftigt zu laſſen, entſchloß ſich Thaer, ihnen Vorleſungen über Landwirthſchaft zu halten und einigen Unterricht in der Naturkunde, Chemie und Botanik hinzuzufügen. Der Fleiß und Eifer, womit man ihm entgegenkam, übertrafen ſeine Erwartung, aus den zwangloſen Vorleſungen wurde ein „Inſtitut“, das, im Kleinen, bereits all die Züge der ſpäter ſo berühmt gewordenen Moegliner Akademie beſaß.

So kam das Jahr 1804, das unſern Thaer nach Preußen führte.

Schon 1799 und 1801 hatte er Reiſen in die Mark, beſonders in die Oderbruchgegenden gemacht und dabei die Frau von Friedland (Tochter des Generals von Leſtwitz, der die Schlacht von Torgau entſchied), ſowie deren Tochter und Schwiegerſohn, den Landrath Grafen von Itzenplitz kennen gelernt. Der Aufenthalt in Kunersdorf, dem ſchönen Gute der Frau von Friedland, wo dieſe ausgezeichnete, mit allen Details der Wirthſchaftsführung vertraute Frau lebte, war ihm genuß- und lehrreich geweſen und vielfach belehrt, erſtarkt, ermuthigt, war er nach ſeinem Landgütchen an der Aller zurückgekehrt. Die Hauptbedeutſamkeit dieſer Reiſen lag aber darin, daß es die während ſeines Aufenthalts in Kunersdorf angeknüpften Beziehungen (beſonders zum Grafen Itzenplitz) waren, die bald darauf zu ſeiner Ueberſiedelung nach Preußen führten.

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Ueberſiedelung entſproß aus der politiſchen Lage, aus den damaligen großen Weltverhältniſſen. Der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England hatte zur Beſetzung Hannovers (damals engliſch) durch die Franzoſen geführt. Die Noth des Landes ſchmerzte ihn tief; zwar hatte er perſönlich unter der franzöſiſchen Okkupation nicht zu leiden, da er durch General Mortiers Anordnungen (der General behandelte ihn als Verfaſſer der „Engliſchen Landwirth-

Digitized by Google

ſchaft“ mit beſonderem Reſpekt) vor allem Kriegsunweſen geſichert wurde, allein ſein perſönliches Geſichertſein konnte ihn nicht tröſten über die allgemeine Lage.

In dieſer Zeit war es, daß Thaer ſein Auge auf Preußen richtete, auf Preußen, das er für die einzige feſte Vormauer gegen hereinbrechende Anarchie und Deſpotismus hielt. Die Idee einer Ueberſiedelung kam ihm; Briefe, nach Kunersdorf hin gerichtet, ſprachen verwandte Wünſche aus und Graf Itzenplitz (übrigens bei Hardenberg und Beyme dem entſchiedenſten Entgegenkommen begegnend) führte mit Umſicht und Gewandtheit die ganze Angelegenheit zu einem glücklichen Ende. Schon im Februar 1804 erhielt Thaer, in Folge der von dem bewährten Freunde gethanen Schritte, einen Brief vom Miniſter Hardenberg, in dem es hieß: „Für mich würde nichts erwünſchter ſein, als die Möglichkeit, mich recht oft Ihres angenehmen und lehrreichen Umgangs erfreuen zu können, aber noch weit größer würde meine Zufriedenheit ſein, wenn ich Sie dem preußiſchen Staate erwerben könnte..... Eröffnen Sie mir freimüthig Ihre Wünſche und die Bedingungen, die Sie verlangen würden.“ Thaer reiſte gleich nach Eingang dieſes Briefes nach Berlin, um das Eiſen zu ſchmieden, ſo lang es noch heiß ſei. Schon am 19. März erhielt er folgendes Königliche Schreiben:

Mein Herr Leibmedicus! Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Sie entſchloſſen ſind, ſich in meinen Staaten niederzulaſſen und Ihr landwirthſchaftliches Lehrinſtitut hierher zu verlegen, wenn Sie für die mit dieſer Veränderung verbundenen Schäden und Koſten entſchädigt und in den Stand geſetzt würden, Ihre gemeinnützlichen Arbeiten für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, welche künftig vorzüglich die Landescultur in den preußiſchen Staaten bezwecken werden, fortzuſetzen. Da Ich Mir nun von Ihrem rühmlichſt bekannten Eifer, Fleiße und Kenntniſſen den größten Nutzen für die Landescultur verſpreche, ſo habe Ich Ihnen ſehr gern die gemachten Bedingungen, wie Sie aus der abſchriftlich anliegenden erlaſſe-

Digitized by Google

nen Ordre ersehen werden, bewilligt und wünsche, daß Sie recht bald im Stande sein mögen, Ihre Niederlassung in Meinen Staaten auszuführen. Bis dahin verbleibe Ich Ihr gnädiger

Friedrich Wilhelm.

Die beigelegte Ordre enthielt (außer der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften und außer dem Charakter als Geheimer Kriegsrath) folgende Zugeständnisse: 1) drei bis vierhundert Morgen Acker des Amtes Wollup in Erbpacht; 2) die Erlaubniß, diese Erbpacht zu veräußern und ein Rittergut dafür zu kaufen; 3) Schutz und Begünstigung des landwirthschaftlichen Instituts.

Thaer nahm an; verkaufte den ihm in Erbpacht gegebenen Theil des Amtes Wollup (das später durch Koppe so berühmt wurde), erstand dafür das Rittergut Moeglin nebst dem Vorwerk Königshof, schloß im Herbst (1804) sein bis dahin in Celle fortgeführtes Lehrinstitut, „dem der Ruhm verbleiben wird, die erste landwirthschaftliche Lehranstalt in Deutschland gewesen zu sein" und wanderte, einige Wochen später, mit 23 Personen in sein neues Vaterland ein.

Thaer hatte in Celle zunächst eine Experimental-Wirthschaft, dann, — nachdem seine Versuche fast durchgängig von Erfolg gekrönt worden waren, — eine Modell-Wirthschaft geführt; in Moeglin wurde die Modell-Wirthschaft zu einer Muster-Wirthschaft. Hierin liegt der alleinige Unterschied zwischen der Celler und der Moegliner Wirthschaftsführung ausgesprochen. Die Modell-Wirthschaft in Celle legte denen, die sie kennen gelernt hatten, die Mühwaltung, oft auch geradezu die Schwierigkeit des Transponirens aus kleinen in große Verhältnisse auf, die Moegliner Wirthschaft hingegen war für die Mehrzahl der Fälle ohne Weiteres ein Muster. Natürlich innerhalb der Grenzen, wie

Digitized by Google

ſie ſich auf einem Gebiet, das einem lebendigen Organismus gleicht, von ſelbſt verſtehn.

Moeglin war Muſter, Celle war Modell, aber (den räumlichen Unterſchied bei Seite gelaſſen) liefen beide Wirthſchaften in ihren Prinzipien und Qualitäten auf daſſelbe hinaus. Deshalb werden wir hier, nachdem wir die Celler Wirthſchaft und die Prinzipien, die ſie zur Geltung bringen ſollte, ſo ausführlich beſprochen haben, bei der Moegliner Wirthſchaft nur kurz verweilen und nur dasjenige betonen, wodurch ſich dieſelbe, nicht quantitativ, ſondern ſachlich und qualitativ von der Celler Wirthſchaft unterſchied.

Es war dies vorzüglich die Einführung einer veredelten Schafzucht, die Herſtellung, mittelſt kunſtvoller Kreuzung, einer ausgezeichneten Wolle, der beſten, die bis dahin in Deutſchland producirt worden war. Die Kunſt, die Thaer zwanzig oder dreißig Jahre früher, halb ſpielend, geübt hatte, als es ſich in ſeinem Garten zu Celle (lange bevor er eine Wirthſchaft hatte) um Gewinnung immer neuer, immer ſchönerer Nelken- und Aurikel-Arten gehandelt hatte, — dieſe Kunſt der Kreuzung kam ihm jetzt trefflich zu Statten. Was ihm innerhalb der vegetabiliſchen Welt überraſchend geglückt war, glückte ihm innerhalb der animaliſchen doppelt und dreifach. Er erſchien wie auserwählt für dieſen wichtigen Zweig landwirthſchaftlicher Thätigkeit: phyſiologiſches Wiſſen, angeborene feine Inſtinkte und eine glückliche Hand — alles vereinigte ſich bei ihm, um zu den überraſchendſten Reſultaten zu führen.

Nicht gleich in den erſten Jahren ſeines Moegliner Aufenthalts, vielmehr erſt 1811—13, nachdem Koppe als Gehülfe und Wirthſchaftsführer bei ihm eingetreten war, hatte Thaer eine Schäferei — wozu er Merinoſchafe aus Sachſen erhielt — einzurichten begonnen. Es ging auch nicht von Anfang an alles vortrefflich, aber ſchon 1815 und 16 wurde ſeine Wolle auf dem Berliner Wollmarkt für die beſte erklärt. 1817 ſchrieb er an ſeine Frau: „für mich iſt der diesmalige Wollmarkt (in Berlin) zwar nicht der pekuniär beſte, aber der glorioſeſte, den ich erlebt habe.

Digitized by Google

Meine Wolle iſt 20 Prozent geringer verkauft, wie im vorigen Jahre, aber um 20 Prozent höher, wie irgend eine Wolle hier und in ganz Deutſchland verkauft iſt und werden wird. Unter allen Wollhändlern und allen Wollproducenten iſt es ganz entſchieden angenommen, daß meiner Wolle keine in ganz Europa nahe komme, viel weniger ihr an die Seite zu ſetzen ſei. Dies iſt ſo das Tagesgeſpräch geworden und ſo über das Gemeine hinweggehoben, daß ich auch keine Spur des Neides bemerke. Jeder erkennt es an, daß ich das Außerordentliche errungen, worauf kein Anderer Anſpruch machen kann. „Solche Wolle, ſagt man, kann man erzeugen, denn Moeglin hat ſie erzeugt.“ Wenn ich auf den Markt komme, ſo ſteht alles mit dem Hut in der Hand. Ich heiße bereits der Wollmarktskönig!“

Thaer erzielte dies alles durch ſein Kreuzungs-Prinzip und die geſchickte, ſcharfſinnige Handhabung deſſelben. Jedem wäre es freilich nicht geglückt. Einem ſehr erfahrenen Wollhändler ſagte er: „zeigen Sie mir nur irgend ein Vließ, wie Sie es zu haben wünſchen und ich werde Ihnen in der dritten oder vierten Generation einen Stamm herſtellen, der nur ſolche Vließe liefert.“ Man hielt dies für Uebertreibung, überzeugte ſich aber bald, daß er nicht zuviel geſagt hatte. Es glückte ihm mit der Wollproduktion wie dem berühmten engliſchen Viehzüchter Backwell mit der Fleiſchproduktion, der Schafe herſtellte, die vor Beleibtheit auf ihren kurzen Beinen kaum gehen konnten, ſo daß er ſich veranlaßt ſah, allmälig wieder Schafe mit längeren Beinen zu machen. Man ſagte von ihm: es ſei, als ob er ſich ein Schaf nach ſeinem Ideale ſchnitzen, und demſelben dann das Leben geben könne. Dies paßte auf Thaer ſo gut wie auf Backwell.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Thaer'ſche Züchtungs-Verfahren, das geniale Operiren mit der Natur, auch Gegner fand. Dieſe warfen ihm vor, daß er bei ſeiner Art und Weiſe der Züchtung am Ende wohl gar die Natur dahin zu zwingen gedächte, wohin ſie nicht wolle, und daß er ſie dadurch ſchwächen und ermüden werde. Die Kunſt aber werde nie die natürlichen

Digitized by Google

Anlagen erſetzen können. Er rechtfertigte ſich mit Shakeſpeare's tiefgeſchöpfter Lehre (Wintermährchen IV, 3.):

„Doch wird Natur durch keine Art gebeſſert,
Schafft nicht Natur die Art; ſo, ob der Kunſt,
Die wie du ſagſt, Natur beſtreitet, giebt es
Noch eine Kunſt, von der Natur erſchaffen.
Du ſiehſt, mein holdes Kind, wie wir vermählen
Den edlern Sproß dem allerwildſten Stamm;
Befruchten ſo die Rinde ſchlechtrer Art
Durch Knospen edler Frucht: dies iſt 'ne Kunſt,
Die die Natur verbeſſert, mind'ſtens ändert:
Doch dieſe Kunſt iſt ſelbſt Natur."

Thaer erfuhr Angriffe, aber ſie waren vereinzelt, und ſpeziell auf dem Gebiete der Schafzucht ward er mehr und mehr eine europäiſche Autorität. Bei Errichtung (1816) der beiden auf Rechnung des Staats gegründeten Stammſchäfereien zu Frankenfelde in der Mark und zu Panten in Schleſien wurde Thaer zum General-Intendanten derſelben ernannt und 1823, als auf ſeine Veranlaſſung in Leipzig der erſte „Wollzüchter-Convent" zuſammentrat, huldigte man ihm nicht nur als dem Präſidenten, ſondern ſpeziell auch als dem Meiſter der Verſammlung.

Aber der Weg zu dieſen Erfolgen war ein weiter und mühevoller. Unter den denkbar ungünſtigſten Verhältniſſen waren ihm die erſten Jahre ſeiner Moeglíner Wirthſchaftsführung vergangen. Zu den Sorgen und Fehlſchlägen, die, namentlich nach dem unglücklichen Kriege von 1806, alle damaligen Grundbeſitzer trafen, geſellten ſich für ihn noch ganz beſondere Schwierigkeiten: ſein relatives Fremdſein in der neuen Heimath und — das „Inſtitut."

Die Herſtellung einer landwirthſchaftlichen Lehranſtalt war, wie oben bereits erwähnt, bei Thaers Ueberſiedelung nach Moeglin allerdings in Erwägung gezogen, aber von Seiten der preußiſchen Regierung mehr als ein Anſpruch, den Thaer erheben könne, wie als eine Pflicht, die er zu erfüllen habe, angeſehen worden. Thaer ging indeß ſofort an die Errichtung eines „Inſti-

Digitized by Google

tuts", ähnlich wie es in Celle bestanden hatte, vielleicht dabei eben so sehr seiner Neigung, wie der Vorstellung folgend, daß ein solcher Schritt (ob gefordert oder nicht) eine Pflicht sei, die er gegen seine neue Heimath zu erfüllen habe. Die Anfänge waren auch viel versprechend. Schon im Jahre 1805 traf er Vorbereitungen zum Bau eines Instituthauses; da es ihm indessen zu dem im Ganzen ziemlich kostspieligen Unternehmen an Mitteln gebrach, so machte er den Plan, den Bau auf Aktien zu unternehmen. Von allen Seiten kamen Zuschriften; schon im Juli 1806 konnte er bekannt machen, daß die Unterzeichnung nunmehr geschlossen sei. Ziemlich um dieselbe Zeit berichtete Thaer dem König (der an dem Zustandekommen des Unternehmens den lebhaftesten Antheil nahm), daß die Eröffnung des Moegliner Instituts in der Mitte Oktober erfolgen werde. In der That, das Wohnhaus mit 24 Zimmern, außer dem Souterrain, stand fertig da; 21 junge Leute hatten sich zum Eintritt gemildet; Alles versprach einen glänzenden Anfang.

Aber die Mitte des Oktober 1806 brachte andere Ereignisse; der siegreiche Feind überschwemmte die Marken und statt der angemeldeten 21 jungen Leute kamen drei. Im Frühjahr 1807 waren es acht. Die Zahl wuchs zwar später, da aber, bei der völligen Zerrüttetheit aller Geldverhältnisse, viele Söhne sonst wohlhabender Eltern mit ihren Pensionen im Rückstand blieben, andere, die Aktien genommen hatten, ihre Aktien-Beiträge nicht zahlen konnten, so entstanden, ohne daß von irgend welcher Seite her eine Verschuldung vorgelegen hätte, die schwersten Verlegenheiten für Thaer selbst, der, dem guten Sterne Preußens vertrauend, in freilich schon bedrohter Zeit, dies Institut in's Leben gerufen hatte. Sechs Jahre später, während des Befreiungskrieges, wiederholten sich diese Verlegenheiten. Alles war in den Krieg (auch Thaers drei Söhne) und so kam es, daß die Einrichtung, die doch einmal da war, ohne Verlust weder aufgegeben noch fortgeführt werden konnte. In Noth und Sorge schrieb er seiner damals abwesenden Frau: „Wollte Gott, daß ich das Institut nicht

Digitized by Google

angelegt hätte, denn es ist die Quelle aller Verlegenheiten und Sorgen geworden. Aber es ist für unser Land zu wichtig, und nun es einmal da ist, muß es bleiben." Ein Glück, daß es blieb. Mit dem Frieden kamen gesegnetere Zeiten und wie Thaer, während des letzten Jahrzehnts, das ihm noch zu leben und zu wirken vergönnt war, seinen Ruhm wachsen und die verschiedenen Zweige seiner Wirthschaft prosperiren sah, so hob sich auch das „Institut" (seit 1819 „Königliche akademische Lehranstalt des Landbaus") von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Ansehn. Anfangs hatte Thaer es für das Zweckmäßigste gehalten, das Instituthaus auf den Fuß eines Gast- und Logirhauses zu setzen, damit jeder Akademiker nach Vermögen, Geschmack und Gewohnheit leben und zehren könne. Allein das erwies sich bald als nachtheilig für alle Theile. Nur ungern entschloß er sich endlich dazu, einen gemeinschaftlichen Mittags- und Abendtisch zu halten. Die Mitglieder des Instituts waren, nach Thaers ausdrücklicher Bestimmung, nicht Studenten im gewöhnlichen Universitätssinne. Am wenigsten waren sie Schüler. Thaer äußerte sich dahin: „Schulmeister können wir nicht sein, sondern müssen unsere Zuhörer wie freie, vernünftige Männer betrachten, die nur allein ein lebhafter Trieb zu den hier zu lehrenden Wissenschaften zu uns geführt. Kein Zwang. Aber freilich würde es andererseits schmerzlich für uns sein, wenn wir uns zu der sonst bewährten Maxime gezwungen sähen: „sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam." — Das Institut wurde von einer ähnlichen Bedeutung für unser Land, wie die „Forst-Akademie" in dem benachbarten Neustadt-Eberswalde. Die große Wirksamkeit desselben, so lang es existirte, hat darin bestanden, daß durch die vielen darin gebildeten, später dann zur Selbstständigkeit gelangten Männer, eine höhere, umfassendere Ansicht des landwirthschaftlichen Betriebes weiter und allgemeiner verbreitet worden ist, als je durch Schriften hätte geschehen können. Namentlich hat es das siegreiche Vordringen der Thaer'schen Prinzipien beschleunigt und um eins (nicht das Kleinste) speziell hervorzuheben, ein

Digitized by Google

Zurückversinken der landwirthschaftlichen Sprache und Ausdrucksweise in das alte, wirre Chaos unmöglich gemacht.*)

Wir wenden uns zum Schluß noch einmal der literarischen Thätigkeit Thaers zu.

Auch in Moeglin, wie Körte sich ausdrückt, war Thaer eben so thätig am Schreibtisch, wie auf dem Ackerfeld. In den ersten 10 Jahren seines Moegliner Aufenthalts würde es ihm sogar sehr schlimm ergangen sein, wenn der Erwerb seiner Feder nicht dem stockenden Erwerb des Pfluges zu Hülfe gekommen wäre. Mannigfaches erschien in jenen Jahren von ihm; vor allem jedoch sei hier seines Meisterwerkes gedacht, das unter dem Titel Grundzüge der rationellen Landwirthschaft" (4 Bände) 1810—12 veröffentlicht wurde. Das Werk, wie alle Welt jetzt weiß, war epochemachend. Dennoch hätte er sich schwerlich schon

*) Etwa seit Jahr und Tag, nachdem es noch im Jahre 1856 das 50jährige Fest seines Bestehens gefeiert hatte, ist das Institut eingegangen. Es war das, bei total veränderten Zeitverhältnissen, das Verständigste, was geschehen konnte. Der gegenwärtige Besitzer von Moeglin (Landesökonomierath A. Thaer, der jüngste Sohn seines Vaters) hatte die Akademie wie eine Ehren-Erbschaft angetreten und hielt es, durch dreißig Jahre hin, für seine Pflicht, die Schöpfung seines Vaters, selbst mit Opfern, aufrecht zu erhalten. Es kam aber endlich die Zeit, wo das Gefühl, durch ähnliche Institute, die der Staat mit reichen Mitteln ins Leben gerufen hatte, überflügelt zu sein, sich nicht länger zurückweisen ließ und wo die Wahrnehmung eines wachsenden Mißverhältnisses zwischen Aufgabe und Opfer endlich den Rath eingab, diese Opfer einzustellen. Das ist nun geschehen. Es wird der Moegliner Akademie nicht nur das Verdienst verbleiben, als erstes Institut derart und als Muster aller folgenden in Deutschland dagestanden zu haben, es wird sich zu diesem Verdienst auch die Ehre gesellen: zu rechter Zeit vom Schauplatz abgetreten zu sein. 773 Landwirthe haben im Lauf eines halben Jahrhunderts ihre wissenschaftliche Ausbildung in Moeglin empfangen, und was die Landwirthschaft in unsren alten Provinzen jetzt ist, das ist sie zum großen Theil durch Thaer und seine Schule. Natürlich sind „die Jungen immer klüger als die Alten" und der „überwundene Standpunkt" spielt auch hier seine Rolle; aber selbst unter den Fortgeschrittensten wird niemand sein, der undankbar genug wäre, die schöpferische Bedeutung Thaers und mittelbar auch seiner Akademie in Zweifel zu ziehen.

Digitized by Google

damals zur Herausgabe deſſelben verſtanden, wenn nicht die preſſende Noth, in der er ſich befand, ihm keine Wahl gelaſſen hätte. Er beklagte dies oft, denn wie groß die Freude geweſen war, mit der die landwirthſchaftliche Welt dieſes Werkt begrüßt hatte, ihm ſelbſt genügte es keineswegs. Wir können indeß auf Thaer und ſein berühmtes Werk anwenden, was Luther einſt bei Tiſch vom Melanchthon ſagte: „Magiſter Philippus hätte Apologiam confessionis zu Augsburg nimmermehr geſchrieben, wenn er nicht wäre ſo getrieben und gezwungen worden; er hätte wollen es immer noch beſſer machen.“ Die „rationelle Landwirthſchaft“ hat verſchiedene Auflagen erlebt und iſt in verſchiedene Sprachen überſetzt worden; zu einer Umarbeitung aber iſt Thaer nicht gekommen, wie ſehr dieſelbe auch innerhalb ſeiner Wünſche lag. Die anderweiten Schriften ſeiner Moegliner Epoche (worunter namentlich verſchiedene Bücher und Brochüren über Schafzucht und Wollproduktion) übergehen wir hier. Es mögen ſtatt deſſen von ihm ſelbſt herrührende Worte hier Platz finden, die ihn uns, bis in ſein hohes Alter hinein, von einer ſeltenen Friſche des Geiſtes und von einer ſteten Geneigtheit zeigen, das Gute durch das Beſſere zu erſetzen. „Meine Meinung, ſo ſchreibt er, habe ich über verſchiedene Dinge in meinem Leben oft geändert, und hoffe es, wenn mir Gott Leben und Verſtand noch länger erhält, noch mehrmals zu thun. Es freut mich immer, wenn ich Gründe dazu habe, denn ſo komme ich in meinem Wiſſen vorwärts. Ich halte den für einen Thoren, der in Erfahrungsſachen ſeine Meinung zu ändern nicht geneigt iſt.“

Wir werfen noch einen Blick auf die letzten Jahre ſeines Lebens. Nachdem er ſchon ſeit 1810 und 11 mittelbar im Staatsdienſt thätig geweſen und z. B. 1813 ſchon eine Gemeinheitstheilungs-Ordnung (eine Angelegenheit, mit der er auch ſpäter praktiſch viel beſchäftigt war) entworfen hatte, wurde er 1819 zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt. 1823 folgte der ſchon erwähnte Leipziger Wollconvent, dem er präſidirte; das Jahr darauf (1824) feierte er unter zahlreicher Betheiligung von

Digitized by Google

nah und fern ſein Doktor-Jubiläum. Unter den vielen Geſchenken und Ueberraſchungen, die der Tag brachte, war auch ein Goetheſches, eigens für dieſen Tag gedichtetes Lied:

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?

1825 auf 26 erweiterte er ſeinen Beſitz durch Ankauf der benachbarten Rittergüter Lüdersdorf und Biesdorf, und der neue Beſitz regte ſeinen landwirthſchaftlichen Eifer noch einmal auf das Lebhafteſte an. Aber das Feuer war im Erlöſchen. Schon das Jahr zuvor hatte er an ſeinen Schwager Jacobi in Celle geſchrieben: „Wir haben nun bald unſere Laufbahn auf dieſer Welt vollendet. Wir können vor vielen Andern ſagen, daß unſer Leben köſtlich geweſen, aber doch nur ein elend jämmerlich Ding. Mit Sehnſucht erwarten wir ein anderes; Gott erleichtere uns den Uebergang in daſſelbe.“ Noch einige Jahre waren ihm gegönnt, aber Schmerzensjahre. Er litt an rheumatiſchen Beſchwerden, endlich bildete ſich ein ſchmerzhaftes Fußleiden aus, der Altersbrand. Er litt ſehr. Des berühmten Dieffenbach Heilverſuche ſchafften vorübergehend Linderung, aber die Uhr war abgelaufen: Thaer entſchlief am 26. October 1828.

Thaer war von mittlerer Größe, fein und ſchlank gebaut, in allen Theilen von gutem Verhältniß, und von feſter, ruhiger, immer bequemer Haltung und Bewegung. Sein Aeußeres war im Ganzen nichts weniger als imponirend, hatte jedoch etwas trocken Ablehnendes, ſo daß ſich der Fremde nicht leicht auf den erſten Blick zu ihm hingezogen fühlte. Seine Züge zeigten nicht viel Beweglichkeit; der Mund war geſchloſſen, zurückgezogen, ſchweigſam, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck der abſichtsloſeſten Güte. Seine Augen waren rechte Künſtleraugen, ſehr bedeutend und von ungewöhnlicher Klarheit; dabei ruhig prüfend, man fühlte, daß er auch den verborgenen Fleck traf. Sein gutes, weiches Herz verrieth ſich leicht, auch bei geringerer zufälliger Anregung. Was man jedoch ein gefälliges Weſen nennt, war ihm

Digitized by Google

ſo wenig eigen, wie jede Art oberflächlicher Liebenswürdigkeit. Als Schriftſteller innerhalb ſeines Fachs gehört Thaer in den höchſten Rang. Er war nicht eigentlich ein erfindendes Genie, aber er fand ſeine Stärke in der beharrlichſten Anwendung ſeines geſunden Verſtandes und ſehr ausgebildeten Scharfſinns. Daß er gleich anfangs ſich einer faſt allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hatte, verdankte er ganz vorzüglich ſeiner Aufrichtigkeit und Treue in Erzählung von Thatſachen und der edlen Offenherzigkeit, mit welcher er auch das erzählte, worin er ſich früher geirrt hatte. Das Bewußtſein ſeines großen Ziels machte ihn ſtark, feſt, beharrlich, muthig; ſeine Leiſtungen aber ſchienen ihm immer unzulänglich, ja ſelbſt geringfügig gegen das, was ſeiner Seele vorſchwebte. Ein Jagen nach Berühmtheit, wie es ſich bei weniger Begabten ſo oft findet, blieb ihm durchaus fremd. Unterſuchen, forſchen, prüfen, war ihm von Jugend auf wie zur zweiten Natur geworden, und die Verſe Hagedorns erſchienen wie an ihn gerichtet:

Der iſt beglückt, der ſein darf, was er iſt,
Der Bahn und Ziel nach eignem Auge mißt;
Nie ſklaviſch folgt, oft ſelbſt die Wege weiſet,
Ununterſucht nichts tadelt und nichts preiſet.

Sein Leben, wie er ſelbſt ſchreibt, war köſtlich geweſen, dennoch empfand er zuletzt die „Sehnſucht nach einem anderen", wo kein Suchen und kein Forſchen iſt. Wir aber, die wir noch inmitten des Kampfes ſtehn, den die Erde von uns heiſcht, haben ihm zu danken, daß er geſucht und geforſcht.

Nachdem wir bis hieher dem Manne gefolgt ſind, deſſen Name unzertrennlich von dem Namen Moeglins geworden, wenden wir uns nunmehr wieder der Stätte zu, wo er gelebt.

Moeglin, auch äußerlich genommen, iſt, wenn man den Aus-

Digitized by Google

druck gestatten will) „nur Thaer", und in diesem Umstand liegt sein Reiz und seine Eigenthümlichkeit. Im Uebrigen wirkt das ganze Dorf fast wie eine Ueberraschung. Etwas in der Tiefe gelegen und durch keinen Kirchthurm in die Weite hin verrathen, tritt man plötzlich, unter alten Bäumen hindurch, wie in ein Camp, eine Niederlassung ein und hat hier, malerisch gruppirt, alles zusammen, was zur Bedeutung und zur Poesie des Ortes gehört.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Teich, den nach rechts hin hohe Schilfwände, nach links hin hohe Erlenbäume umfassen. Diesseits des Teichs, neben der Stelle, wo wir uns selbst befinden, steht die alte Feldsteinkirche, von einer Linde, die nicht viel jünger sein mag als die Kirche, überschattet. Jenseits des Teichs, freundlich blinkend im Schmuck eines angebauten Glashauses, steht das Wohngebäude; dahinter ein Haus von ähnlicher Größe — die ehemalige Akademie. Die Wirthschafts-gebäude, darunter die berühmte Stammschäferei, verstecken sich zum Theil hinter den hohen Bäumen, die den engen Kreis des Bildes (Teich, Kirche, Wohnhaus, Akademie) umzirken.

Persönlichkeiten, von zum Theil hervorragender Stellung in Leben oder Wissenschaft, drängten sich an dieser Stelle während der letzten 50 Jahre und so darf es nicht Wunder nehmen, daß jeder Fußbreit Erde hier seine Erinnerungen hat. Am Südrande des Teichs, der Kirche zunächst, fällt uns eine Erdpyramide auf, von Blumen überdeckt und terrassenförmig sich zuspitzend. Es ist ein Grabhügel. Unter ihm ruht Albrecht Thaer, und auf den Treppenstufen des Hügels, der mehr ein Blumengarten als ein Grab ist, blühen, den Sommer hindurch, 400 Blumen jahrein, jahraus.

Am Westrande des Teichs bemerken wir den zersplitterten Stamm eines vom Winde abgebrochenen Baumes. Das sind die Ueberbleibsel der „Herzogs-Weide" die hier stand. Zu den ersten Freunden und Genossen Thaers, bei seiner Uebersiedelung nach Moeglin, gehörte der Herzog von Holstein-Beck, damals (1804 auf 5) bereits ein Mann von nah an 50, ein Vertrauensmann

Digitized by Google

des Kaisers Paul, wie er vorher ein Freund des Rheinberger Prinzen Heinrich gewesen war. Der Herzog lebte monatelang als Moegliner Gast, und diese Weide am Teich war sein bevorzugter Aufenthalt, wo er zu sitzen und zu sinnen liebte. Es durfte wohl so sein. Die Zweige des Baumes hingen in den Teich nieder, das blaugraue Laub war doppelt schön auf einem Hintergrund dunkler Erlen, und der an der Wurzel 7 Fuß dicke Stamm theilte sich höher hinauf in zwei Stämme. Zwischen diesen hatte der Herzog seinen Platz. Beim Abschied schrieb er, in dankbarer Erinnerung an die hier verträumten Stunden:

Gedenkt auch hier an dieser Stelle
Des Freundes, der hier oftmals saß,
Und bei dem stillen Spiel der Welle
Die weite Welt um sich vergaß.

Es wird sein Geist euch hier umschweben,
Sein Dank an eurer Seite sein;
Hier erst erfaßt' er wahres Leben
Und lernte, schaffend, glücklich sein.

Das Wohngebäude, reich an Erinnerungsstücken aller Art, an Bildern und Büsten, ist fast eben so sehr ein Thaer-Museum, als ein Wohnhaus. Auf Namhaftmachung dieser Erinnerungsstücke (meist Darbringungen von nah und fern) leisten wir hier Verzicht; ebenso auf eine Schilderung des Akademie-Gebäudes, der Lehr- und Wohnzimmer, der Bibliothek und der naturwissenschaftlichen Sammlungen, die sich darin vorfinden.

Wir verweilen nicht bei diesen Dingen, die, trotz ihrer sachlichen Bescheidenheit, an die ersten glänzenden Jahre der Akademie erinnern, wir treten lieber aus den öden Zimmern wieder in's Freie, wo ein zierlicher in Front des Gebäudes aufsteigender Obelisk an ein schönes Fest (vielleicht das schönste) mahnt, das hier gefeiert wurde; freilich zugleich auch an das Erlöschen der Flamme, die hier einst brannte. Die Inschrift des Obelisken bezeichnet die Art des Festes. Sie lautet: „Zur Erinnerung an das

Digitized by Google

50jährige Beſtehen der landwirthſchaftlichen Akademie zu Moeglin, im Oktober 1856." An der andern Seite befindet ſich Thaers Reliefbild; darunter die Namen aller Schüler, die zur Errichtung dieſes Denkſteins beitrugen.

Dieſe Feier, wie ſie das halbhundertjährige Beſtehen bezeichnete, und einem 50jährigen Leben galt, bezeichnete doch auch zugleich den „Anfang vom Ende", und die leiſe Mahnung klang durch, „daß es Zeit ſei." Vielleicht gab dieſe Stimmung dem Feſt eine beſondere poetiſche Weihe. Viele waren gekommen, alt und jung, um dieſer Stätte und dem Gedächtniß des Mannes, der hier in ſeltenem Maße ſegensreich gewirkt hatte, ihren Dank darzubringen. Dieſer Dank fand in dem Liede eines jüngeren Feſtgenoſſen ſeinen Ausdruck. Das Lied, das wir aus dem Gedächtniß wiedergeben, lautet:

Es ſteht in preuß'ſchen Landen
Ein Kirchlein alt und ſtumm,
Und rings an ſeinen Wanden
Schlingt Epheu ſich herum.

Und Schatten ſtreut die Linde,
Ein uralt mächt'ger Stamm,
Die grüne Kron' im Winde
Sie neigt ſich dann und wann.

Und neben dieſer Stelle,
Da liegt der ſchöne Teich,
Es plaudern mit der Welle
Die Zweige allzugleich.

Und zwiſchen Teich und Linde,
In Stufen auf und ab,
(Kein ſchöner Grab ich finde)
Da liegt ein Blumengrab.

Und drunter ſchläft in Frieden,
Nach ruheloſer Bahn,
Ein Mann, dem viel beſchieden,
Der viel geſchafft, gethan.

Digitized by Google

Er hat den Sieg erſtritten
In Arbeit und in Ehr,
Er iſt vorangeſchritten —
Wir folgen Vater Thaer.

Wir aber nehmen Abſchied jetzt von dieſer Stätte und von Moeglin. Unſer Heimweg führt uns an dem Grabhügel vorüber, der in Blumen ſteht, roth und weiß, als gäb' es keinen Herbſt und kein Scheiden. Die alte Steinkirche daneben, die ſchon ſo vieles überdauert, wird vielleicht auch dieſen Hügel überdauern, aber nicht das Andenken an ihn, der unter dieſem Hügel ſchläft.

Digitized by Google

Freienwalde.

1.

Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt. Der Ruinenberg. Monte Caprino.

Hier ſchmucke Häuschen ſchimmernd
Am grünen Bergeshang;
Dort Sicheln und Senſen blitzend
Die reiche Flur entlang;
Und weiterhin die Ebne,
Die ſtolz der Strom durchzieht. ...

Uhland.

Nehmt Kinder, nehmt! es iſt kein Traum,
Es kommt aus Gottes Haus.

W. Müller.

Freienwalde — hübſches Wort für hübſchen Ort. Seine Rechtſchreibung ſchwankt; aber ob wir Freienwalde ſchreiben (von „frei im Wald“) oder Freyenwalde (von Freya im Wald), in den Marken giebt es wenig Namen von beſſerm Klang. „Fehrbellin“ klingt ſchöner, poetiſcher vielleicht (wie Trompetenſignale hallt es dazwiſchen), aber Freienwalde iſt lachender, hat freundlicheren Klang.

Viele Wege führen nach Freienwalde; die hat es mit berühmteren Plätzen gemein. Wir wählen heute nicht die kürzeſte Strecke quer über das Plateau des Barnim hin, ſondern die üblichſte, über Neuſtadt-Eberswalde, die, trotz des Umwegs, am raſcheſten zum Ziele führt. Bis Neuſtadt — Eiſenbahn, von da aus Poſt. Der Neuſtädter Poſtillon, einer von den alten, mit zwei

Digitized by Google

Treſſen auf dem Arm — bläſt zum Sammeln, und während links die weiße Wolke des weiter dampfenden Zuges am Horizont verſchwindet, biegt unſer Poſtwagen rechts in die Chauſſee ein, die uns, auf der erſten Hälfte des Weges, abwechſelnd über Thal und Hügel, dann aber, vom ſchönen Falkenberg aus, am Fuße des Barnim-Plateau's hin, dem Zielpunkt unſerer Reiſe entgegenführt.

Wie oft bin ich dieſes Weges gekommen! um Pfingſten, wenn die Bäume weiß waren von Blüthen, und um Weihnachten, wenn ſie weiß waren von Schnee; heut aber machen wir den Weg zur Pflaumenzeit und freuen uns des Segens, der lachend und einladend zugleich an den geſtützten Zweigen hängt. Es iſt um die vierte Stunde, der Himmel klar, und die niederſteigende Sonne kleidet die herbſtliche Landſchaft in doppelt ſchöne Farben. Der Wagen, in dem wir fahren, hindert uns nicht, uns des ſchönen Bildes zu freuen; es iſt keine übliche Poſtchaiſe mit Ledergeruch und kleinen Fenſtern, es iſt einer von den großen Sommerwagen, wie ſie zur guten Jahreszeit zwiſchen Neuſtadt und Freienwalde auf- und abfahren, ein offenes Gefährt mit 20 Plätzen und einem „Himmel" darüber, der auf 4 Stangen ruht. Dieſer „Himmel" — die Urform eines Baldachins, der Wagen ſelbſt aber dem alten Geſchlecht der Kremſer nah verwandt, an deren Stelle mehr und mehr das Kind der Neuzeit „der Omnibus" zu treten droht.

In leichtem Trabe geht es auf der Chauſſe wie auf einer Tenne hin, links Wieſen, Waſſer, weidendes Vieh und ſchwarze Torfpyramiden, rechts die ſteilen, aber ſich buchtenden Hügel-Wände des Plateau's, deren natürlichen Windungen die Straße folgt. Aber nicht viele befinden ſich auf unſerem Wagen, denen der Sinn für Landſchaft aufgegangen; — Erwachſene haben ihn ſelten und Kinder beinah nie. Die Beſatzung unſeres Wagens beſteht aber (drei Mütter abgerechnet) aus lauter Kindern, und während mein Auge ſich links hält und den Maſchen des blauen Waſſernetzes folgt, wenden ſich die Kinderaugen immer begehrlicher dem näher liegenden Reiz des Bildes — den blauen Pflaumen zu. In vollen Büſcheln hängen ſie da, eine verbotene Frucht, aber

Digitized by Google

deſto verlockender. „Die ſchönen Pflaumen“ klingt es von Zeit zu Zeit, und ſo oft unſer Kremſer den Bäumen nahe kommt, fahren etliche kleine Hände zum Wagen hinaus und ſuchen die nächſten Zweige zu haſchen.

Aber umſonſt. Die Bewunderung fängt ſchon an (wie immer in ſolchen Fällen) in Mißſtimmung überzugehen. Da endlich beſchleicht ein menſchliches Rühren das Herz des Poſtillons und auf jede Gefahr, ſelbſt auf die der Pfändung und Anzeige hin, links einbiegend, fährt er jetzt mit dem wachsleinenen Baldachin mitten in die Zweige des nächſten Baumes hinein. Ein Meiſtercoup. Wie aus einem Füllhorn, fällt es von Front und Seite her, in den Wagen hinein; alles greift zu; der kleinſte aber, ein Blondkopf, der vorne ſitzt und die Leine mit halten darf, als führ' er ſelber, deklamirt jetzt, auf den ſchmunzelnden Poſtillon zeigend:

Das iſt der Daum,
Der ſchüttelt die Pflaum'

und während alle Inſaſſen des Wagens, jung und alt, in den Kinderreim mit einſtimmen, geht es an Landhäuſern und Waſſermühlen, an Gärten und Fiſchernetzen vorbei, in das hübſche aber holprige Freienwalde hinein.

Freienwalde iſt eine Bergſtadt, aber nicht minder iſt es ein Badeort, eine Fremdenſtadt. Wir haben erſt eine einzige Straße paſſirt und ſchon haben wir fünf Hôtels und eine Hof-Apotheke gezählt; noch ſind wir nicht ausgeſtiegen und ſchon raſſeln andere Poſtwagen von rechts und links heran; das Blaſen der Poſtillone nimmt kein Ende; Herren in grünen Reiſeröcken und Tyroler Spitzhüten wiegen ſich auf ihren Stöcken und umſtehen das Poſthaus, blos in der vagen Hoffnung, ein bekanntes oder gar ein hübſches Geſicht zu ſehen; Hausknechte erheben ihre Stimme zu Ehren der „drei Kronen“ oder der „Stadt Berlin“, und die erſten Anfänge des Ciceronethums, räthſelhafte Geſtalten in Flauſröcken und Strohmützen, ſtellen ſich ſchüchtern dem Neu-Ankommenden vor und erbieten ſich, ihm die Schönheiten der Stadt zu zeigen.

Digitized by Google

Nur der fliegende Buchhändler fehlt noch, der die „Schönheiten Freienwalde's", besungen und lithographirt, mit beredter Zunge anzupreisen verstände.

Freienwalde ist ein Badeort, eine Fremdenstadt und trägt den Charakter davon zur Schau; was ihm aber ein ganz eigenthümliches Gepräge giebt, das ist das, daß alle Bade- und Brunnengäste, alle Fremden, die sich hier zusammen finden, eigentlich keine Fremden, sondern märkische Nachbarn, Fremde aus nächster Nähe sind. Dadurch ist der Charakter des Bades vorgeschrieben. Es ist ein märkisches Bad und zeigt als solches in allem jene Schlichtheit und Leichtbegnüglichkeit, die (einzelne Residenz-Ausnahmen zugegeben) noch immer einen Grundzug unseres märkischen Wesens bilden. Zum Theil viel mehr noch, als wir selber wissen. Freienwalde ist kein Roulette- und Equipagen-Bad, kein Bad des Rollstuhls und des galonnirten Bedienten, am wenigsten ein Bad der fünf mal gewechselten Toilette. Der breite Stempel, den die ächten und unächten Engländer seit 50 Jahren allen europäischen Badeörtern aufzudrücken wußten, hier fehlt er noch, hier ist der complicirte „Breakfast-Tisch" noch ein kaum geahntes Geheimniß, hier wird noch gefrühstückt, hier sucht noch kein grüner und schwarzer Thee die alte Herrschaft des Morgenkaffee zu untergraben, hier herrscht noch die vaterländische Semmel und weiß nichts von Butter-Toast und Muffin, des Luftbrodes (aêrated bread) und anderer Neuerungen von jenseit des Kanals ganz zu geschweigen.

Und einfach wie die Frühstücksfrage, so löst sich auch die Frage des Kostüms. Der Shawl, der früher eine Mantille, oder die Mantille, die früher ein Shawl war, der Hut mit der neuen „Rüsche", der Handschuh, der drei mal durch die Brönner-Probe ging, — hier haben sie noch Hausrecht, und das 12 Jahr gediente Leihbibliothekenbuch, hier ruht es noch frei und offen, auf dem Antimakassar-Stuhl, mit der ganzen Unbefangenheit eines guten Gewissens. Nichts von Hyperkultur, wenig von Comfort. Während überall sonst ein gewisser Kosmopolitismus die Eigenart jener Städte, die das zweifelhafte Glück haben „Badeörter" zu

Digitized by Google

ſein, abzuſchwächen oder ganz zu verwiſchen wußte, iſt Freienwalde eine märkiſche Stadt geblieben. Kein Wunder. Nicht der Welttouriſt, nur die Mark kehrt hier bei ſich ſelber zum Beſuche ein.

Freienwalde, wie wir ſahen, iſt eine Bergſtadt; Bergſtädte aber ſind ſelten die Stätten einer glänzenden Architectur. Die Häuſer, überall ein „beſtes Plätzchen" ſuchend, ſchaffen mehr Gaſſen und Winkel als eigentliche Straßen, und das Beſte, was wir von Freienwalde zu ſagen wiſſen, iſt, daß es von dem bedenklich-pittoresken Vorrecht wirklicher Bergſtädte keinen allzuſtarken Gebrauch macht. Die Buden-Gaſſe, der ſeidene Beutel, der Köter- oder Rosmarinweg ſind freilich Lokalitäten, die dem Klange ihres Namens ſo ziemlich gleich kommen, aber der Marktplatz mit ſeiner kahlen Geräumigkeit (nur Raum, nur Weite) macht vieles wieder gut. Weite hier und Enge dort, hätten ſich gegenſeitig aushelfen können.

Die Schönheit der eigentlichen Stadt iſt mäßig, ihr Reiz liegt draußen auf den Bergen. Dieſen Bergen verdankt es Alles, was es iſt: von dort aus kommen ſeine Quellen und von dort aus gehen die „Blicke" in's Land hinein. Dieſe Quellen aber und dieſe Ausſichtspunkte ſind es, die die Stadt zu einem Brunnen- und Fremdenort gemacht haben. Wer nicht kommt, um hier die Eiſenquelle zu trinken, der kommt doch, um einen Blick in die „märkiſche Schweiz" zu thun. Dieſen Freienwalder Bergen nun, den Hütern, Wächtern und zum Theil den Ernährern der Stadt, ſchreiten wir jetzt zu.

Zunächſt der Ruinenberg. Er erhebt ſich unmittelbar im Rücken der Stadt und hat mit dem bekannten Potsdamer „Brauhausberge" das eine gemein, daß er, wie dieſer, gleichſam die älteſte Ausſichts-Firma und nach Anſicht vieler noch immer die beſtfundirte repräſentirt. Er iſt am leichteſten zu erſteigen; das iſt eins, was ihn empfiehlt. Kleine Schneckengänge winden ſich endlos hinauf, bequeme Terraſſen bilden den Weg, und (die Ausſicht auf Gärten rechts und links), ſo erreicht man die Höhe, plaudernd-

Digitized by Google

leicht, als ſtiege man die Treppen eines Renaiſſance-Schloſſes hinan. Der Blick vom Ruinenberg aus hat nur in Front eine Bedeutung, wo man zunächſt auf die maleriſch in der Tiefe liegende Stadt, dann über die Thürme und Dächer hinweg in die duftige Friſche der Bruchlandſchaft hernieder blickt. Wie ein Bottich liegt das weitgeſpannte Oderbruch da, durchſtrömt von drei Waſſerarmen: der faulen, alten und neuen Oder, und eingedämmt von Bergen hüben und drüben, die, wie eben ſo viele Dauben, die grüne Bottichtiefe umſtehn. Meilenweit nur Wieſen; keine Fruchtfelder, keine Dörfer, nur Heuſchober dicht und zahllos, die, immer kleiner und grauer werdend, am Horizonte endlich zu einer weidenden Heerde zuſammenzuſchrumpfen ſcheinen. Nur Wieſen, nur grüne Fläche; dazwiſchen einige Kropfweiden; 'mal auch ein Kahn, der über dieſen oder jenen Arm der Oder hingleitet, nur ſelten ein Fuhrwerk (natürlich mit Heu beladen) oder ein Ziegeldach, deſſen helles Roth wie ein Lichtpunkt auf dem Bilde ſteht. Der Anblick iſt ſchön in ſeiner Art, und weſſen Auge krank geworden iſt in Licht und Staub und all dem Blendwerk großer Städte, der wird hier Geneſung feiern und dies Grün begrüßen wie ein Durſtiger einen Quell begrüßt; aber der Anblick, ſo erlabend er iſt, leidet doch Einbuße durch ſeine Monotonie. Auf Meilen hin daſſelbe. Erſt weiter ſüdwärts, nach Frankfurt zu, verändert das Bruch ſeinen Charakter: Fruchtfelder treten an die Stelle der Wieſen, Dörfer reihen ſich aneinander und ſchaffen ein Bild voll Schönheit und Fruchtbarkeit, wie es die Mark in dieſer Vereinigung nicht zum zweiten Male beſitzt. Aber dieſe Landſchaftsbilder ſind von hier aus noch meilenweit entfernt.

Der Ruinenberg blickt weit in's Bruch hinein; wodurch er ſich indeſſen von den Nachbarbergen am weſentlichſten unterſcheidet, das iſt ſein Blick auf das ihm zu Füßen liegende Freienwalde. Außerdem hat er ſeine hiſtoriſchen Traditionen; Erinnerungen, denen wir es nicht zum Böſen anrechnen wollen, daß ſie ſich in ſagenhafte Vorzeit verlieren. Es hat dies folgenden Zuſammenhang. Bei Nachgrabungen, die im Spätherbſt 1820 hier angeſtellt wurden, ſtieß man, etwa 4 Fuß tief unter der Erde, auf Fundamente, die

Digitized by Google

nach sorglicher Ausmessung eine Länge von 136 Fuß ergaben. Es war just die Zeit, wo man hierlandes in die vor-wendische Zeit zurückzusteigen und die alte Mark, als ein ehemaliges urgermanisches Land, mit Longobarden und Semnonen zu bevölkern trachtete. Das Bade-Comité — wie alle Bade-Comités — stand natürlich auf der Höhe seiner Zeit. Die Folge davon war, daß Seitens desselben das 136 Fuß lange Fundament ohne Weiteres als die Seitenwand eines Freya-Tempels festgestellt, zugleich aber (zwei Fliegen mit einer Klappe schlagend) jeder etymologische Zweifel über „Freienwalde" oder „Freyenwalde" ein für allemal beseitigt wurde. Das Fundament selbst, alsbald an's Licht geschafft, erfuhr eine doppelte Verwendung. Die eine Hälfte ward ohne weiteres zur Aufführung eines Mauerbruchstücks verwandt, in das eine Marmor- oder Kalksteintafel mit der Geschichte „der Auffindung des Freyatempels" eingelassen wurde; während die andere Hälfte, ebenfalls nach der Sitte der Zeit, als künstlicher „Ruinenthurm" in eine neue Phase des Daseins trat. Dieser künstliche Ruinenthurm erhielt, trivial aber wohlmeinend, die Inschrift: „Wie schön ist Gottes Erde."

Unser nächster Besuch gilt dem Ziegenberg (oder „Zickenberg" wie er früher hieß), der sich jedoch an seiner einfachen Erhebung in's Hochdeutsche nicht genügen ließ und deshalb jetzt als „Monte Caprino" auftritt. Von seiner Höhe blickt man ebenfalls in die Bruchlandschaft hinein, aber die Stadt im Vordergrunde fehlt. Dies führt uns darauf hin, die Bergpartieen, wie sie sich um Freienwalde herum gruppiren, auf ihre eigenthümliche Formation hin ein wenig näher anzusehen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie, wiewohl frei und offen daliegend, doch zugleich einen sehr exclusiven Charakter haben und unter einander (landschaftlich) in gar keiner oder sehr geringer Verbindung stehn. Wir beschreiben diese hufeisenförmigen, nach vorn hin geöffneten Thäler vielleicht am besten, wenn wir sie, als ebenso viele Amphitheater bezeichnen. Da alle diese Amphitheater am Bruche entlang liegen und nach vorn hin geöffnet sind, so ist der Blick auf

Digitized by Google

das Bruch das allen gemeinsame; alles das aber, was sie nach rechts und links hin mit ihren Flanken umspannen, ist ihre Besonderheit, ihre Specialität, und kann nur von den verschiedenen Plätzen des eignen, nicht aber von den Nachbar-Plätzen des angrenzenden Amphitheaters aus gesehen werden. Freienwalde, wie schon erzählt, schiebt sich in das Amphitheater des Ruinenberges hinein und wird von dem Höhenzuge desselben derart beherrscht und flankirt, daß selbst der zunächst liegende Monte Caprino nirgends in den umschlossenen Halbkreis des Nachbars hinein zu blicken vermag.

Wenn wir den Ruinenberg die „älteste Firma" nannten, so ist der Monte Caprino die jüngste. Professor Valentini (aus alten Berliner Tagen her manchem unserer Leser bekannt) hat der Stadt, in die er sich zurückzog, vor 10—20 Jahren diesen Berg erobert und die höchste Kuppe desselben in die Liste der Freienwalder Schönheiten eingereiht. Dank ihm dafür. Ob wir ihm auch für das Häuschen zu danken haben, das unter dem Namen „Valentini's Ruh" sich an höchster Stelle des Berges erhebt und, mit blau und rothen Gläsern ausstaffirt, den Besucher auffordert, die Wiesenlandschaft abwechselungshalber auch in blau und roth auf sich wirken zu lassen, — wissen wir nicht; aber wir entsinnen uns Valentini's und müssen deshalb hinzu setzen: wir fürchten es. Wir fürchten leider auch, daß die poetische Zinkblech-Inschrift, die (doppelspaltig) die eine Wand des Häuschens fünf Fuß hoch bedeckt, auf dieselbe Urheberschaft zurückgeführt werden muß. Wer hier gestanden und diesen Versen gegenüber nach Verständniß gerungen hat, denkt mit Wehmuth an den Ruinenberg und den kurzgefaßten Hölty'schen Nachklang zurück.

Wenige freilich werden, angesichts dieser lächelnden Landschaft, Lust bezeugen, unsern alten Professor auf die Monte Caprino-Höhe seines mißverstandenen Pantheismus zu begleiten, wenige werden ihn lesen, und sie thuen Recht daran. Aber eine Aufgabe, deren sich der freie Wandersmann entschlagen kann, wird zur unabweislichen Pflicht für den ex officio Reisenden, der lesen

Digitized by Google

muß und der in Nachſtehendem aphoriſtiſch enthüllt, was er an Ort und Stelle gewiſſenhaft verzeichnet hat. Das Ganze iſt ein in's Religiöſe hinüberklingender Naturhymnus, in dem Logik und Grammatik, wie der Lahme und Blinde, einen wunderlichen Wettlauf anſtellen. „Gott (ſo hebt die Inſchrift an) iſt die Seele ſeiner Schöpfung, in der Er ſich gleichſam wie in ein herrliches Gewand hüllt.“ Dieſer Dativ überraſcht; aber Valentini bringt alles wieder ins Gleichgewicht. „Wie ein freundlicher Talisman (ſo fährt er fort) erhält uns die Religion über die Wellen im Schiffbruch des Lebens.“ So vollzieht er (in ſeinem eignen Hymnus) einen Akt der Gerechtigkeit und zahlt ſchließlich dem Akkuſativ die Schuld zurück, die er Anfangs bei ihm eingegangen.

Denken wir milde darüber, hat er doch ſelber ſeitdem die letzte Schuld gezahlt. Auf „Valentini's Ruh“ raſten jetzt Andere, er ſelber aber iſt, am Fuße des Hügels, längſt eingegangen zu dauernder Ruh.

Digitized by Google

2.

Falkenberg.

Da liegt zu Füßen, ein ſchimmernd Bild,
An die Berge geſchmiegt das weite Gefild,
Falter fliegen im Sonnenſtrahl.

Paul Heyſe.

Etwa wie ſich Heringsdorf zu Swinemünde verhält, ſo verhält ſich Falkenberg zu Freienwalde. Ein Dorf, das, durch ſeine ſchöne Lage, vielleicht auch durch den ſchlichten Zauber des Ländlichen bevorzugt, dem eigentlichen Badeort (zu dem es früher nur Anhängſel war) gefährlich zu werden droht. So dort wie hier. Der Vergleich ließe ſich ohne Zwang noch weiter durchführen. Die Entfernungen ſind ſo ziemlich dieſelben, und wie ſich zwiſchen Heringsdorf und Swinemünde ein tannenbekränzter Dünenrücken zieht, deſſen höchſte Punkte einen prächtigen Blick, weit in die grünliche See hinaus, geſtatten, ſo ziehen ſich zwiſchen Freienwalde und Falkenberg die ſteilen, Tannen- und Laubholzbeſetzten Abhänge des Barnim-Plateaus, deſſen Kuppen meilenweit in das grüne Bruchland herniederſehen.

Der Weg von Freienwalde nach Falkenberg iſt begreiflicherweiſe derſelbe, wie von Falkenberg nach Freienwalde; wir fahren alſo, am Fuß des Plateaus (jetzt umgekehrt, die Berge links, die Wieſen rechts), denſelben maleriſchen Weg zurück, auf dem wir im vorigen Kapitel Freienwalde entgegenfuhren. Die Pflaumenbäume ſind noch dieſelben wie am Tage vorher, aber nicht nur

Digitized by Google

die Kinder fehlen, deren Uebermuth wir gestern schon etwas zu Gute halten durften, auch der Baldachin fehlt, dessen scharfe und ausgezackte Wachsleinwand gestern wie eine Harke in die Bäume fuhr. Ohne Erlebniß, ohne Lärm und Jubel, nur dem stillen Eindruck der Landschaft und der Herbstesfrische hingegeben, beenden wir unsern Weg und biegen jetzt, mit plötzlicher Schwenkung nach links, in die Falkenberger Dorfstraße ein. Bis dahin am Rand der Berge fahrend, sind wir, durch diese Biegung, wie in das Dorf, so auch in die Berge selbst gerathen. Die steile Wand, die eben noch frei in's Bruch blickte, blickt jetzt auf eine Bergwand gegenüber; das Bild hat seinen Charakter geändert, und der nach rechts hin geöffnete Weg ist ein Hohlweg, eine Schlucht geworden. In dieser Schlucht liegt Falkenberg. Die einschließenden Berge gewähren die schönste und wechselndste Aussicht; die Bergwand rechts blickt in das Bruch, die Wände und Kuppen zur Linken aber blicken in die Verschlingungen und Kesseltiefen der eigentlichen Wald- und Berglandschaft hinein.

Ehe wir indessen diese Wände und Kuppen ersteigen und nach rechts und links hin Umschau halten, steigen wir in die zu unterst gelegene Gasse des Dorfes nieder, wohin uns die weiße Wand und mehr noch der melodische Lärm einer Wassermühle lockt. Dort sind wir willkommen. Wir nehmen Platz neben der Thür, und die Steinbrücke vor uns, unter der hinweg der Mühlbach schäumt (picken de Hühner um uns her und Sommerfäden in der Luft), so rasten wir und plaudern von Falkenberg und seinen Bewohnern.

Falkenberg ist doppellebig. Seine Natur bringt das so mit sich. Die Bruchlandschaft rechts, die Berglandschaft links, da haben wir die Bedingungen dieser Doppellebigkeit. Die Wiesen machen es zu einem Bruchdorf, die Berge mit ihren Quellen und schattigen Plätzen zu einem Brunnen- und Badedorf. Im Einklang mit dieser Doppellebigkeit unterscheiden wir denn auch einen Sommer- und einen Winter-Falkenberger.

Digitized by Google

Der Winter-Falkenberger, oder der Falkenberger außerhalb der Saison, ist ein ganz anderer wie der Sommer-Falkenberger, oder der Falkenberger in der Saison. Der Winter-Falkenberger ist ganz Märker, d. h. ein Norddeutscher mit starkem Beisatz von wendischem Blut. Er ist fleißig, ordentlich, strebsam, aber mißtrauisch, eigensinnig und zu quäruliren geneigt. Hört man ihn selbst darüber sprechen, so hat er freilich Recht. Die Wirthschaft (d. h. seine Wiese) bleibt doch immer die Hauptsache, das Fundament seines Wohlstandes, und diese Wiese, dies Stück Bruchland ist mit Abgaben überbürdet. „Die Verwaltung, so hebt der Winter-Falkenberger an, hat uns Gutes gebracht, aber auch viel Böses. Sonst stand das Wasser auf unsern Wiesen 11 Fuß hoch, und wir hatten eine unsichere oder auch gar keine Heuernte; jetzt haben wir die Eindeichung und bringen unser Heu trocken herein, aber wir müssen für den Deich, der uns schützt, eine so hohe Abgabe oder Beisteuer zahlen, daß Mancher schon gedacht hat: ohne Deich war es besser. Unser ganzes Unglück ist, daß sie „da oben" die Abgaben und die Beisteuer ungerecht vertheilen. Die Herren von der Regierung sagen: „„wir haben den Damm gebaut und das Oderbruch trocken gelegt. Wo wir das Bruch von vielem Wasser befreit haben, da muß auch viel gezahlt werden, und wo wir es von wenig Wasser befreit haben, da wird auch nur wenig bezahlt."" Das klingt sehr schön und sehr gerecht, ist aber Ungerechtigkeit von Anfang bis Ende. Hier bei uns stand das Wasser alle Frühjahr am höchsten, elf Fuß hoch nnd drüber, während es in andern Theilen des Bruches (und zwar in den besten und reichsten) nur einen Fuß hoch stand. Was geschieht nun? Wir müssen das Elffache bezahlen, denn man hat uns ja von der elffachen Wassermasse befreit. Aber überschwemmtes Land ist überschwemmtes Land und es ist ganz gleich, ob das Wasser einen Fuß oder elf Fuß hoch auf Wiese und Acker gestanden hat."

So der Winter-Falkenberger. Ich habe ihm anfänglich alles geglaubt und ihn wochenlang als ein Opfer des Deichverbandes oder gar einer Regierungs-Laune angesehen, bis ich schließlich mich

Digitized by Google

überzeugt habe, daß das „wendiſche Blut“ ihn doch auf falſche Wege geführt und ihn bitterer und eigenſinniger gemacht hatte, als nöthig. Die Sache iſt nämlich die: Bruchländereien, in denen das Waſſer vordem elf Fuß hoch zu ſtehen pflegte, genoſſen das traurige Vorrecht, alle Jahre überſchwemmt zu werden, während Ländereien mit einem Fuß Waſſer jahrelang von jeder Ueberſchwemmung befreit blieben. Ein Fuß Waſſer oder elf Fuß Waſſer iſt freilich gleichgültig, aber die Elf-Fuß-Waſſer-Leute hatten eben das Waſſer immer, während es die Ein-Fuß-Waſſer-Leute vielleicht nur alle elf Jahre hatten. Müſſen aber doch alljährlich ihre Beiſteuer zahlen.

Der Winter-Falkenberger iſt märkiſch, der Sommer-Falkenberger iſt thüringiſch, eine Art Ruhlenſer: freundlich, gebildet, entgegenkommend. Der Vorübergehende bietet guten Tag, giebt Auskunft, zeigt den Weg. Ueberall gute Form und gute Sitte, eine „Manierlichkeit“, wie ſie ſonſt in den Marken (zumal in den Odergegenden) nicht leicht betroffen wird. Dieſe Manierlichkeit iſt zum guten Theil etwas Aeußerliches, ein Kleid, das an- und abgelegt werden kann, aber wenn ich recht geſehen habe, ſo iſt dieſe thüringiſch-mitteldeutſche Art, wie ſie einem hier entgegentritt, doch nicht blos etwas Angenommenes, ſondern guten Theils auch das Produkt einer mitteldeutſchen Landſchaft, einer Thüringiſchen Umgebung und Natur. Der modelnde Einfluß, den die Wohnſtätte des Menſchen auf den Menſchen ſelber übt, wird wohl kaum noch beſtritten, und hier haben wir ein Beiſpiel davon. Die Falkenberger früherer Jahrhunderte, deren Eigenart noch in dem Winter-Falkenberger fortlebt, hatten ihr Auge nur der Wieſe und dem Waſſer zugewandt, und ſie waren und blieben wendiſch-märkiſche Fiſchersleute durch viele Jahrhunderte hindurch; von dem Augenblick an aber, wo ſie ſich, zumal um die Sommerszeit, den ſchönen Bergen zuwandten, begann auch der Anblick des Schönen den Formenſinn zu bilden, die Sitte zu modeln, und unter dem Einfluß einer ſo nah gelegenen und doch ſo ſpät erſt entdeckten thüringiſchen Natur entſtand etwas von thüringiſcher

Digitized by Google

Sitte, von sächsischem Schliff. — Welch Unterschied jetzt zwischen einem märkischen Sanddorf und diesem gebirgsdorfartigen Falkenberg! Dort schlummert noch der Sinn für das Schöne; die Armuth kennt nur was nöthig, im glücklichsten Fall was nützlich ist, aber sie fragt nicht nach dem, was ziert und schmückt. Zieht sich eine Allee durch solch ein Sanddorf hin, so darf man sicher sein, daß sie ein Befehl in's Leben gerufen hat; der freie Wille, der eigene Trieb der Dörfler hätte sie nie gepflanzt. Wie anders hier. Jedes einzelne Haus zeigt die Freude an dem, was gefällt. Um die alten Obstbaumstämme rankt sich der sorglich gepflegte Epheu am Gitterdraht, Weingänge laufen an der Rückfront der Häuser hin, der Ebereschenbaum lehnt sich an den Vorbau der Häuser, und Bank und Laube haben ihren bestimmten Platz. Der Brunnen, das Bienenhaus, Kleines und Großes fügt sich malerisch in das Ganze ein, denn der Sinn für das Gefällige, für alles was ziert und schmückt, ist lebendig geworden und wirkt, ohne Anlauf und Absicht, selbstständig-thätig in jedem Moment.

Aber freilich Anleitung und Schulung ging diesem „Selbstständig-thätig-sein" voraus und Anregung, Anleitung, treten noch jetzt, helfend und fördernd, an den Sommer-Falkenberger heran. Ein geläuterter Geschmack, das feinere Verständniß solcher, die weder mit dem Winter- noch dem Sommer-Falkenberger etwas Bestimmtes gemein haben, haben hier in Bauten und Anlagen vielfache Muster geschaffen. Und solcher Muster bedurfte es allerdings. Die Dinge hier, wie schon angedeutet, waren nicht immer das, als was sie jetzt dem Auge sich darbieten, und aller gute Wille der Falkenberger — selbst nachdem sie gelernt hatten, den Bergen sich zuzuwenden — hätte nie ausgereicht, diese Sandwand zur Rechten in Terrassen und Weingänge und diese Berglehnen zur Linken in Laubholz-Wald zu verwandeln. Ihr Verdienst war: sie folgten, sie hatten ein Auge für das Bessere, sie waren bereit zu lernen.

Das Beste dieser Umwandlungen verdanken die Falkenberger dem Natur- und Schönheitssinn ihres nächsten Nachbars, des Be-

Digitized by Google

sitzers von Cöthen, eines Dorfes, dessen Bergpartieen und Hügelabhänge gleichsam die malerische Umrahmung des in der Tiefe gelegenen Falkenbergs bilden.

In dies Cöthener Bergterritorium hinein ermöglichen sich nun, als vorzüglichster Reiz eines Falkenberger Aufenthalts, allerhand Ausflüge und Partieen; wir treffen aber wohl das Richtige, wenn wir nur drei Punkte besonders namhaft machen und ihnen den Preis der Schönheit zuerkennen. Es sind dies die Carlsburg, die Idas-Eiche und der Cöthener Park. Einer kurzen Beschreibung dieser drei Punkte selbst schick' ich eine Beschreibung des ihnen gemeinschaftlichen Terrains voraus. Dies Terrain also (im Rücken Falkenbergs) ist ein nach vorn hin geöffnetes Kesselthal und hat die Form eines Hufeisens oder eines griechischen Ω. Auf der geschlungenen Berglinie, die das Kesselthal bildet, befinden sich Kuppen, die nach den verschiedensten Seiten hin in's Land hineinsehen, die beiden schönsten Punkte aber sind natürlich die am freisten, am meisten nach vornhin gelegenen die Carlsburg und die Idas-Eiche (a und b). Am meisten zurückgelegen (c) liegt Dorf Cöthen. Von ihm aus zieht sich dann, an einem Bach oder Fließ entlang, von Bergwänden eingefaßt, der Cöthner Park bis an die Grenze des Falkenberger Gebiets hin.

Die Carlsburg, ein heiteres, villenartiges Gebäude, blickt, von dem sogenannten Paschenberg aus, in die Oderbruchlandschaft hinein. Der Punkt ist reizend genug, was aber diesem Paschenberg als Aussichtspunkt einen besondern Reiz verleiht, das ist die aparte Schönheit seines Vordergrundes, des Dorfes Falkenberg selbst, über dessen Schluchten, Dächer und Thürme hinweg der Blick zu der weiten, grünen Fläche hinüber schweift. Schöner fast noch, als von der Höhe des Berges aus, hat man diese Blicke schon beim Ersteigen desselben, wo mannigfache, durch den Wald geschlagene Laubengänge die schönsten Stellen des Bildes (namentlich mit glücklicher Benutzung des Falkenberger Kirchthurms) wie in einen Rahmen zusammenfassen. — Leicht vom Dorf aus zu

Digitized by Google

erreichen, eben so heiter in seiner baulichen Anlage, wie in dem Blick, den es uns auf die duftige Bruch-Fläche gönnt, ist die Carlsburg der bevorzugte Platz der Falkenberger Sommergäste, namentlich um die Mittagsstunde. Hier versammelt man sich zu gemeinschaftlichem Mahl, hier in Front des Hauses, unter dem säulengetragenen, geisblattumrankten Vorbau, klingen bei festlichen Gelegenheiten (die sich ja immer finden) die Gläser zusammen, und die bereit stehenden Böller donnern dazwischen und wecken das Echo in den Bergen.

Noch schöner ist die Ida's-Eiche. Der Blick in's Bruch ist derselbe wie von der Carlsburg aus, der Blick in die Berge aber umfaßt den ganzen Inhalt des zu Füßen liegenden Kesselthals; Berglehnen und geschlungene Wege, Laubholzwald, Häuser und Hütten. Man kann hier von einem Avers und Revers der Landschaft sprechen; nach beiden Seiten hin ein gleich gewinnendes Bild. Was dieser Ida's-Eiche indessen die besten Freunde wirbt, ist ein gewisses genrehaftes Beiwerk, dessen sie sich erfreut. Eine breite Treppe windet sich spiralförmig um den alten Stamm der Eiche und mündet oben in einen Rund-Tisch oder poetischer in eine „Tafel-Runde" aus. Die höchste Krone des Baumes spannt sich als Schirm über dieser gitterumfaßten Plattform und schafft hier einen beneidenswerthen Aufenthalt, zumal um die Zeit des Sonnenuntergangs. — Wenn der Carlsburg, nach altem Herkommen, der helle Mittag gehört, so gehört der Ida's-Eiche die Dämmerstunde, der Abend, wo

auf am Himmelsbogen
die goldnen Sterne zogen.

Dann ist diese Plattform ein Balkon, wie ich hierlandes auf keinem schöneren gesessen. Aus dem Dunkel des Waldes blinken einzelne Lichter herauf, am Horizont (jenseits des Bruches) ziehen lichtweiße Streifen, und verschwinden wieder, — nichts ist wach als der Abendwind, der die Eiche, die uns trägt, in leises Schwanken bringt. Einlullend, wie mit magnetischer Hand, berührt uns

Digitized by Google

die Luft, und das Geplauder wird ſtiller und ſtiller, bis es endlich ſchweigt. Immer heller funkeln die Sterne, immer weiter wird der Blick, bis endlich, wie aus Bann und Märchenſchlummer, das Raſſeln eines ſchweren Poſtwagens uns weckt und das begleitende Poſthorn, das, von der Falkenberger Berglehne her, zu uns herüberklingt.

Der Cöthener Park. — Von der Ida's-Eiche bis Dorf Cöthen iſt wenig weiter als 1000 Schritt, und die Cöthener Dorfſtraße ohne Aufenthalt paſſirend, führt uns unſer Weg unmittelbar an den Eingang des Parks. Dieſer Park iſt etwas altfränkiſch; er ſtammt noch aus einer Zeit, wo man gewiſſen perſpectiviſchen Künſten den Vorrang einräumte vor der landſchaftlichen Schönheitslinie; es fehlt noch eine freiere und natürlichere Anlage, und Tempelchen und Muſchelgrotten haben noch ihren Platz. Marmorköpfe, über deren ſpecielle Bedeutung an der Stelle, die ſie einnehmen, vielleicht immer ein Dunkel walten wird, blicken räthſelhaft aus Felsgemäuer*) hervor und Delphine und Löwen ſpeien Waſſer und laſſen es ſich nicht anfechten, daß ihre alabaſterweißen Unterkiefer von Eiſenocker längſt braun geworden ſind. Die alten Künſte der alten Parks, von denen wir die Muſterſtücke noch immer in Schwetzingen und im Wörlitzer Garten finden! Dennoch hat dieſer Cöthener Park ſeine Eigenthümlichkeit, weil das Stück Natur *eigenthümlich* war, das zu ſeiner Anlage genommen wurde. Es iſt eine reich mit Laubholz, namentlich mit ſchönen Buchen beſetzte Schlucht, durch die ſich ein Fließ zieht. Dieſes Fließ, das — in ſeiner künſtlichen Verzweigung — dem Park an einzelnen Stellen den Charakter eines Elsbruchs giebt, iſt in Wahrheit der Quell ſeiner Schönheit überhaupt. Ob man wirklich *mehr* Waſſer und namentlich raſcher fließendes hier hatte als anderswo, oder ob man ſich nur beſſer auf ſeine Benutzung verſtand, gleichviel — Waſſer überall. Der Bach mit Plätſchern und

*) Eine dieſer Grotten, ſo heißt es, iſt aus Lava aufgeführt, und die Gegenſtände innerhalb derſelben ſtammen von Herkulanum und Pompeji.

Digitized by Google

Gemurmel begleitet uns von Schritt zu Schritt, er iſt unſer Führer durch die labyrinthiſchen Gänge; aber nicht genug damit, alle Minuten hält er inne, um noch ein Uebriges für uns zu thun. Hier ſtürzt er ſich vom Wehr, aber nur um an nächſter Stelle ſchon als Springbrunnen wieder aufzuſteigen; hier treibt er ein Waſſerrad, dort ſpeiſt er eine überlaufende Vaſe, und aus der langſam ſich drehenden Scheibe daneben ſpritzen ſeine dünnen Strahlen, zugleich als Schmuck und als treibende Kraft.

Am wenigſten glücklich iſt der Park in Inſchriften. Wir folgen aber, ſtatt bei ihnen zu verweilen, lieber dem plätſchernden Fließ, deſſen Lauf uns nach einem kurzen Spaziergang, durch die Mitte des umwaldeten Keſſelthals, in die maleriſch verſchlungenen Straßen von Dorf Falkenberg zurückführt.

Digitized by Google

3.

Das Schloß.

Dies weiße Häuschen find' ich zum Entzücken,
Die Wand iſt ſauber bis hinauf zum Dache,
Und heitre Fenſter ſind es, die es ſchmücken.
B. v. Lepel.

Freienwalde hatte von Alters her ein „Schloß", erſt ein Uchtenhagenſches, dann ein churfürſtliches, zuletzt ein königliches.

Das Schloß, das die Uchtenhagens hier hatten und in das ſie wahrſcheinlich einzogen, nachdem ihre Burg auf dem Schloßberg (ſiehe das entſprechende Kapitel) zerſtört worden war, lag unmittelbar hinter der Freienwalder Kirche und blickte auf die Oder hinaus, die damals bis dicht an die Stadt herantrat. Eine ſchlichte Abbildung in Philipp v. d. Hagens „Beſchreibung der Stadt Freienwalde" ſtellt höchſt wahrſcheinlich dies alte Uchtenhagenſche Schloß dar. Woher er dies Bild genommen, habe ich nicht ermitteln können. Es iſt ein einfaches, beinah fenſterloſes Gebäude mit einem gothiſchen Erkerthurm als einzigem Schmuck.

Das churfürſtliche Schloß (in unſcheinbaren Reſten noch erhalten) erhob ſich an derſelben Stelle, wo vorher, durch zwei Jahrhunderte hin, das eben beſchriebene Stadtſchloß der alten Uchtenhagen geſtanden hatte. Der große Churfürſt ließ es 1687 zu „künftigem bequemen Aufenthalte daſelbſt" erbauen; näheres über dieſen Bau aber: wann er beendigt wurde, wer es bewohnte, hab' ich nicht mit voller Beſtimmtheit in Erfahrung brin-

Digitized by Google

gen können. Die Nachrichten, die man in Freienwalde ſelbſt einzieht, widerſprechen ſich einander, und ein Zuratheziehen der reichen „Freienwalder Literatur“ giebt ebenfalls mehr Abweichendes als Gewiſſes. Philipp v. d. Hagen ſchreibt: „In der Stadt iſt ein Schloß, von Steinen gebaut, welches der Churfürſt um deswillen erbauen ließ, weil er alle Jahre den Brunnen zu beſuchen pflegte und alsdann daſelbſt wohnte.“ Dies letztere aber (wenn es ſich auf ein Wohnen in eben dieſem Stadtſchloß bezieht) iſt nicht möglich und wird durch v. d. Hagens Buch an anderer Stelle ſelbſt widerlegt. Er ſchreibt (S. 48): „Der Churfürſt logirte (1685) mit ſeinem Gefolge in der Stadt mit vieler Unbequemlichkeit (d. h. alſo ohne Schloß) und beſchloß beim Brunnen ein Gebäude aufführen zu laſſen.“ v. d. Hagen fährt dann fort: „1686 kam der Churfürſt nicht nach Freienwalde; als er 1687 ſich des Brunnens wieder bediente, wohnte er in dem neuen Brunnengebäude (dem jetzigen ſogenannten churfürſtlichen Flügel), ſein Gefolge logirte aber in der Stadt.“ Aus allem dieſem geht wenigſtens das eine hervor, daß der große Churfürſt niemals im Stadtſchloß zu Freienwalde gewohnt haben kann; 1685 (wo er in der Stadt logirte) deshalb nicht, weil das Schloß damals noch nicht einmal begonnen, geſchweige fertig war, und 1687 deshalb nicht, weil er in dieſem letztgenannten Jahre überhaupt nicht in der Stadt, ſondern auf dem Brunnen wohnte. Landrath v. Reichenbach ſchreibt 1824: „das alte königliche Schloß in Freienwalde wurde 1687 von Schlüter begonnen“, eine Notiz, die völlig werthlos iſt, da der berühmte Baumeiſter erſt 1691, alſo 4 Jahre ſpäter und drei Jahre nach dem Tode des großen Churfürſten, in den brandenburgiſchen Dienſt trat. v. Reichenbach verwechſelt hier das Stadtſchloß mit dem „Schloß auf dem Brunnen.“ Am zuverläſſigſten iſt mir folgende Angabe erſchienen, die ich einem 1848 erſchienenen Büchelchen entnehme: „König Friedrich I. vollführte den ſchon unter ſeinem Vater 1687 angefangenen Bau des Amts- oder Rathhauſes (hinter der großen Kirche), das urſprünglich zum Jagdſchloß beſtimmt war.“ Dies Wort „Jagd-

Digitized by Google

ſchloß" iſt nicht ganz correct, ſonſt aber, wie ſchon bemerkt, dürfte dieſe letztcitirte Angabe der Wahrheit am nächſten kommen. Die Sache würde ſich danach in Kürze ſo ſtellen. Der große Churfürſt ordnete den Bau eines „Stadtſchloſſes" an, und unter ſeinem Nachfolger wurde dieſer Bau beendet. Dies „Stadtſchloß" ward aber weder vom Churfürſten noch ſpäter vom König Friedrich I. je bewohnt, ſondern erhielt gleich nach ſeiner Herſtellung die Beſtimmung eines Königlichen Amts- und ſpäter (an die Stadt übergehend) eines ſtädtiſchen Schul- und Rathhauſes. Das Haus, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit verändert, ſteht noch, diente (wenigſtens bis vor Kurzem) als Schule und Gefängniß und zeigt begreiflicherweiſe nichts mehr von alter Schönheit und königlichem Glanz.

Das königliche oder neu-königliche Schloß Freienwalde liegt nicht innerhalb der Stadt, ſondern unmittelbar vor den Thoren derſelben, auf dem Wege zum Brunnen hinaus, faſt am Fuße des ehemaligen „Apothekerbergs." Dieſer, inzwiſchen in einen Schloßgarten umgewandelt, führt demgemäß den Namen der „Schloßgartenberg"; nicht zu verwechſeln mit dem Schloß-Berg, der, halben Wegs zwiſchen Freienwalde und Falkenberg gelegen, die Ruinen der alten Uchtenhagen-Burg auf ſeiner Kuppe trägt. Wir werden dieſen letztern, den Schloß-Berg, in einem künftigen Kapitel kennen lernen.

Auch das neu-königliche Schloß Freienwaldes, wiewohl wenig älter als 60 Jahre, hüllt ſeine Anfänge wenigſtens in ſo weit in Dunkel, als es mir nicht hat gelingen wollen, das Jahr ſeiner Entſtehung mit voller Gewißheit feſtzuſtellen. Eine freundliche Mittheilung aus Freienwalde ſelbſt lautet wie folgt: „Das hieſige königliche Schloß iſt Anfangs der neunziger Jahre von der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. erbaut worden. Die Baulichkeiten ſind unverändert geblieben, nur daß 1844 ein am Kirchhofsrande gelegenes Kammerfrauen-Haus abgebrochen wurde. Der Schloßgarten, an den Abhängen des Berges, iſt erſt allmälig zu ſeiner jetzigen Ausdehnung angewachſen. Die Hofdamen wohnten,

Digitized by Google

ſo lange hier Hof gehalten wurde (bis 1805), in dem Hauſe, das jetzt die Kaſtellans-Wohnung bildet. Friedrich Wilhelm IV. hatte vor, die Anlagen des Schloßgartens zu erweitern; die nöthigen Ländereien waren auch bereits angekauft, als ſein Hinſcheiden dem Plan ein Ende machte."

Dieſe Notizen enthalten ſo ziemlich eine Quinteſſenz alles Deſſen, was in Freienwalde über Geſchichte und Entſtehung des „neuen Schloſſes" curſirt. Die erſte Zeile derſelben iſt in ſoweit nicht ganz correkt, als ich nachzuweiſen im Stande bin, daß das neue Schloß bis 1795 nicht exiſtirte, alſo nicht Anfangs der neunziger Jahre, ſondern höchſt wahrſcheinlich erſt am Schluß derſelben entſtanden iſt. Es liegt mir ein Buch aus dem Jahre 1795, „Dr. Heidekkers Beſchreibung der Stadt Freienwalde" vor, deſſen Titelkupfer eine Abbildung aller der Baulichkeiten giebt, die damals auf dem mehrgenannten Berge ſtanden. Es ſind dies: der Pavillon der Königin, der Königin Wohnhaus und der Königin Gartenhaus, — aber vom „Schloß" keine Spur, auch nicht einmal die Anfänge deſſelben.

So weit die Vignette des Buches, die indeſſen möglicherweiſe täuſchen könnte; aber der Inhalt des Buches beſtätigt, was die Vignette zeigt, nämlich die Thatſache, daß bis 1795 kein „Schloß" an den Abhängen des „Apothekerbergs" zu finden war. Dr. Heidekker ſchreibt in dem genannten Jahre: „Die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. fand die Lage dieſes Berges ſo reizend, daß ſie von 1790—95 alljährlich über 6 Wochen während der Badezeit in Freienwalde zubrachte und die Wohnung des Oberförſters Wiprecht, die zu dieſem Zweck erweitert und eingerichtet worden war, bewohnte. Sie ließ zugleich neben der Oberförſter-Wohnung eine geſchmackvolle Sommerwohnung bauen, die aus einem Saale, 4 Kabinets und einer Küche beſtand, — der jetzige Pavillon." Dieſer Pavillon exiſtirt noch, ganz in der Geſtalt, wie ihn die Vignette zeigt; er wurde ſpäter zu Gartenfeſten und kleinen Theaterſpielen benutzt, iſt aber durchaus nicht das „Schloß."

Dies „Schloß" ſelbſt wurde höchſt wahrſcheinlich im Sommer

Digitized by Google

1798 zu bauen begonnen. Am 16. November 1797 war König Friedrich Wilhelm II. im Marmorpalais zu Potsdam gestorben, und wie locker immer die Beziehungen zwischen dem König und seiner Gemahlin, Louise, Prinzeß von Hessen-Darmstadt, gewesen sein mochten, nicht gut konnte diese vor dem Tode des Königs, ihres Gemahls, daran denken, ihren Aufenthalt dauernd in Freienwalde zu nehmen. Daß es bis 1795 nicht geschehen war, wissen wir bestimmt. Wir irren also wohl nicht, wenn wir annehmen, daß sich die Königin bis zum Ende der Saison 1797 mit der oben beschriebenen Sommerwohnung begnügte und erst 1798, — in diesem Jahre Freienwalde zu ihrem Wittwensitze machend — auch ein wirkliches Schloß daselbst zu bauen begann. Der Bau dieses Schlosses nahm wenigstens zwei Jahre in Anspruch, so daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach das Richtige treffen, wenn wir uns die Räume des Freienwalder Schlosses nicht vor Eintritt des neuen Jahrhunderts belebt denken. Den Namen des Baumeisters habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die Königin-Wittwe, wenn unsere obigen Zahlen zutreffen, residirte hier fünf Jahre; sie starb am 25. Februar 1805.

Die Frage entsteht, wie lebte hier die Königliche Frau, wie verflossen ihr die Tage ihrer Wittwenzeit? Still, und deshalb nicht eingetragen in die Blätter der Geschichte. Aber Einzelnes lebt doch in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung fort, das uns einigermaßen in den Stand setzt, uns ein Bild dieser stillen Tage zu entwerfen. Die königliche Frau, ausharrend in ihrer Liebe für die Stadt, der sie seit Jahren ihre besondere Gunst geschenkt hatte, fuhr mit regem Eifer fort, sich die Verschönerung Freienwaldes angelegen sein zu lassen, besonders die Landschaft durch Zugänglichmachung ihrer schönsten Punkte zu erschließen.*) Ueberall entstan-

*) Zu einem solchen „erschließen" der Landschaft war auch in Freienwalde damals, wie überall im Lande, noch vollauf Gelegenheit gegeben. Denn der Sinn für „schöne Natur" ist, wie die „Landschaftsmalerei" (bekanntlich die jüngste Tochter der Malerkunst), von sehr modernem Datum, namentlich aber in der Mark. Die eigentliche märkische Bevöl-

Digitized by Google

den Partieen und Promenaden, Eremitagen und „Tempel.“ Abhänge wurden bepflanzt, dichte Waldpartieen gelichtet und gerodet. Sie kaufte den „Poetenberg“, bepflanzte ihn mit Kastanien, mit Pappeln und Akazien, und errichtete, wie uns überliefert wird, ein Haus im japanesischen Geschmack, das (man nahm es damals nicht so genau) den Namen „Otahaiti“ erhielt.

Bedenklicher erscheint schon folgende Notiz, die wir ebenfalls unserem Gewährsmann, Dr. Heidekker, entnehmen.

„Etwa hundert Schritte von der Papenmühle entfernt, so schreibt er, hat Ihre Majestät die Königin-Wittwe ein Haus aufführen lassen (mit Saal und verschiedenen Cabineten), das ganz gelb angestrichen ist und oben, gegen das Dach zu, Nischen mit Büsten alter Kaiser und Gelehrten hat, welche abwechselnd von rother und schwarzer Farbe sind. Wer roth oder schwarz ist, die Kaiser oder die Gelehrten, ist nicht gesagt.) Ihre Majestät die Königin pflegen zu allen diesen äußerst geschmackvollen Anlagen die Ideen immer selbst anzugeben. Dies eben beschriebene Haus wird das „„gelbe Haus““ genannt.“

Wir könnten noch von vielen Verschönerungen der Art erzählen, deren Verdienstlichkeit es wenig Abbruch thut, daß das Maaß ihrer Schönheit oft ein höchst bescheidenes oder zweifelhaftes war: wir ziehen es aber vor, uns nunmehr jenen Besuchs- und Familientagen von Schloß Freienwalde zuzuwenden, wo die „Kinder“ von Berlin herüberkamen: der König, die Königin und mit ihnen die drei ältesten Enkel: Fritz, Charlotte und Wilhelm. Vieles im Schloß erinnert noch an jene Tage stillen Glücks, und beson-

---

kerung hat noch jetzt diesen Sinn beinah gar nicht, wovon sich jeder überzeugen kann, der an hübschgelegenen Orten einer Vergnügungspartie märkischer Stadt- und Dorfbewohner beiwohnt. Sie sind ganz bei ihrem Vergnügen, aber gar nicht bei der „Landschaft“, der sie in der Regel den Rücken zukehren. Der Berliner „Sommerwohner“ ist nicht deshalb so bescheiden in seinen Ansprüchen, weil ihm die märkische Natur nichts bietet, sondern weil es ihm schließlich gar nicht darauf ankommt, ob die Sache so oder so ist.

Digitized by Google

ders iſt es „Kronprinz Fritz“, deſſen Spuren ſich auch hier wieder am deutlichſten verfolgen laſſen. Es ſcheint faſt, daß er oft längere Zeit bei der Großmutter zum Beſuche war; er drechſelte (Einzelnes von ſeiner Hand wird noch gezeigt), ſpielte und kletterte im Park umher, und allerhand Anekdoten curſiren noch von alten viel verfolgten Hofdamen, die, beſonders an Winterabenden, auf dem Heimweg vom Schloß durch ſchattenhaftes Hin- und Herhuſchen, durch Geraſchel in den Zweigen, dann ſpäter am Abend durch Kratzen an der Hausthür oder durch leiſes geſpenſtiſches Klingeln in ihrer Einſamkeit erſchreckt wurden. Das intereſſanteſte Ueberbleibſel aus jener Zeit aber iſt ein Leierkaſten, der damals dem Kronprinzen zum Geſchenk gemacht wurde, und deſſen Hauptſtück die Papageno-Arie war:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünſcht Papageno ſich;“

eine Arie, die womöglich allabendlich und am liebſten mit Vokal-Begleitung unter den Fenſtern der alten Hofdamen geſpielt wurde.

1805 ſtarb die Königin-Wittwe, und das Schloß zu Freienwalde ſtand, auf viele Jahre hin, leer. Die Invaſion, dann die Kriegsjahre, — es waren nicht Zeiten für traulich ruhige Tage in Freienwalde. Erſt wieder in den dreißiger Jahren hören wir von beſtimmten Beſuchern im Freienwalder Schloß. Prinzeß Luiſe von Radziwill brachte hier die Sommermonate von 1836 zu; ſie ſehnte ſich nach Stille, nach Ruhe, und ſie fand ſie hier.

Seit jenen dreißiger Jahren verging kaum ein Sommer, wo nicht das Schloß am Schloßgartenberg, auf länger oder kürzer, ſeinen Beſuch gehabt hätte; aber eine Reſidenz, der Sitz eines Hofhalts iſt es ſeit den Tagen der Königin-Wittwe nicht wieder geweſen.

Wir treten nun an das Schloß ſelbſt heran. Es hat mehr den Charakter eines ſtattlichen, geſchmackvoll aufgeführten Privathauſes, als den eines Schloſſes. Würden wir es, ſeinem Styl nach, zu rubriciren haben, ſo müßten wir es als einen Renaiſſance-

Digitized by Google

Bau bezeichnen, der sich, in fast zu weit gehender architektonischer Einfachheit, vorgesetzt zu haben scheint, unter Vermeidung jeglichen Ornaments, rein durch die Proportionen, durch das richtige Verhältniß der Formen zu wirken. Unter Laub und Blumen gelegen, aus denen, malerisch unterbrochen, die gelben Wände hervorleuchten, macht das Ganze einen durchaus heitern Eindruck, und doch heißt es auch von diesen Mauern: „sie haben Leides viel gesehn", stilles Leid, aber um so tiefer vielleicht, je stiller es getragen wurde.

Von dem Innern des Schlosses gilt dasselbe wie von seiner äußern Erscheinung, — es hat überwiegend den Charakter eines Privathauses. Geräumige Zimmer, aber weder breite Treppen, noch lange Corridore, weder Hallen noch Säle; ein Bau für eine Königin-Wittwe, die sich selber leben will, nicht für eine Königin, die Anderen leben muß. Die Ausschmückung und Herrichtung ist die übliche; nur statt des strengeren Stils der Außenseite begegnen wir hier den Anklängen an die viel verurtheilte und doch so behagliche Roccoco-Zeit. Chinesische Zimmer und Paradiesvogel-Zimmer wechseln unter einander ab, dazwischen Rosenstrauch-Tapeten und buntbedruckte Kattune. In den Zimmern zerstreut stehen alte Erinnerungsstücke, oft mehr absonderlich als schön, und mehr bemerkenswerth um der Personen willen, denen sie zugehörten, als um ihrer selbst willen. An solchen eigenthümlichen Werthstücken sind die Schlösser der Hohenzollern reich, und wie in manchem andern, so giebt sich auch hierin eine Eigenthümlichkeit ihres Hauses zu erkennen. Sie haben nämlich nicht das Bedürfniß, sich ausschließlich mit hoher, mit besternter Kunst zu umgeben, sondern mit Bereitwilligkeit, ja mit Vorliebe fast, gönnen sie auch dem Niedriggebornen in der Kunst, den mit schüchterner Hand geschehenen Versuchen, den Zutritt in ihr Haus. Wer die Zimmer kennt, die Friedrich Wilhelm III. zu bewohnen pflegte, wird diese Bemerkung am ehesten verstehn. Es spricht sich beides in dieser Erscheinung aus, — ein Mangel und ein Vorzug. Die Hohenzollern waren nicht immer ästhetisch-feinfühlig, aber sie waren jederzeit human.

Digitized by Google

Zu dieſen Betrachtungen giebt auch Schloß Freienwalde genügende Veranlaſſung. Da ſind complicirte „Stroh-Nähtiſche“ mit eingeflochtenen Namenszügen, da ſind Stühle mit hochzuſchraubenden Lehnen, da ſind endlich Tiſche, aus deren Platten, durch Druck und Zug, ſich Stehleitern (horribile dictu) vor dem erſtaunten Auge aufrichten; lauter Dinge, vor denen der eigentliche Kunſtſinn erſchrickt, während der milde Sinn, der gelten läßt, ſich ihnen zuneigt und des Strebens ſich freut. Aber, gut oder nicht, es ſind nicht dieſe Schöpfungen einer ungeregelten Tiſchler-Phantaſie, bei denen wir länger verweilen, wir treten lieber aus dem Paradiesvogel-Zimmer auf den Corridor hinaus und ſteigen einige Stufen treppab, um nach jenem beſten Erinnerungsſtück des Hauſes zu ſuchen, das vor 60 Jahren der Jubel eines heiteren Prinzen und der Schrecken alter Hofdamen war. Wir meinen natürlich die Drehorgel. Da ſteht ſie verſtaubt im Keller. Wir legen die Kurbel an, die ſich unter einem Ballen Flachs und Heede findet, und beginnen zu drehen. Aber die Harmonie iſt hin. Die heiteren Töne ſpringen nicht mehr, wie elaſtiſch, vom Lager auf; lahm, gebrochen, verſtimmt ziehen ſie langſam durch die Luft und hallen düſter von der Kellerwand zurück. Sechszig Jahr — eine lange Zeit. Die Heiterkeit manch' zarterer Saite, manch' feineren Inſtruments, ſchlug um ſeitdem in Weh und Leid.

Schloß Freienwalde iſt unbewohnt jetzt. Von Zeit zu Zeit, wie ſchon erzählt, hat es ſeine Gäſte, aber Laune und Zufall gefallen ſich darin, die ſommerliche Villa vor Allem zu einem winterlichen Jagdſchloß zu machen. Im December, bei grauem Himmel, wenn Weg und Steg unter fußhohem Schnee liegen, dann wird es lebendig hier. Freilich nur auf Stunden.

Dann, um Mitternacht, mit Peitſchenknall und Schellengeläut, jagen Schlitten durch die Straßen der tiefſtillen Stadt, den Berg hinauf, den Park hindurch, bis vor das verſchneite Schloß. Fackeln

Digitized by Google

und Windlichter werfen ihren Schein auf die aussteigenden Gäste, — hohe, heitere Gestalten, die den Schnee von ihren Pelzen schütteln. Sie treten auf wie Solche, die hier zu Hause sind. Diener mit Taschen und Jagdgeräth, mit Büchsensäcken von rothem Juchtenleder, fliegen treppauf, alle Fenster werden hell, hinter den herabgelassenen Rouleaux bewegen sich einzelne Schatten, dann wird es stiller und nur von Zimmer zu Zimmer knarrt noch der Ton, womit der müde Fuß aus dem Stiefel fährt. Noch ein kurzer Befehl, ein „gute Nacht" und alle Lichter löschen aus.

Eh' der Tag graut, ist das Schloß wieder leer. Nur halbverwehte Schlittengleise und lange Streifen, die die Spitze der Parforce-Peitsche durch den Schnee zog, zeigen noch den Weg, den die Gäste auf ihrer Weiterfahrt genommen. Das Schloß liegt da, wie immer; stiller, so scheint es, denn je. — Alles was kam und ging war wie ein Traum über Nacht. —

Digitized by Google

4.

Der Geſundbrunnen.

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind, —
Die Zweige hängen nieder.

Th. Storm.

„Der Freienwalder Geſundbrunnen liegt eine kleine Viertelmeile von der Stadt, gen Süden hin, in einem mit ziemlich hohen Bergen eingeſchloſſenen, anmuthigen Thal; die Berge ſind mit Eichen, Buchen, Fichten, auch niedrigem Baum- und Strauchwerk bewachſen, und haben viele gute Kräuter.“ So ſchrieb Thomas Philipp v. d. Hagen, dem wir die erſte Beſchreibung Freienwaldes verdanken, vor nunmehr 80 Jahren und wir wüßten nicht, was wir an dieſer Darſtellung zu ändern hätten.

Aber wenn nicht das Brunnenthal ſelbſt, ſo hat doch der Weg hinaus ſeinen Charakter verändert; was damals eine „Allee“ war, iſt jetzt eine ſtädtiſche „Straße“ geworden und hinter den ſchönen Lindenbäumen, die nach wie vor den Weg einfaſſen, erheben ſich, des Schloſſes und Schloßgartens zu geſchweigen, allerhand Villen, Hôtels und Gärten, aus denen hervor im Mai die weißen Blüthen und im September die rothen Aepfel lachen. Der ganze Weg zum Brunnen hinaus der einen oder andern unſerer Thiergarten-Straßen nicht unähnlich!

Dieſelben Hügelreihen, die den Weg zum Brunnen bilden, bilden ſchließlich auch das Brunnenthal ſelbſt, das nichts anders

Digitized by Google

iſt als eine etwas erweiterte Thal-Schlucht, ein Keſſel, zu dem ſich der Weg verhält, wie eine ſchmale Straße zu einem breiten Platz, auf den ſie mündet.

Es iſt ein September-Nachmittag. An Linden und Sommerhäuſern, zuletzt an der reizend gelegenen Papenmühle vorbei, über deren ſtillen Teich die Schwäne ziehn, haben wir unſern Gang von der Stadt aus gemacht und ſind nun eingetreten in das ſtille Thal, das den Namen des Freienwalder Geſundbrunnens führt. Die Saiſon iſt ſchon vorüber; aber die Quellen ſprudeln weiter und die Nachmittagsſonne ſteht ruhig über dem Thal und wärmt mit ihren Strahlen die ſchon herbſtesfriſche Luft. Ein Kellner, der die traurige Verpflichtung hat, ſeine Zeit hier „abzuſtehen", bis die de facto bereits beendigte Saiſon auch de jure geſchloſſen iſt, begrüßt uns, wie der Gefangene den Schmetterling begrüßt, der an ſeinem Fenſter vorüberfliegt — ein bloßer Paſſant, aber doch immerhin ein Gaſt. Ohne jegliches Verſtimmtſein entreißt ſich der an dem Pfeiler Lehnende ſeinem wachen Traum, der ihn (wir glauben nicht zu irren), ſo eben an die minder poetiſchen, aber vergnüglicheren Ufer der Spree getragen hatte, in große Säle mit Gaskandelaber und Spiegelſcheiben, mit Palmenkübeln und ſchmetternder Muſik.

Wir erſchienen ihm wohl wie Boten aus dieſem Land ſeiner Sehnſucht. Jedenfalls ließ ſeine Willfährigkeit nichts zu wünſchen übrig und gemeinſchaftlich anfaſſend, wurde an der ſonnigſten Stelle des Gartens ein Kaffeeplatz ohne Zwang und Mühe arrangirt. Die Zuſammenſetzung erfolgte aus den üblichen Requiſiten: einem weißgeſtrichenen Tiſch mit einem Riß in der Mitte und einem Stuhl mit ſchräg ſtehender Lehne. Schräg, vom Kippeln.

Der Kaffee kam; die Sonne labte uns, alles war heiter, erquicklich; nur eines ging wie ein Schattenſtrich durch dies Bild voll Licht und Labe; der Kellner ſtand wie angewurzelt an unſerem Tiſch. Ich hätt' ihn wegſchicken können, aber auch das erſchien mir unthunlich. Es war erſichtlich, er ſehnte ſich nach dem ſüßen Laut menſchlicher Stimme, einer Stimme, die ihn vergeſſen

Digitized by Google

konnte: „Kroll lebt noch und das Odeum ist kein leerer Wahn.“ Ich ließ ihn also stehen und führte eine jener Unterhaltungen, die man im Lauf der Jahre, ohne Wissen und Wollen, führen lernt, und die, einen gewissen öden Mittelkurs innehaltend, dem Angeredeten das Recht gönnen weiter zu sprechen, aber zugleich durchklingen lassen: er thäte besser, auf dieses Recht zu verzichten. Dieser Verzicht trat endlich ein und ich war allein.

Ich hatte einen prächtigen Platz inne (der Zufall hatte es glücklich gefügt), und dem sogenannten Kapellenberg, der das Thal schließt, den Rücken zukehrend, überblickte ich die ganze Anlage des Brunnens: den Park, die Gartenpartien, die Baulichkeiten. Diese Baulichkeiten, neuerer Anfügungen zu geschweigen, gehören drei verschiedenen Regierungs-Zeiten an und werden danach genannt; man unterscheidet bis diesen Tag ein churfürstliches, ein alt-königliches und ein neu-königliches Gebäude. An Schönheit lassen so ziemlich alle drei (auch „Flügel“ genannt) gleichviel zu wünschen übrig; die „Colonnade“ indessen, die sich, unserer Stechbahn nicht unähnlich, unter diesen Flügeln hinzieht, giebt, neben manchem andern alten Hausrath, dem Ganzen einen zugleich aparten und gemüthlichen Charakter, und veranschaulicht uns, auf einen Blick, die Geschichte der verschiedenen Epochen des Bades überhaupt.

Diese Geschichte ist in Kurzem folgende. Wann zuerst des Bades Erwähnung geschieht, ist nicht mit voller Gewißheit festzustellen. Leonhard Thurneißer, der bekannte Alchymist, schrieb zwar schon um 1572 „Zwischen Freienwalde und Neustadt, am Gebirge, ist ein Flüßlein, das führt Rubinlein mit sich, gar klein aber schön an Farbe“, — es bleibt indessen zweifelhaft, ob unter dem Flüßlein der Freienwalder Gesundbrunnen zu verstehen ist; wenigstens fehlen jetzt (so viel wir wissen) die „Rubinlein“, die kleinen, wie die großen.

Es scheint, daß man in alten Zeiten die Quelle einfach in die Thalschlucht ausströmen und ihren Weg sich suchen ließ. Nur bei den armen Leuten der Nachbarschaft genoß der „Brunnen“ eines gewissen Ansehns und man trank ihn als ein bewährtes

Digitized by Google

Mittel gegen hartnäckige Fieber. Was dabei wirksam war, ist schwer zu sagen. Auch Augenkranke kamen. Sie legten von dem braunen Ockerschlamm auf das Auge, und sahen nach kurzer Zeit wieder klarer und besser. Schwerlich war es der braune Eisenschlamm als solcher, der so vortheilhaft wirkte, vielmehr die anhaftende Flüssigkeit, die Eisenvitriol enthielt. Gehört doch der Zinkvitriol (eine Art Geschwisterkind des ebengenannten Eisensalzes) bis diese Stunde noch zu den bevorzugten Mitteln der Augenheilkunde.

Jedenfalls war der Ruf und Ruhm des Freienwalder Quells allerlokalster Natur, bis 1684 die Kunde nach Berlin und bis in das churfürstliche Schloß drang, daß in Freienwalde ein „mineralisches Wasser" entdeckt worden sei. Einige mit Fieber und Lähmung Behaftete seien gesund geworden. Der Churfürst (bereits in seinen alten Tagen und von der Gicht schwer geplagt) schöpfte Hoffnung, daß ihm vielleicht das eigne Land gewähren möchte, was ihm so viele Heilquellen bis dahin versagt hatten und er schickte seinen Kammerdiener und Chemikus, den berühmten Kunckel (den Entdecker des Phosphors) nach Freienwalde, um sich von der mineralischen Kraft des neu entdeckten Quells zu überzeugen. Der Bericht lautete günstig und noch im selben Jahre trafen der Churfürst und seine Gemahlin als erste Brunnengäste im Bade zu Freienwalde ein.

Nun brachen glänzende Tage an. Der Ruf von der Heilkraft des Brunnens verbreitete sich bis in ferne Gegenden (ferne, nach damaliger Vorstellung) und im nächsten Jahre, 1685, fanden sich 1500 Gäste in Freienwalde zusammen. Freilich diese 1500 Gäste waren nicht sammt und sonders Brunnengäste, vielleicht nur zum kleineren Theile. „Der Churfürst (der auch in diesem Jahre mit seinem Hofe erschienen war), ließ zehn Wispel Getreide verbacken und die Brote sammt einer Geldbeisteuer wöchentlich zweimal vertheilen" — woraus genugsam zu ersehen ist, daß die churfürstliche Gegenwart allerhand armes Volk herbeigelockt hatte, um von der Mildthätigkeit des Fürsten Nutzen zu ziehen. 1686 (in

Digitized by Google

welchem Jahre der Churfürſt nicht erſchien) wurde das erſte und älteſte „Brunnenhaus“ gebaut, daſſelbe, das unter dem Namen der „churfürſtliche Flügel“ bis dieſen Tag exiſtirt. Dazu kamen allerhand Vorkehrungen und Einrichtungen: zwei Betſtunden täglich, zwei Jahrmärkte die Woche; eine Brunnenkapelle und ein Brunnenkoch. Was dieſen letzteren angeht, ſo hatte er die Verpflichtung, freilich nur für die Armen, für $1\frac{1}{2}$ *gr.* ein „gutes Mittagbrod“ zu liefern. Der Churfürſt that in allem, was er konnte; das nächſte Jahr (1687) machte er ſeinen letzten Beſuch.

Unter der Regierung ſeines Nachfolgers (König Friedrichs I.) hielt ſich Freienwalde im Weſentlichen auf der Höhe ſeines Anſehens. Die Heilkraft des Brunnens ſtand noch in ſo gutem Ruf, daß das Waſſer deſſelben, behufs mineraliſcher Bäder für den König, nach Alt-Landsberg und Nieder-Schönhauſen gebracht wurde. 1704 und die zwei folgenden Jahre kam er ſelbſt und bezog 1706 das „Schloß am Brunnen“, das ſchon in dem vorhergehenden Jahre (1705) vom berühmten Andreas Schlüter für ihn aufgeführt worden war. Dies Schloß, wenn ſchon ein bloßer Holzbau, war ein prächtiges, mit vielen Säulen geziertes, zwei Stock hohes Gebäude, deſſen oberſtes Stock (ſo lautet der Bericht) aus 64 Säulen beſtand, auf denen das Dach ruhte. Eine Beſchreibung, die ziemlich phantaſtiſch klingt, mit der es aber doch ſeine Richtigkeit hat. Beckmann, in ſeiner „Beſchreibung der Churmark Brandenburg“, giebt Th. I. S. 595 eine ſehr hübſche Abbildung dieſes Sommerſchloſſes, das mit ſeiner Fülle leichter graziöſer Säulen von äußerſt maleriſcher Wirkung geweſen ſein muß. Im oberſten Stock war ein Speiſeſaal. Dies Schlüterſche Bauwerk hatte nicht langen Beſtand. Regengüſſe unterwühlten es ſchon 1707, ſo daß der König es raſch verlaſſen und ſeine Rückkehr beſchleunigen mußte;*) 1722 wurde es unbewohnbar gefunden und abgebrochen.

*) Iſt dieſer Bericht zuverläſſig, und es liegt kein Grund vor, dies zu bezweifeln, ſo wirft der hier erzählte Vorgang ein intereſſantes und

Digitized by Google

Schon während der letzten Regierungsjahre des ersten Königs hatte das Bad (Friedrich I. scheint es nach jenem Vorfall nicht wieder besucht zu haben) an Ansehen verloren; unter seinem Nachfolger dem „Soldatenkönig" sank es mehr und mehr. Ein glückliches Ohngefähr indeß wollte es, daß im Jahre 1733 einige von den allerlängsten Potsdamer Grenadieren ihre Gesundheit hier wieder fanden und von dem Augenblick an war das Bad zu Freienwalde dem König bestens empfohlen. Ein neuer Flügel (der alt-königliche) wurde gebaut, die Quellen erhielten eine neue Fassung und über der bedeutendsten derselben ward ein auf acht Säulen ruhendes, natürlich hölzernes Brunnenhaus errichtet, das den stolzen Namen „Tempel" führte und folgende Inschrift erhielt:

Steh' stille, Wanderer, betrachte diese Quellen,
Sie helfen wunderbar in vielen Krankheitsfällen.
Eh' Du von dannen gehst, gedenk' an Deine Pflicht,
Sei dankbar gegen Gott, vergiß der Armen nicht.
Hast Du dies Haus und Bad bewundernd angeschaut
Und fragst, warum es denn nach Tempel-Art gebaut, —
So wisse, Gott ist ja der Segens-Quell allein,
Darum muß unser Herz auch hier sein Tempel sein.

Wie der unbekannte Verfasser die Logik dieser letzten Zeile

---

mancherlei erklärendes Licht auf die beinahe gleichzeitigen Vorkommnisse in Berlin. 1706 stürzte am Schloß der von Schlüter (freilich gegen seinen Rath) erbaute Münzthurm ein und von da ab begann die siegreiche Kabale seiner Gegner. Das Verfahren gegen Schlüter ist immer als hart und ungerecht verurtheilt worden. Bringt man nun aber andererseits in Anschlag, daß fast unmittelbar darauf, im Sommer 1707, das „Münzthurm-Malheur sich in Freienwalde wiederholte, so erscheint das harte Verfahren gegen Schlüter um vieles verzeihlicher. Die Kabale bleibt verwerflich, aber der König urtheilte nach dem Augenschein. (Neue Arbeiten Professor Adlers haben aus den damaligen Berliner Bauakten ohnehin dargethan, daß Schlüter, bei all seiner Größe und Genialität, doch keineswegs schuldlos war und daß er in allem, was constructive Kenntniß anging, allerdings hinter seinem, ihm sonst in keiner Weise ebenbürtigen Rivalen, Eosander von Goethe, zurückblieb.)

Digitized by Google

hat aufrecht halten wollen, iſt ſchwer einzuſehen. Je mehr das Herz ein Tempel iſt (ſo ſollte man meinen), je weniger nöthig wurde dieſer Holzbau. Gleichviel indeß. Der Holzbau ſammt ſeiner Inſchrift iſt längſt hinüber und ſeine Alexandriner geben keine Räthſel mehr auf.

Auch Friedrich II. fügte ein neues Brunnenhaus (das neukönigliche) den ſchon vorhandenen Gebäuden hinzu und gab dadurch dem Brunnenthal, wenn wir von feineren Zügen abſehen, den Charakter, den es noch jetzt beſitzt. Eine beſondere Theilnahme ſcheint der große König dem Bade nicht geſchenkt zu haben. An Schönheit der Natur bot ihm die Umgegend Potsdams kaum Geringeres und was die Heilkraft des Brunnens angeht, ſo war es verzeihlich, wenn er den Skepticismus, der ihn auf allen Gebieten auszeichnete, auch auf den „flüchtigen Schwefel- und Brunnengeiſt", den „Spiritus sulphuris volatilis", der Freienwalder Heilquelle übertrug. Es war übrigens die Zeit gekommen, wo Private das Bad in ihre ſchützende Obhut nahmen, beſonders Herr Wegely aus Berlin, der unter mannigfach anderem auch Frei-Bäder für die Armen ſtiftete und deshalb ebenfalls in einer Inſchrift verherrlicht wurde, deren Schluß lautete:

Was für die Armen hier Herr Wegely gethan,
Zeigt dieſes Brunnenhaus der fernſten Nachwelt an;

eine Aufgabe, der ſich das Brunnenhaus ſeit längerer Zeit nicht mehr zu unterziehen vermag, da es wie der andere „Tempel" inzwiſchen vom Schauplatz abgetreten iſt.

An die Stelle dieſer Werke der Architektur trat inzwiſchen als Brunnenhüterin ein Werk der Skulptur: eine Najade, mit einem Ruderſtück in der Rechten, liegt läſſig hingeſtreckt über dem Heilquell und aus der Urne neben ihr fließt der Waſſerſtrahl. So weit iſt alles gut. Aber eine ſonderbare Oekonomie hat darauf gedrungen, daß das Waſſer nicht frei in ein Baſſin oder eine Rinne ſtrömt, ſondern in ein untergeſtelltes Gefäß, das zwiſchen

Digitized by Google

Blumenvase und Topf nur nothdürftig die Mitte hält. Der Effekt ist überaus komisch und man begreift den pausbackigen Amorin durchaus, der, über die Brust der Najade hinweg, lächelnd in den Topf und auf das fließende Wasser blickt. Das Ganze ist vielleicht ein Unicum heiterer Naivetät und während es, in Form und Gegenstand, die Antike zu copiren meint, erinnert es doch, dem Geiste nach, der es schuf, durchaus an den Humor des Mittelalters, vielleicht zumeist an die bekannte kleine Brunnenfigur in Brüssel.

Der Reiz dieser Baulichkeiten, aller dieser Werke der Skulptur und Architektur, ist nicht groß, und wenn es doch einen Zauber hat, in dieses Brunnenthal einzukehren, so muß es ein anderes sein, was an dieser Stelle erquickt und labt. Ich glaube zu wissen, was es ist. Es ist das Gefühl eines vollen Geschützt- und Geborgenseins, es ist die Stille dieses Thales, vor allem seine Herbstes-Stille.

Gewiß, daß es hier auch schön ist, wenn die Saison auf ihrer Höhe steht, wenn die Brunnenmusik ihre Märsche spielt, wenn die Toiletten einheimischer und fremder Damen ihr Bestes thun, wenn die jungen Paare kichern und die alten Herren ihre eigenen Anekdoten so laut belachen, daß selbst die Blechinstrumente auf Augenblicke dagegen verstummen. Aber wie schön es immer in den Tagen der Saison an dieser Stelle sein mag, wenn die Najade, die sprudelnde Wirthin dieses Thales, umworbener ist als alle ihre Gäste, die jüngsten und reizendsten nicht ausgenommen, — die eigentlichste Zeit dieses Thales ist doch die, wenn der stille Herbst hier einzieht, wenn die letzte Sommerrose hinüber ist und selbst die Malve blaß wird und der Aster das Feld räumt.

Ein solcher Herbsttag ist heute. Hoch in der Luft, über die Berge hin, zieht der Herbstwind; mitunter ist es, als kläng' er bis in's Thal hernieder, aber wir hören nur den Lüftestreit hoch oben, die Luft unten steht unbewegt. Die Vögel singen nicht mehr oder sind schon fort, nur noch das Sonnenlicht hüpft in den

Digitized by Google

Zweigen. Die Tannenäpfel fallen nieder auf den Kiesweg des Parks, aber nicht losgelöst von der Schüttelhand des Windes, nur losgelöst von Alter und eigner Schwere. Die Quellen rauschen, die Sommerfäden ziehen, Bilder kommen und gehen; dem Ohre klingt es wie leise Musik. Von wannen kommt sie? Ist es die Luft, die klingt, oder ist es das eigene Herz?

Digitized by Google

5.

Der Roſengarten. Der Baaſee.

Und wo der Roſengarten war,
Da ſoll der Liliengarten werden.
Uhland.

Das Brunnenthal iſt ſtill und windgeſchützt, aber in ſeinem Rücken liegt eine ſtillere Stelle — der Friedhof. Es iſt ein kleiner, von einer niedrigen Steinmauer eingefaßter, mitten im Wald gelegener Begräbnißort, ſo recht ein Platz, wo

— jeder eitle Kummer,
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und Dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt, —

ein Platz, der uns mit dem Gedanken des Scheidens verſöhnt und uns im Tiefſten empfinden läßt:

Die Ruh' iſt wohl das beſte
Von all' dem Glück der Welt.

Die Pforte, einladend, ſteht immer offen, die Waldblumen blühen draußen und drinnen und die Buchen legen, von außen her, ihre grüne Hand auf die Gräber, als wollten ſie den Schlummer Derer, die drunter ruhn, noch ruhiger machen.

Es iſt dies die Begräbnißſtätte nicht für Freienwalde ſelbſt, ſondern für Die, die als Gäſte kamen, um Geneſung zu ſuchen und — ſie an dieſer Stelle fanden.

Digitized by Google

Dieser Friedhof heißt der Rosengarten. Er heißt so, nicht aus Laune oder Einfall; der Fleck Landes, der diesen Namen führt, hieß schon so, lange bevor der erste Gast durch das offenstehende Gitter einzog. Es hat das folgenden Zusammenhang. Die weiten Waldreviere, die Freienwalde nach Westen hin umgeben und alle Thalschluchten mit Laubholz füllen, waren, in alten Zeiten schon, immer reich an wilden Rosen, an weißen, rothen und gelben, und wer um die Johannis̃zeit durch diese grünen Schluchten zog, dem war es, als flögen Schmetterlinge vor ihm her durch den Wald. Die Stelle aber, wo die Rosensträucher am dichtesten standen und einen kleinen Wald im Walde bildeten, diese Stelle lag im Rücken des Brunnenthals und hieß der „Rosengarten." Die Sträucher verschwanden allmälig, das erste Grab wurde gegraben, andere Gräber folgten, die Steinmauer wurde gezogen, — aber der Name blieb, und von den Gestorbenen heißt es sinnig und ungezwungen: „sie schlafen im Rosengarten."

Weiter in den Wald hinein, etwa eine halbe Meile im Rücken des Rosengartens, liegt der Baa-See, ein Lieblingsplatz, und mehr denn das, der Stolz der Freienwalder. Sie überschätzen ihn offenbar, was indessen darin seinen guten Grund hat, daß er die einzige, landschaftlich in Betracht kommende Wasserfläche ist, die die schöne, aber etwas monotone Freienwalder Landschaft (eine immer wiederkehrende Berg- und Wald-Coulisse) gefällig unterbricht. Wenn noch ein anderes hinzukommt, was hier eine Reputation machen hilft, so ist es vielleicht der Umstand, daß der Baa-See, wie eine vielgesuchte Schöne, sich nicht finden läßt, daß er Versteckens mit seinen besten Freunden spielt, ja daß es oftmals ist, als würd' er von Kobolden im Walde hin und her getragen. Endlich doch gefunden, wird es seiner Schönheit mit angerechnet, daß er sich überhaupt hat finden lassen.

Auch wir suchten ihn, ohne ihn finden zu können. Ermattet warfen wir uns endlich in das Waldmoos, das feucht und schwellend um uns her stand. Wir schlossen die Augen, träumten, riefen auch wohl den Waldgeist, zusammt der Baa-Nixe, an, es

Digitized by Google

gnädig mit uns zu machen. Als wir wieder aufblickten, ſahen wir, waldeinwärts, aber dicht hinter uns, zwei Mädchen-Geſtalten, die tief in Farrenkraut ſtanden und nur mit Kopf und Bruſt über das grüne Blattwerk hinwegragend, lächelnd zu uns herüber ſahen. Es war wie ein Bild aus den fleurs animées.

Wir wußten nicht, ob wir ſie anrufen ſollten, aus Furcht, die hohen Farrenkräuter möchten die zwei Köpfe wieder einziehen, die nur eben, wie neugierig, in die Welt des Lichts hineingeſtreckt ſchienen.

Aber die Beiden kamen uns zuvor. Sie traten aus dem grünen Geſtrüpp heraus, barfuß, hochgeſchürzt und riefen uns zu: „Der See liegt da hinauf!“ Dabei machten ſie eine Handbewegung nach rechts hin und zeigten die Schlucht hinan, durch die wir, auf unſern Irrfahrten, eben herabgeſtiegen waren.

Beide Mädchen waren noch jung, die jüngere, hübſchere, noch ein halbes Kind, und nachdem wir Begrüßungsworte mit ihnen gewechſelt und uns an dem beſcheiden-kecken Ton beider gefreut hatten, wurden wir einig, daß ſie uns bis zum Baa-See hin als Führer begleiten ſollten.

Es iſt allzeit ſchwer, wo immer es ſei, mit jungen Dirnen ein einfach Geſpräch zu führen, und den klaren, ſprudelnden Ton zu treffen, in dem ihrer Seele wohl wird, wie der Forelle im Quellwaſſer; aber es iſt doppelt ſchwer mitten im Walde, über dem die Mittagsſchwüle brütet, nichts vernehmbar als der Specht im Tann und dann und wann das Rufen des Pfingſtvogels. Zu der Scheu der Geiſter kommt eine Scheu der Natur, die Scheu des innerſten Ich.

Wir verſuchten ein Geſpräch, aber es ſcheiterte; die Einſamkeit, die ſonſt ſo nahe führt, hier zog ſie eine Schranke. So gaben wir's auf, und die beiden Mädchen, nunmehr unbeläſtigt durch unſere Fragen, ſchritten vor uns her, die Schlucht hinauf. Es war ein reizendes Bild; zu beiden Seiten ſtand der Wald und ſchloß ſich über dem Hohlweg, in dem wir gingen; nur ein ſchmaler Streifen blauen Himmels ſah hindurch. Die Schlucht ſelbſt

Digitized by Google

war tief und vom Regen ausgewaſchen. Die Wandungen rechts und links zeigten allerlei Wurzelgeflecht, das dann und wann phantaſtiſch aus der rothen Erdwand hervorſah. Die beiden Mädchen blickten ſich nicht um, ſie ſprachen auch nicht, aber es hielt nicht ſchwer, dem Gang ihrer Gedanken zu folgen. Sie ſprachen die Sprache der Bewegung. Beide hatten einen elaſtiſchen Gang (eine Tugend, deren ſich die Leiber unſeres Volkes nur ausnahmsweiſe zu rühmen haben) und wie bei guten Schlägern nicht die Bewegung des Armes, ſondern die Biegung des Gelenks die beſten Hiebe führt, ſo bewegten ſich auf dem Bilde vor uns nur Hüfte und Nacken, während der Unterkörper, trotz rüſtigen Schreitens, in ſtatuariſcher Ruhe zu verharren ſchien. Die ältere wollte gefallen, die jüngere dalberte nur, und während jene mit einem gewiſſen koketten Ernſt ihre Schritte that, kicherte die andere und erröthete über Ohr und Hals.

Nun kletterten ſie die Wandung des Hohlweges hinauf und liefen waldeinwärts. Als wir ſie wiederfanden, ſtand die jüngere auf einem ſteilabfallenden Bergeck und hielt ſich mit der linken Hand an einem Wachholderbuſch, während ſie mit der rechten in die Tiefe zeigte. Unten lag der Baa-See, das erſehnte Ziel unſerer Wanderung. Wir traten heran und hielten Umſchau. Aber das Bild des Mädchens war ſchöner als der See; die Staffage ging über die Landſchaft.

Was den Baa-See zu keiner tieferen Wirkung kommen läßt, iſt wohl das, daß er einer gewiſſen Miſchgattung von Seen angehört und zu jener Klaſſe zählt, die zu finſter iſt, um zu erheitern, und doch wieder zu heiter iſt, um den vollen Eindruck des Schauerlichen zu machen. Viel freilich hängt dabei von der Beleuchtung und noch mehr vielleicht von der Jahreszeit ab.

Wir ſahen ihn bei Sonnenſchein. Lachende Mädchen ſaßen am Ufer hin und flochten Kränze aus Moos und Waſſerblumen; ein Boot mit zwei Jägerburſchen fuhr über den See, der eine ruderte, während der andere von Zeit zu Zeit Hornſignale in den Wald blies. Die Mädchen am Ufer richteten ſich auf, grüßten mit

Digitized by Google

flatternden Hutbändern und klatſchten Beifall; Sonne, Luſt und Liebe ſchienen ſich ein Rendezvous an dieſer düſtern Stelle haben geben zu wollen. Es war, als ob der Griesgram lachen ſollte; aber es ging nicht, es kleidete ihn nicht.

Ich fürchte, wir haben den Baa-See zur Unzeit geſehen. Ungleich ſchöner muß es hier ſein, wenn das Laub hin iſt und ſtatt der grünen Kronen die grauverzweigten Stämme ihr Bild in den See werfen; am ſchönſten aber in Sturm- und Winternächten, wenn der Mond grell-eiſig am Himmel ſteht und ſtatt des Jagdhorns des Jägerburſchen, das eben verklingt, das Halloh des wilden Jägers über Wald und See zieht.

Digitized by Google

6.

Hans Sachs von Freienwalde.

Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht
Ich fühle ſo friſch mich, ſo jung.
Chamiſſo.

Die Straßen in Freienwalde ſind Hügelſtraßen und führen berg-auf und bergab. Die belebteſte derſelben, die Berliner Straße, haben wir eben ihrer ganzen Länge nach paſſirt und noch immer nicht gefunden, was wir ſuchen. Aber das muß es ſein — es iſt das letzte Haus. Ein Berg und eine Kirche bilden den Hintergrund, nach der Straße zu ſtehen drei Linden und inmitten dieſer Landſchafts-Requiſiten erhebt ſich ein alter Fachwerkbau, an dem ein erkerartig vorſpringendes Fenſter und zwei Roſenbäume ſo ziemlich das Beſte ſind. Die Roſenbäume faſſen das Fenſter ein, aber ſie müſſen den ſchmalen Raum mit zwei Aushänge-Brettern theilen, auf denen wir im Lapidar-Styl leſen: „Schirme reparirt; Drechslerarbeit in Holz und Horn.“ Dazu eine große, in Holz geſchnittene Tabackspfeife, die als Ornament deutungsreich über dem Ganzen ſchwebt.

Das iſt allerdings, was wir ſuchen. Hier wohnt Carl Weiſe, Poeta und Drechslermeiſter von Freienwalde,

Drechſelt Pfeifen in guter Ruh
Und macht auch wohl 'nen Vers dazu.

Das Ganze hat das Anheimelnde einer Poetenwohnung alten

Digitized by Google

Styls und wir treten guten Muthes ein. Eine Thürklingel — nicht eine von den geräuschvollen, die, einmal in Bewegung gesetzt, wie ein bellender Dorfspitz, gar kein Ende finden können, sondern eine von den leisen, wohlerzogenen — kündigt unser Eintreten an und eh wir uns noch in dem Halbdunkel (für das die draußenstehenden drei Linden sorgen) zurecht gefunden haben, erscheint aus der Werkstatt her, wo wir eben noch das Schnurren des Rades hörten, ein stattlicher Mann, hemdsärmlich, im Arbeits-Kostüm und sieht uns freundlich fragend an. Er ist ein Vierziger, brünett, groß, breitschultrig, seiner ganzen Erscheinung nach von südslawischem Typus und nach Teint, Haltung und Schnurrbart viel eher ein Serefchaner-Hauptmann, als ein Drechslermeister oder Poet. Nichtsdestoweniger ist er beides und in dem friedliebendsten Dialekt der Welt, im reinen Hallensisch, fragt er nach unsrem Begehr.

Wir reichen ihm die Hand, sagen ihm, daß wir, als gelegentlich Versbeflissene, gekommen wären, „um das Handwerk zu grüßen" und daß wir vorhätten, wenn irgend möglich, den Abend mit ihm draußen im Freien zu verplaudern.

Unser Poet schlägt ein, die eben untergehende Sonne mahnt ohnehin an Feierabend und sich auf Minuten bei uns entschuldigend, führt er uns zunächst in das nebenan gelegene Zimmer, das, mit seinen geschmückten Wänden, die Honneurs des Hauses macht.

Wir benutzen diese Pause, uns in dem Putz- und Empfangszimmer neugierig umzusehen und sind überrascht von der Sinnigkeit der Anordnung. Wenn das ganze Haus ein Poetenhaus ist, so ist dies das Poetenstübchen. Blumen und Bilder wechseln unter einander ab; Geranium und Primel blicken schüchtern zu einer Flora auf, Epheutöpfe spannen ihren grünen Bogen über Schrank und Spiegel und zwischen allermodernste Farbendrucke drängen sich, in breiten Ebenholzrahmen, ein paar altfranzösische Stiche: „Vue des Environs de Saverne; dedié à Madame la Marquise de Vilette, Dame de Ferney-Voltaire." Das scheint nicht zu einander zu passen, aber es paßt alles sehr gut. Was unsere modernen Zimmereinrichtungen so langweilig macht, das ist das

Digitized by Google

Schablonenhafte und das Beziehungsloſe. Hier hat alles eine Beziehung, eine Geſchichte, wäre dieſe Beziehung auch oft keine andere, als, innerhalb der Kleinwelt, eine mühevolle Eroberungs-Geſchichte.

Unſer Poet hat ſich inzwiſchen reiſefertig gemacht und bietet uns freundlich ſeine Führerdienſte an. Wer wäre dazu geeigneter, als er, der nicht nur alle Wege und Stege der Umgegend kennt, ſondern auch die ſchönſten Punkte in Berg und Thal beſungen hat; die vorgeſchrittene Stunde aber macht es uns wünſchenswerth, auf entferntere Touren zu verzichten und unſere Wünſche beſcheidentlich in ein „je näher, je beſſer" kleidend, ſchreiten wir dem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Schloßgartenberg zu, deſſen bauliche Anlagen (Schloß, Pavillon ꝛc.) wir ſchon in einem früheren Kapitel kennen lernten.

Aber heute laſſen wir Schloß und Pavillon am Abhang des Berges liegen und ſteigen höher hinauf, wo ſchmale durchs Parkholz geſchlagene Wege in endloſen Windungen die obere Hälfte des Hügels umziehen. Kein beſſerer Plauderweg denkbar, als ſolch ein Schlängelweg. Die gerade Linie, die den Raum mißt, hat auch etwas von einem Zeitmeſſer, und die 7mal auf- und abgeſchrittene Avenue wirkt unwillkürlich wie ein 7mal gerückter Zeiger; aber der Schlängelweg entzieht ſich jeder Zeitcontrole und die Frage nach dem „zuviel" wird rein praktiſch durch den ermüdeten oder nicht ermüdeten Fuß entſchieden. Die Füße aber ermüden ſchwer bei guter Unterhaltung und ſolcher erfreuen wir uns an der Seite unſeres Führers und Genoſſen. Von Zeit zu Zeit, wo eine Lichtung im Park einen Blick ins Freie geſtattet, ſtockt das Geſpräch, aber es iſt nur ein läſſiges Fallenlaſſen des Fadens, — er ruht nur, er iſt nicht abgeſchnitten. Ungeſucht nimmt ſich das Geſpräch an ſelber Stelle wieder auf und in die ſtille Abendlandſchaft, mit ihrem wechſelnden Hintergrund, ſtellt ſich immer klarer die Geſtalt, das Bild unſeres Freundes, wie ſein eignes Wort es vor uns entrollt.

Er beginnt mit Schilderungen aus ſeiner Heimath, ſeiner

Digitized by Google

Kindheit. Am Giebichenſtein ſpielt er umher; er ſingt und klettert unter Fels und Trümmern, und thut unbewußt ſeinen erſten Trunk aus Romantik und Märchenwelt. Er ſingt „des Knaben Berglied“, er hat eine klare Kinderſtimme; aber was frommt dem „armer Leute Kind“ Lied und Geſang, wenn beide nicht zu erwerben verſtehen? und ſo finden wir unſern jungen Freund in den dunkeln Straßen Halle's wieder, — er trägt den Currende-Mantel und ſingt um's Brot. Sei's drum, es haben es beſſere vor ihm gethan. Aber Frau Muſika führt einen knappen Haushalt und andere freie Künſte müſſen helfen. Zunächſt die Dichtkunſt. Zunftmäßig tritt er bei ihr ein; Friedrike Schmidt, eine blinde Dichterin ſeiner Vaterſtadt, diktirt ihm ihre Lieder und gelehrig wie er iſt, lernt er der Frau Meiſterin die paar Handtirungen ab, die ihre Kunſt ausmachen und verſucht ſich ſelbſt alsbald in ſeinen erſten Verſen.

Glückliche Jahre waren es, dieſe Lehrjahre bei der freien Zunft, aber wirkliche Lehrjahre ſollten folgen, die Drechslerkunſt löſte die Reimkunſt ab, und an die Stelle der blinden „Frau Meiſterin“ trat ein Meiſter, der ſcharf nach dem Rechten ſah.

Wer indeſſen, ſo fragen wir, der geſunden und vor allem poetiſchen Geiſtes iſt, trüge nicht verhältnißmäßig leicht dieſe Tage des Lernens und der Laune, dieſe Tage voll Zwang und Druck und Enge? Auch der Bedrückteſte, er ſieht ein Ende ab; in weiter, aber immer kleiner und kürzer werdender Ferne, jetzt drei Jahre, nun zwei, jetzt nur noch eins, ſteht es wie ein Lichtſchein und wächſt und nimmt Geſtalt an, und endlich erkennbar geworden, ſehen wir wie die Geſtalt nach außen zeigt, jenſeit des Gitterthores, in ein weites Land der Freiheit hinein. Das ſind die Wanderjahre, die den Lehrjahren folgen, — ein Wechſel, den das Leben jedem beſcheert, er ſei hoch oder niedrig geboren, ſei „Burſch“ oder Handwerksburſche.

Dieſe Zeit der Freiheit kam endlich auch unſerm Poeten, — er wanderte. Er wanderte mit Luſt und ſeine Lieder ſelbſt haben uns ein paar Klänge davon aufbewahrt. Er zog weit umher, arm,

Digitized by Google

glücklich, liederfroh, bis er plötzlich, wie mancher vor ihm, eine Leere und eine Sehnsucht in seinem Herzen wach werden und wachsen fühlte, die ihn nun wieder heimwärts trieb. Er sang:

Wir sind nicht blos zum Wandern
(Wie's immer auch gefällt),
Wir sind zu manchem andern
Und bessrem in der Welt;

und mit dieser Betrachtung kehrte er in seine Vaterstadt zurück.

Die Heimath nahm ihn wieder auf, und wenn sein Wanderleben poetisch gewesen war, wie es das Vorrecht allen Wanderlebens ist, so war es ihm nun, bei seiner Rückkehr, vor manchem anderen Wanderer beschieden, daß er nicht aus der Poesie des Umherstreifens in die Alltags-Prosa eintrat, sondern daß der Roman seines Lebens nun erst voll begann. Dem lyrischen Vorspiel folgte die dramatische Aktion; an Effekt-Scenen kein Mangel.

Die Personen, die in diesem Drama kommen und gehen, leben zum großen Theile noch und so sind uns an dieser Stelle nur Andeutungen gestattet. Verlobungen aus Träumerei und romantischem Ehrbegriff, Trauungen auf dem Todtenbett, räthselhafte Wiedergenesungen, Entsagungen aus phantastischer Opferfreudigkeit und Trennungen aus Liebe, dabei Armuth in Reichthum und Reichthum in Armuth, so jagen sich die wunderlichsten Scenen und Gegensätze, bis wir, nach einem Leben, das „den Roman auf seinem eigenen Felde schlägt", unsern Freund in die einfachsten Verhältnisse zurückkehren und an der Seite der schlichtesten, aber besten Frau endlich Ruhe finden sehen.

Diese Ruhe indessen entbehrte der Sorge nicht. Schwere Zeiten kamen und in diesen schweren Zeiten begann die Saite wieder zu klingen, die in den Jahren reicher und sich drängender Erlebnisse geschwiegen hatte. An der Drehbank, unter dem Surren des Rades, fielen mit den phantastisch gekräuselten Flocken auch wieder die ersten Lieder ab. Sie fanden freundliche Hörer, bald auch Leser, und jenen ersten Liedern sind seitdem andere gefolgt.

Digitized by Google

Wir wenden uns hier von unserm plaudernden Freunde, nach dessen Mittheilungen wir diese Skizze zu zeichnen versuchten, ab und statt dessen seinen Liedern zu.

In seiner ersten Sammlung, die den fast allzupoetischen Titel „Blumen der Wälder" führt, erblicken wir ihn nicht auf seinem eigentlichsten Gebiet, überhaupt aber mit einer Aufgabe beschäftigt, die schwerlich jemals von einem Dichter gelöst worden ist. Es handelt sich in diesen Liedern um eine Verherrlichung der Freienwalder Natur und die ursprüngliche Absicht des Dichters scheint auf nichts geringeres ausgegangen zu sein, als in einem wahrhaft beängstigenden Drange nach Vollständigkeit jeder Kuppe (er verzeihe den Ausdruck) einen poetischen Zettel umzuhängen. Das glückt nie. Eine solche Aufgabe ist unpoetisch in sich, und in derselben Weise wie es unmöglich ist, auf sämmtliche Schiffe der englischen Flotte, oder auf sämmtliche Regimenter der preußischen Armee einen Sonetten-Cyclus zu machen, so verbietet es sich auch, die weitausgespannte Freienwalder-Landschaft Nummer für Nummer zu besingen. Der Verfasser scheint das schließlich auch selber empfunden und den zweiten, bereits angekündigten Band (der weitere 20 Lieder derart bringen sollte) glücklich unterschlagen zu haben.

Was diesen „Blumen der Wälder" indessen, wenigstens in dem dichterischen Entwickelungsgange unseres Freundes, einen Werth verleiht, das ist ein zufälliger, in gar keiner Beziehung zu den übrigen Liedern der Sammlung stehender Anhängsel, worin der Dichter unserm Altmeister Friedrich Rückert (dem er auch die Sammlung gewidmet hat) seine Huldigung darbringt. Dies Lied nennt sich „ Meister Rückert und sein Lehrjunge" und ist ein sehr glücklicher Griff. Es ist frisch, natürlich, originell. Der geschilderte Hergang ist folgender: Unser Freienwalder Freund hat vor, dem alten Rückert zu seinem 70. Geburtstage in Versen zu gratuliren. Er schickt Frau und Kinder möglichst früh zu Bett und setzt sich bei der sprüchwörtlich gewordenen „Poeten-Lampe" nieder, um Gedanken und Reime zu Papier zu bringen. Aber auch Poeten-

Digitized by Google

Lampen verzehren Oel und die wackere Hausfrau (die schließlich doch für Alles aufkommen muß) stellt von ihrem Bett aus einschneidende Betrachtungen über diesen Gegenstand an. Endlich, auf der Höhe des Conflicts, tritt unser Dichter aus der Wolke des Geheimnisses heraus und erklärt, um was es sich handle. Nun wendet sich das Blatt. „Mit Vater Rückert ist das was andres"; über unsere Poetenfrau kommt ein wahrer Opfermuth, und siehe da

„Als durch's Immergrün umschmückte
Nied're Werkstattfensterlein
Gold'ner Frühstrahl mich erquickte,
Schloß ihr Kranz mein Liedchen ein;
Schüchtern wag' ich's darzubringen, —
Vieler Lied wird heut' Dir klingen,
Sinn'ger alle wohl wie mein's,
Inn'ger aber doch wohl keins."

Dies Lied weckte unserem Poeten viele Freunde, aber was wichtiger ist, es stellte ihn und sein Talent an den rechten Fleck. Er selbst schon, in dunkler Ahnung davon, hatte diesem Liede das Motto gegeben: „Geh vom Häuslichen aus und verbreite Dich so gut Du kannst über die Welt." Wie diese Worte Motto seines Liedes gewesen waren, so wurden sie nun auch das Wort, die Mahnung für sein poetisches Schaffen. Das Haus und sein persönliches Erlebniß innerhalb desselben, vor allem seine blonde Frau, in ihrer Schlichtheit und Häuslichkeit, wurden der Mittelpunkt seiner Dichtung und mit innigem Gefühl konnte er von der letztern singen:

Als Bestes ward'st Du mir gegeben,
Du, die nicht meine Lieder lies't,
Und dennoch Stoff aus ihrem Leben
In jedes meiner Lieder gießt.

Ein neuer Geist kam in sein Schaffen, das Gezwungene fiel fort, das Natürliche trat an die Stelle und ein Jahr später konnte er der Welt seine erste wirkliche Dichtung bieten. Sie führt den

Digitized by Google

Titel die „Braut des Handwerkers“. Es ist ein Idyll, das uns, in fünf Kapiteln, vom Morgen bis zum Abend des Hochzeitstages führt. Alles, was uns ein Menschenherz lieb und werth machen kann, das klingt hier zusammen: Genügsamkeit, kindlich-frommer Sinn, Liebe, Pietät und Gottvertrauen. Die ersten Gesänge (vielleicht die gelungneren) zeigen uns die Braut, wie sie das „eingebrachte Gespinnst“ vor dem Bräutigam ausbreitet, darunter auch ein Leinenstück, bei dessen Anblick ihr unwillkürlich die Thränen aus den Augen brechen. Es erinnert sie an ihre Kinderjahre, an den Tag, wo, nach Feuersbrunst und Noth und Krankheit, die fleißige Hand ihrer Mutter das Garn zu diesem Stück zu spinnen begann. Sie entsinnt sich auch der Worte, die damals die Mutter zu ihr sprach und sie wiederholt sie jetzt:

Setz auf den Herrn Dein ganzes Hoffen,
Laß nie von ihm bei Andrer Spott;
Jemehr das Unglück Dich betroffen,
Je inn'ger schließe Dich an Gott;
Laß Fleiß durch Deine Tage blühen
Und heiter lächeln wird ihr Glanz,
Hoff' und vertrau, auf Schweiß und Mühen
Legt endlich Gott den Segenskranz.

Es wird das Häuschen neu erstehen,
Wir werden es nach Gottes Rath
Im Schmuck der Reben wiedersehen, —
Aus Thränen sprießt die Freudensaat.
Und nun, mein Kind, frisch angefangen,
Bring Arbeit mir ans Lager her,
Beim Schaffen haben Gram und Bangen
Auf unser Herz die Macht nicht mehr.

Mit diesen Worten, die sich mehr denn einmal auch an unsrem Freunde selber bewährt haben, nehmen wir Abschied von ihm. Noth und Sorge, wie wir gesehen haben, sind ihm nicht geschenkt worden und er liebt es wohl, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit, sein Leben mit dem des Gellertschen Esels zu vergleichen, den alle drei Brüder benutzen und alle drei futtern

Digitized by Google

ſollten; „ſie benutzten ihn auch alle drei, aber keiner futterte ihn.“ Indeſſen ſei es drum; eben der Segen der Arbeit, von dem jene Strophen ſprechen, hat auch ihm über vieles hinweggeholfen; Humor und Dichtkunſt haben ein weiteres gethan und werden es ferner thun.

Vor allem aber möge ihm, in Leben und Dichten, der beſcheidne Sinn verbleiben, der ihn an die Spitze ſeiner erſten Liederſammlung die Worte ſtellen ließ:

Wenn Du auch nur Kleines leiſteſt,
Wird Dir's doch zum Ruhm gereichen;
Wenn Du nur Dich nicht erdreiſteſt,
Es dem Großen zu vergleichen.

Digitized by Google

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.

„Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein."
Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel.
Goethe.

Ein Kind aus ſchwarzer Menge blickt,
Es lächelt ſterbensweh und nickt
Und macht im Saal die Runde.
E. Mörike.

Die Hügel ſind Freienwaldes Schönheit und ſein Schatz. Wer, der je in der märkiſchen Schweiz war, hättte nicht vom Ruinen- und Kapellenberg, von der Königshöhe und dem Monte Caprino gehört; heute aber an allen dieſen Punkten ſchöner Ausſicht vorübergehend, machen wir den entfernter gelegenen, halb verwilderten Schloßberg zum Gegenſtand unſres Beſuchs, auf dem laut Sage und Tradition die alte Burg der Uchtenhagens ſtand.

Die Uchtenhagens ſaßen hier um Freienwalde herum drei, vielleicht auch vier Jahrhunderte lang, und emſiger, neurer Forſchung iſt es gelungen, die Schickſale dieſes Geſchlechts, die eine Zeitlang nur noch unklar dämmerten, wieder klar und deutlich an das Licht der Geſchichte zu ziehn. Aber die hiſtoriſche Forſchung, ſo viel ihr gelang, vermochte doch nicht, bis auf die Anfänge des Geſchlechts zurückzugehen. Dieſe Anfänge ſind im Bereich der Sage geblieben und wir ſcheiden alles, was wir von den Uchtenhagens

Digitized by Google

wiſſen, richtiger, alles was wir von ihnen zu erzählen haben werden, in eine ſagenhafte und eine hiſtoriſche Zeit. Die hiſtoriſche Zeit, die etwa gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts beginnt, findet die Uchtenhagens bereits in Freienwalde vor; aber die Frage bleibt ungelöſt (wenigſtens von der Geſchichte): wie kamen die Uchtenhagens nach Freienwalde hin? Der Löſung dieſer Frage unterzieht ſich ausſchließlich die Sage, ja ſie geht noch einen Schritt weiter und beantwortet, ohne hiſtoriſche Skrupel, zugleich die Frage nach dem eigentlichen Urſprung des Geſchlechts.

Die Sage, ſelbſtverſtändlich, ſchwankt in ihren Angaben über dieſen Punkt und führt in ihrer einen Verſion den Urſprung des Geſchlechts auf die märkiſchen Jagows, in der andern Verſion auf die pommerſchen Wedells zurück, auf die Wedells, deren einer (ſo erzählt ſie) ſeinen Lehnsherrn, den Pommernherzog, mitten in der Schlacht an den brandenburgiſchen Markgrafen verrieth, und für dieſen Verrath mit Freienwalde belohnt und belehnt wurde. Uebrigens ein Verrath nicht um Goldes willen, ſondern aus Zorn und Rache.

Die andere, die Jagow-Verſion, hat einen einſchmeichelnderen Klang und ſei darum an dieſer Stelle in Kürze erzählt. Henning von Jagow („klein an Geſtalt, aber hoch an Gemüth," wie es von ihm heißt,) nachdem er ſich, verdient oder unverdient, die Ungnade des Markgrafen zugezogen hatte, war aus dem Lande verbannt worden. Ein Preis ſtand auf ſeinen Kopf. Jagow indeſſen, unwillig, das Land zu verlaſſen, daran er hing, zog ſich, bis an die Oder hin, in die Sümpfe und Wälder zurück, die damals die Oſtgrenze des markgräflichen Beſitzes bildeten, alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Berge und Brüche der Freienwalder Gegend. Hier lebte er, mit anderen Verbannten und Ausgeſtoßenen, das Leben der Geächteten, ungekannt, namenlos, aber ſicher im Schutz der Wälder. Es war ein Leben voll Kampf und Gefahr, voll Uebermuth, Raub und Poeſie, genau ſo, wie uns alte Balladen und Volksgeſänge das Leben des Robin Hood, dieſes unerreichten Vorbilds poetiſchen Wald- und Räuberlebens, geſchildert

Digitized by Google

haben. Es war ein Leben voll Poeſie; aber unſer Jagow trug doch ſchwer daran, denn es zog ihn unter die Menſchen und in die Nähe des Markgrafen zurück und ſeine Seele trachtete mehr und mehr nach einer Gelegenheit, ſich die Gunſt ſeines Herrn, den er liebte, neu zu erwerben. Dieſe Gelegenheit bot ſich endlich. Es kam zu einem Kriege mit den Pommern und um Freienwalde herum ſtießen die Heere des Pommern-Herzogs und des Markgrafen auf einander. Man focht Mann gegen Mann (collato pede, wie der Chroniſt erzählt), und der Sieg neigte ſich ſchon den Pommern zu, als Jagow aus der Waldestiefe mit ſeinen Geächteten hervorbrach. Er faßte den Feind in Flanke und Rücken, und nach tapferer Gegenwehr wandten ſich die Pommern zur Flucht. Aber nur wenige erreichten die Oder; die Mehrzahl wurde niedergemacht und färbte den Boden mit ihrem Blut. Die Stelle, wo die Schlacht ſtattfand, heißt bis dieſen Tag das „rothe Land.“ Jagow, vor den Markgrafen geführt, wurde mit dem Lande belehnt, auf dem ſo glücklich gekämpft worden war; — um aber ſein Wort zu halten, „daß Henning von Jagow nie mehr vor ſeinem Auge erſcheinen ſolle,“ nahm er den Namen, der an alte Zeiten und alten Groll erinnern mochte, von ihm und nannte ihn Uchtenhagen, weil er „uht dem Hagen“ d. h. aus dem Walde, zu ſeiner, des Markgrafen, Rettung herbeigekommen war.

So weit die Jagow-Sage. Die andere Verſion, die, wie ſchon erwähnt, den Urſprung des Geſchlechts auf die Wedells zurückzuführen trachtet, hat viel verwandtes damit. Beide haben den Pommernkrieg, den Schlachtengrund um Freienwalde herum und den Umſtand mit einander gemein, daß, in einem wie im anderen Fall, dem hartbedrängten Markgrafen eine unerwartete Hülfe kam, eine Hülfe, für die er ſich, durch Belehnung mit dem Grund und Boden, auf dem gekämpft worden war, dankbar erwies. Das Abweichende liegt nur darin, daß uns die eine Sage von einem begangenen Verrath, die andere von einer That der Treue erzählt.

Wenden wir uns nunmehr der Frage nach dem hiſtoriſchen Gehalt dieſer Sagen zu, ſo hat es damit muthmaßlich nicht viel

Digitized by Google

auf ſich. Es iſt zwar wahr, daß das Wappen der Uchtenhagen, der Wedell und der Jagow, ein und daſſelbe iſt (ein rothes Rad im ſilbernen Felde); aber dieſe Wappengemeinſchaft, ſo viel, ja ſo entſcheidendes ſie für die Zuſammengehörigkeit der drei Familien beweiſt, ſo wenig beweiſt ſie ſpeciell für einen etwaigen hiſtoriſchen Kern des eben Erzählten. Es giebt ein Dorf Uchtenhagen bis dieſen Tag in der Altmark, und wenn auch bisher noch nicht feſtgeſtellt werden konnte, wann und unter welchen Umſtänden das Geſchlecht, das jenem altmärkiſchen Dorf den Namen gab oder ihn, umgekehrt, von ihm erhielt, in die Freienwalder Gegend kam, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß das Geſchlecht weder aus den Wedells, noch aus den Jagows (wie die obigen beiden Sagen erzählen) erwuchs, ſondern von Anfang an, als zu einer gemeinſchaftlichen Sippe gehörend, mit und neben ihnen ſtand. Alles ſpricht dafür, daß beide Sagen erſt in der Nach-Uchtenhagenſchen Zeit d. h. alſo nach dem Erlöſchen des Geſchlechts entſtanden ſind. Sie gehören höchſt wahrſcheinlich der Klaſſe der bloßen Zurechtmachungen, jenen nachträglichen Erfindungen an, die ihre Wurzeln nicht auf dem Berge, ſondern uns zu Füßen haben, Sagen alſo, die weniger jenen Epheus gleichen, die natürlich-phantaſtiſch von oben her zu uns herniederſteigen, als jenem Epheu, den wir künſtlich am Spaliere von unten nach oben ziehn.

Aber das mangelnde hiſtoriſche Fundament ſoll uns nicht undankbar machen gegen die Sage ſelbſt, die, ſie ſei jung oder alt, verwirrend oder die rechten Wege führend, um ihrer ſelbſt willen ihre Berechtigung hat. Wir überlaſſen uns deshalb, eh wir in das Gebiet der Geſchichte eintreten, auch jetzt noch ihrer Führung und erfahren von ihr, nachdem wir ſorglos ihren heraldiſchen Märchen und ihrer Erzählung von dem Erſcheinen der Uchtenhagen in Freienwalde gelauſcht haben, daß der Schloßberg es war, auf dem ſich die erſte und älteſte Burg der Uchtenhagen erhob.

Dieſem Schloßberg gilt jetzt unſer Beſuch.

Wir haben Freienwalde mit der Nachmittagspoſt erreicht und

Digitized by Google

einem jener Cicerones, die den Poſthof zu umſtehen pflegen, vertraulich mitgetheilt, daß wir noch vor Sonnenuntergang oder doch vor dem Hereinbrechen vollſtändiger Dunkelheit den Schloßberg zu ſehen wünſchten, zu Fuß, wenn es nicht allzuweit, zu Wagen, wenn nöthig. Da in den Cicerones von Freienwalde gemeinhin mehrere Aemter cumuliren, mindeſtens aber die Metiers des Führers und des Fuhrmanns zuſammenzutreffen pflegen, ſo iſt die Antwort ſelbſtverſtändlich und nach einer halben Stunde rollt ein Einſpänner vor, der nicht voll bis in die Zeit der Uchtenhagens zurückreicht, aber doch beinah. Der Hinterſitz iſt leer, auf dem Vorderſitz befindet ſich unſer Führer ſelbſt, nunmehr als Kutſcher, und knipſt mit der Peitſche, um ſich in ſeinem neuen Amte zu beglaubigen. Er trägt einen hellgrauen Flausrock, dazu eine ſchwarze Tuchmütze, deren Schirm halb über ſein Geſicht fällt. Was auf den erſten Blick überraſcht, iſt das, daß er nicht raucht. Aber freilich jene eigenthümliche Klaſſe von Perſonen, der er zugehört, und deren es in jedem Dorfe mindeſtens einen giebt (auch in kleinen Ackerſtädten kommen ſie vor), raucht nie. Es ſind dies die Träger der Volkspoeſie, die Sagenhüter, die Märchenerzähler des Nordens. Sie ſind gutgeartet, redſelig und ſchweigſam zugleich, lieben die Scholle, darauf ſie geboren, haben einen Anflug von Kränklichkeit und wandern, halb bewundert und halb belächelt, aber wegen ihrer Verträglichkeit wohlgelitten, wie Fremdlinge unter der derberen Dorfbevölkerung einher. Wiewohl gelegentlich von einer phantaſtiſchen Scharfſinnigkeit, haben ſie in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens doch nichts von jener Bauernſchlauheit, die ſprüchwörtlich geworden iſt. Das Feld ihres Geiſtes, überhaupt von beſcheidener Tragkraft, iſt von der Phantaſie überwuchert, und ſo gleichen ſie einem Ackerfeld, das zu ſchwach iſt, um ernſte und ſolide Frucht zu tragen, aber dem ſchönen Unkraut Platz gönnend, deſto üppiger in rothen und blauen Blumen ſteht.

So iſt auch unſer Führer und Fuhrmann, deſſen Einſpänner vor uns auf dem Poſthof hält. Ueber den Platz, den wir einzunehmen haben, ſind wir nicht lange in Zweifel. Natürlich über-

Digitized by Google

laſſen wir den in Riemen hängenden Hinterſitz ſeinem Schickſal und ſetzen uns auf das Vorderbrett unmittelbar neben den Klausrock, nicht gewillt, eine zweifelhafte Bequemlichkeit auf Koſten beſſerer Unterhaltung zu erkaufen. Denn es unterhält ſich ſchlecht auf den Rücken anderer Leute los.

Noch einmal ein Peitſchenknips, diesmal nicht in die Luft, ſondern in die Weichen des Einſpänners, und über das Straßenpflaſter hin, das noch die alten Traditionen des Ortes wahrt, holpert und raſſelt unſer Wagen, deſſen Hinterſitz die komiſchſten Sprünge macht, aus der Stadt hinaus, in den Freienwalder Kiez hinein, bis plötzlich das Holpern und Raſſeln einem ſüßen Gefühl der Glätte und jenem leis knirſchenden, im Kiesſand mahlenden Tone weicht, den jeder kennt, der aus dem Sturm und Drang ſchlecht gepflaſterter Straßen in den ſtillen Hafen einer Chauſſee eingemündet iſt.

Der Weg, derſelbe, der von Freienwalde nach Falkenberg führte, iſt glatt, der Abend ſchön. Duft und Nebel ſteigen aus den Wieſengründen auf; der Wald zur Linken, wie es im Liede heißt, ſteht ſchwarz und ſchweigend und nur vor uns, nach Nordweſten hin, glüht noch der Abendhimmel in wunderbaren Farbenſpielen durch die Nebel hindurch. Es iſt juſt die Stunde, um den Schloßberg und die Burg der Uchtenhagen zu beſuchen; die Landſchaft ſelbſt iſt wie ein weites Thor aufgethan, roth und golden, um in das Land der Sage einzuführen.

Es labt uns das Bild und die Friſche des Abends, aber endlich haben wir abgeſchloſſen mit der Landſchaft und ihrem Reiz, und fühlen ein leiſes Unbehagen über das Schweigen unſeres Führers, an deſſen Seite wir doch Platz genommen, um bequemerer Unterhaltung willen. Die erſten Hügelparthien liegen bereits hinter uns, wir müſſen bald halben Weges ſein, aber er ſchweigt noch immer. Da der Berg nicht zum Propheten kommt, ſo bleibt nichts anderes übrig, als das alte Auskunftsmittel, und blindlings in die allerbequemſte Form der Unterhaltung hineintappend, beginn ich mit der Frage:

Digitized by Google

Sagen Sie, wie denken Sie über die Uchtenhagens?

Der Angeredete läßt ſich Zeit, und zweimal mit der Leine auf den Rücken des Pferdes klatſchend, um die lange Pauſe minder auffällig zu machen, antwortet er endlich in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken:

Ja, da iſt viel.

Der Wagen rollt weiter in den ſtillen Abend hinein, deſſen allerſtillſte Stelle unſer Wagen zu werden droht. Ich will aber die Stille unterbrechen, es koſte was es wolle, und fahre alſo fort:

Sagen Sie, hier ſoll ja auch eine große Schlacht geweſen ſein, hier hinter den Bergen; ich glaube, ſie nennen es das „rothe Land."

Er nickte mit dem Kopfe.

Nun ſagen Sie mir, iſt denn das Land noch immer roth?

„So roth", antwortete er, halb wie im Echo, auf meine Frage und machte dabei eine Handbewegung, als ob er ſagen wollte: lieber Herr, ſprechen wir davon lieber nicht.

Nichtsdeſtoweniger hatte dieſe Frage das Eis gebrochen (ich ſah das an ſeiner veränderten Haltung), und mit der Rechten auf die quadratmeilenweite Niederung deutend, die all einſt Uchtenhagenſcher Beſitz geweſen war, fuhr ich fort: Die Uchtenhagens müſſen ſehr reich geweſen ſein.

Er ſah unter ſeinem Mützenſchirm zu mir auf, ein halbwehmüthiges Lächeln flog über ſein Geſicht, dann wiederholte er nur meine Worte: die Uchtenhagens müſſen ſehr reich geweſen ſein.

Es war erſichtlich, daß er einen Nachſatz machen wollte, ihn aber rückſichtsvoll verſchwieg; ich kam ihm alſo auf halbem Wege entgegen und ergänzte:

Sehr reich, aber wie?

Dies Wort ſchien wie ein Erkennungszeichen auf ihn zu wirken, an dem er nun Gewißheit zu finden glaubte, daß ich einer von dem romantiſchen Geheimbund ſein müßte, der nach Art anderer Geheimbünde zwar ſeine unausgeſprochenen, aber nichtsdeſtoweniger ſeine ganz beſtimmten Erkennungszeichen hat. Er wußte nun, daß er ſprechen dürfe, ohne Furcht vor Profanation.

Digitized by Google

Er wartete auch keine weitere Frage ab, rückte vertraulich näher und ſagte: Wiſſen Sie denn, was ſich die Kiezer hier erzählen? Da war hier in Freienwalde, in der Uchtenhagenſchen Zeit, ein Böttcher, der wohnte neben dem Kirchhof und hieß Trampe. Das Waſſer ſtand damals bis an die Stadt heran, und zwiſchen Trampe's Haus und dem Waſſer lag nur der Kirchhof. Eines Nachts hörte Trampe ein Knurren und Winſeln und er trat an's Fenſter, um zu ſehen, was es ſei. Er ſah aber nichts als den Vollmond, der am Himmel ſtand. Er legte ſich wieder nieder und warf ſich eben auf die rechte Seite, um wieder einzuſchlafen, da hörte er ſeinen Namen rufen: „Trampe," dreimal; dann wurde es wieder ſtille. In der nächſten Nacht ebenſo. Trampe, der ſonſt nicht furchtſam war, meinte nicht anders, als er werde nun ſterben müſſen; er ergab ſich aber in ſein Schickſal und dachte: „wenn es wieder ruft, dann wirſt du folgen, es ſei wohin es ſei." Und in der dritten Nacht rief es wieder. Trampe trat nun auf den Kirchhof hinaus, und als er ſich umſah, war es ihm, als liefe etwas wie ein Hund zwiſchen den Gräbern hin und her; er konnt' es aber nicht genau ſehen, denn das Kirchhofsgras ſtand ſehr hoch. Trampe folgte der Spur, die nach der Waſſerſeite des Kirchhofs hinführte, und als er an den Strom kam, ſah er einen Kahn, der mit der Vorderhälfte im Waſſer, mit der Hinterſeite aber auf dem Trocknen lag. An der äußerſten Spitze des Kahns ſtand ein ſchwarzer Pudel mit zwei Feueraugen und ſah Trampen ſo an, daß dieſer dachte, hier iſt Einſteigen das Beſte. Kaum, daß er ſaß, ſo fuhr der Kahn, als ob er von hundert Händen geſchoben würde, wie ein Pfeil in den Fluß hinein und über das Waſſer fort.

Hier unterbrach ſich der Erzähler einen Augenblick, um mir die Linie zu beſchreiben, die der Kahn damals gezogen haben müſſe und fuhr dann fort:

Keiner ſteuerte, keiner führte das Ruder, aber der Kahn ging rechts und links, immer wie der Pudel den Kopf drehte; ſo kamen ſie bis an den Schloßberg. Der Kahn lief auf, beide ſprangen an's Ufer und ſtiegen bergan. Es war inzwiſchen dunkel

Digitized by Google

geworden, der Mond war unter, aber ob nun der Hund rückwärts bergan lief, oder ob er den Kopf nach hinten zu gedreht hatte, gleichviel, Trampe ſah immer die zwei Feueraugen vor ſich, die ihm bis oben hinauf den Weg zeigten. Als er in den Burghof trat, ſtanden da wohl hundert Fäſſer, alle voll Gold; das war ſo blank, daß es im Dunkeln blitzte. Das Schloß ſelbſt lag da wie in Nacht, nur mitunter glühten die Fenſter auf und allerlei Geſtalten wurden ſichtbar, Ritter und Edelfräulein, die kicherten und lachten. Dahinter klang es wie Tanzen und leiſe Muſik. Trampe horchte auf; aber nicht lange, ſo trat ein Ritter an ihn heran, legte ihm eine ſchwere Hand auf die Schulter und fragte ihn, ob er der Böttcher aus Freienwalde ſei? Dann befahl er ihm, die Fäſſer zuzuſchlagen: „Das dreizehnte Faß iſt für Dich.“ Nun ging Trampe an die Arbeit und ſchlug all' die Fäſſer zu; das dreizehnte aber, das er bei Seite geſtellt hatte, rollte er den Berg hinunter. Er war nun fertig und wollte wieder gehn. Da fuhr es ihm durch den Kopf, „ob nicht der Ritter jedes dreizehnte Faß gemeint haben könnte“, und als er noch ſo dachte, rollte er leiſe ein zweites Faß bergab. Als er unten ankam, lag nur ein Faß da. Trampe dachte: „du wirſt es noch 'mal verſuchen“, ſtieg wieder bergauf und rollte ein drittes Faß hinunter; niemand hinderte ihn daran. Als er aber unten ankam, war alles verſchwunden, auch das erſte Faß, und nur an der Vorderſpitze des Kahns ſaß wieder der Pudel und ſagte: „Trampe, Du haſt verſpielt.“ Trampe ärgerte ſich und dachte, als ſie zurückfuhren: „das ſoll dir auch nicht wieder paſſiren;“ iſt ihm auch nicht wieder paſſirt, denn die Uchtenhagens haben ihn nie wieder holen laſſen, wenn ſie einen brauchten, um ihre Fäſſer zuzuſchlagen.

Die Geſchichte, die bedeutungsvoll mit dem Zuſatz, „wie ſie ſich die Kiezer erzählen“, eingeführt worden war, war kaum zu Ende, ſo hielten wir auch ſchon am Fuß des Schloßberges, vielleicht an derſelben Stelle, wo an jenem Abend der bedenkliche Uchtenhagenſche Fährmann ſeinen Kahn gelandet hatte. Wir ſprangen vom Wagen, ſchirrten aus, ſchlugen die Beine vorſichtshalber

Digitized by Google

um einen Baumſtamm, wiewohl der Charakter unſeres Einſpänners ohnehin Garantieen für ſein Wohlverhalten geboten hätte, und ſtiegen den Berg hinan. Es war inzwiſchen finſterer geworden, wenigſtens waren die Schatten des Waldes um uns her, dunkle Schatten, die durch zwei einzelne Lichter, am Ausgang einer ſeitwärts gelegenen Schlucht, nur noch zu wachſen ſchienen. Es mochte da ein Haus ſtehen, vielleicht eine Mühle. Unſer Führer ſchritt rüſtig vorauf, das Gebüſch wurde immer dichter, und ich folgte nur noch dem Klang ſeiner Schritte und einem unbeſtimmten Schatten, der vor mir herſchwankte. Ich dachte unwillkürlich an Trampe, und dies mochte die Urſache ſein, daß ich mich beeilte, mich wieder an die Seite des Führers zu bringen. Es gelang auch; in demſelben Augenblicke aber, wo ich ſeinen Arm ſtreifte, klang es wie Hundeblaff über den Berg hin, und ich zuckte zuſammen und ſtand. Der Führer aber, der meinem Gedankengange gefolgt ſein mußte, ſagte ruhig: „das iſt dem Müller ſeiner; der andere blafft nicht.“ Die Ruhe, mit der er dies ſagte, überhob mich jeder Verlegenheit; — ſo kamen wir endlich auf der Kuppe des Hügels an.

Dieſe Kuppe beſchreibt einen Kreis von etwa 40 Schritt Durchmeſſer. Wir traten zunächſt an den Vorderrand des Berges, der ſonſt einen freien Blick in die Landſchaft geſtattete, jetzt aber von Bäumen ſo dicht umſtanden iſt, daß ſich nur mühſam, durch Stämme und Laub hindurch, ein Blick auf das unten liegende Bruch ermöglicht. Auf den Wieſen brauten die Nebel, nicht länger golden durchglüht; nur im Weſten ſäumte noch ein rother Streifen den Himmel, während wir ſelbſt in völliger Nacht ſtanden.

Wir umſchritten nun die Rundung, denſelben Kreis, der einſt den Burghof einſchloß, bis wir an die Rückſeite der Hügelkuppe kamen, die ebenſo in die tiefen Schluchten des Bergterrains, wie die Vorderſeite in das offene Bruchland herniederſieht. Hier an der Rückſeite befinden ſich auch die Ueberbleibſel der Burg; halbmannshohe Mauerreſte von bedeutender Stärke, die es, höchſt wahrſcheinlicherweiſe, dem Burg- und Bauverſtändigen immer noch möglich

Digitized by Google

machen würden, den ehemaligen Umfang des alten Schloſſes, die theilweiſe Grundform deſſelben, ganz beſonders aber den Ort zu beſtimmen, wo das alte Burgthor war. Die Einfahrt in das letztere, fälſchlich als Kellereingang gedeutet (weil ſich die Phantaſie der Kiezer am liebſten mit Kellergewölben und den Trampeſchen Fäſſern beſchäftigt), iſt noch in aller Beſtimmtheit erkennbar.

Wir maßen die Ueberbleibſel der alten Umfaſſungsmauer aus, ſetzten uns dann, einen Strauch als Lehne, auf die Trümmerwand, und blickten in die Schlucht nieder, aus der Laubholz und Birkengebüſch ſo dicht, ſo ſtill, ſo ſchwellend heraufzuſteigen ſchienen, wie Blätter aus einem Korbe quellen, in den ſie zuvor gepreßt wurden. Ein Gefühl überkam mich, als wüchſen die Wipfel langſam aber unaufhaltſam wie eine ſteigende Fluth zu uns herauf. Unten in der Tiefe klang es wie ein Quell, der über Kieſel fällt. Ich fragte: „iſt da ein Waſſer unten?“ Ja. „Wie heißt es?“ Das klingende Fließ. Sonſt war alles ruhig. Der Führer, längſt geſprächig geworden, fing an zu erzählen von Pfingſt- und Maiennächten, wenn unten in Thal und Schlucht die Rehe ſchrein, und hoch über dem Berg (als wäre es der Kyffhäuſer) die Dohlen kreiſen; aber es war nicht Mai, nicht Pfingſten mehr, kein Reh ſchrie durch die Nacht, ſelbſt der Hundeblaff in der Mühle ſchwieg, nur das klingende Fließ klang nach wie vor wie ein Silberton zu uns herauf.

So fanden wir den Schloßberg; wir verlaſſen ihn jetzt, um uns nunmehr der Frage zuzuwenden, was erzählt uns die Geſchichte (ſie, die jede Auskunft über den Schloßberg ſo beharrlich verweigert), was erzählt uns die Geſchichte von den Uchtenhagens ſelbſt.

Die hiſtoriſche Zeit der Uchtenhagen umfaßt einen Zeitraum von etwa drittehalb Jahrhunderten. 1367 wird ihrer zum erſten Male urkundlich erwähnt, und 1618 erliſcht das Geſchlecht. Die Schickſale der beiden letzten Uchtenhagen (und zwar in hiſtoriſch verbürgter Treue und Beſtimmtheit) waren all' die Zeit über, vom Ausgange des Geſchlechts bis auf dieſen Tag, in der Erinnerung

Digitized by Google

der Freienwalder lebendig; nicht so die Namen und Schicksale derer, die diesen beiden letzten des Geschlechts, durch zwei Jahrhunderte hin, vorausgegangen waren. Sie waren todt in der Erinnerung der Nachwelt.

Die Urkunden-Sammlungen indeß, die seitdem unter Benutzung der verschiedensten Archive veröffentlicht worden sind, haben uns neuerdings in den Stand gesetzt, die Schicksale der Familie mindestens bis zum Jahre 1414, also etwa bis zum Eintreffen der Hohenzollern in diesen Landen, zurück verfolgen zu können. Wir vermögen mit Hülfe dieser urkundlichen Ueberlieferungen herabzusteigen von Vater auf Sohn, und wieder hinanzusteigen von Sohn auf Vater; wir befinden uns wie auf einer bequemen Treppe, die uns mühelos den Verkehr zwischen oben und unten, zwischen Anfang und Ende gestattet. Wir verdanken diesen Urkunden außerdem werthvolle Mittheilungen von kulturhistorischem Interesse; aber was wir denselben leider nicht zu danken haben, das ist die Aufzeichnung, die Ueberlieferung einer wirklichen That der Uchtenhagens, einer That, die entweder voll historischer Wichtigkeit damals eingegriffen hätte in die Geschicke des Landes, oder voll eines gewissen poetischen Gehaltes im Stande wäre, noch jetzt unsere Herzen zu berühren. Wir begegnen ihnen weder in Costnitz, noch in Worms; wir sehen sie weder unter Friedrich dem Eisernen vor Bernau, noch zu Joachim Hectors Zeiten bei Mühlberg; wir sehen sie weder gegen die Hussiten, noch gegen die Türken im Felde, und dürfen eben nur annehmen (eine einzige Urkunde von 1599, ein „Aufruf zum Heerdienst" deutet sogar darauf hin), daß sie nirgends gefehlt haben werden, wo es galt, dem Rufe des Kurfürsten zu folgen, oder für die Ehre des Landes einzustehen.

Aber wenn diese urkundlichen Ueberlieferungen, nach der Seite der wirklich historischen That hin, wenig oder auch das kaum bieten, so belehren sie uns doch über die Besitzverhältnisse der Familie, und zeigen uns diese letztere in ihren Beziehungen zu ihren Lehnsmännern, Burgleuten und Hintersassen, oder wenn

Digitized by Google

uns der Ausdruck gestattet ist, in den Verwaltungsgrundsätzen, wonach sie die Regierung ihres ziemlich ausgedehnten Besitzes leiteten, eines Besitzes, der nach Quadratmeilen rechnete und Städte umschloß. Da finden wir denn die Uchtenhagens (allen Sagen, „wie sie sich die Kiezer erzählen," zum Trotz) als wahre Muster ritterlichen Wandels: fromm, sittig, ehrbar in ihrem Hause, mild, helfend, fürsorglich nach außen hin. Sie bauen Kirchen und schenken Glocken, sie schützen die Bürger in ihrem Recht und ihrem Besitz, sie belohnen den Rath Freienwaldes mit neuen Feldmarken, sie vertreten die Stadt vor dem Kurfürsten und erwirken ihr Jahrmarktstage und Freiheit von Zoll und Abgaben. Nichts, was die finsteren Märchen rechtfertigte, die in Spinnstuben bis diesen Tag mit Graus und Behagen geflüstert werden, vielmehr in allem die Anzeichen einer Regierungskunst im Kleinen, dabei, in bestem Sinne, das Bewußtsein von den Rechten und Pflichten des Regiments. Ein Spruch im Freienwalder Stadt-Archiv (bisher noch nicht veröffentlicht) giebt volle Auskunft darüber, aus welchen Anschauungen heraus die Uchtenhagen ihre Herrschaft übten. Dieser Spruch lautet:

All' Obrigkeit die ist von Gott
Und soll handhaben sein Gebot.

Es soll ihr gehorchen alle Welt,
Nicht leben, wie's Lust und Laune gefällt.

Das Schwerdt gab Gott in ihre Handt,
Damit zu wahren Leute und Landt.

Dem Guten soll sie geben Schutz,
Den Bösen strafen, dem Guten zu nutz.

Eines Vaters Herz aber soll sie ha'n
Zu denen, so ihr sind unterthan.

So war der Spruch, nach welchem die Uchtenhagen in Haus und Hof ihre Rechte wahrten, ihre Pflicht erfüllten; nichts, was auf Fluch und Unthat hinwiese, auf Thaten, die unsühnbar ge-

Digitized by Google

weſen wären. Wohl im Lauf der Jahrhunderte miſchte ſich auch ein blutbeflecktes Blatt in die Geſchichte des Hauſes, ein Vetter erſtach den andern im Zweikampf oder aus Nothwehr, aber dem Verbrechen folgte die Reue auf dem Fuße, und Kurfürſt Albrecht Achill nahm den Bußfertigen wieder in ſeine Huld und Gnade auf, „gleichweis (wie die Urkunde ſagt), als ob die Geſchichte nie geſchehen wäre."

Durch ſechs Generationen hin, der vorhiſtoriſchen Zeit zu geſchweigen, hatte der alte Stamm geblüht, nicht voll, nicht zahlreich, aber immmerhin geblüht. Da, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, trieb er plötzlich neue Sproſſen in Fülle: acht Söhne und fünf Töchter wurden geboren, und Freude war im alten Haus der Uchtenhagen. Aber es war das reiche Blühen vor dem Tode. Eh' ein Menſchenalter um war, noch vor Schluß des Jahrhunderts, waren alle Söhne des Hauſes todt bis auf einen, und der überlebende achte, inzwiſchen vermählt mit Sophie von Sparr, einer Vaterſchweſter des berühmten Feldmarſchalls, ſchaukelte ein einzig Kind auf ſeinen Knien, — ein zartes Kind, die blauen Adern ſichtbar unter der feinen Haut. Dies Kind, ein Knabe, war Kaspar von Uchtenhagen, der letzte ſeines Geſchlechts. Er ſtarb neun Jahr alt und wurde in der Kirche zu Freienwalde beigeſetzt. Es heißt im Volk, daß er vergiftet worden ſei, und die Sage, — die hier wieder für die Geſchichte eintritt — erzählt ſein Ende ſo:

Einer der Lehnsvettern des Hauſes, voll Verlangen nach dem Beſitz der Uchtenhagens, wußte dem Knaben eine prächtige Goldbirne zu reichen, die mit einem langſam wirkenden Gifte vergiftet war. Ein Bologneſer Hündchen, das den Knaben auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, ſprang, als dieſer die Birne eſſen wollte, an ihm herauf, halb liebkoſend, halb geängſtigt, um dem Knaben mit der Vorderpfote die Birne aus der Hand zu reißen, aber Kaspar nannte ihn lachend ein „neidiſches Thier" und aß die Birne. Eine Traurigkeit, ſo fährt die Sage fort, begann alsbald den Knaben zu beſchleichen, ſeine Lebendigkeit verlor ſich, ſein

Digitized by Google

Auge wurde matt, ſo verging er wie eine Blume. Seine Mutter ſaß in der Sterbenacht an ſeinem Bett; da richtete er ſich noch einmal auf, küßte der Mutter die Hand und ſprach ſterbend, aber leiſe-vernehmlich vor ſich hin:

Alle Liebe iſt nicht ſtark genung,
Ich muß doch ſterben und bin ſo jung.

So die Sage; eh wir aber auf dieſelbe in aller Kürze noch einmal zurückkommen, begleiten wir die Uchtenhagen noch durch ihre letzten Jahre bis zum völligen Erlöſchen des Geſchlechts.

Hans von Uchtenhagen (der überlebende Vater des früh heimgegangenen Kindes) den Freuden dieſer Welt für immer abgewandt, und ohne tieferes Intereſſe, das alte Erbe des Hauſes zuſammenzuhalten, verkaufte, ein Jahr nach dem Tode ſeines Kindes, die Stadt Freienwalde, ſammt allen ſeinen ſonſtigen Gütern, an den Kurfürſten Johann Sigismund, zugleich ſich verpflichtend, die reichen Beſitzungen jenſeit der Oder, die ſogenannte Inſel Neuenhagen, ſofort in churfürſtlichen Beſitz übergehen zu laſſen. Andererſeits ward ihm, dem Hans von Uchtenhagen, die Beibehaltung aller dieſſeits der Oder gelegenen Beſitzungen, namentlich der Stadt Freienwalde, auf die Dauer ſeines Lebens zugeſtanden, auch das Recht ihm eingeräumt, bei etwaiger Geburt eines Erben, gegen Rückzahlung der Kaufſumme, in den alten Beſitz wieder eintreten zu können. Aber kein Erbe wurde geboren, und in das alte, ſtill und freudlos gewordene Haus der Uchtenhagens, das ſich, mit Thurm und Zinnen, ein alter gothiſcher Bau, neben der Freienwalder Kirche erhob, trat nur noch der Engel des Todes. Dem Sohne folgte drei Jahre ſpäter die Mutter, bis nach abermals 12 Jahren, voll ſtillen Leids und frommer Betrachtung, auch Hans von Uchtenhagen, aus der Unraſt dieſer Tage eintrat in das Reich des ewigen Friedens. Das Kirchenbuch berichtet:

„Anno Domini 1618, am Abend Judica des 21. Martii, zwiſchen 12 und 1 Uhr, iſt der Edle, geſtrenge und Ehrenveſte Hans von Uchtenhagen, dieſes Städtleins Erbherr und Junker

und der letzte dieſes Geſchlechts, ſelig im Herrn eingeſchlafen und verſchieden, und danach am Sonntag Exaudi (war der 17. Mai) allhier in St. Nicolaus-Kirche unter den Altar in ſein gewölbtes Begräbniß, nach adliger Weiſe, zu ſeiner in Gott ruhenden Frauen und Söhnlein geſetzet, da er in ſeinem gantzen Alter das 64. Jahr erreicht hatte." So weit das Kirchenbuch.

Helm und Schild waren ihm in die Gruft gefolgt, Freienwalde wurde churfürſtlich, und nur das Wappen der Stadt: das rothe Rad im ſilbernen Felde, deutet bis dieſe Stunde noch auf die Uchtenhagenſche Zeit.

Das Geſchlecht iſt erloſchen; aber es bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: was iſt noch da, was bieten noch Freienwalde und Umgegend von Erinnerungen an die Uchtenhagens, von Ueberbleibſeln aus ihrer Zeit? Noch mannigfaches; das wohlerhaltene und bis dieſe Stunde bewohnte Amthaus des Dorfes Neuenhagen, früher eins der Schlöſſer der alten, vielgenannten Familie, iſt an ſich noch, wie es da ſteht, ein werthvolles Erinnerungsſtück aus der Zeit, die uns bis hieher beſchäftigt hat, und die gewölbte Schloßkapelle mit Stuckaltar und ſymboliſchen Figuren,*) verlohnte wohl, zu anderer Zeit, eine eingehendere Beſprechung.

*) Das Schloß Neuenhagen jenſeits der Oder iſt verhältnißmäßig wohl erhalten bis auf den heutigen Tag. Es wird noch bewohnt und bietet, wie wir nicht zweifeln, einen beſſeren Aufenthalt, als mancher moderne Bau. Die alten Uchtenhagen-Räume dienen den verſchiedenſten ökonomiſchen Zwecken: das Burgverließ iſt ein Wirthſchaftskeller, die große Halle eine Waſchküche geworden; ein anderes Zimmer (man verzeihe dieſen Excurs), drin ein ſchwediſcher Oberſt in der Nach-Uchtenhagenſchen Zeit den Amtmann von Neuenhagen über Strohfeuer röſten ließ, um die verborgenen Schätze zu erkunden, diente noch vor kurzem als Schlafzimmer der jetzigen Beſitzer des Hauſes. Was aber beſſer als alles andere erhalten iſt und mehr als alles andere intereſſirt, das iſt ein gewölbter Raum, der jetzt als Amtsſtube dient, die ehemalige Schloßkapelle der Uchtenhagens. Die Altarwand (noch vollkommen gut erhalten) iſt ein umfangreiches, aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetztes Stuck-Relief, das (nach Art ſolcher Stuckbilder) nicht einen freiſtehenden Schrein bildet, ſondern in das Mauer-

Digitized by Google

Aber wir verweilen nicht bei Beſchreibung dieſes alten Schloſſes und ſeiner ſehenswerthen Kapelle, ſondern treten vielmehr dort ein, wo die alte Zeit der Uchtenhagens in Bild und Wort am vernehmlichſten zu uns ſpricht; ich meine die alte Kirche in Freienwalde. Die Uchtenhagens haben ſie gebaut, und ſie iſt das eigentliche und das beſte Monument des heimgegangenen Geſchlechts. Bis vor wenigen Jahren lagen verſchiedene Grabſteine, darunter auch die Grabſteine der beiden letzten, vor den Stufen des Altars, unter dem, in gewölbter Gruft, ſie ſelber ruhten; — nun ſind die Grabſteine fort und die Gruft iſt verſchüttet. Aber anderes iſt geblieben. Ueber der niedrigen Sakriſtei-Thür, zur Linken des Altars, befindet ſich das beinah lebensgroße Bildniß (ganze Figur) Kaſpars von Uchtenhagen, deſſelben, von dem die Sage erzählt, daß Bosheit ihn vergiftet habe. Das Bild iſt, mit Rückſicht auf die Zeit, in der es entſtand, eine vorzügliche Arbeit. Beſchreib' ich es. Ein Tiſchchen ſteht zur Seite, mit einer rothen Decke darüber; auf dem Tiſche liegt die hohe Sammetmütze des Knaben, in Form und Farbe den Otterfellmützen nicht unähnlich, denen man noch jetzt in den Oderbruchgegenden begegnet; vor dem Tiſch aber ſteht der Knabe ſelbſt, blaß, durchſichtig, mit ſchmalen Lippen und rothblondem Haar, ein feines Köpfchen, klug,

---

werk ſelber, wie eine Wandverzierung, eingelaſſen iſt. Es beſteht aus einem Chriſtus am Kreuze, zu dem zwei Heilige aufblicken; dies Hauptſtück des Bildes ruht aber auf einer Art Fries, in deſſen Feldern wir die ſymboliſchen Figuren des Hahns, des Greifen, des Pelikans und des Wiedehopfs erblicken. Ich habe dieſe Beſchreibung in verhältnißmäßiger Ausführlichkeit gegeben, um (ganz abgeſehen von den Uchtenhagens) die Aufmerkſamkeit auf ein Kunſtwerk zu lenken, das, ohne dem Urtheil von Kennern vorgreifen zu wollen, wenigſtens in der Mittelmark leicht als ein Unicum befunden werden dürfte. — In der Kirche zu Neuenhagen befindet ſich noch ein gut erhaltener Grabſtein aus der Uchtenhagener Zeit. Seine Inſchrift lautet: „Das Blut Jeſu Chriſti reiniget uns von allen unſeren Sünden. Johannes 3. Anno Domini 1592 den 13. Dezember. Hier ruhet . . . die viel tugendreiche Hyppolyta von Uchtenhagen in Gott ſeliglich entſchlafen." Hippolyta, dem Bilde nach etwa 40 Jahr, war eine ledig gebliebene Schweſter von Hans von Uchtenhagen.

Digitized by Google

und durchgeistigt, aber wie vorausbestimmt zu Leid und frühem Tod. Seine Kleidung zeigt reicher Leute Kind. Ueber dem rothen Unterkleid trägt er einen grünen Ueberwurf mit reichem Goldbesatz (dasselbe Grün, das auf den Bildern der van Eycks so viele Zauber weckt) und getollte Halskrause, weiße Aermelchen und schwarze Sammetschuhe, vollenden seine Kleidung und Erscheinung. In der Rechten hält er eine schöne, große Birne, während ein Bologneser Hündchen bittend, liebkosend an ihm emporspringt. Die Umschrift aber lautet: „Da ich, Caspar von Uchtenhagen, bin gewest dieser Gestalt, war ich viertehalb Jahr alt, Anno 1597 d. 18. November.“

Es ist ersichtlich, daß dies überaus anziehende Bild, das wirklich eine Geschichte herauszufordern scheint, die äußere Veranlassung zu jener Sage gegeben hat, die ich bereits erzählt habe. Die Birne, das Hündchen, der Ausdruck der Wehmuth in den Zügen, dazu der frühe Tod, — es hätte (der Kiezer und ihrer sagenbildenden Kraft ganz zu geschweigen) kein Fünkchen Poesie in den Herzen der Freienwalder lebendig sein müssen, wenn sie sich hätten die Gelegenheit entgehen lassen wollen, aus so dankbarem und so naheliegendem Stoff eine Sage in's Leben zu rufen.

Wir freuen uns, daß die Sage da ist, möchten sie nicht missen, aber sie ist eben Sage und nicht mehr. Der Beweis ist mit Leichtigkeit zu führen. Das Bildniß selbst belehrt uns in seiner Umschrift, daß es gemalt wurde, als Caspar von Uchtenhagen ist „vierthalb Jahre alt gewest.“ Er muß also, da wir die Birne auf diesem Bilde bereits erblicken, besagte Birne (vergiftet oder nicht), wenn er sie überhaupt aß, mit vierthalb Jahren, oder wohl gar schon früher, gegessen haben. Caspar von Uchtenhagen starb aber erst 6 Jahre später, und wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Mark Brandenburg (die sich, Gott sei Dank, auf das Brauen von Gifttränken nie absonderlich verstanden hat) damals eine selbst Italien überbietende Meisterschaft in dieser Kunst besessen habe, so haben wir guten Grund, die Geschichte von der vergifteten Birne (wie fast alle Geschichten von vergifteten Birnen und Aepfeln hierlandes) in das Gebiet der Sage zu verweisen.

Digitized by Google

Caspar von Uchtenhagen, wie uns ſein eigen Bild am beſten belehrt, ſtarb einfach daran, daß ſeine Seele, von Geburt an, in einem halbverklärten Leibe wohnte; — er ſtarb und wurde, wie wir gehört haben, in „der Gruft unterm Altar beigeſetzt.“ An der hintern Altarwand aber, ſchlecht übermalt und minder gut erhalten als das erſte, bereits beſchriebene Bildchen, begegnen wir einem zweiten Bilde Caspars von Uchtenhagen, das ihn uns zeigt, wie der nunmehr 9jährige Knabe, blaß und die Ruhe des Todes auf der Stirn, im offenen, blumenüberſtreuten Sarge liegt. Er trägt ein weißes Sterbehemd, in dem glattanliegenden Haar einen blühenden Rosmarinkranz; um den Hals aber ſchlingt ſich leiſe ein ſchwarzes Band, daran, bis zur Bruſt herniedergehend, eine Denkſchaumünze und ein länglich viereckiges Medaillon hängt. Eine Unterſchrift giebt Tag und Stunde ſeines Todes; die Wappen der Sparrs und der Uchtenhagens ſchieben ſich in die oberen Ecken des Bildes ein, daneben aber leſen wir, nicht ohne an den Vollklang lateiniſcher Kirchenlieder erinnert zu werden:

Ah tibi Jesu lectulum
In me para mollissimum,
Meo quiesce pectore
Et intime servabo te;

Worte, denen als deutſcher Text der 13. Vers von Luthers Liede: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ beigefügt iſt:

Ach mein herzliebes Jeſulein,
Mach Dir ein rein ſanfft Bettelein,
Zu ruhen in meins Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergeſſe Dein.

Noch wenige Worte. Caspar von Uchtenhagen ruhte bereits länger denn zweihundert Jahre in der Gruft ſeiner Väter; wenige waren es, die nach dem Bilde hinterm Altar blickten, das blaſſe Geſicht, der Rosmarinkranz im Haar, rührten kein Herz mehr, und niemand war mehr da, für den die Schaumünze und

Digitized by Google

das Medaillon, die auf dem Herzen des Knaben ruhten, eine Bedeutung gehabt hätten. Man nahm ſie als Ornament, als Einfall des Malers. Da in den 20er oder 30er Jahren dieſes Jahrhunderts, als ein Umbau nöthig geworden war, ſtiegen die Uchtenhagens aus der Gruft, die ſie zwei Jahrhunderte lang bewohnt hatten, noch einmal an das Tageslicht hinauf; das Kirchenſchiff hinunter, in langer Reihe, ſtanden die Eichenſärge, vor dem Altar aber ſtand ein kleinerer Sarg, der Sarg Caspars von Uchtenhagen. Man nahm den Deckel von dem Sarge, da lag das Kind, ganz wie auf dem Bilde, mit Kranz und Krauſe; erſt bei der Berührung zerfiel alles zu Staub, und Form und Hülle waren hin. Aber das ſchwarze Seidenband hielt noch, und an dem Seidenbande hingen, wie das Bildniß es zeigt, eine Schaumünze und ein Medaillon. Beide werden aufbewahrt und ſind eine Sehenswürdigkeit von Stadt und Kirche. Die Schaumünze hat das übliche Anſehn; das Medaillon aber, etwa anderthalb Zoll lang und ein Zoll breit, iſt in zierlichſter Weiſe den Formen eines alten Gebetbuchs nachgebildet, mit gerippten Rücken und mit zwei kleinen Klammern daran. Dieſe Klammern ſind feſtgenietet und öffnen alſo weder ſich ſelbſt noch das Buch; wohl aber bewegt ſich an der Stelle, die dem Schnitt des Buches entſprechen würde, ein kleiner Schieber hin und her, und ermöglicht, eine Reliquie oder eine geweihte Hoſtie in das Büchelchen hineinzulegen. Nichts derart aber wurde an jenem Tage, als die alten Särge noch einmal an's Licht ſtiegen, in dem goldenen Büchelchen gefunden, nur ein Zettel fiel heraus, auf dem geſchrieben ſtand: Pſalm 63, 10. Dieſe Stelle aber lautet: „Sie ſtehen nach meiner Seele mich zu überfallen"; und die Hindeutung, die in dieſen Worten liegt, hat der alten Sage und dem alten Vergiftungs-Verdachte ein neues Leben gegeben.

Ja (ein Zeichen ihres innerſten Lebens) die Sage wächſt ſeitdem. Um Mitternacht, ſo erzählt ſie jetzt, glühen die Fenſter der alten Kirche plötzlich in rothem Lichte auf, die Geſtalt Caspars von Uchtenhagen in weißem Sterbekleid, mit glattanliegendem

Digitized by Google

Haar, tritt vor den Altar und leiſe aber vernehmlich ruft er das Kirchenſchiff hinunter:

Alle Liebe iſt nicht ſtark genung,
Ich muß doch ſterben und bin ſo jung.

Wenn der Ruf verhallt iſt, erliſcht der rothe Schein in den Fenſtern und alles iſt wie zuvor.

So erzählen Sage und Geſchichte vom alten Geſchlecht der Uchtenhagen.

Digitized by Google

Richterfelde.

(Ein Kapitel von Sparren-Land und Sparren-Glocken.)

Sein Name und seiner Glocken Klang
Ziehen still die Haid' entlang.

Die nächsten Nachbarn der Uchtenhagens und vielfach verschwägert mit ihnen waren die Sparrs. Das Land um Neustadt-Eberswalde herum war ihre. Die Güter der Uchtenhagens lagen scheitelrecht (von Nord nach Süd) an der Oder hin, während die Güter der Sparrs sich wagerecht (von West nach Ost) an dem Flüßchen Finow entlang zogen. Das schöne Gut Hohen-Finow, das wie ein Kastell in das Oderthal hineinsieht, war der Punkt, wo der Besitz beider Familien rechtwinklig zusammenstieß.

Beider Familien hat sich in den Gegenden, in denen sie heimisch waren, die Sage mit einer besonderen Vorliebe bemächtigt, und wie es nicht möglich ist, in den Freienwalder Schluchten umherzustreifen, ohne — wo immer man anklopfen mag — dem Uchtenhagenschen Feuerpudel, dem „rothen Land" und dem Kind mit der vergifteten Birne zu begegnen, so ist es um Neustadt herum selbstverständlich, vom alten Sparr zu hören, wie er hoch durch die Lüfte fährt, so hoch, daß seine niederfallende Peitsche am Biesenthaler Kirchthurm hängen bleibt. Es ist interessant und lehrreich zugleich, das poetische Bedürfniß und die poetische Gestaltungskraft des Volks innerhalb einer gewissen Oertlichkeit sich so völlig lokalisiren zu sehen.

Digitized by Google

Von den Uchtenhagens hab ich im vorigen Kapitel, von den Sparrs im erſten Bande dieſer „Wanderungen“ (Band I. S. 296) bereits ausführlich geſprochen; es bleibt aber doch noch manches nachzutragen und als ein ſolches Ergänzungs-Kapitel bietet ſich das, was ich nachſtehend zu erzählen habe.

Die Dörfer, die die Sparrs an dieſer Stelle (des ukermärkiſchen Beſitzes zu geſchweigen) beſaßen, waren folgende: Hohen-Finow, Tornow, Sommerfeldt, Kruge, Klobbicke, Welſickendorf, Prenden, Dannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In den ſechs erſtgenannten Dörfern — zum Theil ein Beſitz, den ſie am allerfrühſten (ſchon 1375) inne hatten — iſt nichts mehr, was an die alte Familie erinnerte; über Prenden hab ich (Band I.) ausführlich geſprochen; bleiben noch: Dannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In Dannenberg klingt es nur leiſe noch von den Sparrs; nur eben ihr Name lebt noch fort in dem „Sparren-Buſch“, der unmittelbar vor dem Dorf beginnt und den Reiſenden bis in die Freienwalder Haide begleitet.

In Heckelberg finden wir ſchon mehr. Hier begegnen wir den erſten Sparrſchen Glocken. Heckelberg war nur kurze Zeit im Beſitz der Familie, nur der Feldmarſchall beſaß es wenige Jahre, aber dieſe wenigen Jahre waren ausreichend für ihn, um ſeiner frommen Leidenſchaft ein Genüge zu thun und der Kirche entweder neue Glocken zu ſchenken, oder die alten zu erneuern. Wir finden zwei: eine größere aus dem Jahre 1656, die außer dem Glockenſpruche „Soli Deo Gloria“ noch die Namen des Amtmanns, des Schulzen, des Pfarrherrn, und der Kirchenvorſteher, außerdem eine etwas kleinere aus dem Jahre 1663, die den Namen „Otto Chriſtoph Freiherr von Sparr“ trägt.

In der Heckelberger Kirche — allerdings ohne alle Beziehung zu den Sparrs — iſt auch noch ein Schnitzaltar, deſſen ich erwähnen möchte; ebenſo eines Grabes vor dem Altar.

Des Schnitzaltars, der nicht beſſer und nicht ſchlechter iſt als hundert andere, die ſich hierlandes finden, gedenk' ich nur, um

Digitized by Google

vor Reſtaurirungen zu warnen, wie deren eine hier ſtattgefunden hat. Ermöglicht ſich keine wirkliche Reſtaurirung — die mit ihrem reichen Goldſchmuck oft ſehr koſtſpielig iſt — ſo thun die Gemeinden am beſten, die Sache zu laſſen wie ſie iſt, oder aber, wenn das aus den verſchiedenſten Gründen nicht geht, dem ganzen Schnitzwerk eine weiße Tünche zu geben. Ich bin dieſem Auskunftsmittel in mehreren Dorfkirchen begegnet und muß einräumen, daß wenn man das Beſſere nicht kann, dies unter dem Schlimmen das mindeſt Schlimme iſt. Die Sachen wirken dann gipsfigurenhaft, was allerdings etwas Kaltes, aber doch nichts direct Störendes hat.

Vor dem Altar iſt ein Grab. Einer der Geiſtlichen iſt dort begraben, und die Stelle markirt ſich durch nichts, als durch eine ſchwache muldenhafte Einſenkung des Fußbodens, wodurch die Steine loſe geworden ſind. Wir äußerten ein leiſes Befremden darüber, aber der uns begleitende Heckelberger meinte ruhig: wir thun, was wir können; alle paar Jahr ſchütten wir nach und ſtampfen's feſt, mörteln auch die Steine wieder ein; aber es hilft nichts, „er geht immer tiefer" und eh wir uns verſehn, iſt die Mulde wieder da. — Ein leiſer Schauer überlief uns bei dieſer Erzählung.

Wir kommen nun nach Trampe. Trampe iſt altſparriſch und die eine Linie nannte ſich danach. Aber in den Wirrſalen des 30jährigen Krieges ging es theilweis verloren und erſt der Feldmarſchall (Otto Chriſtoph) eroberte es der Familie zurück. Er ſcheint ihm eine beſondere Vorliebe zugewandt und hier und in Prenden, wenn er nicht in der Hauptſtadt war, abwechſelnd reſidirt zu haben. Auf beiden Gütern, in Trampe ſowohl wie in Prenden, erbaute er ſich ein Schloß; während indeß in Prenden nur noch ein Trümmerhaufen vom alten Sparr erzählt, zeigt ſich in Trampe alles wohl erhalten. Schloß und Park exiſtiren noch, verändert, umgebaut zwar, aber in der Grundanlage doch immer noch wie ſie damals waren. Im Park, der koſtbare alte Bäume und an ſeinem Flügel eine von Waſſer umgebene Burgruine aufweiſt, befindet

Digitized by Google

ſich noch eine ſeltſam geformte, acht Zifferblätter zeigende Sonnenuhr von Sandſtein, die auf mehreren der Zifferblätter den Namen Otto Chriſtophs trägt. Die Kirche enthält ein paar Bilder, aber keine Sparrſchen, ebenſo keine Grabſteine der alten Familien. Nur die Glocken ſind wieder unſere Freunde, die uns von den Sparrs erzählen, diesmal mit einer gewiſſen Ausführlichkeit und nicht blos von unſerem Otto Chriſtoph, ſondern auch von ſeinen Vettern, die er, wie es ſcheint, mit heranzuziehen und ſeiner Glockenpaſſion dienſtbar zu machen wußte.

Die Inſchrift der erſten Glocke lautet: Der wohledle, geborne Herr Ernſt Sparr, Ihrer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit zu Brandenburg Rath und beſtallter Hauptmann zu Zechlin und Lindow, Erbherr auf Trampe, Prenden, Behrbaum und Dannenberg. Dazu das einfache Sparrſche Wappen und: „Goß mich Jacob Neuwert zu Berlin 1660.“ (Dieſe Angabe wiederholt ſich auf allen drei Glocken.)

Die Inſchrift der zweiten Glocke lautet: Ernſt George des heiligen Römiſchen Reiches Graf von Sparr, der Römiſchen-Kaiſerlichen auch zu Pohlen und Schweden Königlicher Majeſtät Geheimer Kriegsrath, Generallieutenant und Generalfeldzeugmeiſter, beiderſeits Kammerherr und Obriſter zu Roß und Fuß; Herr auf Trampe, Prenden, Dannenberg und Beerbaum. Dazu das gräflich Sparrſche Wappen.

Die dritte Glocke iſt die wichtigſte; ſie iſt die größte und rührt von unſerem Otto Chriſtoph, dem Feldmarſchall, her. Sie iſt aber geſprungen und befindet ſich deshalb nicht mehr neben ihren zwei Schweſtern oben in der Höhe, ſondern unten im Thurm, wo man ihre Inſchrift mit Bequemlichkeit*) leſen und neben dem

*) Es verlohnt ſich dies eigens hervorzuheben, denn unter den mannigfachen kleinen Strapatzen, womit das Hinaufſteigen in alte Thürme und das Hinabſteigen in alte Grüfte verbunden iſt, ſteht das Glockeninſchrift-Leſen obenan. Ohne „Licht und Leiter“ geht es eigentlich kaum, aber beide ſind nie zur Hand und ſo fällt einem das Loos zu, ſich zu helfen ſo gut es geht. Das erſte iſt, daß alle Schallöcher geöffnet werden,

Digitized by Google

schönen Guß auch, an der Patina, den ersichtlich feinen Erzgehalt der Glocke bewundern kann. Die Inschrift lautet: Otto Christoph Freiherr von Sparr, der Kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Geh. Kriegsrath, Feldmarschall, Obergouverneur der in der Chur und Mark Brandenburg, Herzogthum Hinterpommern und Fürstenthum Halberstadt belegenen Festungen, Obrister zu Roß und Fuß, Herr zu Trampe, Prenden, Lanke und Neustadt an der Dohhl (soll höchst wahrscheinlich Dosse heißen). Darunter das Sparrsche Wappen.

Diese Glocke, wie man sonst wohl mit gesprungenen Glocken thut, umzuschmelzen, wäre nicht rathsam, da sie dadurch aufhören würde, die alte Sparren-Glocke zu sein, und zwar, so viel ich weiß, die schönste und reichste, die er hat gießen lassen. Allerhand Sagen knüpfen sich außerdem an diese Glocke, die gleichsam den Feuertod sterben würden, wenn man sich entschlösse, durch Umschmelzung aus dieser alten Glocke eine neue zu machen. Die eine Sage erzählt die vielfach auch an andern Orten wiederkehrende Geschichte, daß der Glockengießer eine Schlange mit in die Glockenspeise gethan habe und daß seitdem die Schlangen aus der Tramper Umgegend verschwunden seien. Die andere, von mehr historischem Charakter, meint, daß diese Glocke aus türkischen Geschützen gegos-

---

die nun natürlich einen Zug herstellen, als sollte Wäsche getrocknet werden. Den vom Treppensteigen Erhitzten läuft es dabei wie der Tod über den Rücken. Nun sind die Schallöcher auf und das Licht dringt ein, aber entweder die Distance oder die gothischen Buchstaben oder gar der Schwalben-Guano spotten noch immer der Entzifferungskunst des unten Stehenden, der sich nun genöthigt sieht, die Reste seiner Turnerschaft hervorzusuchen. Erst ein Griff nach dem Oberbalken, dann ein Schwung in das Kreuzgebälk hinein, — so, halb hängend, halb stehend, beginnt die Lektüre. Ist nun der Küster mit in den Thurm hinaufgestiegen, dem sich dann Wort für Wort diktiren läßt, so ist das Schlimmste überstanden, hat er aber, aus diesem oder jenem Grunde, seine kleine Tochter mit hinaufgeschickt, so bleibt einem schließlich nichts andres übrig, als sich, wie der Glöckner von Notre-Dame, seitwärts auf die Glocke zu werfen und die „große Marie" fest umarmend, auf dem erzenen Nacken derselben die Inschrift abzuschreiben.

Digitized by Google

ſen ſei, die Sparr während ſeines Türkenzuges den Ungläubigen abgenommen habe, ja, eine andere Verſion geht noch einen Schritt weiter und verbürgt ſich, daß Sparr die Glocke ſelbſt erobert und ſpäter dafür geſorgt habe, daß ſie durch Tramper Bauern aus dem fernen Ungarlande herbeigeholt worden. Auch die erſtere, einigermaßen glaubhaftere Hälfte dieſer Tradition (das Glockengießen aus türkiſchen Geſchützen) hält allerdings keine Kritik aus, da die Glocke, wie ſie ſelber beſagt, 1660 gegoſſen wurde und „Vater Sparr“ erſt 1664 ſeinen großen Türkenzug (Schlacht bei St. Gotthardt) machte.

Nun endlich Lichterfelde ſelbſt. Die Berührung mit den Sparrs iſt hier die intimſte, das alte Geſchlecht tritt einem in einer Reihenfolge von Dingen am faßbarſten entgegen, in Kirche und Schloß, in Grabſteinen und Kirchenbuch.

Sprechen wir zunächſt von Kirchenbuch und Kirche. Das Kirchenbuch beginnt mit 1599, aber eine regelmäßige und exakte Führung deſſelben ſchließt ſchon wieder mit 1604. Ein Todesfall, drei Geburten und Taufen, unter Angabe der Taufzeugen, ſind eingetragen. Unſer Otto Chriſtoph, der, nach ſeinem Bildniß in der Berliner Marienkirche, im Jahre 1605 in Lichterfelde geboren wurde, befindet ſich nicht unter den im Lichterfelder Kirchenbuche verzeichneten Geburten. Dennoch werfen die Angaben dieſes Kirchenbuchs vielleicht ein Licht auf manches Dunkle und geſtatten weitere Schlußfolgerungen, weshalb ich dieſe Angaben in den Anmerkungen (ſiehe daſelbſt) wörtlich wiedergegeben habe. In der Kirche ſind außerdem drei Kinder-Grabſteine aus der Sparren-Zeit. Dieſe ſind ſehr abgetreten, einer ſo völlig, daß von Entzifferung der Inſchrift keine Rede mehr ſein konnte. Bei den beiden andern entzifferte ich folgendes. Auf dem größeren: „Anno 1606 (oder 1600, wahrſcheinlich letzteres) iſt geb. Anna Sparr und . . . 16 . . . in Gott ſelig entſchlafen; der Seele Gott genade.“ — Auf dem kleineren: „Anno 1604 d. 2. Januar iſt geboren Eliſabeth Sparrn . . . entſchlafen d. 3. Januar um 12 Uhr in der Nacht.“

Digitized by Google

Die Glocken jetzt umgeſchmolzen, ſind nicht-Sparriſch. Es hieß zwar auch von ihnen (wie eben überall in der Gegend), der Feldmarſchall habe ſie aus Ungarn mitgebracht, aber alten Aufzeichnungen zufolge ſind ſie aus viel früherer Zeit.

Die Hauptſehenswürdigkeit von Lichterfelde iſt das Schloß. Es heißt von ihm, wie bereits hervorgehoben, daß unſer Otto Chriſtoph in demſelben geboren wurde. Prenden, wie im erſten Bande erzählt, erhebt zwar einen gleichen Anſpruch, es iſt indeſſen mindeſtens höchſt wahrſcheinlich, daß dem Lichterfelder Schloſſe dieſe Ehre zufällt.

Dieſer Umſtand allein ſchon würde dem Schloſſe ein Anrecht auf unſer Intereſſe geben, wenn es auch im Uebrigen ein unbedeutendes oder halb zerfallenes Gebäude wäre, es trifft ſich aber, daß dies Schloß, ganz abgeſehen von ſeinen Beziehungen zu den Sparrs, an und für ſich ein höchſt intereſſanter Bau iſt, groß, eigenthümlich, gediegen und von einer Munificenz der Anlage, wie damals (1567) in märkiſchen Landen nur für Fürſten gebaut wurde. Nach meiner Kenntniß exiſtirt, aus ſo früher Zeit her, kein Edelſitz in der Mark, der einen gleich geräumigen und gleich ſoliden Schloßbau aufzuweiſen hätte.

Ueber die näheren Umſtände des Baues, über Jahreszahl, Namen der Bauherren und des Baumeiſters giebt eine lateiniſche Inſchrift Auskunft, die ſich bis dieſen Augenblick in Front des Schloſſes befindet. Sie lautet:

> Dominus conserva nos. Psalm 126. Nisi Dominus aedificaverit Domum in vanum laboraverant, qui aedificant. Ao. Dni. 1565 Die 26 Julii Arend et Christoff Fratres de Sparn hanc Domum aedificare inceperunt, in Ao. 1567 cum gratia Dei patris nostri Jesu Christi consummaverunt per Joachimum de Roncha ex Italia de Manilia.
>
> Soli Deo Gloria.
>
> Renovat. In Ao. 1580.

Digitized by Google

Alſo etwa:

Der Herr ſchütze und bewahre uns. Pſalm 126. (muß heißen: Pſalm 127.) „Wo der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten umſonſt, die dran bauen.“ Anno 1565 haben die Brüder Arend und Chriſtoph von Sparr dies Haus zu bauen angefangen; Anno 1567 haben ſie es durch die Gnade Gottes und unſres Heilands Jeſu Chriſti beendigt und zwar unter Leitung Joachims von Roncha aus Manilia in Italien. Ruhm dem alleinigen Gott. Erneuert Anno 1580.

Dieſe Inſchrift, wiewohl bis dieſen Tag ganz deutlich zu leſen (weil aufgefriſcht), hat zwei ſchwache Punkte, einmal den Namen und Geburtsort des italieniſchen Baumeiſters, dann die Renovirungs-Jahreszahl 1580. Es iſt mindeſtens ungewöhnlich, daß ein überaus ſolide aufgeführter Schloßbau nach 13 Jahren ſchon wieder renovirt wird. Dies iſt indeß unwichtiger. Wichtiger iſt die Frage: wer war dieſer Joachim von Roncha aus Manilia in Italien? giebt es ein Manilia, giebt es einen Roncha? oder iſt alles Irrthum und Unſinn von Anfang bis Ende? von Moerner hat folgende Lesart vorgeſchlagen: per Fra. Chiaramellum (de Gandino) ex Italia de Venetia; wobei er ſich auf die Thatſache beruft, daß es einen Joachim von Roncha niemals gab, wohl aber einen Francesco Chiaramelo oder Chiaramelli (da Gandino), der von 1562—65 die Feſtung Spandow zu bauen begann.

Dieſe Moernerſche Interpretation iſt außerordentlich ſcharfſinnig und leicht möglicherweiſe zutreffend; wir laſſen ſie indeſſen auf ſich beruhen und treten mittlerweile in den Schloßbau ſelber ein.

Im Vorflur empfängt uns ein alter Herr, der Freund und Majordomus des Hauſes, der in Abweſenheit des Beſitzers die Repräſentation auf ſich genommen hat. Wir nennen ihm unſere Namen, er zieht ſein Käpſel und mit dem plauder-gemüthlichſten Cicerone-Ton von der Welt, nicht ohne liebenswürdigen Anflug von Humor und Satyre, beginnt er nunmehr: „Sie werden hier

Digitized by Google

einen der ſonderbarſten Bauſtyle aller Zeiten kennen lernen; das Schloß hat weder Treppe noch Küche und beſteht ausſchließlich aus 12 Zimmern und 12 Cloſets, Cloſets in des Worts verwegenſter Bedeutung.“

So eingeführt, beginnen wir unſeren Umgang durch das Haus. Was nun zunächſt den delicaten Punkt angeht, mit dem unſer Cicerone ſeine Eröffnungsrede ſchloß, ſo hat es damit allerdings ſeine völlige Richtigkeit, wie überhaupt denn eine Total-Beſchreibung des Schloſſes in weniger Worten, als die ſeinigen, ſchlechterdings nicht gegeben werden kann. Was ſich der Baumeiſter, er heiße nun Chiaramelli oder Roncha, eigentlich dabei gedacht hat, iſt ſchwer zu ſagen. Ich bin allerdings Schlöſſern begegnet, z. B. dem berühmten Lochleven-Schloß, in dem Maria Stuart gefangen ſaß, in denen die enorme Dicke ihrer Mauern ebenfalls zur Herſtellung ſolcher Receſſe und Bequemlichkeiten diente; bei all dieſen alten Schlöſſern indeß, die meiſt nur aus einem runden oder viereckigen Feldſteinthurm beſtanden, war dieſe Einrichtung durch die äußerſte Raumbeſchränkung geboten. Wenn es nun aber irgend etwas giebt, deſſen das Lichterfelder Schloß ſicherlich nicht ermangelt, ſo iſt dies eben — Raum, denn der großen Flure und Dielen ganz zu geſchweigen, ſind die Zimmer ſelber von ſo ſaal- und hallenartiger Ausdehnung, daß eine Viertheilung jedes einzelnen Raumes immer noch vier hübſche Wohnzimmer, reſp. anderweitig nutzbare Räume geſchaffen haben würde.

Genug, wir conſtatiren einfach das Factum der 12 Receſſe (die ſelbſtverſtändlich ihren früheren Beruf längſt eingebüßt haben) und widmen nun der Grundanlage des Baues unſere Aufmerkſamkeit. Das Erdgeſchoß beſteht aus einem breiten Flur, der zu jeder Seite zwei Zimmer hat (im Ganzen alſo vier); dieſe ſelbe Eintheilung wiederholt ſich im erſten und zweiten Stock, ſo daß wir im Ganzen drei Flure und 12 Zimmer zu regiſtriren haben. Im Erdgeſchoß und erſten Stock ſind Flur und Zimmer gewölbt. Die Fenſterniſchen ſind wie Zimmer für ſich und die Dicke der Mauern, — dazu die labende Kühle innerhalb derſelben, während draußen

Digitized by Google

die Sonne brennt, — erinnert uns an das hübſche Wort von der Peterskirche, „daß ſie Winters und Sommers, unwandelbar wie die Kirche ſelber, eine immer gleiche Temperatur habe.“

Unſer Cicerone ſprach aber auch die Worte: „keine Treppe und keine Küche.“ Auch damit hat es ſeine Richtigkeit, wenigſtens ſicherlich mit Rückſicht auf die Küche. (Neuerdings geändert.) Was die Treppe angeht, ſo befindet ſich dieſelbe bis dieſen Tag in einem eignen, von außen angebauten Treppenhauſe, von dem allerdings die Sage geht, daß es Anfangs nicht vorhanden war, da der alte Arendt Sparr, nach Art ähnlicher Sagenväter, den Zutritt zu ſeiner ſchönen Tochter durchaus unmöglich machen wollte. Erſt nachdem der Eintritt der bekannten Erſcheinungen unſren alten Sparrenvater, wie ſo manchen Vater vor und nach ihm, von der Unmöglichkeit ſolcher Iſolirung, reſp. von der Vergeblichkeit aller ſeiner Anſtrengungen überzeugt hatte, entſchloß er ſich reumüthig, dem Hauſe das zu geben, was es bis dahin nicht gehabt hatte — eine Treppe. So entſtand (laut Sage) das angeklebte Treppenhaus.

Das Schloß, wie ſeine Inſchrift beſagt, wurde 1567 gebaut, und 1580 renovirt. Ich vermuthe indeß, wie ſchon angedeutet, daß dieſe letztere Zahl etwa 1650 heißen muß. Jedenfalls haben ſehr bald nach dem 30jährigen Kriege Renovirungen ſtattfinden müſſen, da, während des Krieges, wie Bekmann berichtet, die Seitengebäude des Schloſſes durch den ſchwediſchen General von Dewitz eingeäſchert wurden. Natürlich mußte das Schloß ſelbſt bei dieſer Einäſcherung mit gelitten haben. Wie immer dem ſei, die Grundanlage des Schloſſes iſt ſeit den Tagen Chriſtophs und Arendts von Sparr unverändert dieſelbe geblieben; nur die Einrichtung und Bemalung der Zimmer iſt aus ſpäterer Zeit, kleineren Theils aus der Groebenſchen Epoche (ſiehe die Anmerkungen), größtentheils aus der Zeit der Familie Splittgerber, die Lichterfelde von 1760 bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts beſaß.

Wir kehren nun zu der ſchon im Vorübergehen berührten Frage zurück, wurde unſer Otto Chriſtoph von Sparr im Schloß

Digitized by Google

zu Lichterfelde geboren oder nicht? Es ſtehen ſich hier zwei Anſichten gegenüber; Koenig ſagt: „geboren zu Prenden", Moerner ſagt: „geboren zu Lichterfelde." Weil es ſich dabei um unſren erſten (brandenburgiſchen) Feldmarſchall handelt, mag eine eingehendere Unterſuchung geſtattet ſein.

Koenig erzählt, daß Otto Chriſtoph am 13. November 1599 zu Prenden geboren wurde und daß ſeine Geburt ſeiner Mutter Edell von Sparr das Leben koſtete. Er fügt hinzu: „Edell von Sparr wurde am 11. Dezember zu Prenden begraben, wo ihr Martin Junckel die Leichenpredigt hielt, in welcher der Tag ihres Abſterbens (13. November) auch eigens als der Tag der Geburt unſres Helden angegeben wird.

Dem gegenüber ſagt Moerner: „Otto Chriſtoph von Sparr wurde nicht 1599 in Prenden, ſondern 1605 in Lichterfelde geboren." Er giebt es nicht als ganz beſtimmt, aber doch als höchſt wahrſcheinlich. Hierfür ſprechen (nach Moerner) verſchiedene Dinge: 1) das noch zu Lebzeiten Otto Chriſtophs gemalte Bild des Feldmarſchalls im Chor der Berliner Marienkirche, auf dem es in Goldbuchſtaben heißt: „geb. 1660 auf (oder auß) dem Hauſe zu Lichterfelde"; 2) das Kirchenbuch von St. Marien, das bei Gelegenheit der Beiſetzung des Feldmarſchalls, obige Ortsangabe und Jahreszahl im Weſentlichen einfach wiederholt; 3) eine Sparrſche Ahnentafel neben dem Bild des Feldmarſchalls, die darthut, daß ſeine Mutter nicht Edell von Sparr, ſondern Emerentia von Seeſtedt war und 4) eine Angabe in den Lehnscopiarien des Kammergerichts, aus denen hervorgeht, daß Otto Chriſtoph im Jahre 1620 noch entſchieden minderjährig war.

So weit Moerner. Danach fielen ſämmtliche Koenigſche Angaben zuſammen und zwar: 1) Otto Chriſtoph wäre nicht 1599, ſondern 1605 geboren; 2) ſeine Mutter wäre nicht Edell Sparr, ſondern Emerentia von Seeſtedt und 3) ſein Geburtsort wäre nicht Prenden, ſondern Lichterfelde.

Die Moernerſche Anſicht iſt unzweifelhaft die beſſer fundirte, und zwar um ſo entſchiedener, als Koenig nicht nur erklärt, die

Digitized by Google

Junckelsche Leichenpredigt blos auszugs- und abschriftsweise in Händen gehabt zu haben, sondern auch noch, wie zum Ueberfluß, den Fehler begeht, über Geburt, Leben und Tod der Edell von Sparr folgenden Gallimathias drucken zu lassen: „Edell von Sparr," so schreibt er, „wurde den 10. Juni 1598 geboren; sie verehelichte sich den 16. Juli 1598 auf dem königlichen Schlosse zu Kopenhagen im Beisein des Hofes und starb den 13. November 1599 bei Geburt unsres Feldmarschalls." Es ist schwer, in vier Zeilen mehr Thorheit zu sagen. Hiernach wäre also Edell Sparr bei ihrer Verheirathung 36 Tage und bei Geburt ihres Sohnes nicht voll anderthalb Jahre alt gewesen. Nun würde man unter andern Umständen selbstverständlich die Pflicht haben, die Geburts-Jahreszahl einfach für einen Druckfehler zu halten, wenn nicht Koenig selbst wieder einem diese Annahme unmöglich machte und zwar dadurch, daß er, angesichts seiner eigenen Zahlen, ruhig fortfährt: „sie starb also in einem Alter von 14 Jahren und vier Wochen." Angenommen nun (wie schon zugegeben), daß bei Angaben der Geburts-Jahreszahl ein Irrthum mit drunter gelaufen sei, so ist doch ein solcher Irrthum hinsichtlich der Monate nicht gut möglich und die zwischen dem 10. Juni und dem 13. November mitten inneliegende Zeit, gleichviel um welche Jahreszahlen es sich handeln möge, kann nie vier Wochen betragen.

Alles dies läßt die Koenigschen Mittheilungen in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen und dennoch fehlt es den gegenüberstehenden Angaben wenigstens an einer völlig überzeugenden Kraft. Namentlich gilt dies vom Geburtsjahr 1605. Eine Lectüre der dreitägigen Schlacht bei Warschau, wie der polnischen Campagne von 1656 überhaupt, giebt einem immer wieder den Eindruck, daß unser Otto Christoph in dem eben genannten Jahre bereits ein ziemlich alter Herr gewesen sei. Er heißt damals schon „der alte Vater Sparr" und dem Schwedenkönig werden eigens die Worte in den Mund gelegt, daß sich der alte Vater Sparr als ein rechter kriegskundiger General erwiesen habe. Wurde nun aber Otto Christoph erst im Jahre 1605 geboren, so war er wäh-

Digitized by Google

rend des polniſchen Feldzugs höchſtens 51 Jahr alt, — kein Alter, um jemanden einen „alten Vater“ zu nennen. 1657 wurde er bereits Feldmarſchall; er hätte alſo dieſe hohe Würde mit 52 Jahren erreicht. Auch nicht ſehr wahrſcheinlich. Endlich drittens war er ſchon 1638, unter George Wilhelm, mit Bildung einer „brandenburgiſchen Armee“ betraut worden, die er auch wirklich bei Neuſtadt-Eberswalde zuſammenzog. Es wäre ihm alſo ein ſolcher Auftrag mit 33 Jahren geworden, was, wenn es zuträfe, wiederum einigermaßen überraſchen müßte.

Gleichviel indeß, in welchem Jahr und an welchem Ort unſer Otto Chriſtoph geboren wurde; wenn er nicht mit Beſtimmtheit dieſem oder jenem Dorfe angehört, ſo gehört er doch dem alten „Sparrenlande“ überhaupt an. In jedem der Dörfer, die dieſem Landestheile zugehören, iſt er gekannt, in dem einen als Zauberer, in dem andren als Türkenbeſieger, überall als der „Glocken-Mann“, der ſich vorgeſetzt hatte, am ganzen Lauf des Finowfluſſes hin ſeine Glocken klingen zu hören.

Es iſt ein poetiſches Stück Land, dies alte Sparren-Land. Wer an der Bieſenthaler-Waſſermühle oder weiter aufwärts am Neuſtädter-Eiſenhammer den Finowfluß paſſirt, wer an einem Herbſtabend in die ſtille Dorfgaſſe von Prenden einfährt, oder bei aufſteigendem Nebel an dem Tramper-Park und ſeinen Burgtrümmern vorüberkommt, der fühlt, daß ihn ſein Weg in Gegenden geführt hat, wo es nicht Wunder nehmen darf, daß alte Volksſagen noch lebendig ſind und weiter wachſen und ſchaffen. Ein Knecht lebt da auf einem der alten Sparrendörfer, der ſieht alles voraus was paſſirt und prophezeiht von einem großen Kriege, der in den 80er Jahren kommen wird. „Dann werden die Menſchen ſo rar werden wie die Störche im Jahre 1857, wo ein großer Sturm ſie verſchlagen hatte und ſo viele umgekommen waren, daß man alle 5 Meilen nur einen noch ſah. So wird Gott die Menſchen ſchlagen, wie er damals ſeinen Gottesvogel geſchlagen. Dann werden die Menſchen ſich freuen, wenn einer den andern ſieht.“

Digitized by Google

Am Werbellin.

Ihre Dächer sind gefallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Franz Kugler.

Und eh der Mittag kam, da lag
Haufweis das Wild erschlagen.

Chevy-Jagd.

Eine halbe Meile nördlich von Lichterfelde, schon auf ukermärkischem Grund und Boden, begegnen wir dem sagenreichen Werbelliner See, auch wohl in Kürze einfach „der Werbellin" genannt. Schön wie der Name, so schön ist auch der See, ein Zauber ist um ihn her, und was der „Blumenthal" unter den Forsten ist, das ist der Werbellin unter den Seen dieses Landestheils.

Es scheint, als ob alle Welt, auch in alten Tagen schon, ein Ohr für den Wohlklang dieses Namens gehabt hätte, denn alles, was um den See herum gelegen ist, hat den Namen von ihm entlehnt, und wir unterscheiden außer dem eigentlichen „Werbellin" (dem See) noch eine Stadt, ein Dorf und ein Schloß gleiches Namens, wovon sich dann schließlich der Werbelliner Forst, dessen wir schon früher als des kostbarsten Jagdgrundes der Hohenzollern gedachten, anreiht.

[Die Stadt Werbellin.] Sie ist sagenhaft. Sie soll an der Stelle des jetzigen Sees gestanden haben, so daß wir hier — wenn der Sage irgend etwas Reales zu Grunde liegt — einen

Digitized by Google

jener „Erdfälle“ anzunehmen hätten, über deren Art und Vorkommen ich in dem Buckow-Kapitel (siehe S. 184) ausführlicher gesprochen habe. Das Terrain indeß ist hier ein wesentlich andres und macht einen Erdfall um Vieles weniger glaubhaft. Uebrigens geräth die Sage mit sich selber in Widerspruch, wenn sie fortfährt: „daß die Einwohner der Stadt lange vorher einen Unfall befürchtet hätten, weil der See mehr und mehr die Ufer weggespült und gleichsam die Stadt unterminirt habe.“ Dies wäre jedenfalls kein „Erdfall.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine Stadt Werbellin (auch Werblo geheißen) nie existirt. Wenn Fischbach von zwei alten, damals im Rathhause zu Neustadt-Eberswalde befindlichen Urkunden spricht, die als Datum den St. Gregors-Tag 1306 und den 19. Februar 1319, als Ausstellungsort aber den Namen Werbellin tragen, so ist jetzt erwiesen, daß sich diese Unterschrift auf Schloß Werbellin und nicht auf die sagenhafte Stadt gleiches Namens bezieht.

[Dorf Werbellin], etwa eine hallbe Meile südlich vom See gelegen, ist eine Neu-Schöpfung, eine Pfälzer-Colonie, die 1748, also in den Jahren der großen Pfälzer-Einwanderung in die Mark, angelegt wurde. Es ist von diesem Dörfchen nichts zu sagen; es trägt seinen poetischen Namen ziemlich unverdient.

[Schloß Werbellin.] Unmittelbar am Werbellin-See erhoben sich zwei Schlösser; eins davon war das eigentliche Schloß Werbellin, das andre hieß Schloß Breden.

Schloß Breden war das kleinere, unbedeutendere von beiden, und selbst über die Stelle wird gestritten, wo es stand. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich an der Mittelbiegung des See's erhob und zwar dort, wo jetzt malerisch zwischen See und Wald das Dörfchen Altenhof gelegen ist. Unter dem Forsthause daselbst befinden sich noch alte gewölbte Keller, die man vor etwa 100 Jahren entdeckte, als der Grund zur Aufführung einer neuen Försterei gelegt werden sollte. Man fand aber nicht blos diese alten Gewölbe, sondern auch kupferne und eiserne Geräthschaften, die bis diesen Tag in der Försterfamilie (seit über hun-

Digitized by Google

dert Jahren immer dieselbe) aufbewahrt werden. Die dörfliche Tradition spricht auch von einem Faß mit Wein, das man damals gefunden habe, ein Faß, dessen Dauben bei der Berührung in Staub zerfielen, während der Wein in der topasfarbenen Weinsteinkruste, die sich seit den Tagen Markgraf Waldemars gebildet hatte, wie in einer Krystall-Bowle unverschüttet stehen blieb.

Das eigentliche Schloß Werbellin lag an der Südwestspitze des Werbelliner See's höchst wahrscheinlich (denn das Terrain ist verändert) auf einer Landzunge, die durch einen Durchstich und ein weites, vor diesem Durchstich gelegenes (übrigens noch vorhandenes) Sumpfland zu einer schwer zugänglichen Insel gemacht wurde. Markgraf Johann I., der Städte-Erbauer unter den Askaniern, baute dies Schloß um 1247, und es scheint, daß es unter allen markgräflichen Schlössern jener Epoche das größte, und wohl auch ein bevorzugter Aufenthalt mehrerer unter den Askaniern war. Hier wurden die obenerwähnten Urkunden ausgestellt, und wohl viele andre mit ihnen. Von Schloß Werbellin aus schickte Markgraf Waldemar seinen Kanzler Nikolaus von Buch an den Rhein, als, nach Kaiser Heinrichs VII. Tode, ein neuer Kaiser gewählt werden sollte, und gab ihm, wie wir heute sagen würden, charte blanche zu wählen nach seinem Ermessen. Nikolaus von Buch gab seine Stimme an Ludwig den Baier, an den einzigen, an den er sie (nach dem stillen Wunsche Waldemars) nicht geben sollte. Der empörte Markgraf, so geht die Sage, ließ den zurückkehrenden Kanzler nach dem nah gelegenen Schloß Grimnitz*) bringen, ihn dort in den Kerker werfen und verhungern.

*) Schloß Grimnitz, in unmittelbarer Nähe des „Werbellin" am Grimnitz-See gelegen und fast als ein drittes der Werbellin-Schlösser anzusehen, war ebenso der bevorzugte Aufenthalt Otto's IV., des sogenannten Markgrafen mit dem Pfeil, wie Schloß Breden und Schloß Werbellin die bevorzugten Plätze Markgraf Waldemars waren. „Hier war es wohl," so erzählt F. Brunold, „wo Markgraf Otto mit seiner kühnen Gemahlin Heilwig von Holstein am Schachbrett saß, von Spielleuten umgeben, wie es uns ein Bild in der Manessischen Sammlung der Minnesänger noch heute zeigt." — 1529 wurde auf Schloß Grimnitz ein Friede zwischen

Digitized by Google

Die Erzählung fügt hinzu, der Markgraf habe täglich frische Aepfel vor das vergitterte Fenster legen lassen, um durch den Anblick der Labefrucht die Qual des Unglücklichen zu steigern.

1319 starb Markgraf Waldemar, es kam eine wilde, eine herrenlose Zeit, auch Schloß Werbellin sank von seiner Höhe. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts, oder doch zu Anfang des nächstfolgenden, wurde es zerstört; der eine Bericht sagt „durch die Litthauer", ein andrer (wahrscheinlicherer), durch die Quitzows, die in Gemeinschaft mit den Ruppiner Grafen die Burg angriffen und brachen. Ihr Zug ging von da aus gegen Chorin. Auf dem Felde zwischen Lichterfelde und dem Werbelliner-See wird noch die Stelle gezeigt, wo der Abt von Chorin den Siegern entgegenging und mit ihnen über gute Bedingungen verhandelte.

[Der Werbelliner-Forst] endlich ist der alte, klangvolle Name des schönen, viele Quadratmeilen großen Wald- und Jagd-Reviers, das den Werbellin- und Grimnitz-See in weitem Halbkreis umgiebt. Man hat den alten Namen jetzt aufgegeben, und das weite Waldrevier, aus Gründen besserer Verwaltung, in eine westliche und östliche Hälfte getheilt, die nun den Namen „Groß-Schönebecker- und Grimnitzer-Forst" führen; wir aber behalten den alten Namen bei.

Der Werbelliner-Forst, wie schon angedeutet, ist gleich ausgezeichnet als Wald- wie als Jagd-Grund. Als Waldgrund mag es, auch in unsern Landen, größere und besser gepflegte geben, als Jagdgrund steht er einzig da. Ein Theil des Forstes, die sogenannte Schürf- oder Schorfhaide, die sich eine halbe Meile lang am Nordwest-Ufer des See's entlang zieht, dient eigens dem Zweck, das Wild zu pflegen, also den Rest des Forstes zu einem

---

der Mark und Pommern geschlossen, der ausdrücklich der Friede zu Grimnitz heißt, und 1549 brach hier Kurfürstin Hedwig, die Gemahlin Joachims II. (nicht die „schöne Gießerin" wie andre erzählen), durch den morsch gewordenen Fußboden des ersten Stockes, wobei sie auf die Hirschgeweihe der darunter befindlichen Halle niederstürzte, und so schweren Schaden nahm, daß sie von der Zeit ab an Krücken gehen mußte.

Digitized by Google

deſto reicheren und beſſeren Jagdgrund zu machen. Der nahe See mit ſeinem koſtbar klaren Waſſer (eine Folge ſeiner Kalk- und Thon-Gründigkeit) macht ihn zur Tränke vorzüglich geeignet, während außerdem Brunnen in den Wald gegraben ſind, und überall ausgebreitete Heu- und Moosbetten dem Wilde über die Gefahren und Beſchwerden des Winters hinweghelfen. Und das alles nicht einmal mit der hinterliſtigen Abſicht, den heute noch gehegten und gepflegten Hirſch bei nächſter Gelegenheit in's Blatt zu treffen. Der Wildſtand hier iſt eine Parade-Truppe, und wird auf jede erdenkliche Weiſe geſchont. Letzlingen, ſo heißt es, iſt für den Gebrauch; Werbellin und Grimnitz ſind für die Repräſentation. Dort jagten die Hohenzollern um des Jagens willen; in Werbellin jagen ſie, ausnahmsweiſe, an Feſt- und Gala-Tagen, um ihren Gäſten zu zeigen, was hohe Jagd in den Marken iſt.

Letzlingen freilich iſt auch ein koſtbarer Jagdgrund, und in einzelnen Branchen überragt es ſeinen Rivalen. Aber an Rothwild bleibt Werbellin à la tête. Die Forſten, die ſeinem Reviere angehören, umſchließen 3000 Hirſche, die größte Anzahl (ſo weit die Kenntniß davon reicht), die an irgend einem Punkte der Welt innerhalb eines beſtimmt abgegrenzten Reviers gehalten wird.*) Hier war denn auch, wie ſelbſtverſtändlich, der Platz, wo ſich die Zahl der getödteten Hirſche (denn trotz des Prinzips der Schonung müſſen die alten weggeſchoſſen werden) auf eine Höhe bringen ließ, gegen die wahrſcheinlich die Thaten des Cooper'ſchen „Hirſchtödters" zu einem Minimum zuſammenſchrumpfen. Wildmeiſter Grußdorf

*) Eine gleich große Zahl, wie ich inzwiſchen ſelbſt wahrgenommen habe, befindet ſich in dem berühmten Thiergarten („Dyrehave") von Kopenhagen. Ich zählte, in Rudeln zu hunderten, faſt 2000, meiſt junge Thiere. Als König Friedrich Wilhelm IV. 1844 in Kopenhagen auf Beſuch war, beſuchte er auch den Thiergarten; Jagdbediente und Treiber bildeten Spalier und vor dem im Portal der „Eremitage" ſtehenden Könige wurden 3000 Hirſche vorbeigetrieben. Die klugen Thiere verriethen keine Spur von Scheu. Die Leute in der Eremitage erzählen von dieſer „Revue" bis dieſen Tag.

Digitized by Google

(jetzt im Potzdamer Wildpark) war 30 oder 40 Jahr lang Förster im Werbelliner Forst, und die Leute erzählen von ihm, daß er muthmaßlich derjenige Jäger sei, der in seinem Leben die meisten Hirsche geschossen habe. Es heißt: er kannte nicht nur alle, die überhaupt da waren, er fand auch alle, die er finden wollte (die alten, wegzuschießenden), und traf alle, die er treffen wollte. Nur vom bairischen Grafen Arco erzählt man, daß er möglicherweise unsrem Grußdorf als „Hirschtödter" gleichkomme.

Der Werbellin-Forst umschließt 3000 Hirsche, aber um die Brunstzeit (etwa von Mitte September bis Mitte Oktober) umschließt er noch tausend mehr. Dann kommen die Wanderhirsche. Sie kommen aus den benachbarten Landestheilen, aus Mecklenburg, Pommern, Schlesien, selbst aus Polen und Ostpreußen, also fast hundert Meilen weit. Alle diese Gegenden, namentlich die östlich und nördlich gelegenen, haben weniger Weibchen in ihren Wäldern, und dieser Umstand treibt die Hirsche gen Westen, und speziell an das See-Ufer des Werbellin. Hier ist dann Rendezvous, „Convivium", wie es die Leute nennen. Weil der Weg weit und die Fährlichkeit der Reise groß ist, so machen sich nur die stärksten Thiere auf den Weg; sie wissen auch wohl, daß sie als Eindringlinge kommen, und daß es ohne schwere Kämpfe, ohne den ganzen Zorn erwachter Eifersucht, nicht abgehen wird. Diese Kämpfe finden denn auch wirklich jedesmal statt, aber selten mit den eigentlichen Herren des Forsts, sondern gemeinhin unter den Herbeigekommenen selbst. Sie fechten Eindringling gegen Eindringling, etwa Pole gegen Ostpreuße, oder Schlesier gegen Pommer. Die diesen Kampf aufnehmen, sind, wie schon angedeutet, immer die Stärksten, und die Veranlassung ist jedesmal Rivalität; das Resultat ihrer Kämpfe aber pflegt in den meisten Fällen das zu sein, daß, während die beiden Heroen von außerhalb mit einander kämpfen (auch wohl sich tödten), der einheimische Märker den Liebespreis davonträgt.

Die fremden Hirsche bleiben etwa 4 Wochen; dann kehren sie wieder heim.

In den letzten 10 bis 15 Jahren hat sich dieser Zuzug von

Digitized by Google

außenher um etwas verringert. Wahrſcheinlich iſt das Jahr 1848 die Urſach davon, wenigſtens bemerkt man ſeitdem eine Abnahme. Die Jagdfreiheit machte damals den Marſch von Polen oder Preußen bis in die Mark allerdings etwas gefährlicher als in ruhigeren Zeiten, und die Gefahren jenes Jahres ſcheinen wenigſtens bei den Wanderhirſchen unvergeſſen.

Wir treten zum Schluß aus dem Forſte heraus wieder an den See, an den „Werbellin“, der all dieſer Umgebung, Wald, Burg, Dorf, ſeinen Namen gab.

Einladend wie der See, ſo waren auch die Fiſche, die er beherbergte. Es war ein Muränen-See, vielleicht der größte und ſchönſte unter allen märkiſchen Seen, die ſich mit ihm in die Ehre theilen, ein Muränen-See zu ſein. (Muränen-See waren zu Bekmanns Zeiten folgende: der Moriner, der Soldiner, der Lychener und der Stechliner, ferner der Lindower und der Schermützel-See. Mehrere davon, wenn nicht alle, haben inzwiſchen ihre Muränen verloren, ebenſo wie der „Werbellin.“)

Auch ſchon in churfürſtlichen Tagen wußte man von dieſem Reichthum des Werbelliner See's, und 1565 ſchrieb Churfürſt Joachim an den Magiſtrat zu Neuſtadt-Eberswalde und ordnete an: „maßen man gegen Faſtelabend etzlich-vieler Fiſche benöthigt wäre, ſo viele Muränen und Karpfen, als nur zu bekommen wären, in dem „Werbellin“ fangen und mit zwei Pferden und Wagen zur churfürſtlichen Küche bringen zu laſſen.“

Mit dieſen Muränen ging es noch faſt dreihundert Jahre; da, vor 10 oder 20 Jahren, nahm es plötzlich ein Ende. Der Cormoran kam. Der Cormoran oder ſchwarze Seerabe, ſonſt nur in Japan und China heimiſch, hatte auf ſeinen Wanderzügen auch mal den baltiſchen Küſtenſtrich berührt und unter allen Forſten und Seen, die er auf dieſem ſeinem Zuge berührt hatte, ſchien es ihm „am Werbellin“ am beſten gefallen zu haben, denn hier war es, wo er ſich plötzlich zu vielen, vielen Tauſenden niederließ. Der ſchöne Forſt am See entlang bot prächtige Bäume zum Horſten und der See ſelbſt die ſchönſte Gelegenheit zum

Digitized by Google

Fiſchen. Nun ſcheint es, waren die Cormorans inſonderheit auch Feinſchmecker, und ſtatt ſich mit all und jedem zu begnügen, was ihnen in den Wurf kam, richteten ſie ihr Begehr vor allem auf die Muräne. Sie fiſchten nach ganz eigenthümlichen Prinzipien, und betrieben den Raub nicht als einzelne Freibeuter (wie etwa die Fiſchreiher und ähnliche auf niedrigſter Stufe der Kriegskunſt ſtehende Thiere), ſondern das Geheimniß taktiſchen Zuſammenwirkens hatte ſich ihnen erſchloſſen. Sie operirten en colonne, in Reih und Glied und lange Chainen quer über den See ziehend, dabei mit Hülfe ihrer Taucherkünſte den See auch in ſeinen verſchiedenen Tiefen, ſo zu ſagen in allen ſeinen Etagen beherrſchend, glückte es ihnen, überall da, wo ſie ihren Stand nahmen, ein lebendiges Netz durch den See zu ziehen: jede Maſche ein geöffneter Cormoran-Schnabel.*) Die Fiſcher mühten ſich umſonſt ſie zu vertreiben; es gab damals Cormorans am Werbellin, wie Fliegen in einer Bauernſtube; ein paar Hundert mehr oder weniger war von gar keinem Belang. Auch der Forſt litt, ähnlich wie der See; denn in manchem Baum hatten die Cormorans 10 Neſter gebaut, und es war nicht möglich, ihrer Herr zu werden. Da wurde endlich ein Vernichtungskrieg beſchloſſen; alle Förſter aus den benachbarten Revieren wurden mit herangezogen, das Garde-Jäger-Bataillon in Potsdam ſchickte ſeine beſten Schützen, — ſo rückte man in's Feld. Zuletzt waren Pulver und Blei ſtärker als die Cormorans, und ſie blieben entweder auf dem Platze, oder ſetzten ihren Zug in friedlichere Gegenden fort. Die Cormorans verſchwanden; aber ihr Beſuch hatte dem Werbellin ſeine Muränen

*) In China oder Japan, oder vielleicht in beiden Ländern, verſtehen es die Bewohner, die Cormorans zum Fiſchfang abzurichten. Sie bedienen ſich dazu der allereinfachſten Vorrichtung, indem ſie dem Cormoran, nachdem ihm die Flügel geſtutzt wurden, einen Ring um den Hals legen, der die Kehle des Thieres halb zuſchnürt. Nun beginnt der Cormoran, mit gewohntem Geſchick, ſeinen Fiſchfang, da er aber, der halb zugeſchnürten Kehle halber, die Fiſche nicht herunterſchlucken kann, ſo wirft er ſie großmüthig in neben ihm befindliche kleine Boote, wo ſie die Fiſcher in Empfang nehmen.

Digitized by Google

gekoſtet. Die Cormorans ſind nicht wieder gekommen (das ließe ſich ertragen), aber — die Muränen auch nicht.

Die Muränen ſind hin wie die Schlöſſer, die den „Werbellin“ umſtanden, nur der See ſelber iſt der alte geblieben. Bei Altenhof, unmittelbar an dem gelben Kies-Ufer, liegen ein paar Tannenſtämme aufgeſchichtet, und bilden eine hohe Bank zum Ueberblick über den See. Dort nehmen wir Platz. Kleine Wellen ſchäumen an's Ufer, vor uns die breite Waſſerfläche liegt noch im Licht, während nach Norden zu ſich blaue Schatten über Wald und See breiten. Dorthin liegen auch die Trümmer des alten, halb Sage gewordenen Grimnitz-Schloſſes. Und wenn jetzt ein goldenes Schiff den See herunter käme, und auf dem Deck des Schiffes, unter flatterndem Zeltdach, ſäße Markgraf Otto mit Heilwig von Holſtein, ſcherzend, lachend über dem Schachſpiel, wir ließen es vorübergleiten, vielleicht weniger verwundert über das goldene Schiff mit Segel und Zeltdach, wie über das ärmliche Schifferboot, das eben mit Netz und Reuſe des Weges kommt. Es iſt ein Märchenplatz, auf dem wir ſitzen, denn wir ſitzen am Ufer des „Werbellin.“

Digitized by Google

Schloß Friedersdorf.

Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

In der Nähe von Guſow (dem alten Beſitzthum Derfflingers) auf dem Plateau, das den Südweſtrand des Oderbruchs begrenzt, liegt Friedersdorf, ein Beſitz der Familie von der Marwitz. Die Marwitze, urſprünglich eine neumärkiſche Familie, kamen gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in Beſitz dieſes Guts und haben es ſeitdem ununterbrochen beſeſſen.*)

Vom Städtchen Selow (halben Wegs zwiſchen Müncheberg und Cüſtrin) erreicht man Friedersdorf in einer Viertelſtunde. Die Landſchaft iſt reizlos und nur die Bäume des Parks, die man auf einige Entfernung hin hoch aufragen ſieht, unterbrechen das flache Einerlei. Unmaleriſch wie die Landſchaft, iſt auch die Einfahrt in das Dorf ſelbſt, und erſt in der Mitte deſſelben, wo wir die Parkbäume, die bis dahin den halbnebligten Hintergrund des Bil-

*) Wie die Familie zu den älteſten und angeſehenſten der Mark gehört, ſo iſt es ihr vorbehalten geweſen, auch durch drei Generationen hin, ihren Namen mit der Geſchichte des Landes zu verweben, und zum Ruhme deſſelben beizuſteuern. In 150 Jahren gingen mehrere hundert Offiziere aus dieſer Familie hervor, darunter acht Generale. Nur wenigen Geſchlechtern (fünf) war es vergönnt, die Marwitze nach dieſer Seite hin zu überflügeln: die Kleiſt weiſen 14 auf, die Schwerin 11, die von der Goltz 10, die Bork und die Bredow 9.

Digitized by Google

des bildeten, in einem flachen, weit gedehnten Teich ſich ſpiegeln, und die Thürme und weißgrauen Wände des Schloſſes durch das ziemlich dichte Laubwerk hindurch ſchimmern ſehen, wird es uns leichter um's Herz, und der flachen Alltäglichkeit plötzlich überhoben, athmen wir auf wie eingetreten in eine neue, poetiſche Welt. Unſer Wagen beſchreibt eine Curve um den Südrand des Teiches herum und führt uns dann durch eine von zwei Obelisken gebildete Einfahrt, den Kiesweg des Parks hinauf, bis vor die gaſtlich geöffnete Thür des Schloſſes.

Das Friedersdorfer Herrenhaus iſt ſo recht ein Bau, wie ihn die Phantaſie ſich auszumalen liebt, wenn es gilt, das Schloß einer alten Familie vor Augen zu haben. Die Frage nach dem Maaß der Schönheit wird gar nicht laut; alles iſt eigenthümlich, charaktervoll, pittoresk, und dieß genügt. Auch dieſes Friedersdorfer Schloß nimmt unſer Urtheil ſofort gefangen. Das hohe Dach, wo es auf der Schrägung der beiden Seitengiebel aufliegt, iſt ſtaffelförmig mit allerhand Thürmchen beſetzt, während aus der Mitte des Dachs ein mächtiger Vordergiebel vorſpringt, der wiederum ſeinerſeits mit einer Reihe von kleinen Thürmen geſchmückt iſt. Die hohen, verhältnißmäßig ſchmalen Fenſter ſteigern den Eindruck des Eigenthümlichen und die breiten Pfeiler zwiſchen denſelben leihen ein Anſehen voll Feſtigkeit und Solidität. Roſenbäume umranken die Glasthür, die aus der Halle in Park und Garten führt, vor der Front des Hauſes aber, inmitten eines Grasplatzes, den Kieswege umzirken und mächtige alte Kaſtanien überſchatten, ſtehen ein paar gußeiſerne Böller (Eroberungen aus alter Zeit) und mahnen an den kriegeriſchen Geiſt, der hier durch viele Generationen hindurch lebendig war.

Wir betreten das Haus und verwundern uns über die Fülle von Raum, die uns darin entgegen tritt. Das macht, es iſt noch ein Bau aus jener vornehmen Zeit, wo man die vorhandene Geſammträumlichkeit in wenige impoſante Gemächer theilte, ſtatt wie jetzt die allergrößte Raumfülle durch zahlloſe Stuben und Stübchen hotelartig zu verzetteln. Die Baumeiſter waren damals noch

Digitized by Google

nicht bei Hauswirthen in die Schule gegangen und hatten noch nicht gelernt, der trivialſten Oekonomie die Schönheit und Stattlichkeit der Verhältniſſe zu opfern. Es war noch die Epoche der Treppen und Corridore, wie ſie die, ohne Noth und ohne Verſtändniß, jetzt vielgeſchmähte Zeit der Renaiſſance überall einführte.

Die Halle des Hauſes nimmt uns auf. Hohe Fenſter blicken auf den Park hinaus, die andern Wände ſind mit zahlreichen Bildern, mit Familienporträts jedes Alters und jeder Größe bedeckt. Das ſtattlichſte und in die Augen fallendſte iſt ein Bildniß über dem Kamin. Es iſt das überlebensgroße Porträt des alten Generallieutenants von Goertzke, des ſogenannten „Paladins des großen Kurfürſten", der im Jahr 1652 Friedersdorf erſtand, dieſes Schloß renovirte und hier in hohem Alter verſtarb. Wie derſelbe ein halbes Leben lang neben Derfflinger geſtanden und den Ruhm des Alten getheilt hatte, ſo fanden ſich die beiden brandenburgiſchen Helden auch ſchließlich auf nachbarlicher Scholle hier zuſammen: Guſow gehörte dem einen, Friedersdorf dem andern. Eines Goertzke's Tochter heirathete einen Marwitz und bei den Marwitz iſt das Gut ſeitdem verblieben.

Dieſes Bildniß des alten „Paladin" nimmt unſer Intereſſe aus mehr als Einem Grunde in Anſpruch. Ganz geharniſcht, den Commandoſtab in der Rechten, die leichte Feldbinde um den Hals, ſo ſteht er da. Der Helm ruht neben ihm auf einem Felſenvorſprung und ſein langes Haar fällt dunkel und beinahe lockig herab. Finſterer Ernſt und kalte Beſtimmtheit ſprechen aus ſeinen Zügen. Es knüpft ſich eine hübſche Anekdote an dieſes Bild, charakteriſtiſch für den Mann und die Zeit, zumal auch für die Stellung, die die ſchönen Künſte damals in brandenburgiſchen Landen einnahmen. Goertzke war bei Lützen ſchwer verwundet worden und hinkte ſeitdem; ſein linker Fuß war zu kurz geheilt worden und eine dicke, handhohe Holzſohle mußte wieder gut machen, was das Unglück oder das Ungeſchick des Arztes verſchuldet hatte. Es ſcheint, daß er ſich an dieſen Holzfuß nicht gern erinnern ließ oder Vorſtellungen von der Pflicht des Idealiſirens

Digitized by Google

innerhalb der Kunſt hatte, die dem romantiſchſten Vertreter der früheren Düſſeldorfer Schule Ehre gemacht haben würden. Als der Maler ihm das Bild brachte, fiel Goertzke's Auge zuerſt auf die breite Holzſohle, die der gewiſſenhafte Realiſt an den Fuß ſeines Helden geheftet hatte, und voll Zorn und Unmuth warf dieſer ihn die Treppe hinunter. Eine kaum minder empfindliche Strafe kam nach: der alte Paladin behielt das Bild und verweigerte die Zahlung.

Das lebhafte Intereſſe, das wir an dem Bilde zeigen, führt zu der freundlichen Mittheilung, daß die nahgelegene Kirche ein Steinbild des alten Reitergenerals enthalte, das die beſte Gelegenheit bieten würde, zwiſchen zwei ziemlich gleichzeitigen Darſtellungen des Paladins (den beiden einzigen, die exiſtiren) einen Vergleich anzuſtellen. Unſere Neugier iſt geweckt und die Kiesgänge des Parks führen uns alsbald in die angrenzende Kirche.

Einen Augenblick vergeſſen wir, was zunächſt uns hergeführt (das Steinbild des alten Goertzke), und blicken betroffen in eine Dorfkirche hinein, wie deren die Mark vielleicht keine zweite beſitzt. Ein Zuſammenwirken von Umſtänden iſt nöthig, um eine Ausſchmückung wie dieſe zu ſchaffen: lang andauernder Beſitz und ein Herz für Kirche und Kunſt. Saubere Pfeiler von braunem Eichenholz tragen die weit vorſpringenden Emporen, und allerhand Bilder, Sprüche und Inſchriften umziehen die Brüſtung derſelben. Ueberall treten aus dem alten Mauerwerk Grabmonumente hervor, und Büſten und Portraits, Sarkophage und ſymboliſche Figuren, die rundum die Wände ſchmücken, leihen dieſer kleinen Kirche etwas vom Anregenden eines Muſeums und von der ſchönen Heiterkeit, die überall da waltet, wo die Schöpfungen der Kunſt eine Stätte gefunden. Was dieſen Eindruck künſtleriſcher Heiterkeit noch ſteigert, das iſt das Vorherrſchen der Farbe oder doch ein glückliches ſich Vermählen der Farbenbuntheit mit dem Weiß des Marmors. Eine Reihe ſteinerner Grabmonumente weckt oft mehr Schauer als Erhebung, hier aber werden die weißen Marmorgruppen zu bloßen Umrahmungen für die

Digitized by Google

Bilder, deren Farbenfriſche den Sieg über den kalten Marmor und die kalte Symbolik davon trägt. Der Saturn wird zum gemüthlichen Alten, wenn er ein Medaillonbild in Händen hält, das in allen Farben des Lebens lacht.

Unter ſolchen Betrachtungen ſind wir das Kirchenſchiff hinaufgeſchritten und ſtehen am Altar. Zur Linken erblicken wir nunmehr das Steinbild des alten Paladin, das zunächſt Veranlaſſung zu unſrem Kirchenbeſuche gab. Neben ihm, in gleicher Höhe und Größe, iſt das Reliefbild ſeiner Gemahlin, einer geborenen von Schlieben, in den Wandpfeiler eingelaſſen. Beide Grabſteine lagen früher an anderer Stelle, unmittelbar über der Gruft, und erſt bei Renovirung der Kirche hat man ſie aufgerichtet und ihnen den Ehrenplatz neben dem Altar gegeben. Vergleicht man dieſes Steinbild des alten Goertzke mit ſeinem Oelporträt in der Halle, ſo bemerkt man allerdings Verſchiedenheiten. Der Klumpfuß und die Krücke zeigen ſich auch hier, eben ſo tritt einem etwas typiſch Märkiſches im Ausdruck des Kopfes entgegen, aber hiemit ſind die Aehnlichkeiten erſchöpft. Wohlwollen, Heiterkeit, Bonhommie nehmen die Stelle des Herben und Martialiſchen ein, die unverkennbar aus dem Oelbild ſprechen. Der Kopf der jungen, ſchönen Frau (der er ſich erſt ſpät vermählte und die er nur kurze Zeit beſaß) iſt überaus anſprechend und man muß erſtaunen, daß es einem Steinmetzen jener Zeit glücken konnte, ein ſo liebliches Geſicht herauszumeißeln. Das Charakteriſtiſche findet ſich immer früher als das Schöne, das hier bereits in deutlichen Anfängen zu uns ſpricht.

Wir ſind in die Mitte des Kirchenſchiffs zurückgetreten, halten Umſchau und bemerken jetzt, daß das Bild des alten Goertzke nur ein Gaſt in dieſer Kirche iſt, ein vornehmer Gaſt zwar, dem man den Ehrenplatz neben dem Altar gegeben, aber doch immer nur ein Gaſt. Andere ſind hier jetzt zu Haus; den Marwitzen gehört das Feld. Vier Generationen ſprechen zu uns; zur Rechten Geſtalten und Inſchriften, die der Epoche vor dem ſiebenjährigen Kriege angehören, zur Linken die Namen und Bildniſſe derer, die ſeitdem gekommen und gegangen ſind. Da ſind zunächſt (zur Rechten) die

Digitized by Google

Bildniſſe Hans Georgs und ſeiner beiden Frauen, Medaillonporträts, wo die feinen, halb träumeriſchen, halb wehmuthsvollen Züge der einen das Auge des Beſchauers zu ſuchen ſcheinen und feſſelnd aus dem weißen Kopftuche hervorlugen. Da ſind, an derſelben Seite, die Monumente und Bildniſſe ſeiner beiden Söhne, von denen der eine, voll Eifer für die Wiſſenſchaften, jung und unvermählt verſtarb, während der andere (Auguſt Gebhardt) in die Armee trat und als Gardecapitän den Dienſt quittirend ſeine Tage auf Friedersdorf beſchloß.

Von dieſem Auguſt Gebhardt v. d. Marwitz, dem Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers, exiſtiren noch ein paar Ueberlieferungen, die hier Platz finden mögen, weil ſie ein anſchauliches Bild von dem Leben geben, das ein märkiſcher Edelmann vor den Tagen des ſiebenjährigen Krieges zu führen pflegte.

Auguſt Gebhardt lebte noch völlig als Patriarch. Die Bauern fürchteten ſein grimmiges Anſehen und vermieden ihn lieber, als daß ſie ihn ſuchten. Er war etwa der „Soldatenkönig im Kleinen" und das bekannte „lieben ſollt ihr mich" wurde auch hier mit dem ſpaniſchen Rohr auf die Rücken geſchrieben. Von beſonderer Wichtigkeit war der ſonntägliche Kirchgang. In vollem Staat, gefolgt von Frau und Kindern, erſchien dann der alte Gardecapitän auf ſeinem Chor und theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Prediger und der Gemeine. Sein controlirender Blick war über dem Ganzen. Ein eigens beſtallter Kirchenvogt mußte aufmerken, wer von den Bauern ausgeblieben war, von denen jeder, der ohne triſtige Urſache fehlte, an ſeinem Beutel oder ſeinem Leibe beſtraft wurde. Dabei war Auguſt Gebhardt ein Lebemann. Sein Haus ſtand gaſtlich offen und in heiterer Geſellſchaft vergingen die Tage. Man aß von ſilbernem Geſchirr und eine zahlreiche Dienerſchaft wartete auf. Der Sommer gehörte dem Leben auf dem Lande, aber der Winter rief alles nach Berlin. In einem mit ſechs Hengſten beſpannten Wagen brach man auf und ein Läufer in voller Livrée lief vor dem Zuge her. Auch in Berlin machte Auguſt Gebhardt ein Haus; vornehme Geſellſchaft ging aus und ein, an-

Digitized by Google

gezogen durch den feinen und geiſtreichen Ton ſeiner zweiten Gemahlin, einer geborenen von der Goltz. Das Weihnachtsfeſt führte die Familie auf kurze Zeit nach Friedersdorf zurück, bis mit dem herannahenden Carneval der Läufer und die ſechs Hengſte wieder aus dem Stall mußten.

Das waren die Zeiten Auguſt Gebhardts. Die kommenden Jahre trugen von allen Seiten her Verwüſtung in das Land und zerſtörten die Wohlhabenheit, die die geſunde Baſis dieſes patriarchaliſchen Lebens war. Auguſt Gebhardt ſtarb 1753. Er hinterließ drei Söhne, von denen wir jedem einzelnen zunächſt ein bezeichnendes Beiwort (ſtatt der Verwirrung ſtiftenden Vornamen) geben wollen. So nennen wir denn den älteſten den Hubertsburg-Marwitz, den zweiten den Hochkirch-Marwitz, den dritten aber, der nicht Gelegenheit fand im Kriege ſich auszuzeichnen, einfach nach ſeinem Titel, den Kammerherrn Marwitz. Von jedem mögen hier ein paar Worte ſtehen.

Der Hubertsburg-Marwitz (Johann Friedrich Adolf) war 1723 geboren. Er trat in das Regiment Gendarmes und avancirte von Stufe zu Stufe. Er war ein ſehr braver und in großer Achtung ſtehender Soldat, ein feiner und gebildeter Weltmann, ein Freund der Literatur und der Kunſt. Der große König ſchätzte ihn hoch, beſonders auch, weil er das Regiment Gendarmes faſt den ganzen ſiebenjährigen Krieg hindurch, ſtatt des eigentlichen Commandeurs Grafen von Schwerin, mit dem größten Succeß geführt hatte. Bei Zorndorf war er mit unter den beſten geweſen.

So kam das Jahr 1760. Der König hatte nicht vergeſſen, daß es ſächſiſche Truppen geweſen waren, die das Jahr vorher Schloß Charlottenburg geplündert hatten, und voll Begier nach Revanche gab er beim Einrücken in Sachſen ſofort Befehl, Schloß Hubertsburg (daſſelbe, das ſpäter durch den Friedensſchluß berühmt wurde), als Repreſſalie zu zerſtören; das Mobiliar des Schloſſes ſollte dem plündernden Offizier zufallen. Der Befehl zur Ausführung traf unſern Marwitz, der damals Oberſt war. Dieſer ſchüttelte den Kopf. Nach einigen Tagen fragte ihn der König bei

Digitized by Google

Tisch, ob Schloß Hubertsburg ausgeplündert sei? „Nein", erwiederte der Oberst. Eine andere halbe Woche verging und der König wiederholte seine Frage, worauf dieselbe lakonische Antwort erfolgte. „Warum nicht?" fuhr der König auf. — „Weil sich dieß allenfalls für Offiziere eines Freibataillons schicken würde, nicht aber für den Commandeur von Seiner Majestät Gendarmes." Der entrüstete König stand von der Tafel auf und schenkte das Mobiliar des Schlosses dem Obersten Quintus Icilius,*) der bald darauf alles rein ausplünderte.

Bei allen Revuen nach dem Frieden war nun der König immer höchst unzufrieden, andere Offiziere wurden dem tapfern Gendarmen-Obersten vorgezogen und Marwitz forderte seinen Abschied. Der König verweigerte ihn. Neue Kränkungen blieben indeß nicht aus und Marwitz kam abermals um seine Entlassung ein. Keine Antwort. Da that Johann Friedrich Adolf keinen Dienst mehr und blieb ein ganzes Jahr lang zu Hause. Nun lenkte der König ein und versprach ihm das nächste vacante Regiment; aber vergeblich. Er ließ antworten: er habe so gedient, daß er sich kein passe droit brauche gefallen zu lassen; was geschehen sei, sei geschehen, und könne kein König mehr ungeschehen machen. Zugleich forderte er zum drittenmal seinen Abschied und erhielt ihn nun (1769).

Er war damals erst 46 Jahre alt. Das Ende seines Lebens entsprach nicht dem ruhmreichen Anfang. Aller regelnden Thätigkeit überhoben und jener wohlthätigen Disciplin, die der „Dienst" auf die Kräfte und Leidenschaften starker Naturen ausübt, verfiel er einem glänzenden Müssiggange, den er nunmehr mit derselben Consequenz und Energie wie früher seine soldatischen Tugenden durchführte. Den größten Theil des Tages verbrachte er beim

*) Nach dem Kriege wurde Quintus Icilius (eigentlich Guichard aus einer Refugiésfamilie) oft zur königlichen Tafel gezogen. Der König fragte ihn einst über Tisch: „Was hat Er denn eigentlich mitgenommen, als Er das Schloß des Grafen Brühl plünderte?" worauf Quintus Icilius replicirte: „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen, wir haben ja getheilt."

Digitized by Google

Spiel. Kam er nach Friedersdorf, so war er sicher von seiner „Partie“ begleitet. Unter der großen Linde, welche hinter dem Hause im Garten steht, hatte er sich eine Laube einrichten lassen. Dort saß er schon am Morgen und spielte; dann wurde mit großem Aufwand getafelt, viel und gut und lange getrunken, bis der Abend die Beschäftigung des Morgens wieder aufnahm. Er besaß eine höchst werthvolle Bibliothek, die sich noch jetzt im Friedersdorfer Schloß befindet. Alle diese Bücher hatte er partienweise dem Quintus Icilius im Spiele abgewonnen und sich dadurch nachträglich und auf dem Wege Rechtens in Besitz derselben Bibliothek gesetzt, deren Fortführung aus Schloß Hubertsburg er, als unwürdig eines Marwitz und eines Obersten der Gendarmes, verweigert hatte. Dieser Johann Friedrich Adolf, oder der Hubertsburg-Marwitz, wie wir ihn genannt haben, starb 1781. Die Friedersdorfer Kirche bewahrt sein Andenken durch einen Grabstein, auf dem wir die Worte lesen: „Johann Friedrich Adolf. Er sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.“

Sein jüngerer Bruder war der Hochkirch-Marwitz (Gustav Ludwig). Er diente ebenfalls beim Regiment Gendarmes und focht bei Hochkirch mit solcher Auszeichnung, daß er, unmittelbar nach der Schlacht, vom Rittmeister zum Major avancirte und den Pour le mérite erhielt. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Quartiermeister von der Marwitz, dessen Name in noch glänzenderer Weise mit der verhängnißvollen Nacht von Hochkirch verwoben ist. Dieser letztere von der Marwitz, mit der Friedersdorfer Linie nur weitläufig verwandt, weigerte sich bekanntlich, das Lager, das einen Ueberfall gleichsam herauszufordern schien, an der angewiesenen Stelle abzustecken, und erhielt dafür nicht nur keinen Pour le mérite, sondern fiel in Ungnade. Er starb bereits im folgenden Jahre 1759. „Son mérite et ses services seraient oubliés si ce monument n'en conservait la mémoire“, so schreibt Prinz Heinrich unter den Namen dieses Marwitz (des Quartier-

Digitized by Google

meiſters) und reihte dieſe Inſchrift unter die Namen ein, die den Sockel des großen Rheinsberger Obelisken in goldner Schrift umziehen. Unſer Hochkirch-Marwitz aber ſtieg von Stufe zu Stufe, commandirte das altmärkiſche Küraſſierregiment, das zu Salzwedel lag, und ſtarb erſt 1797 als Generallieutenant. Die Friedersdorfer Kirche erwähnt ſeiner nicht.

Der dritte und jüngſte Bruder war der Kammerherr Marwitz (Berndt Friedrich Auguſt). Sein Leben verlief ohne hiſtoriſche Momente, ohne Thaten nach außen. Kurz vor ſeinem Tode wurde er als interimiſtiſcher Intendant an die Spitze der königlichen Schauſpiele berufen. Die Memoiren ſeines Sohnes äußern ſich bei dieſer Gelegenheit: „Der Aerger über das ſcheußliche Komödiantenvolk, mit dem er verkehren mußte, vorzüglich aber die unvermeidlichen Erkältungen während der Vorſtellungen, gaben ihm den letzten Stoß.“ Er ſtarb 1793. Seine Gedenktafel in der Friedersdorfer Kirche fügt ſeinem Namen einfach die Worte hinzu: „Grad, bieder, rechtſchaffen.“ So war er. Es ward ihm nicht gegeben, zum Ruhm ſeiner Familie durch andere, als durch ſtille Thaten beiſteuern zu können, aber was ihm verſagt blieb, wurde ſeinen drei Söhnen um ſo reichlicher gewährt. Dieſe drei Söhne waren: Auguſt Ludwig, Alexander und Eberhard. Nur dem Namen des Aelteſten begegnen wir in der Friedersdorfer Kirche. Ueber der Eingangsthür, in ziemlicher Höhe vom Beſchauer, befindet ſich ein reicher, in drei Felder getheilter Goldrahmen, in deſſen Mittelfeld wir das Bildniß Auguſt Ludwigs von der Marwitz, rechts und links aber die Bildniſſe ſeiner beiden Frauen erblicken. Er war zweimal verheirathet; das Bildniß ſeiner erſten Frau, einer geborenen Gräfin Brühl, zeichnet ſich durch einen Ausdruck gewinnender Liebenswürdigkeit aus und prägt ſich dem Gedächtniß des Beſchauers ein.

Ueber den Charakter und reichen Lebensinhalt dieſes für die Entwickelungs-Geſchichte unſeres Vaterlandes bedeutungsvollen Mannes ſpreche ich ausführlicher in dem folgenden Kapitel. Das vorliegende betrifft mehr die Dinge als die Perſonen, mehr das

Digitized by Google

Kleid als den Mann. Aber auch dieſe Außendinge ſind nichts Zufälliges; die Schale bildet ſich nach dem Kern, und dieſe Erwägung iſt es, die uns nach einem nochmaligen Umblick in der ſchönen Kirche, in die Räume des Schloſſes zurückführt. Die hohe, ſchwere Eichentreppe hinauf, treten wir alsbald in das Wohn- und Arbeitszimmer Auguſt Ludwigs von der Marwitz, des Vaters des gegenwärtigen Beſitzers, ein Zimmer, das uns auf den erſten Blick die originelle Eigenart ſeines früheren Bewohners verräth. Die Pietät gegen den Hingeſchiedenen hat es in ſeiner ganzen Einrichtung ſo ziemlich unverändert erhalten.

Es iſt ein großer luftiger Raum, einfach in ſeinem Mobiliar und nur an den Pfeilern der Fenſterwand mit Familienbildniſſen geſchmückt, zumeiſt mit den Porträts derer, die wir als Zeit- und Kampfgenoſſen des großen Königs bereits kennen gelernt haben. Sein charakteriſtiſches Element erhält das Zimmer durch eine fortlaufende Reihe von Wandſchränken, die ein an Thüren und Abtheilungen reiches Ganze bilden und wie eine Birkenmaſerpaneliſirung die Wände des Zimmers umziehen. Hier entſtanden jene Arbeiten, die, nach der Seite des Wiſſens und Talents nicht verächtlich, in hohem Maße hervorragen durch ihren Muth und ihre Selbſtändigkeit und der Mittelpunkt für Beſtrebungen geworden ſind, die ſich, nach langem Kampf gegen die herrſchende Strömung, wenigſtens das Recht der Exiſtenz erobert haben.

Unſere Aufmerkſamkeit gehört aber in dieſem Momente nicht der Wirkſamkeit des Mannes, ſondern dem Orte, an dem er thätig war. Die Wandſchränke bergen in ihrer Tiefe den beſten Theil jener mehrerwähnten Bibliothek, die der Hubertsburg-Marwitz dem Quintus Icilius bändeweis im Spiele abgewonnen, während die vielen Thürfelder die Umrahmung für ebenſo viele Kupferſtiche bilden. Dieſe originelle Benutzung der Schrankthüren zur Aufſtellung einer kleinen Kupferſtichgallerie macht einen eigenthümlichen und ſehr gefälligen Eindruck, der unter der Wahrnehmung wächst, daß die Auswahl der Stiche entſchieden mehr nach kleinen Liebhabereien, als nach irgend welchem Kunſtprincip erfolgt

Digitized by Google

iſt. Neben den Abenteuern des Donquixote begegnen wir ernſten und heitern Scenen aus der Zeit der Befreiungskriege; alte franzöſiſche Stiche und moderne Lithographien löſen ſich ab. Intereſſanter aber als dieſe Schränke ſelbſt iſt die bunte Reihenfolge von Dingen, die auf dem Oberbrett derſelben, wie auf einer fortlaufenden Reihe von Conſolen ſtehen. Da haben wir, an die dunkle Hinterwand des Zimmers gelehnt, zunächſt alte Familienporträts aus dem Hauſe Holſtein-Beck, während am entgegengeſetzten Ende, dem Fenſter zunächſt, ſich das lebensvolle Oelbild Georgs von Derfflinger, des Sohns des berühmten Feldmarſchalls, präſentirt.*) Zwei Töchter des alten Reitergenerals waren an zwei Marwitze verheirathet; dieß, wie die Nähe der Güter, mag es erklären, daß ſich dieſes Porträt an dieſer Stelle befindet. Der Sohn Derfflingers ſtellt ſich auf dieſem Bilde als ein Mann von ſehr gefälliger Erſcheinung dar, ein leuchtendes überaus freundliches Auge, das an Seidlitz erinnert, wie man ihn auf dem bekannten Roßbachbilde ſieht. Er trägt die Uniform vom Dragonerregiment ſeines Vaters, weiß mit rothen Aufſchlägen, und den Küraß unter dem offen ſtehenden Rock.

Neben dieſem Porträt feſſeln zwei Kopfbedeckungen unſere Aufmerkſamkeit: die eine ein Reitercasquet, die andere ein ſonderbar geformter breitkrempiger ſchwarzer Wachstuchhut, deſſen nach hinten zu herabhängende Krempe an die Helgoländer Schifferhüte erinnert. Auguſt Ludwig trug dieſen Hut in der Schlacht bei Jena, die er, als Adjutant des Prinzen von Hohenlohe, an der Seite dieſes unglücklichen Fürſten mitmachte und deren Verlauf und Kataſtrophe er in einer meiſterhaften Darſtellung geſchildert hat. Der Hut, zumal die aufrechtſtehende Vorderkrempe, iſt von Kugeln durchlöchert. Der elegante, reich mit Goldblech beſchlagene Reiterhelm, der neben dieſem unſcheinbaren Wachstuchhute ſteht, iſt eines

*) Die Familien Derfflinger und Marwitz waren damals viel verſchwägert und Guſow war eine Zeitlang, und zwar unmittelbar nach dem Tode des alten Derfflinger, Marwitzſcher Beſitz.

Digitized by Google

der Casquets, wie sie die österreichischen Chevauxlegers im Kriege von 1809 trugen. Das Frontschild zeigt ein F. I. Diesen Helm trug Eberhard von der Marwitz, der jüngste der drei Brüder, in der Schlacht von Aspern, in der er, erst achtzehn Jahre alt, tödtlich verwundet wurde. Er starb zu Nikolsburg in Mähren.

Seine ruhmvoll begonnene Laufbahn schloß sich zu rasch, um ausreichendes Material für eine eingehendere Biographie zu bieten: nur in den Anmerkungen (vgl. daselbst) habe ich seiner in aller Kürze gedacht. Dem reichen Lebensinhalt der beiden ältern Brüder aber wenden wir uns nunmehr in den beiden folgenden Kapiteln zu.

Digitized by Google

Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

Er hats verschmäht sich um den Kranz zu mühen,
Den unsre Zeit, die feile Modedirne,
Geschäftig flicht für jede flache Stirne, —
Er sah nach oben, wo die Sterne blühen.

Die Marwitze haben dem Lande manchen braven Soldaten, manchen festen Charakter gegeben, keinen aber braver und fester, als Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Leben und Auftreten einen Wendepunkt in unserem staatlichen Leben bedeutet. Erst von Marwitzs Zeiten ab existirt in unserem Lande ein politischer Meinungskampf, eine principielle Opposition. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem rocher de bronze hatte in märkischen Landen überhaupt keinen Widerstand, keine Auflehnung irgend welcher Art gekannt, und die Opposition, die während der drei vorhergehenden Jahrhunderte, von den Tagen der Quitzows an bis zum Regierungsausgang des großen Kurfürsten existirt hatte, war einfach eine Opposition des Rechts oder der Selbstsucht gewesen. Ein Ideenkampf auf politischem Gebiet lag jenen Tagen fern. Das geistige Leben der Reformationszeit und der Epoche, die ihr folgte, lag innerhalb der Kirche. Erst die französische Revolution (die englische war ohne Einfluß auf unser Land geblieben) schuf politische Ideen und aus der Auflehnung gegen den siegreichen Strom derselben, aus dem ernsten Unternehmen (allerdings von einem bestimmten Rechtsfundament ausgehend), Idee mit Idee und geistige Dinge mit geistigen Waffen bekämpfen zu wollen, gingen wahrhaft politische Parteien und ein wirklich politisches Leben hervor.

Derjenige, der vielleicht zuerst den Muth hatte, diesen Kampf aufzunehmen, war Marwitz. Ich gedenke (zum Theil nach seinen eigenen Worten und Aufzeichnungen) zunächst die äußern Fakten

Digitized by Google

ſeines Lebens und im Anſchluß daran eine Schilderung ſeines Charakters zu geben. Die gereifteren und deshalb ruhigeren Anſchauungen, zu denen wir uns, zumal im Laufe der letzten zehn Jahre, hindurch gearbeitet haben, geſtatten uns, mit Unbefangenheit an die Schilderung eines Charakters wie der Marwitzſche zu gehen. Wie viele auch, mit größerem oder geringerem Recht, beſtrebt ſein mögen, die einzelnen Doktrinen des Conſervatismus zu bekämpfen, das Princip ſelbſt iſt von jedem Denkenden anerkannt. Die Tage des Kampfes ſind nicht vorbei und ſollen nicht vorbei ſein, denn Kampf iſt Leben; aber die Tage der Verdächtigung ſind hoffentlich vorüber. Wir wünſchen friſchen und freien Wind in den Segeln unſeres Staatsſchiffs, aber wir brauchen auch den rettenden Anker, der auf tiefem Grunde mit ſeinem Eiſenzahn uns feſthält, ſo oft die friſche Briſe zum Sturme zu werden droht. Mit ſolchem Anker und ſolchem Eiſenzahne haben wir es in Nachſtehendem zu thun.

Friedrich Auguſt Ludwig von der Marwitz wurde am 29. Mai 1777 zu Berlin geboren, wo ſeine Eltern (die nur den Sommer in Friedersdorf zuzubringen pflegten) ein Palais in der Wilhelmsſtraße bewohnten. Das bedeutendſte Erlebniß ſeiner frühen Kinderjahre waren mehrmalige Begegnungen mit dem großen Könige, das erſtemal in Dolgelin, einem Dorfe in der Nähe von Friedersdorf. Er ſelbſt hat dieſe Begegnung in höchſt anſchaulicher Weiſe beſchrieben.

Der Wagen hielt und der König fragte: „Iſt das Dolgelin?“ — „Ja, Ihro Majeſtät“, lautete die Antwort. Dabei wurde umgeſpannt. Die Bauern, welche von weitem ganz ſtill mit ehrerbietig gezogenen Hüten ſtanden, kamen ſachte näher und ſchauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenſter in die Höhe. Ich war nun höchſtens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott anſähe. Er ſah ganz gerade vor ſich hin durch das Vorderfenſter. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montirungshut auf; deſſen hintere gerade Krempe hatte er nach vorn geſetzt und die Schnüre losgemacht, ſo daß

Digitized by Google

dieſe Krempe vorn herunter hing und ihn vor der Sonne ſchützte. Die Hutcordons waren losgeriſſen und tanzten auf dieſer herunter gelaſſenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder am Hut war zerriſſen und ſchmutzig, die einfache blaue Montirung mit rothen Aufſchlägen, Kragen und goldenem Achſelband alt und beſtaubt, die gelbe Weſte voll Tabak; dazu hatte er ſchwarze Sammthoſen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeſchreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er that es aber nicht, ſondern ſah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hoch halten und ſetzte mich wieder herunter. Da ſah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, weſſen das Kind ſei? „Des Herrn von Marwitz auf Friedersdorf.“ — „Iſt das der General?“ — „Nein, der Kammerherr.“ — Der König ſchwieg, denn er konnte die Kammerherrn nicht leiden.

Das zweite Mal (es war im Mai 1785) ſah unſer Marwitz den König in Berlin. Die Schilderung, die er uns davon gegeben hat, iſt faſt noch plaſtiſcher als die vorhergehende.

„Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrod auf der école vétérinaire bekam. Sein Anzug war derſelbe wie früher auf der Reiſe, nur daß der Hut ein wenig beſſer conditionirt, ordentlich aufgeſchlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militäriſch aufgeſetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsſtraße waren gedrückt voll Menſchen, alle Fenſter voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefſte Schweigen, und auf allen Geſichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schickſale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine ſehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenſtern ſich verneigenden Zuſchauer es zu verdienen ſchienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und

Digitized by Google

hielt ihn eine Zeit lang neben demſelben, bald ſenkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber dieſe Bewegung dauerte fortwährend, und ſo wie er ſich bedeckt hatte, ſah er ſchon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleſchen Thore bis zur Kochſtraße gewiß 200mal abgenommen.

Durch dieſes ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufſchlag der Pferde und das Geſchrei der Berliniſchen Gaſſenjungen, die vor ihm her tanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen, oder neben ihm herſprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwiſchten. Bei dem Palais der Prinzeſſin Amalie angekommen (das jetzt dem Prinzen Albrecht gehört), war die Menge noch dichter, denn ſie erwartete ihn da. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf und die alte, lahme Prinzeſſin Amalie, auf zwei Damen geſtützt, die Oberhofmeiſterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. So wie er ſie gewahr wurde, ſetzte er ſich in Galopp, hielt, ſprang raſch vom Pferde, zog den Hut, umarmte ſie, bot ihr den Arm und führte ſie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verſchwunden, und noch ſtand die Menge, entblößten Hauptes, ſchweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verſchwunden war, und es dauerte eine Weile, bis jeder ſich ſammelte und ruhig ſeines Weges ging."

In ſeinem achten Jahre erhielt Marwitz einen Hofmeiſter. Er hieß Herr Roſa, war ein völliger Ignorant, aber ein rechtſchaffener Mann. Die Unterrichtsmethode, nach der er verfuhr, erwies ſich als die einfachſte von der Welt, bewährte ſich aber durchaus. Schroeckhs allgemeine Weltgeſchichte (um ein Beiſpiel für ſeine Methode zu geben) wurde vorgeleſen, was ohngefähr ein Jahr lang dauerte. War die letzte Seite geleſen, ſo wurde mit der erſten wieder angefangen. Der Sonnabend gehörte der Repetition. Nachdem Marwitz ſeinen Schroeckh zweimal durch hatte, fingen dieſe Repetitionsſtunden an eine Redeübung zu werden. Marwitz, mit gutem Gedächtniß ausgerüſtet, hatte den Inhalt des Buches beinahe wörtlich im Kopfe und ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, den Inhalt eines Kapitels wie eine Erzählung vorzutragen.

Digitized by Google

Der Vortheil, der dadurch gewonnen wurde, war ein doppelter: die Dinge ſaßen feſt fürs Leben und die Gewohnheit des Vortraghaltens gewann ihm (nach Marwitz's eigenem Zeugniß) die nicht hoch genug zu ſchätzende Fähigkeit, aus dem Stegreif zuſammenhängend reden zu können.

Dreizehn Jahr alt trat Marwitz als Junker in das Regiment Gensdarmes, alſo in daſſelbe Regiment, in dem ſchon ſo viele Marwitze (darunter zwei ſeiner Oheime) gedient und Ruhm und Auszeichnung gefunden hatten. Dieſer Eintritt verſtand ſich ganz von ſelbſt; an die Möglichkeit eines andern Berufs war im Vaterhauſe nie gedacht worden. Marwitz hatte deſſen noch in ſeinen alten Tagen Dank, denn wie wenig auch die Verhältniſſe ihm zu Gunſt und Willen geweſen waren, immer blieb er dabei, daß das Leben des Kriegers das ſchönſte und der Krieg der Prüfſtein des Mannes ſei. In etwas einſeitiger, aber charakteriſtiſcher Auffaſſung ſchrieb er darüber noch kurz vor ſeinem Tode: „Zu vieles Lernen ertödtet den Charakter. Im Kriege nur fallen all die Künſte weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienſtes ſetzen. Dieſe Eigenheit des Krieges wird nicht genugſam erkannt. Blick und Urtheil unter erſchwerenden Umſtänden, Tapferkeit und Ausdauer können nirgends anders als im Kriege gezeigt und erprobt werden. Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menſchen ſchließen.“

Marwitz war alſo Junker im Regiment Gensdarmes. Wie er zeitlebens alles ernſt nahm, ſo auch den Dienſt. Der noch knabenhafte Körper mußte dem ſtarken Willen gehorchen, und der Junker avancirte zum Cornet und Offizier. Klein wie er war, machte ihm das Reitenlernen die größte Schwierigkeit, aber je mehr er dieſe Schwierigkeit empfand, deſto mehr war er beſtrebt, ſie zu überwinden. Zu jeder Tageszeit ſaß er zu Pferde, gab aufs genaueſte bei denen Acht, die als die beſten Lehrer und Stallmeiſter galten, und fragte, verſuchte und quälte ſich ſo lange, bis er endlich völlig triumphirte und zu einem der beſten Reiter des Regiments wurde. Das wollte damals etwas ſagen; denn wenn man den Erzählun-

Digitized by Google

gen und Berichten Glauben ſchenken darf, die Marwitz über dieſen Gegenſtand, dem er auch in ſpäterer Zeit noch beſondere Aufmerkſamkeit widmete, hinterlaſſen hat, ſo war die Kunſt des Reitens nur in der alten Armee zu Hauſe und wurde in die neue Heeresorganiſation nicht mit herüber genommen. Während des Krieges und nach demſelben ſaß man noch zu Pferde, aber man ritt nicht mehr. Mit wahrer Begeiſterung gedachte deshalb Marwitz ſeiner Lieutenantstage, wo dieſe Kunſt noch geblüht hatte, und erzählte mit Vorliebe von den Jagdſpielen, die damals von Kavallerieoffizieren der Berliner Garniſon im Thiergarten aufgeführt wurden. Lieutenant Rothkirch von den Gensdarmen („ein gewaltiger Reiter, wie es keinen mehr giebt", ſetzt er hinzu) machte den Hirſch und verbarg ſich im Walde; die andern waren Jäger und Hunde. Es wurde parforcemäßig lancirt und dann gejagt; der Hirſch ſollte gegriffen werden, was aber faſt niemals gelang.

Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte Krieg, Marwitz machte 1790 den reſultatloſen polniſchen Feldzug, 1793—95 die Rheincampagne mit; wichtiger aber als dieſe Kriegsereigniſſe, an denen er bei ſeiner Jugend keinen hervorragenden Antheil nehmen konnte, war für ihn, beſonders für ſeine geiſtige Entwicklung, die Rückkehr des Oberſten Barons von der Goltz, der eine lange Reihe von Jahren hindurch in Paris als preußiſcher Geſandter gelebt hatte. Baron von der Goltz war ein ſehr naher Verwandter der Marwitzſchen Familie, und da, während ſeiner beinahe dreißigjährigen Anweſenheit in Paris, die Reihen der Berliner Freunde und Verwandten ſehr gelichtet worden waren, ſo war das Marwitzſche Haus dasjenige, in dem er faſt täglich die Abende zuzubringen pflegte. Die franzöſiſche Revolution und ihre Urſachen bildeten natürlich einen unerſchöpflichen Stoff für die Unterhaltung. Der ehemalige Geſandte, der ein Vierteljahrhundert und länger den Ereigniſſen der franzöſiſchen Hauptſtadt gefolgt war und mit ſcharfem Auge die Schwächen und Fehler des Hofes, die Machinationen der politiſchen Gegner und die Verworfenheit, Keckheit und dämoniſche Zuchtloſigkeit der Volksmaſſen und ihrer Führer

Digitized by Google

beobachtet hatte, war natürlich ſchon damals befähigt, Aufſchlüſſe über die Triebfedern und eine Geſammtdarſtellung des großen Ereigniſſes zu geben, wie es der Geſchichtſchreibung, die einen Wuſt von traditioneller Lobpreiſung zu überwinden hatte, erſt in viel ſpäteren Jahren möglich geworden iſt. Er hatte alle kleinen und ſchlechten Leidenſchaften in dem Hexenkeſſel thätig geſehen und mußte natürlich, durch die Lebendigkeit ſeiner Schilderungen und die Ueberlegenheit ſeines politiſchen Urtheils, Anſchauungen befeſtigen, zu denen die Keime ohnehin von Anfang an im Gemüth unſeres Marwitz gelegen hatten. Er war von Natur Royaliſt, von da ab begann er es auch mit Bewußtſein zu werden.

Noch zehn Jahre lang blieb Marwitz beim Regiment, endlich (der Vater auf Friedersdorf war inzwiſchen geſtorben) nahm er im Auguſt 1802 ſeinen Abſchied. Was ihn direkt dazu beſtimmte, iſt ſchwer zu ſagen. Waren es Vorgänge im Regiment, die ihm den Dienſt verleideten, war es der frivole Ton der Reſidenz, der ſeinem auf Ernſt und Wahrheit geſtellten Weſen widerſtand, oder war es ſeine Verlobung mit der ſchönen Gräfin Franziska von Brühl, die im Juli deſſelben Jahres ſtattgefunden hatte, gleichviel, er quittirte den Dienſt und zog ſich nach Friedersdorf zurück. Die Sehnſucht nach der väterlichen Scholle war erwacht; der Pflug trat an die Stelle des Schwertes. Sein ganzes Weſen ließ keine Halbheit zu, und mit demſelben Ernſt, mit dem er Soldat geweſen war, ging er jetzt an die Beſtellung ſeiner Aecker, an die Pflege ſeines Guts. 1803 vermählte er ſich, aber trübe Sterne waren über Schloß Friedersdorf aufgegangen und der Tod trennte nach kaum Jahresfriſt ein Band, das die innigſte gegenſeitige Neigung geſchloſſen hatte. Marwitz beſtattete die geliebte Frau, die ſein Stolz und ſein Glück geweſen war und ſchrieb auf den Grabſtein: „Hier ruhet mein Glück.“

„Hier ruhet mein Glück,“ und in der That, es war, als habe Marwitz ſein Glück begraben. Ueberall, wo ſein Herz am verwundbarſten war, da wurde es verwundet. Was von dem Gang der großen Weltereigniſſe in ſeine Einſamkeit drang, ſteigerte nur

Digitized by Google

die Niedergedrücktheit seines Gemüths. Endlich kam ein großer Schlag, und die politischen Vorgänge, die bis dahin nur Bitteres zu Bitterem gefügt hatten, jetzt schufen sie einen leidenschaftlichen Groll in seinem Herzen, und die Flamme hellen Zorns, die aufschlug, wurde ihm zum Segen, indem sie ihn seinem Brüten entriß.

Der napoleonische Uebermuth hatte Schmach auf Schmach gehäuft, neutrales preußisches Gebiet (Anspach) war in herausfordernder Weise verletzt worden; das durfte, das konnte nicht getragen werden. Oesterreich und Rußland standen bereits im Felde; Preußen mußte seine Truppen zum Heere beider stoßen lassen, der Krieg war sicher — wenigstens in Marwitz's Augen. Er riß sich heraus, suchte beim König seinen Wiedereintritt nach, erhielt ihn und wurde, mit dem Range eines Rittmeisters, zum Adjutanten des Fürsten von Hohenlohe ernannt.

Aber nicht Jeder in preußischen Landen war damals ein Marwitz. Viele wurden durch Furcht und selbstsüchtige Bequemlichkeit in ihren Ansichten bestimmt, andere trieben das traurige Geschäft der „Staatskünstelei." Noch viele Jahre später konnte Marwitz in nur zu gerechtfertigtem Unmuth ausrufen: „Was redet man beständig von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst, in Großem und Kleinem, etwas verloren hatte, Schmach und Verderben vom Vaterlande fern zu halten. Wie nachher, zur gerechten Strafe, ein Jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und, um ein Wesentliches nicht zu vergessen, die französische Armee in Rußland durch die Strafgerichte Gottes vernichtet war — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen."

Der Tag von Austerlitz brach an, ehe Preußen sich entschlossen hatte; nach diesem Tage war es unnöthig, noch kriegerische Entschlüsse zu fassen. Es blieb Friede (freilich ein Friede wie Gewitterschwüle), und Marwitz, nachdem er zum zweitenmale seinen Abschied genommen, kehrte nach dem väterlichen Gute zurück.

Die Erfahrungen der letzten Monate, die Schwäche, die Halbheit, die Indifferenz, ja die ausgesprochene französische Gesinnung,

Digitized by Google

der er faſt überall in der Hauptſtadt begegnet war, während ſchon die napoleoniſchen Adler, ſtoßbereit, über Preußen ſchwebten, alles das hatte wenig dazu beitragen können, ſeinem Gemüth den Muth und die Freudigkeit zurückzugeben, die ihn zehn Jahre früher erfüllt hatten, wenn er bei „Hirſch und Jäger“ im Berliner Thiergarten einer der eifrigſten geweſen war. Trübes Gewölk hing jetzt über ihm, und wenn auf länger oder kürzer das Wetter verſchwunden ſchien, das drohend über dem Lande ſtand, ſo traf es ihn doppelt hart am eigenen Herd. Das Kriegsfeuer, das die Luft hätte reinigen können, war dem Lande zur Unzeit erſpart worden, aber auf ſeinem eigenen Hofe brach ein Feuer aus und zerſtörte Ställe und Scheunen und die Ernte des letzten Jahres. Zu der innerlichen Noth geſellte ſich die äußere Bedrängniß; was ihn aufrecht hielt, war ein ſtarkes Gottvertrauen und das beſtimmte Gefühl, daß neue Noth und neue Kämpfe bevorſtünden, gegen die es geboten ſei, ſich zu waffnen. Das Unglück, das ihn traf, rüſtete ihn gegen größeres.

Dieſes „größere“, wer kennt es nicht! Die Kaiſerkatze, die ſo lange mit der Maus geſpielt hatte, jetzt war ſie des Spieles müde und hob die Tatze, um tödtlich zu treffen. Der Kampf war unvermeidlich geworden. Zum dritten Mal trat Marwitz ein; er hoffte nichts, aber gleichviel, er liebte es, da zu ſtehen, wohin ihn Pflicht und Ehre ſtellten, unbekümmert darum, ob ihm auch die Hoffnung zur Seite ſtehe oder nicht. Fürſt Hohenlohe, der ihn ſchätzen gelernt hatte, erbat ihn ſich abermals als Adjutanten. Der König willigte ein. So kam der Nebelmorgen jenes vierzehnten Oktober, der ſo viel Schmach und Elend in ſeinen Schleiern barg. An Marwitz lag es nicht, daß der Ausgang des Tages war, wie er war; das Pferd wurde ihm unterm Leibe getödtet, ſein Hut von Kugeln durchlöchert, mehr als einmal führte er wankende Regimenter in die Schlachtreihe zurück, — umſonſt, die Anſtrengungen der Einzelnen vermochten nichts. Geiſt, Leben, Siegeszuverſicht waren, wie aus Land und Volk überhaupt, ſo auch aus jener ſtolzen Schöpfung gewichen, die ſich die Armee Friedrichs des Gro-

Digitized by Google

ßen nannte, und was längſt todt war, wurde an jenem Tage ſichtlich zu den Todten geworfen. Die geſunden Elemente, ſo weit ſie jener Tag nicht mit begrub, retteten ſich in eine neue Zeit hinüber.

Iſt es nöthig zu ſagen, daß Marwitz unter dieſen geſunden Elementen war? Er glaubte an die Wiedererſtehung Preußens und arbeitete daran. Die Mittel und Wege, die ihm dazu die rechten dünkten, waren freilich völlig abweichend von dem, was in den Augen der Neugeſtalter Preußens als das Richtige galt. Er konnte und wollte ſich nicht überzeugen, daß Adel und Bürgerthum als ſolche, oder ihr Verhältniß zu einander, das Unglück des Landes verſchuldet haben ſollten, umgekehrt erſchien es ihm, als ſei das Unheil hereingebrochen, weil beide Stände ein halbes Jahrhundert lang aufgehört hatten, ein ächter Adel,*) ein rechter Bürgerſtand zu ſein. Die alten Stände des Landes ſollten ſich ſelber wiederfinden; der Egoismus ſollte ausgefegt, die Zugehörigkeit zum Staat und das Bewußtſein davon neugeboren werden. An die Stelle des Schlendrian und der Lauheit ſollte Umſicht, Pflichtge-

*) Noch auf dem Stettinſchen Landtage im Jahr 1602 hatte die Ritterſchaft feierlich geſchworen, denjenigen, der ſich künftig weigern werde, richtige Schulden prompt zu bezahlen, für einen Unmann, Schelm und Böſewicht zu halten und mit ihm weder eſſen noch trinken zu wollen. Verſündigung am Vaterland, Höhnung des Gottesdienſtes, grobe Inſolenz, muthwilliger Bankerott ſollten der ritterſchaftlichen Vorrechte verluſtig machen und den Gutsbeſitz auf den würdigeren Agnaten bringen. In ſolchem wahrhaft ritterlichen Sinne hatten der pommerſche und brandenburgiſche Adel ihre Kinder meiſt in ſpartaniſcher Genügſamkeit für den Dienſt des Königs erzogen, und die Schlachtfelder, auf denen Preußen ſeine Ebenbürtigkeit mit den großen Mächten errungen, hatten dem Stande den erſten Rang nach dem regierenden Hauſe gegeben. (Pertz, Leben Steins.)

Marwitz ſelbſt ſchreibt über denſelben Gegenſtand: „In der That hat es niemals eine Inſtitution gegeben, in welcher das Ritterthum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offizierſtande Friedrichs des Zweiten. Dieſelbe Entſagung jedes perſönlichen Vortheils, jedes Gewinnſtes, jeder Bequemlichkeit, — ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb; dagegen jede Aufopferung für dieſe, für ſeinen König, für ſein Vaterland, für ſeine Kameraden, für die Ehre der preußiſchen Waffen. Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge."

Digitized by Google

fühl und Rechtsbewußtsein, an die Stelle der Frivolität eine frische Glaubenskraft treten. In dieſem Sinne wollte Marwitz reformiren. Gegen den Plan wird ſich nichts ſagen laſſen; ob es möglich war, ihn auszuführen, dieſe Frage werde ich ſpäter berühren. Die Steinſche Geſetzgebung erſchien ihm unpraktiſch und revolutionär, aber er reſpektirte ſie in ſo weit, als ſie die Gebrechen des alten Staats in dem Fehlen alles geiſtigen Lebens und Inhalts erkannte und durch *geiſtige* Mittel helfen wollte. Nur die Mittel ſelbſt ſchienen ihm nicht richtig gewählt.

Marwitz liebte den rheiniſchen Freiherrn (Stein) nicht, aber er reſpektirte ihn. Anders ſtand er zu Hardenberg. Dieſer war ihm ein Gegenſtand entſchiedenſter Abneigung, ſeine ganze Natur lehnte ſich gegen ihn auf. Hardenberg, im Gegenſatz zu Stein, wollte das Wohl des Staats aus der ſogenannten „Staatswohlfahrt“ gewinnen. Nicht der Geiſt ſollte helfen, ſondern das *Geld*. Dieſen Staatswohlfahrtstheorien gegenüber — die in der finanziellen Bedrängniß des Landes ihre Entſchuldigung fanden, wenn ſie überhaupt der Entſchuldigung bedürfen — legte ſich Marwitz die Frage vor: beruht das Heil des Staates auf ökonomiſchen oder auf moraliſchen Prinzipien? Iſt der reichſte Staat ſeines Reichthums wegen der glücklichſte? Oder verdient *der* glücklich genannt zu werden, in welchem die *Freiheit* der Bürger am feſteſten gegründet iſt, und in welchem die Bürger am eheſten fähig ſind, ihr perſönliches Wohl dem des Staates nachzuſetzen? Und wenn ein Staat durch die Unbürgerlichkeit ſeiner Bürger (Adel, Bürger, Bauer) gefallen iſt, kann ihm durch ökonomiſche Maßregeln geholfen werden? Wird es nicht vielmehr *darauf* ankommen, ob man das verlaſſene, das abgefallene Volk zur Bürgerlichkeit wieder zurückführen könne oder nicht? Wenn man endlich den entbürgerten, alſo ſelbſtſüchtigen Individuen Reichthum darreicht, werden ſie dadurch bürgerlicher werden oder noch ſelbſtſüchtiger? Dieſe Fragen waren es, die ſein Herz bewegten, und im Sinn und Geiſt derſelben ſtellte er ſich Hardenberg gegenüber.

Möglich, daß dieſe Ideen nie über Schloß Friedersdorf hin-

Digitized by Google

aus laut geworden, nirgends als ein Saatkorn in die Gemüther anderer gefallen wären, wenn nicht bestimmte Ereignisse des Jahres 1811 unsern Marwitz auf die Schaubühne gerufen und in den Vordergrund politischer Kämpfe, welche er selbst ins Leben rief, gestellt hätten. Wie es immer in solchen Fällen sein muß, ging er, der den Streit aufnahm, vom zunächst Liegenden auf das Große und Allgemeine über. Der Rechtskampf führte zum Prinzipienkampf. So war es immer, wo Ernstes und Nachhaltiges erstritten wurde. Das bloße sich Verlieben in Prinzipien, so oder so, bleibt ein energieloses Ding; erst aus dem Gefühl verletzten Rechtes geht der heilige Ernst des Kampfes hervor.

Die erwähnten Ereignisse aber, die für Marwitz's späteres Auftreten entscheidend wurden, waren die folgenden.

Hardenberg war entschlossen, die Macht der Stände zu brechen, ihre Existenz zu streichen, Schlag auf Schlag fiel gegen die alte Landesinstitution. Er verfuhr nach bester Ueberzeugung, aber völlig revolutionär, alles mit dem Zwang und Drang der Umstände (nicht ohne Grund) oder mit einer höheren Staatsraison entschuldigend. Aeußerste Dinge geschahen. Königliche Domänen, die an die Stände verkauft waren, also für ständisches Geld ständisches Eigenthum geworden waren, wurden zum zweitenmal an Privatleute verkauft; ein großer ständischer Fonds, den die Stände unter Friedrich II. aus politischem Eifer gebildet hatten, um die endliche Tilgung landesherrlicher Schulden herbeiführen zu können, wurde eingezogen, aber nichts desto weniger die Pflicht der Schuldentilgung und Verzinsung bei den Ständen belassen; endlich drangen Regierungsbeamte in Begleitung von Landreitern in das Landschaftshaus ein, erbrachen, als man ihnen die Schlüssel verweigerte, die Kassen des Landarmeninstituts und führten die deponirten Summen ständischen Eigenthums gewaltsam fort. Dies alles war geschehen gegen Recht und Billigkeit, ja im Widerspruch mit einer Anerkenntniß, die man erst vier Monate früher gegen die Loyalität und Opferfreudigkeit der Stände ausgesprochen hatte. Damals hatte es wörtlich, in einem von Hardenberg contrasignirten

Digitized by Google

Erlaß geheißen: „Mit Rührung haben wir die Beweise von Anhänglichkeit aller Klaſſen unſerer getreuen Unterthanen an unſere Perſon bemerkt, inſonderheit auch die Hülfe erkannt, welche uns, bei der Sicherſtellung der Contribution an Frankreich und bei der Aufbringung der einſtweilen nöthigen Fonds, von unſern getreuen Ständen mit größter Bereitwilligkeit geleiſtet worden iſt.“ — Und nun? mit Gewaltmaßregeln hatte man geglaubt, der weiteren Hülfebereitſchaft der Stände nachhelfen zu müſſen. Die Gewalt lag vor. Viele empfanden die Unbill, die Bitterkeit des Unrechts, aber wenige hatten den Muth, auszuſprechen, was ſie fühlten. Unter dieſen wenigen ſtand Marwitz obenan. Er war der bewußteſte und der ſelbſtſuchtsloſeſte, er konnte energiſcher auftreten als andere, weil er im eigenen Herzen empfand, daß er den Kampf nicht um äußern Vortheils, nicht um einer „Kaſſe“ willen aufnahm, ſondern um des Rechtes willen.

Er ſtellte ſich an die Spitze der Lebuſiſchen Stände und proteſtirte. Er bat nicht, er bettelte nicht, er betonte das ſtändiſche Recht. Das war dem Miniſter zu viel; er wollte das Wort nicht hören. Je mehr er fühlen mochte, wie ſchwer der begangene Rechtsbruch ſei, deſto mehr empfand er die Nothwendigkeit, die Klage ſtumm zu machen. Einſchüchterung ſollte helfen. Marwitz und Graf Finkenſtein, die den Proteſt abgefaßt hatten, wurden zu „warnendem Exempel“ auf die Feſtung Spandau geſchickt. Das Kammergericht ſelbſt, als öffentlicher Ankläger auftretend, verfügte die Verhaftung beider, ohne daß ein Verhör oder eine wirkliche Gerichtsverhandlung ſtattgefunden hätte. So war denn auch der Anruf der Gerichte den vorweg Verurtheilten abgeſchnitten.*)

*) Marwitz, in ſeiner Bitterkeit, erklärt dies allerdings überraſchende Verfahren daraus, daß der Juſtizminiſter Kircheiſen eine „Creatur Hardenbergs“ geweſen ſei. Die eigentliche Erklärung, wie überhaupt die Erklärung alles deſſen, was an Rechtsverunglimpfungen vorausgegangen war, liegt aber wohl darin, daß in der allgemeinen Anſchauung des Volks, an der eben jeder mehr oder weniger theilnahm, ein ſtändiſcher Staat

Digitized by Google

Dies entſchied für Marwitz's Lebenszeit, und vor ſeiner Seele ſtand von jetzt an das aide toi même. Das alte gekränkte Recht des Landes, den ſtändiſchen Staat, der nicht auf dem Wege Rechtens beſeitigt war, gegen jeden Angriff zu halten, wurde von nun an ſeine Aufgabe, ſein letztes Ziel. Da andere Schultern zu ſchwach oder zu träge waren, die Laſt auf ſich zu nehmen, ſo that er es. Den offenen Widerſtand gab er auf, aber er ſchärfte ſich die Waffen des Geiſtes für einen kommenden Kampf, und die Schwächen der Hardenbergſchen Verwaltung ſind vielleicht nirgends klarer und ſcharfſinniger erkannt und rückſichtsloſer aufgedeckt worden, als in den ziemlich zahlreichen Denkſchriften Marwitzens, die wir jener Epoche ſtiller, aber energiſcher Gegnerſchaft verdanken. Es ſind Muſterſtücke nach der kritiſchen Seite hin, auch an Ideen iſt kein Mangel; aber um praktiſch-unmittelbar zu helfen, dazu waren dieſe Ideen zu allgemeiner Natur und ihr Beſtes iſt die ideelle Anregung geblieben, die ſie in reichem Maße gegeben haben.

Marwitz's Gefangenhaltung hatte im Juli 1811 ſtattgefunden. Mehr gehoben als gedemüthigt war er nach Friedersdorf zurückgekehrt, voll des Gefühls, einen guten Kampf gekämpft zu haben. Mit gerechtem Selbſtbewußtſein ſchrieb er ſpäter die Worte nieder: „Ich genoß ſeitdem eine weit verbreitetere Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in deſſen Nähe man ſich leicht verbrennen kann.“

So kam der Winter 12 auf 13. Die franzöſiſche Armee war vernichtet. Marſchall Macdonald hatte ausgerufen: „Où est la grande armée? La grande armée, c'est le dixième corps.“ Die berühmte Capitulation von Tauroggen war geſchloſſen; Alexander von der Marwitz, der jüngere Bruder, der damals

---

ſeit lange nicht mehr exiſtirte. Die Stände hatten neben der abſoluten oberſten Regierungsgewalt eine Art geduldetes Daſein geführt; die Könige waren ſo viel und die Stände ſo wenig geweſen, daß, als der Moment kam, wo die unzweifelhaft in ihrem Recht gekränkten Stände wieder etwas ſein wollten, niemand mehr einen rechten Glauben an die Rechtmäßigkeit ihres Rechtes hatte.

Digitized by Google

in Potsdam lebte, brachte die Nachricht in fliegender Eile nach Friedersdorf. „Jetzt oder nie!“ Beide Brüder waren einig, daß ein raſches und entſchiedenes Parteiergreifen die Vernichtung des kaiſerlichen Heeres, den Sturz Napoleons nothwendig im Gefolge haben müſſe; aber man war auch einig darin, daß es zweifelhaft ſei, ob man in Berlin zu einem entſchiedenen Parteiergreifen ſich entſchließen werde. Der jüngere Bruder drang in den älteren, Schritte zu dieſem Zwecke zu thun, raſche Entſchlüſſe zu fördern, die Schwankenden feſt zu machen. „Du mußt nach Berlin, zu — Hardenberg.“ Marwitz ſtutzte; der Bruder aber mit ſiegender Beredſamkeit fuhr fort: „Dies iſt kein Moment der Abwägungen; eile! Hardenberg iſt beſtimmbar und in Einem ehrlich — in ſeinem Haß gegen Frankreich. Vielleicht bedarf er nur eines Anſtoßes; ſchon dein Erſcheinen nach der unwürdigen Behandlung, die du von ihm erfahren und die du mit Würde getragen, wird einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Er muß wirken; viel iſt gewonnen, ſobald du mit eingreifſt.“

Marwitz ging wirklich. Er ließ ſich melden und trat ein. Dieſe merkwürdige Begegnung mit ſeinem alten Gegner hat er ſelbſt beſchrieben. „Ich kann nicht ſagen, welchen Eindruck mein Eintritt auf ihn machte, Erinnerung deſſen, was er mir und andern perſönlich ſo oft verſprochen und nicht gehalten hatte, Scham über ſein Betragen gegen das Land und gegen mich, und das Beſtreben, in dieſem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erſcheinen, brachten in ſeinem Betragen eine ſeltſame Miſchung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich ſagte ihm: der gegenwärtige Augenblick müſſe jeden Preußen und jeden Deutſchen ergreifen; jetzt komme es darauf an, den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande zugefügt; wenn die Regierung ſich jetzt würdig betrage, werde alles Vergangene vergeſſen werden. Ich käme alſo, um zu vernehmen, wie er denke, und um zu allem Vaterländiſchen die Hand zu bieten.

Aber Marwitz ſah ſich wieder getäuſcht — nicht raſcher, ehrlicher Kampf war es, was man wollte, wieder wurde von Abwarten, von Verhandlungen geſprochen; mit Bitterkeit im Herzen

Digitized by Google

kehrte er nach Friedersdorf zurück. „Kein Krieg!“ ſchien die Loſung ſein und bleiben zu wollen.

Doch der Himmel hatte es anders beſchloſſen; es wurde Krieg. Sechs koſtbare Wochen waren verſäumt, viel war verloren, aber nicht alles; noch war es nicht zu ſpät. Brauch' ich zu erzählen, daß Marwitz wieder zu den Fahnen eilte! Noch weit bitterere Kränkungen und Erfahrungen hätten es nicht vermocht, ihn in ſolchem Augenblick in ſeiner Einſamkeit zurück zu halten.

Mit dem Range eines Majors trat er ein und wurde Anfang April mit der Bildung einer Landwehrbrigade betraut. Dieſe Brigade beſtand aus vier Bataillonen des dritten kurmärkiſchen Landwehrinfanterie-Regiments und aus eben ſo viel Schwadronen Landwehrkavallerie. Selber mit Eifer und Vorliebe Kavalleriſt, ließ er ſich die Ausbildung dieſer vier Schwadronen beſonders angelegen ſein. Mit jenem geſunden Sinn, der ihn immer ausgezeichnet hatte, erkannte er auf der Stelle, daß hier unter „Ausbildung“ etwas anderes verſtanden werden müſſe, als das Reit- und Exercierreglement in langen Paragraphen vorſchrieb. Was er that, auch auf dieſem relativ untergeordneten Gebiet (denn es handelte ſich dabei um höchſtens vierhundert Reiter), ſcheint mir wichtig und charakteriſtiſch genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Raſchheit und Selbſtſtändigkeit des Urtheils, die jeder neuen Situation auch ein neues Benehmen anzupaſſen weiß, das iſt es ja vor allem, was den fähigen Offizier von dem blos braven Soldaten unterſcheidet, und in ähnlicher Weiſe, wie einſt Lieutenant von dem Kneſebeck während des Feldzugs in der Champagne einen halben Brodtransport dadurch zu retten gewußt hatte, daß er nicht Anſtand nahm, die andere Hälfte (ein paar tauſend Commisbrode) in einen ſonſt unpaſſirbaren Sumpf zu verſenken, ſo war auch Marwitz, ſeiner Landwehrkavallerie gegenüber, raſch entſchloſſen, das erreichbar Unvollkommene einer unerreichbaren Vollkommenheit vorzuziehen. So ſehr er die Reitkunſt verehrte und als unentbehrlich für eine echte, eigentliche Reiterei betrachtete, ſo klar erkannte er doch auch, daß unter den gegebenen Verhältniſſen dieſe Reitkunſt

Digitized by Google

nicht gehegt und gepflegt werden konnte, ohne alles zu verderben. Die Landleute und Bauernknechte, die auf ihren kleinen, magern Gäulen vor ihm im Sattel saßen, konnten reiten, freilich schlecht genug; aber gut oder schlecht, er hielt es für das beste, sie bei ihrer Reitart zu belassen. Er sagte sich sehr richtig, daß wenn ein Naturalist zur Reitkunst dressirt werden soll, er Anfangs nothwendig schlechter und ungeschickter reitet als vorher, weil er seine alten Gewohnheiten aufgeben soll und sich die neuen nicht schnell genug zu eigen machen kann. So ließ er es denn beim Alten, befahl die Pferde mit bloßer Trense zu zäumen, gab jedem Reiter einen Kantschu statt der Sporen und beschränkte seine ganze Forderung darauf, daß Jeder im Stande sei, dahin zu reiten, wohin er wolle. „Gewalt über das Pferd" war die einzige Forderung; wie und durch welche Mittel war gleichgültig.

Mit dieser Reiterei, die, abgesehen von der Lanze und einem ärmlichen Uniformstück, nicht viel anders aussehen mochte als Bauernjungen und Pferdeknechte, die Abends zur Tränke reiten, war Marwitz, weil er den Geist zu wecken gewußt hatte, nichtsdestoweniger im Stande, am 7. Juni ein siegreiches Gefecht vor den Thoren Wittenbergs zu bestehen und eine Abtheilung polnischer Uhlanen (bekanntlich eine berühmte Reitertruppe) zu werfen und Gefangene zu machen. Eine Paradetruppe waren seine Landwehrreiter freilich nicht, und als während des Waffenstillstandes auf dem Tempelhofer Berge eine große Musterung vor dem Könige stattfand, ging das ganze Regiment, dessen kleine Klepper Angesichts der Zuschauermenge scheu wurden, bis auf den letzten Mann durch. Was der Anblick des Feindes nicht vermocht hatte, vermochte der Anblick der Berliner Beaumonde. Der König ritt an Marwitz heran und sagte lächelnd: „Ein Glück, daß die Mauer so fest stand." Der Spott war empfindlich; Marwitz aber blieb unerschütterlich bei seinem System.

Und mit Recht. Wie seine Leute sich bei Wittenberg bereits bewährt hatten, so vor allem auch am 27. August in dem berühmt gewordenen Gefecht bei Hagelsberg (bei Belzig). Den Ausschlag

Digitized by Google

an dieſem Tage gab freilich das Fußvolk. Es traf ſich glücklich für unſern Marwitz, der an dieſem Tage die Reſerve commandirte, daß er mit ſeinen drei Bataillonen die ſchon verlorene Schlacht zum Stehen bringen und endlich ſiegreich hinausführen konnte. Den entſcheidenden Stoß that ſein Lebuſer Bataillon (Friedersdorf liegt im Lande Lebus), was zu der Freude, die er an dieſem Tage über die tapfere Haltung ſeiner ganzen Brigade empfand, auch noch eine gewiſſe lokalpatriotiſche Befriedigung fügte. Die Verluſte ſeines Truppentheils waren nicht unbedeutend geweſen, er ſelbſt kam geſund heraus und erhielt nur, ähnlich wie bei Jena, wo ſein Hut mehrfach durchlöchert worden war, eine Kugel durch den Mantel.

Das Gefecht von Hagelsberg war während des Feldzugs von 1813 und 14 das einzige, wo es, wenn wir von einer Reihe glücklich ausgeführter Streifzüge abſehen, Marwitz vergönnt war, ſich perſönlich und in mehr oder minder entſcheidender Weiſe hervorzuthun. Die Einſchließung Magdeburgs, wozu auch ſeine Brigade verwendet wurde, hielt ihn vom großen Kriegsſchauplatz fern. 1815 war er bei der Blücherſchen Armee und focht mit Auszeichnung bei Ligny und Wavre. Bei Wavre, wo ſo viel auf dem Spiele ſtand, hielt er mit dem achten Uhlanenregiment während des ganzen 19. Juni den exponirteſten Poſten. Er hatte das Seine gethan; an mäßige oder zögernde Anerkennung war er gewöhnt.

Der Friede kam und in Marwitz, der inzwiſchen zum Oberſten (1817 zum General) aufgeſtiegen war, entſtand die Frage: bleiben oder gehen. Die Neigung ſeines Herzens zog ihn zurück in die ländliche Stille, aber andere Erwägungen — „das ſchlechteſte aller Motive, das Geld," wie er ſich ſelbſt ausdrückt — hielten ihn bei der Armee. Während der Kriegsjahre war daheim alles rückwärts gegangen, der Wohlſtand zerſtört, die Erträge des Guts auf ein Minimum reducirt; ſo blieb er denn, weil er ſich gegen Frau und Kinder verpflichtet hielt, ſeinen Generalsgehalt nicht ohne Nöthigung aufzugeben. Möglich, daß er doch darauf verzichtet hätte,

Digitized by Google

wenn nicht die Kavalleriebrigade, deren Commando er hatte, ihre Garnisonen in den Nachbarstädten des Lebusischen Kreises gehabt hätte, so daß es ihm möglich wurde, von Friedersdorf aus die dienstlichen Geschäfte zu leiten. Zu gleicher Zeit blieb er ein scharfer Beobachter der politischen Vorgänge, immer bereit, mit Wort und Schrift einzugreifen, wo es nöthig war, im Dienst der conservativen Sache (zumal gegen Hardenberg) ein Zeugniß abzulegen.

Zehn Jahre lang führte er die Brigade. 1827, als ihn der Zusammentritt des brandenburgischen Landtags nach Berlin führte, dem er als Vertreter des erkrankten Landtagmarschalls zu präsidiren hatte, wurde ihm die Division in Breslau an Stelle der bisher commandirten Brigade angeboten. Nach kurzem Schwanken lehnte er das Anerbieten ab. Er war müde geworden im Dienst, an Aergernissen hatte es nicht gefehlt, was aber den Ausschlag gab, war die Erwägung, daß die Uebernahme eines fast vierzig Meilen von Friedersdorf entlegenen Commandos ein längeres Verweilen in seiner „Väter Schloß" unmöglich gemacht haben würde. So forderte er den Abschied und erhielt ihn. Der König ließ ihn rufen, um ihm ein Abschiedswort zu sagen. Es war eine Begegnung voll tiefpoetischen Gehalts. Der alte märkische Edelmann, der, wie kaum ein anderer vor ihm, sein eigenes Recht neben dem königlichen Recht von Gottes Gnaden zu behaupten gewagt hatte, trat jetzt am Ende seines Lebens vor seinen König hin, den er immer geliebt und verehrt und doch in entscheidenden Momenten des staatlichen Lebens aus der Ueberzeugung seines Herzens heraus bekämpft hatte.

Es war im Potsdamer Schlosse. Der König, der von seinem Beinbruche kaum wieder hergestellt war, ging ihm durch den halben Saal entgegen, reichte ihm fest die Hand und sagte dann laut, in Gegenwart aller Umstehenden: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren." Marwitz, leise den Punkt berührend, wo Herr und Diener auseinander gegangen waren, antwortete mit der Versicherung unverbrüchlicher Loyalität. „Mir

Digitized by Google

ſehr wohl bekannt, immer nach Grundſätzen gehandelt haben," antwortete der König mit gnädiger Verbeugung. So trennte man ſich.

„Immer nach Grundſätzen gehandelt haben" — unter Wiederholung dieſer königlichen Worte, die die ganze Würde und Bedeutung dieſes Mannes in einen Satz zuſammenfaſſen, nehmen auch wir von Marwitz Abſchied. „Immer nach Grundſätzen gehandelt haben", das war es, was er in einer Zeit, die in ihren Grundſätzen ſehr ſchwankend war, vor geiſtig höher Begabten, vor Weiterblickenden, namentlich wohl auch vor Glücklicheren, voraus hatte; das war es, worin ſeine Bedeutung wurzelte. An Wiſſen, an Talent, mochten ihm viele überlegen ſein — nicht an Charakter. Nicht ein reaktionäres Weſen ſchuf er, nicht ein albernes Junkerthum; er war es, der den Muth einer Meinung hatte, längſt ehe dieſes Wort gemünzt und in Curs gekommen war. Er war kein Reaktionär, der eiferſüchtig und mißmuthig auf jeden Fortſchritt geblickt hätte, er war nur mißtrauiſch gegen das alleinige Recht der Neuerungen, er war der Mann des Rechtsbodens, der loyalen Oppoſition. Nach dieſer Seite hin ihn gezeichnet, ſeinen hohen Werth auch ſeinen politiſchen Gegnern dargelegt zu haben, war der Zweck dieſer Zeilen.

Am 7. December 1837 ging er aus einem Leben voll Unruhe in die ewige Ruhe ein. Drei Tage ſpäter ward er neben ſeiner erſten Gemahlin begraben. Den Sonntag darauf ward ihm die Gedächtnißpredigt gehalten, gemäß den Anweiſungen ſeines letzten Willens. Dieſe Anweiſungen lauteten: „Der Prediger ſoll mich nicht loben wegen deſſen, was ich auf Erden gethan, ſondern ſoll zeigen, wie das irdiſche Leben nur eine Vorbereitung iſt zu dem ewigen. Er kann aber ſagen, daß ich geſtrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdiſches Wohlſein für nichts achtend; er darf das ſagen, weil es wahr iſt." Wohl jedem, der mit gleichem Bewußtſein aus der Welt ſcheiden kann!

Ein Bild Marwitz's, eingefaßt von den Seitenbildniſſen ſei-

Digitized by Google

ner beiden Frauen (die zweite war eine geborene Gräfin Moltke, geſtorben am 18. November 1848) ſchmückt, wie bereits erzählt, die Friedersdorfer Kirche.

Ich habe in Vorſtehendem die äußeren Lebensfakten Marwitz's gegeben und verſuche zum Schluß eine Charakteriſtik, eine Kritik. Ich knüpfe zu dieſem Behuf an die Vorgänge des Jahres 1811 an. Das Auftreten Marwitz's in jener Epoche, wenn man ihm irgend wie gerecht werden will, muß von zwei Geſichtspunkten aus betrachtet werden, — juriſtiſch und politiſch. Das Urtheil über dieſelben Vorgänge wird ſich danach ſehr verſchieden geſtalten.

Was zunächſt die juriſtiſche Seite angeht, ſo hatte Hardenberg ſelbſt das Recht der Stände anerkannt und mehr denn einmal der patriotiſchen Haltung derſelben die königliche Anerkennung ausgeſprochen. Nichts konnte deshalb falſcher und begriffsverwirrender ſein, als das Eintreten für ein derartig anerkanntes Recht auf Rebellion zu deuten. Daß es doch geſchah, mag (wo nicht politiſche Berechnung und reformatoriſcher Eifer ein richtigeres Urtheil trübten) als Beweis dienen für den Servilismus und die Indolenz jener Zeit.

Noch einmal, das Recht war unbeſtreitbar auf Seiten der Stände und dieſes ſtändiſche Recht war verletzt. Gegen dieſe Verletzung hatte Marwitz proteſtirt. Dieſer Proteſt war muthig und ehrenhaft; aber freilich, wenn er, außer dem Zugeſtändniß, muthig und ehrenhaft gehandelt zu haben, auch noch Sympathien für die Sache wecken wollte, ſo mußte ſich das Feſthalten am Princip über den Schein und Verdacht einer Donquixoterie, einer bloßen Rechtsmarotte, erheben. Auch das beſte Recht, wenn es ſich ſträubt, einem neuen Platz zu machen, muß den Beweis beibringen, daß es mehr iſt als ein todter Buchſtabe, als eine Laſt, ein Hemmniß. Es bleibt „Recht" auch ohne dieſen Beweis, aber ein Recht, dem jeder wünſcht, daß es dem Unrecht unterliegen möge.

Digitized by Google

Das fühlte Marwitz sehr wohl. Er vertheidigte also das Ständische als ein äußerlich ererbtes Gut, aber er hielt es auch aufrecht im vollen Glauben an die innerliche Berechtigung desselben. Dies führt mich von der einfachen Rechtsfrage auf das politische Gebiet.

Mußte der alte ständische Bau fallen, oder nicht? Millionen sagten ja, Marwitz sagte nein. Für ihn handelte sich alles um Wiederbelebung; nicht Tod, nur Lähmung war über den alten, kräftigen Organismus des Landes gekommen; es galt einen Bann, eine Krankheit von ihm zu nehmen, und alles war wieder gut. Nicht die Paragraphen und Institutionen, die Herzen der Menschen wollte er wandeln; an die Stelle kleiner Gesinnung sollte hohe Liebe und idealer Schwung, an die Stelle philiströser Beschränktheit eine opferfreudige Begeisterung treten, — so wollte er reformiren. Vortrefflich; aber wie? wodurch? Um die Weckung oder Mehrung dieser Dinge hat es sich immer gehandelt. Wie aber wollte Marwitz an die Herzen heran, wie wollte er das Wunder vollziehen? Die Antwort auf diese Frage ist er schuldig geblieben. Er zeigte das Ziel, aber nicht den Weg. Die bloße Bußpredigt und ein langes Sündenregister haben noch nie geholfen. Hier liegt sein Fehler, sein politischer Fehler. Das Alte, ob mit Recht oder Unrecht, war jedem ein Gräuel geworden; es war unmöglich, wenigstens damals unmöglich, eine Begeisterung dafür wach zu rufen; wenn Leben überhaupt geweckt werden sollte, so mußte es für etwas Neues geweckt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es sich als ein Falsches erweisen würde. Es handelte sich in diesem Augenblick nicht um gesunde Nahrungs-, sondern um Belebungs- und Erweckungsmittel. Dieß wußte Hardenberg, in dem Sinne handelte er und dafür haben wir ihm zu danken, sei er im übrigen wie er sei.

Der alte ständische Staat hatte dem Sturm nicht widerstanden und ein neues Haus mußte bezogen werden, wenigstens auf Probe. Möglich, daß der Zusammensturz nicht an der Schlechtigkeit des alten Baus, sondern an der Heftigkeit des

Digitized by Google

Sturms gelegen hatte; möglich das alles, aber die Verhältniſſe geſtatteten damals nicht, ſolche Möglichkeiten in Frage zu ziehen oder ruhig darüber zu discutiren. Raſche Hülfe war nöthig. Zwanzig oder dreißig Jahre ſpäter durfte geſchehen, was 1811 eine Unmöglichkeit war, und dem einſichtsvollen und gerechten Fürſten, den wir eben verloren haben, ſtand bei ſeinem Regierungsantritt allerdings das Recht zu, den ſtändiſchen Staat, der unter'm Drang der Umſtände kritiklos bei Seite geworfen war, auf ſeinen Werth und ſeine Stichhaltigkeit noch einmal zu prüfen. Das Jahr 1846 brachte uns die vereinigten Landtage. Ob die Formen, unter denen der vereinigte Landtag in's Leben trat, ob namentlich die rheiniſche Bourgeoiſie und ihr großer Einfluß, dem Marwitz'ſchen Ideale entſprochen hätte, muß freilich dahin geſtellt bleiben.

Dieſe nur allzu begründeten Zweifel führen mich auf Marwitz zurück und zwar auf ſeine angreifbarſte, wenn auch mit Rückſicht auf die Zeit, in der er lebte, wenigſtens halb erklärliche, halb zu entſchuldigende Seite. Ich meine ſein Verhältniß zum Bürgerſtand. Er ließ den „Bürgerſtand" gelten, ſo weit er in die alte ſtändiſche Inſtitution hineinpaßte, aber er haßte die „Gebildeten." Da die Bürgerlichen zu jener Zeit überwiegend die Träger dieſer Bildung waren, ſo wurde daraus eine Verkleinerung, eine völlig ſchiefe Stellung zum Bürgerthum überhaupt. Daß das damalige, von Freigeiſterei und Revolutionsideen erfüllte Bürgerthum, das, theilweiſe wenigſtens, die Niederlage von Jena mit Befriedigung verkündigt hatte, ihn wenig mit Freude und Hochachtung erfüllen konnte, war eben ſo begreiflich wie berechtigt, aber er verharrte in dieſer Abneigung auch noch, als die Ereigniſſe des Jahres 1813, und zwar nicht nur die Erhebung des Volks (von der er, als von einer Maſſenerhebung, nicht einmal beſonders hoch dachte), ſondern ſpeciell die Begeiſterung der „Gebildeten" ihm den Beweis geliefert hatte, daß auch ein Gebildeter für eine gute Sache zu fechten und zu ſterben verſtehe. Er ſelbſt gab dieſe Dinge im Einzelnen zu (z. B. in ſeiner Darſtellung des Hagelsberger Gefechts), aber dem ganzen Stande gegenüber blieb

Digitized by Google

die Abneigung, das ariſtokratiſche Vorurtheil. Der Adel nahm in ſeinen Augen nicht nur politiſch und geſellſchaftlich, ſondern auch moraliſch und nach der Seite der Charakterbildung hin, eine überlegene Sonderſtellung ein; ſeine Geſinnung war beſſer und eben ſo ſeine äußere Haltung, und ſo viel Wahrheit, ſo viel Berechtigtes, namentlich Angeſichts der Kleinheit und Spießbürgerei unſeres märkiſchen Bürgerſtandes — der ein großes Hanſagefühl nie gekannt hatte — in dieſer Auffaſſung liegen mochte, ſo führte die Ausgeſprochenheit dieſer Anſicht doch gelegentlich zu den allerbedenklichſten Conſequenzen. Eine Anekdote mag dieß zeigen.

Im Jahre 1806 traf er, wenige Tage vor der Jenaer Schlacht, im Schloß zu Weimar mit Goethe zuſammen. Wie ſchildert Marwitz dieſen? „Er war ein großer, ſchöner Mann, der ſtets im geſtickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Miniſter ſehen ließ und die Würde ſeines Ranges gut repräſentirte, wenn gleich der natürlich freie Anſtand des Vornehmen ſich vermiſſen ließ.“ Alſo auch Goethe konnte ſich, in Haltung und Erſcheinung, nicht bis zur Ebenbürtigkeit erheben. Er war ein anſtandsvoller Miniſter und ein großer Poet, war der Freund ſeines Fürſten und der leuchtende Stern des Hofes, aber geboren als ein Bürgerſohn zu Frankfurt, ließ er doch den „freien Anſtand des Vornehmen“ vermiſſen, es fehlte ein unausſprechliches Etwas, vielleicht — und dieſe Worte ſind nicht ironiſch gemeint — die hohe Schule des Regiments Gendarmes.

Es ſei hier ein kleiner Exkurs geſtattet. Es iſt mit dieſen Dingen, mit der Kunſt des Anſtands und ſeiner Sitte, wie — man verzeihe den Vergleich — mit der Kunſt des Reitenkönnens und am Ende mit vielen andern Künſten. Jeder, Individuum wie Nationen, glauben im Beſitz des Rechten zu ſein. Die engliſchen Gentlemen ſagen zu deutſchen Cavalieren: „Ihr ſeid die beſten Reiteroffiziere, aber — ihr könnt nicht reiten,“ und die deutſchen Cavaliere erwiedern dem engliſchen Gentleman: „Ihr verſteht euer fox hunting und steeple chase aus dem Grunde, aber —

Digitized by Google

enfin, ihr könnt nicht reiten." Ein ſtilles Bedenken miſcht ſich, von rechts und links her, in beide Urtheile mit ein, eine leiſe Andeutung, daß dem perfecten Cavalier, dem perfecten Gentleman, doch noch dieß und das zu ſeiner Vollkommenheit fehle. Wie es mit der Kunſt des Reitens iſt, ſo mit der Kunſt der feinen Sitte. Die Geſetze derſelben ſind überall verwandt, ein Gemeinſames liegt ihnen zu Grunde, aber ihre Formen weichen ab, ſind wenigſtens nicht überall dieſelben. Da wo noch an eine ausſchließliche Form der Sitte geglaubt wird, hat die Sitte ſelbſt ihre höchſte Blüthe und Verfeinerung noch nicht erreicht.

In Standesvorurtheilen, wie ſie das Urtheil über Goethe zeigt, war und blieb Marwitz befangen; aber der gute Glaube, die volle Ueberzeugung, mit der er ſeine Anſichten äußerte, nahmen ſeinen Angriffen den Stachel des perſönlich Verletzenden. Zudem hielt es nicht ſchwer, die Wurzel des Irrthums zu erkennen, woraus ſeine harten und zum guten Theil ungerechten Anſichten über den Bürgerſtand empor wuchſen. Während er nämlich ſich ſelbſt als Repräſentanten des Adels nahm, nahm er den erſten beſten Bürgerlichen als Repräſentanten des Bürgerſtandes. Der Zufall wollte, daß er in ſich ſelbſt einen ſo vollkommenen Vertreter adeliger Geſinnung zur Hand hatte, daß, bei einem Herausgreifen auf's Geradewohl aus der Reihe der Bürgerlichen, die letztern mit großer Wahrſcheinlichkeit zu kurz kommen mußten. Er vergaß (vielleicht in Beſcheidenheit), daß nicht jeder Adelige ein Marwitz war, und daß viele Eigenſchaften, die er an den „Gebildeten" haßte, nicht Sondereigenſchaften des Bürgerſtandes, ſondern allgemeine Eigenſchaften der ganzen Epoche waren. Er geißelte das Auftreten des eitlen, leckern, geſinnungsloſen Johann v. Müller (des berühmten Hiſtorikers) mit verdientem Spott, aber andere bürgerliche Namen, die auf ſolche Geißelung keinen Anſpruch hatten, hätten ihm eben ſo nah oder näher gelegen. Hätte er Fichte, der eben damals durch ſeine begeiſterten, aus Muth und Geſinnung herausgeborenen Reden, ſelbſt wieder Muth und Geſinnung in alle Herzen goß, hätte er Fichte als Repräſentanten deutſchen Bürger-

Digitized by Google

thums und deutſcher Bildung gewählt, ſein Urtheil würde ſich anders geſtaltet haben. So aber ſah er nur die weite Kluft, die allerdings zwiſchen ſeinem eigenen Empfinden und jener ſchnöden Niedrigkeit lag, die ſich (in Berlin) danach drängte, als „Bürgergarde Marſchall Victors“ zu antichambriren und Schildwache zu ſtehen.

Aengſtliche Rückſichtnahme war nicht ſeine Sache, wo es die Wahrheit galt, oder wenigſtens das, was ihm als Wahrheit erſchien. Durch Freund und Feind hin ging er ſeinen Weg; die Furcht, anzuſtoßen, war nicht ſeine Furcht. Selbſtbewußtſein durchdrang ihn und durfte ihn durchdringen, denn die Worte ſeines Teſtaments, „daß er die ihm auferlegten Pflichten treulich erfüllt und dabei ſein eigenes irdiſches Wohlſein für nichts erachtet habe“, waren Worte der Wahrheit. Verkannt, zurückgeſetzt, verleumdet, hatten die Kränkungen, die er erfahren, doch nie ſchwerer in ſeinem Herzen gewogen, als das Gefühl ſeiner Pflicht. So oft es galt, war er da. Alles gab er auf, alles ſetzte er ein, ſo oft die großen Intereſſen des Vaterlandes auf dem Spiele ſtanden. Das Einſtehen für das Ganze war ſeinem Herzen Bedürfniß, und die höchſten Kräfte des Menſchenherzens, Treue, Pietät und Opferfreudigkeit waren in ſeiner Seele lebendig. Er war ſchroff nach außen, aber feinfühlig im Gemüth. Das Leben, ungehoben und unverklärt durch geiſtigen Gehalt, war ihm eine leere Schale; die Idee allein gab allem Werth und im Kampf für ſie hat er ſein Leben hingebracht. Möglich, daß ſein Kampf unbewußt im Intereſſe eines Irrthums, eines politiſchen Fehlers geführt wurde; aber ſelbſt wenn dem ſo wäre, ſo würde es wenig ändern in der Werthſchätzung des Mannes ſelbſt. Denn jedem ſelbſtſuchtslos geführten geiſtigen Kampfe gelten unſere Sympathien. „Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt.“ Erſt aus Streben und Irren gebiert ſich die Wahrheit. Auch der Kampf, den Marwitz kämpfte, hat uns dieſer näher geführt.

„Er war“, ſo ſchließt ein Nekrolog, den befreundete Hand geſchrieben, „ein Mann von altrömiſchem Character, eine kräftige,

Digitized by Google

gediegene Natur, ein Edelmann im beſten Sinne des Worts, der in ſeiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entſchieden in den Weg trat, Recht und Wahrheit vertheidigte gegen jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelſten und Beſten zu finden war. Alles Verſteckte, Unklare und Erheuchelte war ihm von Herzen zuwider. Wie er ſtreng war gegen ſich ſelbſt, war er es auch gegen andere. In Fleiß und guter Wirthſchaft, in Frömmigkeit und ſtrenger Sittlichkeit, in einem rechtſchaffenen Wandel ſtrebte er ſeiner Gemeinde ein Vorbild und Muſter zu ſein."

An ernſtem Streben, an Ringen nach der Wahrheit, an ſelbſtſuchtsloſer Vaterlandsliebe ſei er Vorbild und Muſter auch uns.

Digitized by Google

Alexander von der Marwitz.

Du hoffst umsonst vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh;
Selbst Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Waiblinger.

Blühend blieb mir im Gedächtniß
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergeß ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

H. Heine.

Alexander von der Marwitz war der jüngere Bruder des Generallieutenants Ludwig von der Marwitz, dessen Leben und Charakter ich im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht habe. Der Anfang dieses Jahrhunderts war eine Epoche der Dioskuren, der glänzenden Brüderpaare: die beiden Humboldt, die beiden Schlegel, die beiden Tieck, die beiden Bülow — zu ihnen gesellten sich die beiden Marwitz. Beide Brüder waren von verwandter Naturanlage, von gleichem Temperament; sie hatten dasselbe Blut. Beider Herz war groß und hatte jenen hohen Vollschlag, der die Freiheit bedeutet. Sie hatten eine verwandte Naturanlage, aber sie waren doch verschieden. Wie ein Adler war der ältere Bruder. Himmel und Einsamkeit um sich her, sah er auf die irdischen Dinge wie auf etwas Fremdes herab, wie auf das Treiben eines Lagers, das morgen abgebrochen wird; Ziel und Heimath lagen ihm über der Welt, nicht auf ihr. Wie ein Falke aber, ein früh gezähmter, war das Herz des jüngeren Bruders. Früh an die Menschenwelt gewöhnt, ein Theil von ihr geworden, blieb er in Zwiespalt, wo seine Heimath sei, ob hinter Gitterstäben, wo die schöne Hand der Herrin ihm Spielzeug und Schmeichelworte reichte, oder dort oben in jauchzender Freiheit und Einsamkeit. So oft er

Digitized by Google

in den Lüften war, zog ihn die süße Gewohnheit zur Erde zurück, so oft er auf der Erde war, zog ihn die eingeborene Natur nach oben. Als er auf dem Punkte war, die Gegensätze zu versöhnen und in Freiheit zu dienen, traf ihn der Tod. So starb er, „ein hoffnungsvoller, ein vielgeliebter", wie die kriegsgeschichtlichen Tagebücher jener Zeit ihn nennen.

Alexander von der Marwitz wurde am 4. Oktober 1787 zu Berlin (nach einer andern Angabe zu Friedersdorf) geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause, theils in Berlin, theils auf dem Familiengut. Seinen Vater verlor er früh (1793), und sein zehn Jahre älterer Bruder, Friedrich August Ludwig, wurde, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, sein Vormund. Das stete Wechseln im Aufenthalt zwischen Berlin und Friedersdorf erwies sich als nicht günstig für die Erziehung des jüngeren Bruders, und so wurde derselbe im Sommer 1794 zum Hofprediger Arens in Cüstrin in Pension gegeben. Arens, wohl unterrichtet, streng und gewissenhaft in seiner Methode, legte den Grund zu dem späteren ausgezeichneten Wissen seines Zöglings. Kaum vierzehn Jahre alt, verließ dieser die Cüstriner Schule, nahm in einer noch aufbewahrten, durch Gedankenreife überraschenden Rede von Lehrern und Schülern Abschied und ging nach Berlin, wo er noch dritthalb Jahre lang das damals unter Gedikes Leitung stehende höchst ausgezeichnete Gymnasium „zum grauen Kloster" besuchte. Er fand hier gute Gesellschaft. Unter seinen Mitschülern befanden sich zunächst die Söhne von Büsching, Biester, Adelung und Koepke, ferner der älteste Sohn des damaligen Obersten von Scharnhorst (welcher letztere eben damals in preußische Dienste getreten war) und endlich der Sohn der Frau von Staël-Holstein,*) die, 1803 nach Deutschland gekommen, ihren Wohnsitz in

*) Es heißt über ihren Sohn im Schulprogramm (1804) des grauen Klosters: „von Staël-Holstein aus Paris, empfahl sich die kurze Zeit, daß er die erste Klasse des Gymnasiums besuchte, durch ein gesittetes Betragen und einen lobenswerthen Fleiß. Der unerwartete Tod seines Großvaters, des ehemaligen Finanzministers Necker, veranlaßte seine Mut-

Digitized by Google

Berlin genommen hatte. Sprachliche und hiſtoriſche Studien waren es, denen ſich Marwitz ſchon damals mit ganzer Seele hingab. Johann von Müllers Schweizergeſchichte machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er, kaum ſechzehn Jahr alt, den berühmten Hiſtoriker aufſuchte, um ihm ſeinen Dank und ſeine Bewunderung auszudrücken.

Dieſer Schritt, unſcheinbar, wie er auf den erſten Blick erſcheinen mag, gab ihm doch Gelegenheit, zuerſt die Selbſtſtändigkeit ſeiner Denk- und Handelsweiſe zu zeigen, die ihn ſpäter ſo ſehr auszeichnete. Sein älterer Bruder mißbilligte dieſe Bekanntſchaft, wie aus der ziemlich unzweideutigen Beſchreibung hervorgeht, die uns derſelbe von der Perſon Johann von Müllers hinterlaſſen hat. „Johann von Müller", ſo ſchreibt er, „war ein kleines, grundhäßliches Kerlchen mit einem Spitzbauch und kleinen Beinchen, einem dicken Kopf, immer glühend von vielem Freſſen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopf heraus ſtanden und beſtändig roth unterlaufen waren ꝛc." Aber ſo wenig der berühmte Hiſtoriker nach dem Geſchmack des älteren Bruders ſein mochte und ſo gern bereit der jüngere Bruder war, dieſen Geſchmack als berechtigt gelten zu laſſen, ſo wenig war er doch andererſeits geneigt, ſich durch fremde Sympathien oder Antipathien beſtimmen oder in dem beirren zu laſſen, was ſeiner Seele Bedürfniß war.

Neben der Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters trat hierin zuerſt auch jener andere Zug ſeiner Natur hervor, der ihn, in Freud

---

ter zur eiligen Abreiſe in die Schweiz, der er folgte." — Dieſem Schulprogramm entnehme ich auch eine Notiz über die Dichtungen, die Michaelis 1804 und 1806 bei Gelegenheit der öffentlichen Prüfung von den Schülern der Oberklaſſen deklamirt wurden. Es waren: 1) Monolog des Brutus aus der Voltaire'ſchen Tragödie „Cäſar". 2) Elegie an Roſalie, von Tiedge. 3) Der Führer, ein Gedicht von Luiſe Brachmann. 4) Arion, von A. W. von Schlegel. 5) Kaſſandra, von Schiller. 6) Der Taucher, von Schiller. 7) Die Macht des Geſanges, von Schiller. 8) Hero und Leander, von Schiller. 9) Schillers Tod, eine Elegie.

Digitized by Google

und Leid, unter den wechselndsten Schicksalen und Stimmungen beherrschte: der Zug und Hang nach dem Geistreichen. Dieser Hang nahm, bevor die letzten Jahre seines Lebens eine Klärung und die Ruhe einer größeren Reife schufen, fast die Form einer Krankheit an. Alles verschwand daneben.

Um dieß in ganzem Umfang zu verstehen, ist es nöthig, sich in die Genialitätsbestrebungen, in die geistige Genußsucht jener Zeit zurückzuversetzen. Der bekannte Ausspruch Friedrichs des Großen, „daß er der Beschäftigung mit guten Büchern und gescheidten Leuten die genußreichsten, wo nicht die einzig genußreichen Stunden seines Lebens verdanke", schien plötzlich die Anschauung aller feinen Köpfe geworden zu sein; sie lebten wie im Theater und horchten auf die besten Stellen. Die Personen waren nicht mehr Personen, sondern Akteurs; alles kam auf die Unterhaltung, die Belehrung an, die sie gewährten. Der Witz, die geistreiche Sentenz, der Strom des Wissens, der Zauber der Rede lösten sich wie selbstständige Kunstwerke vom Sprecher los, und in derselben Weise, wie es uns, Angesichts eines schönen Landschaftsbildes, nicht im geringsten kümmert, wer es gemalt hat, ob ein Vornehmer oder Geringer, ob eine saubere oder unsaubere Hand, so wog damals der Glanz geistiger Gaben alles auf. Ein Höcker, physisch oder moralisch, war gleichgültig, wenn es nur ein Aesop war, der ihn trug. Ein brennender Durst erfüllte die Geister, und wer diesen Durst stillte, der war willkommen. Es hätte für Vorurtheil, für kleinlich und altfränkisch gegolten, moralische Bedenken zu unterhalten. Erst der Kriegssturm reinigte wieder die Atmosphäre.

Die Gestalt des Prinzen Louis Ferdinand wird immer jene Zeit hoher Vorzüge und glänzender Verirrungen wie auf einen Schlag charakterisiren. Alexander von der Marwitz war ihm ähnlich. Der Unterschied zwischen beiden war nur der, daß die Genußsucht des Prinzen (wie viel auch zur Erklärung und Entschuldigung desselben gesagt worden ist) seinen Charakter beeinflussen und beschädigen durfte, während Marwitz, in wunderbarer Weise, eine getrennte Wirthschaft, eine doppelte Oekonomie zu

Digitized by Google

führen verstand. Das Bedürfniß geistiger Nahrung war allerdings so groß in ihm, daß er, wie sein älterer Bruder von ihm erzählt, ohne geistreiche Gesellschaft nicht leben konnte und selbst zum Studiren und Arbeiten durch solchen Umgang angeregt werden mußte; er schreckte dabei vor „alten Schläuchen" nicht zurück, wenn es nur eben ein alter, feuriger Wein war, den sie ihm boten. Aber alles dieß blieb bei ihm nur Sache der Zerstreuung, des Studiums, des Kennenlernenwollens. Die geistigen Anregungen, sobald sie eines gesunden Kernes entbehrten, waren ihm wie der Genuß eines berauschenden Getränks, aber auch nicht mehr. Sie gewannen nicht Einfluß auf seine Ueberzeugungen, am allerwenigsten auf seine Haltung und Führung. Das Gemeine blieb machtlos über ihn, und so ging er durch's Leben, wie gefeit durch den Adel seiner Gesinnung.

Zu diesen Bemerkungen, die darauf aus sind, die Gesammterscheinung Alexanders von der Marwitz in's Auge zu fassen, glaubte ich gleich Anfangs schreiten zu dürfen, und der Name Johann von Müllers bot die beste Gelegenheit dazu. Eben dieser war die vollendete Vereinigung von geistiger Kraft und Charakterschwäche, von hohem Erkennen und niederem Handeln. Marwitz übersah in Milde, was ihm nicht paßte, und bewunderte, was ihm der Bewunderung werth erschien. Auch die Antipathien des älteren Bruders störten ihn hierin nicht.

Um Ostern 1804 verließ er das graue Kloster und bezog die Universität Frankfurt, um daselbst die Rechte zu studiren. In dem bereits citirten Schulprogramm des genannten Jahres heißt es: „Alexander von der Marwitz bildete bei uns seine glücklichen Naturanlagen mit rühmlichem Fleiße aus und empfahl sich durch ein feines und anspruchloses Betragen. Er hat in den meisten Fächern des Unterrichts, besonders in der alten Literatur, glückliche und ausgezeichnete Fortschritte gemacht." Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, dessen Stern sich damals bereits im Niedergang befand. Halle lockte ihn und in Halle vor allem der Name Wolfs. Johann von Müller schrieb an den letzteren: „Diesen Gruß bringt

Digitized by Google

Ihnen Alexander von der Marwitz. Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel in ihm ist."

Mit immer wachsendem Eifer ging er hier an das Studium der Alten; daneben beschäftigten ihn Geschichte und Philosophie, und wie er zwei Jahre zuvor unter den Schülern des grauen Klosters der tonangebende gewesen war, so arbeitete er sich auch hier zu gleichem Ansehen durch. Die Commilitonen weder meidend noch suchend, immer er selbst, ernst ohne Hochmuth, freundlich ohne Vertraulichkeit, so beherrschte er sie, gleich angesehen an Wissen wie an Charakter. Diese Herrschaft war das natürliche und deßhalb unvermeidliche Resultat seiner Ueberlegenheit; dennoch beklagte sein älterer Bruder in späteren Jahren diese frühen und unbedingten Erfolge, die zuletzt ein Hochgefühl des eigenen Werthes groß zogen, das schwindlich machte.

In Halle war Marwitz anderthalb Jahre. Kurz vor der Jenaer Schlacht verließ er die Universität und begab sich nach Friedersdorf, um in Abwesenheit des älteren Bruders (der wieder in die Armee getreten war, um als Adjutant des Prinzen Hohenlohe den Feldzug mitzumachen) die Verwaltung des Guts zu übernehmen. Mit der Kraft und raschen Umsicht, die ihm überall, damals wie später, zu Gebote stand, auch wo es die praktische Seite des Lebens galt, griff er in die Wirthschaftsführung ein, und ohne jemals vorher sich um landwirthschaftliche Dinge im Geringsten gekümmert zu haben, übersah er die Verhältnisse sofort und setzte später den heimkehrenden Bruder durch die Ordnung, die dieser vorfand, in Erstaunen. Seine Wirthschaftsführung während eines vollen Jahres war eine musterhafte gewesen, nur sein überaus reizbares Temperament hatte im Winter 1806 auf 7 die Verwaltung des Guts und mehr denn das, sein eigenes Leben in Gefahr gebracht. Wir lernen hier eine neue Seite seines Charakters kennen. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften, weit entfernt davon, ihm „die Blässe des Gedankens anzukränkeln" oder das innere Feuer, das nach Thaten dürstete, zu dämpfen, hatte seine ganze, leidenschaftlich angelegte Natur nur noch glühender und

Digitized by Google

leidenſchaftlicher gemacht. Die angeborene Herrſchſucht und Charakterüberlegenheit hatte aus dem immer lebendiger werdenden Gefühl auch geiſtiger Superiorität neue Kraft und neue Nahrung geſogen, und was ein aufbrauſendes Weſen in ihm begann, das hielt er hinterher mit unbeugſamem Willen feſt. Gegen die Ueberlegenheit des Geiſtes und Charakters, wo er ſie fand, verhielt er ſich wie ein junger Königstiger, der ruhig wird in der Nähe des Löwen, aber freilich, er fand dieſe Ueberlegenheit ſelten.

Sein auflodernder Zorn verleitete ihn auch während ſeiner Gutsverwaltung zu einer raſchen That, die den Stempel der Ungerechtigkeit breit an der Stirn trug und nur aus Jugendſinn und der Leidenſchaftlichkeit ſeines Charakters erklärt werden kann. Eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill nahm er nicht Anſtand in einer Weiſe zu rächen, die als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzoſen (die eben damals die Landesobrigkeit bildeten), von dieſen geſtraft werden mußte. Er wurde Nachts durch franzöſiſche Gendarmen vom Gute fortgeholt und in Feſſeln nach Cüſtrin abgeführt. Man hielt ihn ſchon für verloren, doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen ſchließlich auf gütlichem Wege beigelegt. Die Details über dieſen Vorgang fehlen.

Ende Oktober 1807 traf der ältere Bruder wieder in Friedersdorf ein. Der Tilſiter Friede hatte zur Entwaffnung ſo vieler Regimenter geführt, natürlich auch zur Entlaſſung jenes Truppentheils, der unter dem Namen des „Martwitz'ſchen Freicorps“ in Preußen und Pommern gebildet worden war. Der jüngere Bruder verließ nun Friedersdorf wieder und ging nach Memel, wo ſich damals der preußiſche Hof befand. Empfehlungsbriefe führten ihn bei dem Miniſter Stein ein, Niebuhr ſchenkte ihm Aufmerkſamkeit und Intereſſe, und ſein überaus gewinnendes Weſen, das ihn überall, wo er ſich ſympathiſch berührt und geiſtig heimiſch fühlte, die Herzen wie durch einen Zauber erobern ließ, bewährte ſich auch hier. Aeußerliche Mittel unterſtützten ſeine Erfolge. Er war groß und ſchlank, mit feinem jugendlichen Geſicht, und die

Digitized by Google

ſchönen dunkeln Augen voll Leben und Ausdruck. Wie auf Schule und Univerſität, ſo herrſchte er alsbald auch hier, wo die Männer des „Tugendbundes" ihn in ihre Mitte zogen. Er belächelte vieles, was er geſchehen ſah, der gemeinſchaftliche Franzoſenhaß aber und noch mehr vielleicht der Umſtand, daß es geſcheidte Leute waren, mit denen er eine Stunde geiſtvoll plaudern und Anregung zu neuen Studien mit heim nehmen konnte, ließen ihn die Kluft abſichtlich überſehen, die zwiſchen ihm und ihnen lag.

Es ſcheint (es fehlen hierüber beſtimmte Angaben), daß er bis Weihnachten 1808 in Memel blieb und dann nach Berlin zurückkehrte. Sein Umgang hier geſtaltete ſich im Einklang mit den Bekanntſchaften, die er in Memel und Königsberg angeknüpft hatte, nur kehrte er jetzt, wo das Leben und Treiben der größeren Stadt für den, der Ruhe und Zurückgezogenheit ſuchte, auch beides leichter geſtattete, mit verdoppeltem Eifer zu ſeinen Büchern zurück. Politik wurde geleſen und geſprochen, und die ſtaatsökonomiſchen Sätze Adam Smiths, deſſen berühmtes Buch vom „Reichthum der Nationen" auch das Geheimmittel enthalten ſollte, wie dem ruinirten preußiſchen Staate wieder aufzuhelfen ſei, wurde der Gegenſtand der eingehendſten Studien und Debatten. Schon damals verhielt er ſich mehr kritiſch als bewundernd gegen das Buch, das die Hardenberg'ſche Schule zur Panacee für alle Uebel ſtempeln wollte, und wurde nicht müde, auf den Unterſchied zwiſchen einem reichen und freien England und einem armen und unterjochten Preußen hinzuweiſen.

Er trieb dieſe Studien mit einem ſolchen Ernſt und verfügte neben dem klar blickenden Geiſte, den ihm die Natur gegeben, über ein ſo umfangreiches Wiſſen auf dieſem ſchwierigen und bis dahin wenig cultivirten Gebiete, daß ihm, dem zweiundzwanzigjährigen, von Niebuhr ſelbſt, der nicht leicht in Verdacht kommen wird, aus Leichtſinn oder Uebereilung gehandelt zu haben, im April 1809 ein Staatsrathspoſten angetragen wurde.*) Die Sache war noch

*) Schon im Sommer 1808 (alſo wahrſcheinlich noch in Memel) war

Digitized by Google

nicht entſchieden, als der Schill'ſche Zug dazwiſchen trat und die Unterhandlungen abbrach. Marwitz ſchloß ſich dem Zuge an, und wiewohl er wenige Wochen ſpäter (unmittelbar vor oder nach dem Gefecht von Dodendorf) nach Berlin zurückkehrte, weil er das Kopfloſe des ganzen Unternehmens erkannt hatte, ſo wurden doch die einmal abgebrochenen Unterhandlungen nicht wieder aufgenommen.

Beinahe unmittelbar nach ſeiner Rückkehr vom Schill'ſchen Zuge machte Marwitz die Bekanntſchaft der Rahel Levin. Er war dem Prinzen Louis Ferdinand an ritterlichem Sinn, an Schönheit der Erſcheinung, an künſtleriſchem Bedürfniß und vor allem auch in jenem Selbſtgefühl verwandt, das das Vorurtheil des Standes überwunden hat, und ſo ergab ſich dieſe Bekanntſchaft mit einer Art von Folgerichtigkeit. Wie dieſe Bekanntſchaft ihm ſelber zu hoher Befriedigung gereichte und ihm in ſchweren Tagen eine Stütze, in dunkeln Tagen ein Sonnenſtrahl war, ſo haben auch wir uns dieſes Freundſchaftsverhältniſſes zu freuen, weil wir dem Briefwechſel, der ſich zwiſchen beiden entſpann, das beſte Theil alles deſſen verdanken, was wir über den Charakter und ſelbſt über die äußern Lebensſchickſale des Mannes wiſſen.

Ihre Bekanntſchaft begann im Mai 1809, und noch vor Ablauf deſſelben Monats trennten ſich die ſchnell Befreundeten wieder, um erſt nach länger als Jahresfriſt die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Ein gegenſeitiges Verſtändniß ſcheint ſich faſt augenblicklich zwiſchen ihnen gebildet zu haben. Schon am 13. Juli 1809 konnte Rahel ſchreiben: „Ich ging in den Park hinunter, ſchön waren Wieſen und Feld. Tauſenderlei ſah ich um mich her, und alles hätte ich Marwitz gern gezeigt; er war der Letzte, den ich ſah, der ſo etwas verſtand.“ Und um dieſelbe Zeit ſchrieb ſie an Fouqué: „Ich habe Marwitz nur vierzehn Tage ge-

ihm ein ähnlicher Antrag geworden; er hatte ihn aber mit dem Bemerken abgelehnt, daß er zuvor mehr ſehen und lernen wolle. Nur in Zeiten wie die damaligen, wo nichts ſo niedrig ſtand wie das Anciennetätsprincip, waren ſolche Dinge möglich.

Digitized by Google

kannt und mein ganzes Herz liebt ihn; ſeine Exiſtenz iſt ein Troſt für mich. Sie wiſſen, er iſt mit Varnhagen hin nach dem Krieg.“

Marwitz war „nach dem Krieg;“ er war Ende Mai nach Oeſterreich gegangen, um an dem Kampf gegen Napoleon Theil zu nehmen. Was ihn fort trieb, war ein Mannichfaches: zunächſt die Nachricht, daß ſein jüngerer Bruder Eberhardt, der ſeit 1808 in öſterreichiſchen Dienſten ſtand, in der Schlacht bei Aspern ſchwer verwundet worden ſei; dann aber vor allem ſein Haß gegen Napoleon, die Ueberzeugung, „daß — um die Worte ſeines Bruders zu wiederholen — die Freiheit das allein Werthvolle ſei, und alles Wiſſen in einem Sklavenlande nicht gedeihen, nicht ächte Frucht treiben könne.“ Zudem war die Theilnahme am Kampf halb Ehrenſache für ihn geworden. Er hatte Schill verlaſſen, weil er das Kopf- und Planloſe des Zuges ſofort erkannt hatte, aber er hatte dadurch gleichzeitig die ſtillſchweigende Pflicht auf ſich genommen, jedem Unternehmen ſeine Kräfte zu leihen, das, mit ausreichenderen Mitteln begonnen, irgend welche Ausſicht auf Erfolg bieten konnte. Ein ſolches Unternehmen war der öſterreichiſche Krieg. Marwitz trat in das berühmte Chevaurlegersregiment Graf Klenau ein, daſſelbe Regiment, in dem ſein Bruder gedient hatte, und machte die letzten Kämpfe des Krieges, die Schlachten bei Wagram und Znaym mit. Auch nach dem Friedensſchluß blieb er bis zum Herbſt 1810 in öſterreichiſchem Dienſt. Gleich die erſten Wochen nach dem Frieden wurden ihm ſchwer vergällt. Krank war er nach Olmütz gekommen, wo er Quartier in einem Gaſthof nahm. Der Wirth, ein roher und heftiger Geſell, erging ſich, aus Motiven, die nicht klar geworden ſind, vermuthlich aber ohne alle und jede Veranlaſſung, in heftigen Inſulten gegen Marwitz und drang endlich auf dieſen ein. Marwitz zog den Degen zu ſeiner Vertheidigung und ſtieß den Angreifer endlich nieder. Dieſer Vorgang machte großes Aufſehen und auf Marwitz's Gemüth einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht und den Ausſpruch der Gerichte ſowohl wie die öffentliche Meinung für ſich hatte, ſo ſuchte

Digitized by Google

er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Charakters strenger zu bewachen.

Das Kriegsleben war etwas, wie es zu Marwitz's innerstem Wesen stimmte, aber das Garnisonsleben war wenig nach seinem Sinn. Alsbald fehlten die Anregungen, ohne die er, wenn der Krieg nicht seine Würfel warf, nicht leben konnte. Wie viele Leute gab es in Olmütz und Prag (wo er sich abwechselnd aufhielt), die ihm ein Gespräch mit Johann von Müller, mit Niebuhr oder mit Rahel Levin hätten ersetzen können! Während des Waffenstillstandes, so lange die Wiederaufnahme des Krieges noch eine Möglichkeit war, beschäftigten ihn militärische Arbeiten, an deren Ausarbeitung er mit einer Raschheit und einem Scharfsinn ging, als habe irgend ein Hauptquartier ihn groß gezogen und nicht der Hörsaal oder der Salon. Er entwarf unter anderem ein Exposé, wie, bei Wiedereröffnung des Kampfes, die österreichische Armee zu operiren habe, eine umfangreiche Arbeit. Ueber den strategischen Werth, ja nur über die Ausführbarkeit des ganzen Planes schweige ich; sie entzieht sich der Kritik eines Laien, aber die Klarheit der Darstellung ist bewundernswerth und fast mehr noch die kühne Selbstständigkeit, die ihm die Idee eingab, durch eine Flankenbewegung, in weit gespanntem Boden, der Napoleonischen Armee den Rücken abzugewinnen. Er drückt das durch die Worte aus: „Eine veränderte Frontstellung muß unser strategisches Princip sein; Front gegen Osten oder Nordosten — so müssen wir den Angriff erwarten."

Aber der Waffenstillstand führte zum Frieden und mit dem Frieden schwand, ganz abgesehen von jener Aufregung und jener Poesie der Gefahr, die ihm Bedürfniß war, auch jene auf's Ganze und Große gerichtete Thätigkeit, die das geringste war, dessen er als Ersatz für Besseres bedurfte. Das Einerlei des Dienstes fing an ihn zu drücken. Eine Correspondenz, darunter auch der Austausch einiger Briefe mit Rahel, war kein Ersatz für Alles, was fehlte, und so nahm er denn den Abschied; im Herbst 1810 war er wieder in Berlin.

Digitized by Google

Das alte Leben, das ihm so theuer war, nahm hier auf's neue seinen Anfang. Die Bücher, die Studien, der gesellige Verkehr, der Austausch, die Friktion der Geister, das Blitzen der Gedanken — er hing an dieser Art der Existenz, und doch, wenn er sie hatte, genügte sie ihm nicht. Er kam zu keinem Glück, wenigstens damals nicht. Das Gegenwärtige immer klein findend, von der Zukunft und sich selber das Höchste wollend, rang er einer Traumwelt nach und verlor die wirkliche Welt unter den Füßen. Er gehörte so recht zu denen, die den Genuß nicht genießen, weil sie selbst im Besitz des Höchsten und Liebsten die Vorstellung nicht aufgeben mögen, daß es noch ein Höheres und Lieberes giebt.

In diesem Sinne schreibt Rahel zu Anfang des Jahres 1811. „Und wie treibens unsere Besten? Ruhm wollen sie, wollen zehren, ohne beizutragen, und — nichts kriegen sie. Besseres noch, so denken sie, werden sie finden, und — nichts finden sie. Statt ihren wahren Freunden selbst Freund zu sein, statt ihnen etwas zu leisten und sich des Glückes zu freuen, das sie durch Opfer und Gutthat geschaffen, vergeuden sie ihre beste Kraft in der Beschäftigung mit ihren Plänen, im Kampf mit Phantomen. Marwitz hab' ich dies noch nie gesagt, weil ich ihn zu sehr liebe und es zu persönlich würde."

So klagte Rahel über ihren „liebsten Freund" zu einer Zeit, wo täglicher Verkehr und rückhaltloses Vertrauen ihr die beste Gelegenheit gab, einen Einblick in die Vorgänge seines Herzens zu gewinnen.

„Er war des Lebens früh überdrüssig und durchaus ermüdet vom täglichen Einerlei, wenn das Gewaltigste sich nicht von Tage zu Tage jagte." So beschreibt ihn sein älterer Bruder. Er war ruhelos, unbefriedigt, unglücklich. Aber wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir dieses Unbefriedigtsein, diesen Lebensüberdruß (Erscheinungen, die freilich mitunter an die krankhaften Stimmungen Heinrich von Kleists erinnerten) ausschließlich auf Rechnung eines überreizten Gemüthes setzen wollten. Er war unstät, ruhelos, weil

Digitized by Google

er einem Höchſten nachjagte, das ſich nicht erreichen und erringen ließ, aber er litt auch in aller Wahrheit und Wirklichkeit unter der Wucht ſchwerer Schläge, die ihn betroffen. Wenn ſich eigene Schuld mit einmiſchte, um ſo ſchlimmer. Er hatte ein Recht, eine Befugniß, ernſter drein zu ſchauen, als mancher andere. Es waren zum Theil höchſt reelle Dinge, die an ſeinem Herzen nagten und zehrten, Dinge, die mit dem unruhvollen Jagen nach einer Fata Morgana nichts zu ſchaffen hatten. Die Schmach des Vaterlandes, die Eiſenhand des Unterdrückers, die Hoffnungsloſigkeit für jenes, nachdem Oeſterreich abermals niedergeworfen war, das alles waren ſehr wirkliche Dinge, die damals manches Herz mit Schwermuth oder Fanatismus erfüllten. Vor Marwitz's Seele aber ſtand noch ein Anderes: ſein Traum brachte ihm die Geſtalt des polternden, zornrothen und dann ſo ſtill und blaß gewordenen Wirths, und wenn die Geſtalt verſchwand, in Traum und Wachen ſtand die Geſtalt einer Frau vor ſeiner Seele, zu der er ſich mit glühender, immer wachſender Leidenſchaft hingezogen fühlte. Der Tag iſt noch nicht da, über dieſes Verhältniß, das übrigens zu keiner häßlichen Verirrung führte, ausführlicher zu ſprechen; vielleicht wird die Pietät gegen einen unſerer gefeiertſten Namen es für immer verbieten. Zorn und Liebe, Gewiſſensangſt und Leidenſchaft rangen auf und ab in Marwitzens Herzen, und es hätte des heißen Verlangens nach Ruhm und Auszeichnung, nach einem unbeſtimmten Höchſten nicht bedurft, um jene Ermüdung zu ſchaffen, die ja nichts anderes iſt als das Verlangen nach Ruhe.

Im Mai 1811 ging Marwitz auf kurze Zeit nach Friedersdorf. Die Veranlaſſung dazu war nicht angethan, ihm die Heiterkeit zurückzugeben, deren er ſo ſehr bedurfte. Das Eintreten des älteren Bruders für das ſtändiſche Recht hatte zu ſeiner Verurtheilung geführt, und während er nach Spandau ging, um daſelbſt ſeine Haft anzutreten, trat der jüngere Bruder für ihn ein, um, wie fünf Jahre früher, die Verwaltung des Guts zu übernehmen. Dieſer nur kurze Aufenthalt in Friedersdorf ſcheint eine Zeit der Kriſis für ihn geweſen zu ſein. Während die Briefe, die während

Digitized by Google

dieſer Zeit zwiſchen ihm und Rahel gewechſelt wurden, ihn anfänglich noch auf einem Höhenpunkt der Schwermuth und Rathloſigkeit zeigen, klärt ſich gegen das Ende hin die Situation plötzlich auf. Das Gewitter ſcheint vorüber und wir blicken wieder in klareren Himmel. Einzelne Briefbruchſtücke aus jener Zeit mögen dieſen Uebergang vom Trübſinn bis zur neu erwachenden Hoffnung zeigen.

„Mit mir wird es beſſer. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe. Wille und Thätigkeit bändigen es. Machen Sie ſich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, andern zur Laſt leben, das kann ich nicht. Und das iſt doch noch ſehr glücklich. Ich habe in dieſer Zeit zuweilen an den Selbſtmord gedacht, aber immer iſt er mir vorgekommen wie eine verruchte Rohheit.“

„Ich bin bis jetzt hier geblieben, theure Rahel, und hatte vor, noch einen Monat hier zu bleiben, weil, ungeachtet der Geſpenſter, die in meinem Innern herum wandeln, doch eigentlich der Körper durch Landluft gedeiht und ich jene durch Thätigkeit zu verſcheuchen hoffte. Aber ich traue nicht mehr, denn geſunder bin ich zwar, aber nicht weniger reizbar. Ein einziger Moment kann mich dahin zurückwerfen, wo ich war, und was am Ende aus dem finſtern Brüten werden kann, überſehe ich nicht. Nun ſehe ich zwei Auswege. Der eine iſt, mit Ihnen nach Töplitz zu gehen (unbeſchreiblich reizend), der andere iſt eine Reiſe nach England und von dort aus weiter nach Spanien, wo ich Dienſte nehmen kann. Wäre es ſo unrecht, die Kraft der ſüdlichen Sonne an mir zu prüfen?“

Dieſe Bruchſtücke zeigen zur Genüge, daß er unmittelbar vor ſeinem Abgange aus Berlin einen Entſchluß gefaßt hatte. Er will den Anblick fliehen, der ſo viele Gefahren in ſich birgt; darum dehnt er auch den Aufenthalt in Friedersdorf aus. Er will nicht nach Berlin zurück, denn „er traut ſich ſelbſt nicht und fürchtet, daß er dahin zurückgeworfen werden könne, wo er war.“ Er bangt vor der Möglichkeit neuen Brütens, neu aufſteigender Geſpenſter, und er will fort, weit fort — nach Spanien. Er will Dienſte

Digitized by Google

nehmen und das Nothwendige und Nützliche zugleich erfüllen, nothwendig ihm allein, aber nützlich der Allgemeinheit, der guten Sache.

Rahels Worte aber halten ihn in der Heimath und führen ihn endlich aus seiner Friedersdorfer Verbannung wieder in die Welt zurück. „Sie dürfen nicht vereinsamen. In Friedersdorf ist keine Gesellschaft für Sie, und die müssen Sie haben, lebendigen alles anregenden Umgang. Sie gehen da in Ihren eigenen Stimmungen wie in einem Zauberwald umher und werden bald nichts mehr vernehmen können."

Zuletzt hat er überwunden, Weichheit, ein neues Leben scheint sein Herz beschlichen zu haben, und er schreibt, frühere Briefworte Rahels in seiner Antwort wiederholend: „Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenns so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt und dies wehrt niemand." — Ja, Sie haben Recht, liebe Rahel. Ja, ich weiß das jetzt. Fernab sind mir jetzt alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit; führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können, aber meine Hoffnungen, meine Plane sind nicht darauf gestellt. Ich klage auch nicht länger über die Zeit; ganz dumm ist, wer das thut. Wem das Herrliche im Gemüth gegeben ist, dem wird alle Zeit herrlich."

Mit diesem Briefe sehen wir Marwitz nach Berlin zurückkehren, und ein neues, klareres Leben beginnt. Es ist plötzlich, als habe der Most ausgegohren. Viele Ideale sind hin, aber das Schillersche Trostwort: „Beschäftigung, die nie ermattet", wird auch ein Trostwort für ihn. Ernst, Arbeit nehmen von ihm Besitz, das wirkliche Leben, wie es ist, wohl oder übel, ist plötzlich für ihn da, er stellt sich zu demselben und tritt mitwirkend, mitstrebend an dem Nächstliegenden in dieses wirkliche Leben ein.

Marwitz verließ Friedersdorf etwa im Juli 1811, aber nicht, um in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen, sondern um in Potsdam bei der dortigen Regierung als Hülfsarbeiter einzutreten. Zugleich beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem juristischen oder kameralisti-

Digitized by Google

ſchen Examen, das er noch zu abſolviren hatte. Es heißt, als er einige Monate ſpäter wirklich an die Abſolvirung dieſes Examens ging, hätten die Examinatoren offen erklärt, „daß es ſich bei dem glänzenden und vielſeitigen Wiſſen des zu Examinirenden nur um die Erfüllung einer Form handeln könne, deren Innehaltung ihnen Verlegenheit bereite.“

Marwitz blieb in Potsdam etwa anderthalb Jahre, vom Sommer 1811 bis zum Schluß des Jahres 1812. Wir können dieſen Zeitraum, wie auch das Jahr 1813, das er draußen im Felde zubrachte, beſſer überblicken als irgend eine andere Epoche ſeines Lebens, und haben den Eindruck einer nicht länger in's Weite ſchweifenden Exiſtenz. Die Richtung auf das „Immenſe“ iſt aufgegeben und das Beſtreben wird ſichtbar, von einem beſtimmten Punkt aus, nach der ihm gewordenen Kraft zu wirken und zu geſtalten. Er hat nicht das Glück, aber doch Beſcheidung und Ergebung gefunden; die Leidenſchaften ſind gezähmt. Eine gerade in dieſer Zeit beſonders lebhafte Correſpondenz zwiſchen ihm und Rahel läßt uns Einblick in wenigſtens Eine Seite ſeines Thuns und Treibens gewinnen. Politiſche Dinge werden wenig berührt, oder doch nur in philoſophiſch abſtracter Weiſe; Perſönlichſtes aber kommt ausführlich zur Sprache und äſthetiſche Fragen werden mit Vorliebe behandelt. „Antworten Sie gleich, Ihre Briefe ſind mir unentbehrlich,“ ſchreibt Marwitz und fährt an einer andern Stelle fort: „O wüßten Sie, wie ich Ihre Briefe empfange! Ich leſe ſie drei-, viermal hinter einander, und dann laufe ich im Zimmer umher und laſſe den Inhalt Ihrer Zeilen in mir nachklingen.“ Tagebuchartig werden die Briefe geführt, was der Tag bringt und verweigert, wird beſprochen. „Mit welchem Herzensantheil verfolg' ich Ihre Spaziergänge in Sansſouci, wie gerne nähme ich Theil daran!“ ſchreibt Rahel und Marwitz antwortet: „Auf Sansſouci war ich lange nicht, es iſt jetzt dort ſtürmiſch und öde; öfters ging ich im neuen Garten, wo der fluthende See und die vielen dichten Tannengebüſche es lebendiger machen und die Marmorhalle vor dem Hauſe mir ernſte, rührende und ſchwer-

Digitized by Google

müthige Gedanken erweckt.“ Aeſthetiſche Dinge werden berührt, zur Arbeit wird ermuthigt. „Nur ans Werk, wir warten hier auf Ihre Arbeit über die Propyläen und über die Politik des Ariſtoteles.“ Daran ſchließen ſich die Vorkommniſſe der großen Stadt; Reflexionen ranken ſich um Großes und Kleines. — „Gern hätte ich Ihnen geſtern ſchon geſchrieben, wenn mich nicht die Nachricht von Heinrich Kleiſts Tod völlig eingenommen hätte. Ich kenne nicht die näheren Umſtände ſeines Todes; aber es iſt und bleibt ein Muth. Wer bangte nicht vor jenen „dunkeln Möglichkeiten?“ Forſche ein jeder ſelbſt, ob es viele oder wenige ſind.“ So ſchreibt Rahel, wohl in Vergeſſenheit, daß ſie die Antwort auf dieſen Brief vorweg empfangen hatte, als ihr Marwitz von Friedersdorf aus die ſchon citirten Worte ſchrieb: „Mir iſt der Selbſtmord immer wie eine verruchte Rohheit vorgekommen.“

So läuft das briefliche Geplauder zwiſchen den Befreundeten hin, Anmal heiter, einmal paradox, einmal tief, wie Stimmung und Ereigniß das Wort geſtalten; aber die Plaudereien beider, wie ſie der Briefwechſel der Freunde zeigt, zeigen uns, wie ſchon angedeutet, das Leben, das Marwitz in jener Epoche der Ruhe, der Sammlung, der innerlichen Geneſung und Conſolidirung führte, nur von Einer Seite. Die Abendſtunden, die er ſonſt wohl am Theetiſch der Freundin zu verplaudern pflegte, gehörten jetzt der Correſpondenz mit ihr, aber der Tag gehörte der Arbeit. Fachſtudien und Neigungen verwoben ſich hier zu einem Ganzen. Die Marwitz'ſche Familie iſt noch im theilweiſen Beſitz umfangreicher Memoires, kritiſcher Abhandlungen und Gutachten, die jener reifen Zeit ihre Entſtehung verdanken. Alle dieſe Arbeiten theilen ſich in zwei Gruppen, in politiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche. Den Charakter und die Eigenart Napoleons zu ſtudiren, ſchien er ſich zu einer beſondern Aufgabe geſtellt zu haben, und man erſtaunt billig über die Reichhaltigkeit der Studien, die er muthmaßlich zu keinem andern Zweck gemacht hatte, als um ſeine Kenntniß zu erweitern und geſtützt darauf ſchärfere Schlüſſe über den Charakter des Mannes ziehen zu können. Alles, was erſchien, wurde geleſen

Digitized by Google

und excerpirt und unter der Ueberſchrift „Bonapartiana“ zuſammengeſtellt. Dazu geſellten ſich mündliche Mittheilungen und Auszüge aus Briefen. Was der Tag brachte, wurde in bunter Reihenfolge regiſtrirt, und Oberſt Spiegel, Genz, Brinkmann, Fürſt Lichtenſtein, Oberſt Bentheim, Ixenplitz, Müffling, General Kruſemark (1812 preußiſcher Geſandter in Paris) fanden ſich hier auf denſelben Blättern zuſammen. „Chassez moi cette Canaille lá!“ (ſo erzählt Oberſt Spiegel) donnerte Bonaparte einem ſeiner Kammerherrn zu, als er bei einer großen Cour jene dreizehn Cardinäle erblickte, die ſich in der Scheidungs- und Wiedervermählungsfrage gegen ihn erklärt hatten; und wenige Tage ſpäter — ſo fährt derſelbe Oberſt Spiegel fort — ſpuckte der Kaiſer, mit unverkennbarer Abſicht, mitten in die Reihe der Könige hinein, die bei der großen Vermählungsceremonie (mit Marie Luiſe) unmittelbar hinter ihm ſtanden.

Von beſonderem Intereſſe unter dieſen Aufzeichnungen iſt die Anſprache Napoleons an eine Deputation märkiſcher Stände, die, wenn ich nicht irre, zu Dresden auf ſein ſpezielles Geheiß vor ihm erſchienen war. Es iſt erſichtlich, daß der Kaiſer die Deputirten, wenigſtens einen Theil derſelben, durch liberale Phraſen kirren und an ſich und ſeine Sache feſſeln wollte. Er ſagte mit jener rückſichtsloſen Offenheit, die er eben ſo gut wie Liſt und Verſchlagenheit zu handhaben wußte: „Vous êtes gouvernés que cela fait pitié. Votre roi est — Si l'empereur Alexandre avait tardé de trois jours de faire sa paix, j'aurais détrôné votre —, et je vous aurais fait une constitution, qui vous manque. Nous sommes tous des Romains, les Français, les Italiens et les Allemands, nous sommes la même nation. Je vous aime, vous êtes de bons enfants. Mais par exemple je ne fais pas cas de vos militaires. D'un côté ils ne sont pas des héros, et de l'autre ils ont marché sur les têtes des bourgeois. — Je suis militaire, et ce n'est pas moi, qui voudra jamais déroger aux privilèges du militaire, mais je ne permettrai jamais

Digitized by Google

que mes soldats traitent les citoyens français comme les votres vous ont traités.“ Itzenplitz, der ein Mitglied der Deputation war, hat dieſe Worte aufgezeichnet. Marwitz ſammelte dergleichen zu doppeltem Zweck, zu ſeiner Inſtruktion und zur Nährung ſeines Haſſes.

Aber Hand in Hand mit dieſen loſen Collectaneen, bei deren Durchblätterung die ganze Epoche, der ſie angehören, wieder lebendig vor uns hintritt, gingen abgerundete, tief durchdachte Arbeiten, von denen uns wenigſtens Eine über die ſogenannte „Separation“, d. h. „die Theilung der Gemeinheiten“ in aller Vollſtändigkeit aufbewahrt worden iſt. Marwitz iſt gegen die Separation. Er ſucht zu beweiſen, daß die „Theilung der Gemeinheit“ und das ſogenannte „Abbauen der Dörfer“ ein Fehler ſei; ein Fehler deßhalb, weil es den Egoismus des Einzelnen ſteigere, ſtatt ihn zu mindern. Dieſer Egoismus erſcheint ihm als der Wurm, der den Geiſt der Nationen, dieſe eigentlich produktive Kraft, zerſtört. Laſſen wir ihn ſelber ſprechen.

„Die Nationalkraft iſt der Urgrund alles Producirens. Selbſt wenn unſere Zuſtände, wie ſie jetzt ſind, ſich befeſtigen ſollten, ſelbſt wenn wir Zeiten der Ruhe entgegen gingen, die einen ungeſtörten Auf- und Ausbau deſſen zulaſſen, was ihr einzuführen gedenkt (Separation und Dörferabbau), ſo iſt damit wenig gewonnen. Die Welt hat ſolche Zeiten ſchon einmal geſehen. Es waren die Zeiten der beſſeren römiſchen Kaiſer. Friede herrſchte von den Säulen des Hercules bis zu den Ufern des Euphrat; das Recht war genau beſtimmt und wurde ſtrenge gehandhabt, es wurden manche Rohheiten der früheren Zeit verbannt durch die milde Geſinnung der Herrſcher und überhaupt alle Störungen entfernt, die dem Wohlſein der Einzelnen entgegen ſtehen mochten. Und doch waren dieß dieſelben Zeiten, in denen in den höheren Regionen des menſchlichen Daſeins völlige Oede herrſchte, Zeiten, in denen weder Wiſſenſchaft noch Religion, noch Vaterland die Menſchen begeiſterten. Aber mehr denn das (mehr in den Augen derer, die ſich durch die Erſcheinung beſtechen laſſen), auch der

Digitized by Google

äußere Glanz verfiel. Schon unter Auguſtus verödeten ehemals berühmte Städte, und unter Trajan, dem beſten der Kaiſer, wurden im ganzen Peloponnes weniger Menſchen gezählt, als früher in der einzigen Stadt Athen. So wahr iſt es, daß nicht der Einzelne producirt, ſondern der Geiſt der Nationen, und daß, wo dieſer erſtorben, und mit ihm Lebensluſt und Freude an der Gegenwart entſchwunden iſt, da auch das äußere Daſein allmälig in eine kümmerliche und barbariſche Entartung zurück ſinkt. Auf den Gemeinſinn, auf die Geſammtkraft kommt es an; dieſe zu wecken, iſt Aufgabe, und alles, was die Kleinheit der Geſinnung und den Egoismus nährt (Dörferabbau), das ſchwächt die nationale Kraft und mindert dadurch den wahren und zuletzt auch den alleräußerlichſten Reichthum des Landes. Wohin der Dörferabbau führt, das läßt ſich nirgends beſſer ſtudiren als im Oderbruch. Es giebt kaum ein ruchloſeres Geſchlecht; weder vor göttlichen noch vor menſchlichen Dingen haben ſie Ehrfurcht, weder den Nachbarn wollen ſie helfen, noch dem Staate dienen: das letztere mit einigem Recht, denn ſie verdanken ihm nichts; im Gegentheil hat er ſie ausgeſtoßen und ſie ihrer eigenen heilloſen Rohheit preisgegeben."

So waren Marwitz's Gedanken über dieſe hochwichtige Frage. Er ſuchte ſie nicht als ein „Praktiker", ſondern von einem höheren Geſichtspunkt aus zu löſen. Nicht in allem hat er Recht behalten; die Separation, die Theilung der Gemeinheiten iſt erfolgt und dem Lande — wie ſich kaum beſtreiten läßt — zum Segen ausgeſchlagen; aber wenn auch die Geſammtheit ſeiner Aufſtellungen ſeitdem widerlegt ſein ſollte (was nicht der Fall iſt), es würde dieß keinen Grund abgeben, unſere Schätzung des Mannes, der dieſe Fragen von einem idealen Standpunkt aus zu löſen trachtete, irgendwie zu beeinträchtigen. Nicht als ein Richtiges, praktiſch Unangreifbares habe ich ſeine Ausſprüche citirt, ſondern nur um die hohe Art eines Charakters zu zeichnen, der es verſchmähte, Fragen nach dem Tagesreſultat zu beurtheilen. Sein Blick drang in Zeit und Raum über das Zunächſtliegende hinaus.

Digitized by Google

Unter ſolchen und ähnlichen Arbeiten, nur unterbrochen, wenn ein Beſuch bei den Freunden ihn nach Berlin hinüber führte, verfloß das Jahr 1812. Der November und die erſten Wochen des December vergingen in wachſender Aufregung; die aus Rußland eintreffenden Nachrichten meldeten den ſich vorbereitenden Untergang des Napoleoniſchen Heeres. Wie ihn das erfaßte! Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte wieder. Die Studien, die Bücher waren ihm viel, aber der Krieg war ihm mehr, wenigſtens ein ſolcher Krieg. „Alles Wiſſen war werthlos in einem Sclavenlande.“ Krieg war gleichbedeutend mit Freiheit. Etwa am 18. December traf in Berlin die Nachricht vom Bereſinaübergang ein. Marwitz war wie elektriſirt. Es war ihm klar, daß Preußen ſich auf der Stelle erheben, die Reſte der großen Armee gefangen nehmen und dadurch auf Einen Schlag die Niederlage des Kaiſers vollenden mußte. Die eigene Wiederherſtellung ergab ſich dann von ſelbſt. Aber wie das in's Werk ſetzen? Er kannte zu gut die Halbheit, die Unentſchiedenheit, die in den höchſten Regierungskreiſen maßgebend war; wie war dieſer Geiſt der Schwäche zu bannen? Er beſchwor zunächſt ſeinen älteren Bruder, alles alten Grolls uneingedenk zu ſein, und beſtimmte ihn zu jener Audienz bei Hardenberg, die ich im vorhergehenden Kapitel ausführlicher geſchildert habe. Die Audienz verlief, wie ſich erwarten ließ, die Politik des Abwartens war noch nicht zu Ende.

Beide Brüder empfanden die Vertröſtungen, die doch ſo troſtlos waren, mit gleicher Bitterkeit; während aber der ältere Bruder nach Friedersdorf zurückkehrte, „auf Gott vertrauend, daß er ſein großes begonnenes Wunder auch vollführen werde“, brannte dem jüngeren der Boden unter den Füßen. Er konnte ſich nicht länger zur Unthätigkeit verdammt ſehen, und wenn Hardenberg nicht konnte oder wollte, ſo wollte er. In den erſten Tagen des Januar eilte er nach Oſtpreußen. Hier wirkte er mit, daß ſich die Provinz für Rußland und den General York erklärte und ihre Landwehr zu errichten begann.

Als die erſten Reitercorps der Ruſſen über die Weichſel gin-

Digitized by Google

gen, ſchloß er ſich dem Oberſt Tettenborn an. Dieſen ſuchte er, als man in die Nähe der Oder gelangt war, zu kühnen Streifzügen gegen Frankfurt, Selow und andere kleine Städte zu veranlaſſen, in denen die Trümmer der franzöſiſchen Armee Poſto gefaßt hatten; Tettenborn aber, der ſehr eitel war und durch einen nichtsſagenden Streifzug gegen Berlin nur von ſich reden machen wollte, opferte wirkliche Vortheile ſeiner Eitelkeit auf. Marwitz durchſchaute dies Spiel ſehr bald und ging nach Breslau, um ſeinen Eintritt in die preußiſche Armee zu betreiben. Hier aber ging alles langſam, und bei der Unruhe, die ihn verzehrte, konnte er dieſes Hingehaltenwerden, dieſes Abwickeln großer Dinge nach der Nummer, nicht länger ertragen. Er verließ Breslau wieder, geſellte ſich abermals zu den Ruſſen (zu Dörnberg, damals in ruſſiſchen Dienſten) und wohnte dem Gefechte bei Lüneburg bei, das mit der Vernichtung des Morand'ſchen Corps endigte. Darauf begab er ſich zu Czernicheff, wurde dem General Benkendorf attachirt und zeichnete ſich bei Halberſtadt und Leipzig aus, wo er dem ganzen Corps ſehr weſentliche Dienſte leiſtete.

So kam der Waffenſtillſtand. Jeder wußte, hoffte wenigſtens, daß die Fortſetzung des Kampfes nahe ſei. Wie ſich denken läßt, konnte Marwitz den Gedanken nicht aufgeben, dieſen ſchönſten Kampf, der je gekämpft worden, auf preußiſcher Seite mitzukämpfen. Im Jahre 1809 hatte er im öſterreichiſchen Heere geſtanden, jetzt war er in ruſſiſchem Dienſt — war auch der Feind ein gemeinſamer, es ſchmerzte ihn doch, halb unter Fremden dieſen Freiheitskampf mitkämpfen zu ſollen. Er bat alſo abermals um Anſtellung im vaterländiſchen Dienſt; da man ihn aber nur bei der Infanterie verwenden zu können meinte, und dieſer Dienſt weder ſeiner Neigung (er war immer Cavallerieoffizier geweſen), noch ſeiner Körperconſtitution entſprach, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen abermals und er blieb bei den Ruſſen.

Gleich nach dem Waffenſtillſtand, am 21. oder 24. Auguſt, war er mit Czernicheff in der Nähe von Wittenberg (bei Bosdorf) und griff mit den Koſaken ein Carré polniſcher Infanterie

Digitized by Google

an. Das Pferd wurde ihm unter'm Leibe erſchoſſen, die Koſaken kehrten um und ein Pole, der aus dem Carré heraustrat, hieb jetzt mit ſeinem kurzen Säbel auf ihn ein. Marwitz ſchützte ſich mit ſeinem Arm, welcher ihm, ſammt der Hand, bei der Gelegenheit völlig zu Schanden gehauen wurde. Endlich trat ein Offizier heraus und rettete ihn. Er wurde in das Carré genommen und ſo Angeſichts der Seinigen, da die Koſaken nicht wieder zum Angriff zu bringen waren, nach Wittenberg geführt, von da nach Leipzig, wo er ſchlecht behandelt, eng eingeſperrt und ſeine Wunden vernachläſſigt wurden. Zu Ende September nach Mainz abgeführt, rettete er ſich unterwegs unter vielen Gefahren und Abenteuern nach Prag. Hier wurden ſeine Wunden geheilt, aber die Hand blieb ſteif und unbrauchbar.

In Prag traf er ſeine Freundin wieder — Rahel. Sie ſelbſt hat dieſen Moment des Wiederſehens in Briefen an Robert und Varnhagen in ſehr anſchaulicher Weiſe beſchrieben. Ich gebe dieſe Stelle, füge auch die Worte hinzu, worin ſie, nach Marwitz's eigener Erzählung, die Vorgänge bei Bosdorf beſchreibt: „Geſtern führte Tieck einen freiwilligen Jäger, einen Enkel des Staatsraths Albrecht (aus Berlin) bei mir ein. Als ich eben mit Tieck und dem jungen Jäger verhandle, geht meine Thür auf und — Marwitz ſteht vor mir. Den Arm in einer Binde, ruppig, abgemagert, ſteht er da, einen zerriſſenen Bauernkittel an und ein Stück Commisbrod in ein grobes Schnupftuch eingewickelt, in der linken Hand. Welcher Jubel! Er lebt, iſt der Alte, iſt geſund, hat aber acht Wunden. Sein Pferd fiel auf ihn und quetſchte ihn. Polen fielen über ihn her und ſtießen ihn mit Kolben, wovon ihm der Degen entſank; ein anderer packte ihn und gab ihm drei Hiebe in Hand und Arm, ein dritter einen Lanzenſtich, ein vierter ſetzte ihm das Gewehr an den Kopf und ſchoß los, aber der Schuß verſagte. Der Oberſt der Polen ſprang vor und rettete ihm das Leben. Gefangen war er aber und iſt nur durch tauſend Abenteuren entkommen, und endlich hier. Er iſt einfach, gut, wahr,

Digitized by Google

ſtill, mild wie immer, ohne alles Vorurtheil über irgend etwas, was vorgefallen iſt.“

„Nachſchrift. Der polniſche Offizier, der Marwitz gerettet hat, iſt der Obriſtlieutenant Skrzynecki;*) er bot Marwitz ſeine Börſe an, ein gleiches that Obriſt Szymanowsky. Ich ſchreibe dir dieß, weil der Krieg wunderbare Begegnungen ſchafft und man wiſſen muß, wo man Gutes mit Gutem zu vergelten hat.“

Am 15. September war Marwitz in Prag eingetroffen; die Heilung ſeiner Wunden verzögerte ſich und er blieb daſelbſt bis Mitte December. Dieſes Vierteljahr, das letzte, das ihm zu leben beſtimmt war, ging wie ein Friedensſchein über der Unraſt ſeines Herzens auf. Den Frieden, dem er nachgeeilt war, ohne ihn finden zu können, hier fand er ihn, und hier durfte er ihn finden. Die heilige Sache der Freiheit und des Vaterlandes drang ſiegreich vor, und ein Blick auf ſeine Wunden, das hohe Gefühl, ſelbſt für dieſe Freiheit gekämpft und geblutet zu haben, gab ihm ein Anrecht, ohne Vorwurf und mit ungetrübter Freude dem Siegeszuge der Verbündeten zu folgen. Die Plauderſtunden mit der Freundin, in deren ſtillen Genuß ſich ſonſt vielleicht ein Wermuthstropfen, das demüthigende Gefühl: „du ſollteſt wo anders ſein“, gemiſcht hätte, er durfte ſie, um ſeiner Wunden willen, ganz und voll genießen, und er genoß ſie wirklich. Die Briefe Rahels aus jener Zeit an Robert, an Varnhagen und andere Freunde laſſen keinen Zweifel darüber.

„Marwitz“, ſo ſchreibt ſie an Varnhagen, „wohnt mit uns in demſelben Hauſe. Die Wirthin nahm ihn gleich auf, aus Rahel und aus Preußenliebe. Er hat es en prince und ißt bei uns. Ich und ein Stücker ſechs bis acht Domeſtiken warten ihm auf.“ — „Du fragſt wegen Marwitz. Er hat keinen Orden, aber — Tieck las ihm geſtern den Hamlet vor. Niebuhr, den Tieck den Muth hatte für hübſch ausgeben zu wollen, nennen wir ſeit-

*) Es iſt dies derſelbe Skrzynecki, der 1831 als polniſcher Generaliſſimus berühmt geworden iſt.

Digitized by Google

dem „Venus“ und Marwitz heißt ſchlechtweg der „Sklave.“ Er rief mir nämlich zu: „Soll ich noch mehr Ihr Sklave ſein?“ was uns alle zum herzlichſten Lachen ſtimmte; denn er iſt ganz deſpotiſch.“ — „Wir plaudern hier oft über Goethe und meiner Liebe und Bewunderung hab' ich nicht Hehl. Marwitz, mit dem ich hier über alles die knetendſten, herrlichſten Geſpräche führe, ſagt auch: kein Menſch liebe ihn mehr als ich.“

Dieſe wenigen Auszüge gönnen uns einen Einblick in das heitere, bewegte und angeregte Leben, das jene Prager Herbſt- und Wintertage ausfüllte. Endlich gegen Schluß des November heißt es: „Marwitz verläßt uns bald“, und wenige Tage ſpäter brach er wirklich auf. Er ging zunächſt nach Wiesbaden, dann nach Frankfurt am Main, wo er bei der erſten Brigade des York'ſchen Corps eintrat und als dienſtthuender Adjutant zum General Pirch II. commandirt wurde. Hier war er endlich voll an ſeinem Platz. Die Idee eines großen Kampfes war nirgends lebendiger ausgeprägt, als im York'ſchen Corps, und ein Feuergeiſt, wie Marwitz, mußte ſich da am eheſten heimiſch fühlen, wo im geringſten Landwehrmann ein Theil jener treibenden Kraft, jenes Blücher'ſchen Geiſtes zu finden war, ohne welchen jener ſchöne Kampf nie und nimmer ſiegreich hinausgeführt worden wäre.

Am 1. Januar ging es über den Rhein. Die Gefechte bei Brienne und la Rothière eröffneten den Kampf auf franzöſiſchem Boden. Der Sieg ſchien bei den Fahnen der Verbündeten bleiben zu wollen, da kamen die Unglückstage von Champaubert und Montmirail. Der Kaiſer warf ſich auf das ruſſiſche Corps unter General Sacken und war im Begriff es zu vernichten, als Sacken ſelbſt, der leichtſinnig dieſes Unheil herauf beſchworen hatte, an York die dringende Bitte ſtellte, den Feind in der linken Flanke zu faſſen. An Sieg war nicht zu denken, aber die Rettung der Ruſſen mußte wenigſtens verſucht werden. Die erſte (Pirch'ſche) Brigade, bei der Marwitz ſtand, erhielt Befehl zum Angriff. General Pirch ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze der oſt- und weſtpreu-

Digitized by Google

ßiſchen Grenadiere, zwei Landwehrbataillone folgten als Soutien; ſo drang man im Sturmſchritt gegen das Gehölz von Bailly vor. Aber der Angriff ſcheiterte; die Führer der Bataillone fielen, General Pirch wurde verwundet, und Marwitz ſank tödtlich getroffen.

Es ſcheint, daß eine Flintenkugel ihn in die Schläfe traf. Sein Tod („der Tod unſeres hoffnungsvollen und ſehr geliebten Marwitz", ſo ſchreibt Schack in ſeinem Tagebuch) galt für ein Ereigniß ſelbſt in jenen Tagen, wo jede Stunde die Beſten als Opfer forderte. Seine Leiche wurde nicht gefunden und dieſer Umſtand gab Veranlaſſung, daß man geraume Zeit hindurch glaubte, er ſei abermals, ſchwer verwundet, dem Feinde in die Hände gefallen. Auch Rahel theilte dieſen Glauben. Noch am 26. April ſchrieb ſie von Prag aus: „Nun fehlt nur noch Marwitz. Aber ich hoffe. Der kommt wieder, ganz durchlöchert an Körper und Wäſche." Aber er kam nicht; er lag, eingeſcharrt mit hundert andern, auf dem Sandplateau von Montmirail. „Jeder ſeiner Freunde fühlte ſeinen Tod nach Maßgabe des eigenen Werthes", ſo ſchrieb Rahel im Juni, als ſein Tod nicht länger zweifelhaft ſein konnte, und Marwitz's älterer Bruder ſchrieb die Worte nieder: „Die Welt erlitt an ihm einen großen Verluſt. Er war ein außerordentlicher Menſch im Wiſſen wie im Handeln. Er würde das Höchſte geleiſtet haben, wenn er erſt zur inneren Beruhigung gelangt wäre."

Vielleicht war er dieſer „inneren Beruhigung" näher, als der Bruder vermuthen mochte. Die Unruhe, die Kämpfe, die Leidenſchaften, die ihn bis zu jener Epoche (Sommer 1811), die ich ausführlicher zu ſchildern verſucht habe, verzehrt haben mochten, hatten ſeitdem ruhigeren Anſchauungen Platz gemacht, Anſchauungen, die freilich mehr oder minder dem älteren Bruder ein Geheimniß geblieben waren. Sie ſahen ſich damals zu ſelten, als daß es dieſem hätte möglich ſein können, ſolche Wandlungen zu beobachten. Er hatte bis zu jener Zeit ganz und gar den genialiſchen Leuten unſerer politiſchen Sturm- und Drangperiode an-

Digitized by Google

gehört; aber gegen jedes krankhafte Uebermaß in Hoffen und Wollen hatte endlich seine angeborene gute und gesunde Natur reagirt, und die Handelweise seiner letzten Lebensjahre würde ausreichend sein, uns darüber aufzuklären, wenn es nicht direkte Worte thäten, die er darüber an seine Freundin richtete. „Fernab sind mir jetzt alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit. Führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können, aber meine Hoffnungen, meine Plane sind nicht länger darauf gestellt.“ So hatte er an Rahel geschrieben und diese schon oben citirten Worte bezeichneten in Wahrheit einen Wendepunkt in seinem Leben, den ersten Moment der Genesung. Der ältere Bruder kannte weder diese Worte, noch die Wandlung des Gemüths, der sie Ausdruck liehen. Marwitz, als ihn der Tod ereilte, hatte den Hang und Drang nach dem Unerreichbaren aufgegeben, er stand nicht mehr kritisch und ironisch außerhalb des Kreises, sondern mitschaffend und mitgestaltend innerhalb desselben. Was er wollte, war ein Erreichbares geworden. Ob die Wege, die Preußen einschlug, nachdem die Gefahr von außenher beseitigt und die Triebkraft der Nation, auf Dezennien hin, in harten Kämpfen verzehrt war, muß freilich billig bezweifelt werden, und in diesem Sinne (aber auch nur in diesem) stehen wir nicht an, die Worte des älteren Bruders auch zu den unsrigen zu machen: „Es war ein Glück zu nennen, daß Gott ihm verlieh, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre für das Vaterland zu sterben.“ Auf dem Friedhof zu Friedersdorf hat die Liebe des Bruders auch ihm, neben Eberhard von der Marwitz, der bei Aspern fiel, einen Denkstein errichtet, der die Inschrift trägt:

„Christian Gustav Alexander v. d. Marwitz, geb. den 4. Oktober 1787. Lebte für die Wissenschaften. Erstieg deren Gipfel. Redete sieben Sprachen. Wahrete dieses Vatergutes 1806 und 1807, wie der Bruder zu Felde lag. Von Freiheitsliebe ergriffen, focht er 1809 in Oesterreich bei Wagram und bei Znaym. Diente 1813

Digitized by Google

dem Vaterlande. Schwer verwundet und gefangen, befreite er ſich ſelbſt. Wieder geneſen focht er in Frankreich und fiel dort bei Montmirail den 11. Februar 1814. Sein Vater war Behrend Friedrich Auguſt v. d. Marwitz, ſeine Mutter Suſanne Sophie Marie Luiſe von Dorville. Hier ſtand er hoch, dort höher. Seinem Andenken geſetzt von ſeinem Bruder."

Digitized by Google

Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Nun König Edward flieh,
Hier halt' ich feſt die Feinde dein,
Hier glückt es, oder nie.
G. Heſekiel.

Selig, wem Thatkraft und behaglichen Sinn
leiht Gegenwart,
Wer neu ſich fühlt, Neues zu bilden bedacht iſt.
Platen.

Die Geſchichte von Quilitz bis zum Jahre 1763 hin iſt arm und dunkel. Der Beſitz (wie es ſcheint immer ein getheilter) wechſelte vielfach, ſo daß wir einer Menge von Namen begegnen, ohne weiter etwas zu haben als dieſe Namen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, alſo zur Zeit als die Hohenzollern in's Land kamen, finden wir in Quilitz die Höndorps, Beerfeldes und Schapelows; gegen Ausgang deſſelben Jahrhunderts haben ſich die Beſitzverhältniſſe geändert und wir hören von den Eyckendorps, Pfuels und Barfus. Lauter Familien, die mit Ausnahme der beiden letztern in Barnim und Lebus nicht länger exiſtiren. Um 1685 kam Quilitz, und auch wohl das benachbarte Kloſter Friedland, in Beſitz der markgräflichen Linie des Hauſes Brandenburg, und verblieb bei dieſer Linie bis zum Tode des Markgrafen Carl von Schwedt, 1763.

Alles dies ſind nur Namen und Zahlen und die üblichen Details über Beſitzverhältniſſe, Hufen-Zahl, Hebungen, Verpfän-

Digitized by Google

dungen ꝛc., die wir den spärlich vorhandenen Urkunden entnehmen könnten, würden das Bild wohl erweitern, aber nur noch farbloser machen. Die Urkunden bieten nichts Berichtenswerthes, und was schlimmer ist, auch die anderen Quellen, die wir sonst wohl heranzuziehen gewohnt sind: die Grabsteine in der Kirche, die Sagen und Traditionen im Dorfe selbst, sie alle versagen gleicherweise den Dienst. Die Kirche hat aufgeräumt mit den alten Hinterlassenschaften (wenn sie deren jemals besaß) und nur dunkle, nebelhafte Erinnerungen leben noch fort an das am meisten zurückliegende, an die alte Wendenzeit. Traditionen kann man diese dunklen Erinnerungen kaum noch nennen, dazu sind sie zu vager Natur, aber das Dorf selbst, zum mindesten die Tracht seiner Bewohnerinnen, ist noch wie eine Art Tradition aus der Wendenzeit her. Quilitz ist so ziemlich der einzige Ort am Rande des Oderbruchs, der sich die wendische Tracht erhalten hat; Frauen und Mädchen tragen noch den rothen, vielgefalteten Friesrock, das dunkle, geblümte Mieder, den breiten Ueberfallkragen, das ganze malerische Costüm, das ich an anderer Stelle bereits (Siehe S. 212 und 213) ausführlicher beschrieben habe.

Einigermaßen Leben und Farbe gewinnt die Geschichte von Quilitz erst mit dem Jahre 1763, und wir wenden uns deshalb, mit Uebergehung alles dessen was vorher liegt, nunmehr dieser Epoche zu.

[Quilitz von 1763 — 1814.]

Nach dem Tode des Markgrafen Carl fielen die am Rande des Oderbruchs gelegenen Güter desselben, Friedland und Quilitz, an die Krone zurück. Sie blieben aber nicht lange bei der Krone; Friedrich II. verschenkte sie im selben Jahre noch, und zwar gab er Friedland an den damaligen Major von Lestwitz, „den Sieger von Torgau“, und Quilitz an den Oberstlieutenant von Prittwitz, der in der Schlacht bei Cunersdorf, als Rittmeister bei den Zieten'schen Husaren, den König vor sicherer Gefangenschaft gerettet hatte. Gegen beide Offiziere unterhielt der König seit den genannten beiden Tagen ein verwandtes Gefühl besonderer Dankbarkeit:

Digitized by Google

„Lestwitz hat den Staat, Prittwitz hat den König gerettet", so hieß es damals sprichwörtlich. Lestwitz a sauvé l'etat, Prittwitz a sauvé le roi.

Die Rettung des Königs durch Prittwitz wird verschieden erzählt; die gewöhnliche Darstellung des Hergangs ist folgende:

„Als gegen Abend die Preußischen Truppen nach übermenschlicher Anstrengung und Tapferkeit durch die feindliche Uebermacht endlich zurückgeworfen waren, und fast aufgelöst das Schlachtfeld verließen, war der große König in Verzweiflung, und man hörte ihn die Worte rufen: „Kann mich denn heut keine verwünschte Kugel treffen." Zwei Pferde waren ihm unter dem Leib erschossen worden, und eine dritte Kugel hatte ihm ein goldenes Etui in seiner Westentasche zerdrückt.*) Nach dem schnellen Rückzuge des Heeres streifte, als einer der letzten Preußen, noch Joachim Bernhard von Prittwitz mit einem Trupp von etwa 50 seiner Zietenschen Husaren, die wahrscheinlich am Kampfe noch nicht Theil genommen hatten, auf dem Schlachtfelde umher. Als auch er endlich sich vor den andrängenden Kosakenschwärmen zurückziehen wollte, rief ihn plötzlich der Unterofficier Velten, der später geadelt als Major in der Rheincampagne fiel, zu: „Herr Rittmeister, da steht der König." Sich umwendend, erblickte er den König, der fast allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher sein Pferd hielt, auf einem Sandhügel des sogenannten Mühlberges stand. Er hatte seinen Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickte mit verschränkten Armen dem herannahenden Verderben entgegen. Eilig sprengte Joachim Bernhard auf ihn zu, doch nur mit Mühe konnte er ihn überreden, sich auf's Pferd zu werfen und auf seine Rettung bedacht zu sein. Endlich folgte der König seinen Bitten, indem er rief: „Nun Herr, wenn Ihr meint, vorwärts." Aber schon waren die Kosaken ganz nahe gekommen. Joachim Bernhard

*) Etui und Kugel existiren noch und werden, unter andern Erinnerungsstücken der Art, auf dem Stadtschloß zu Potsdam gezeigt. Das Etui (Gold und Emaille) hat die Form einer Schachtel und steckt in einem mit Sammt gefütterten Gehäuse. Die Kugel ist ganz platt gedrückt.

Digitized by Google

wandte ſich um und ſchoß den feindlichen Officier vom Pferde. Dies machte die Verfolger einen Augenblick ſtutzen, der König gewann mit ſeiner kleinen Schaar einen Vorſprung, und jene vermochten ihn nicht wieder einzuholen. Mehrmals rief er dabei aus: „Prittwitz, ich bin verloren.“ Auf dieſe Weiſe rettete ſich Friedrich der Große vom Mühlberg herab in das Thal, über die ſogenannte große Mühle, hinter deren Defileen er vorläufig ſicher war. Hier ritt er auf die erſte Anhöhe und betrachtete mit Wehmuth ſeine zurückeilenden Truppen. Mit Thränen in den Augen rief er ihnen zu: „Kinder verlaßt heute mich, euren König, euren Vater, nicht.“ Dann ritt er weiter und kam, es war ſpät am Abend, nach dem Dorfe Oetſcher. Auf dem Rücken Joachim Bernhards ſchrieb er mit Bleiſtift an den Miniſter Finkenſtein in Berlin die Worte: „Alles iſt verloren, retten Sie die Königliche Familie, Adieu für immer.“ Während in Oetſcher der unglückliche König, nur von wenigen Getreuen umringt, ſich auf's Stroh warf, ſammelte Joachim Bernhard die aufgelöſten Trümmer der Armee, etwa 3 bis 4000 Mann, ſo daß ihm nicht nur der Ruhm gebührt, den König, ſondern auch den Reſt der Armee gerettet zu haben; denn wurden die Truppen nicht in der Nacht nach Oetſcher, wo die Schiffsbrücken waren, dirigirt, ſo waren ſie auf dem rechten Oderufer verloren. Als er dem Könige melden wollte, daß ſich einige Bataillone geſammelt hätten, verhinderten ihn die Adjutanten daran, die bei der verzweifelten Stimmung des Königs fürchteten, derſelbe werde, ſobald er erführe, er habe noch Truppen in Händen, den unglücklichen Kampf von Neuem beginnen.“

So erzählen die meiſten zeitgenöſſiſchen Schriftſteller die Rettung des Königs. Etwas abweichend davon berichtet Frau von Blumenthal in ihrer trefflichen Lebensbeſchreibung Zietens über denſelben Hergang, und in Erwägung des Umſtands, daß Prittwitz ſelbſt eine Vorrede zu dieſer Lebensbeſchreibung ſchrieb (alſo das Buch, wenigſtens aber doch dieſe, ihn ſelbſt ſo nah angehende Stelle geleſen haben muß), können wir nicht umhin, dieſer an-

Digitized by Google

dern Darstellung der Kunersdorfer Schlacht eine vorzugsweise Bedeutung beizulegen. In dieser Darstellung heißt es:

„Am Abend der unglücklichen Schlacht stand das Detachement von Zieten-Husaren zur Rechten des Königs, als der Monarch für seine Person noch nicht die Hoffnung zum Siege aufgeben wollte, obgleich schon aller Anschein dazu verloren war. Der König warf sich mit etwas Infanterie in das stärkste Feuer. Ihm wurde das Pferd, das er ritt, erschossen; sein Adjutant, der Oberst von Goetz, gab ihm zwar das seinige, allein jetzt drängte auch die Oesterreichische Reiterei des General Laudon mächtig auf ihn ein, und Friedrichs Person gerieth in augenscheinliche Gefahr, um so mehr, da er nicht zurückgehen und auf seine Sicherheit bedacht sein wollte. In diesem furchtbaren Augenblick, an dem Preußens Glück und Ehre hing, sprengten, entflammt von Rache und Wuth, die Zieten'schen Husaren herbei, hieben mit Nachdruck in die österreichische Reiterei, und hielten sie von dem Regiment von Diricke, an dessen Spitze der König stand, bis zu seiner Rettung glücklich entfernt. Unter ihnen zeichnete sich besonders der Lieutenant Velten dadurch aus, daß er der Erste war, der einen Trupp Oesterreichischer reitender Grenadiere zurückwarf, die schon den König umringen wollten. Der Rittmeister von Prittwitz, nachmaliger General der Kavallerie, hatte unterdessen den Muth, daß er sich ohne Anfrage zum Geleitsmann des Königs aufwarf, ihn halb mit Gewalt aus dem Feuer herauszog, und ihn über das Defilee bei der Mühle bis zur Schiffbrücke bei Goeritz durchbrachte, wo sich die Armee bald darauf wieder formirte. So wurde jener (Prittwitz) der Retter Friedrichs und der Retter des Vaterlandes. (Andere Mittheilungen über Prittwitz siehe in den Anmerkungen.)

Der Krieg war zu Ende, und Prittwitz, damals noch Oberstlieutenant, war Herr auf Quilitz. Es war ein schönes Gut, aber unwohnlich wie alle Güter, die lange in Pächterhänden sind, und da Prittwitz, der kurz zuvor (1762) eine Freiin Seherr-Thoß geheirathet hatte, standesgemäß zu leben gedachte, so mußte er vor allem darauf aus sein, ein Haus aufzuführen, das den Ansprü-

Digitized by Google

chen ſeiner übrigens auch in Schleſien begüterten Gemahlin entſprach. Der Bau wurde unverzüglich begonnen, und war ſchon bis zu den erſten Steinen des erſten Stocks (der Belle-Etage) gediehn, als König Friedrich des Weges kam, ſei es auf einer ſeiner Revue-Reiſen in die öſtlichen Provinzen, oder eigens zu dem Zweck, das Oderbruch, an deſſen Melioration auch nach dem Kriege noch gearbeitet wurde, zu inſpiciren. „Prittwitz, Er baut ja ein Schloß; Er will ja hoch hinaus", waren die nicht allzu gnädigen Worte, mit denen der König ſich an den zur Seite ſtehenden Oberſtlieutenant wandte, der nun ſeinerſeits nichts eiligeres zu thun hatte, als dem Wunſch und Wink des Königs nachzukommen, und unter Fortlaſſung einer Belle-Etage ſofort das Dach auf das Erdgeſchoß ſetzen zu laſſen. Erſt in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts wurde durch Schinkel ein Umbau des Schloſſes vorgenommen.

Stell' ich nunmehr zuſammen, was in Quilitz noch an die Prittwitz-Zeit erinnert, oder aus derſelben herſtammt. Die Einrichtungen, die Zimmer des Erdgeſchoſſes ſind im Weſentlichen dieſelben geblieben, namentlich gilt das von dem großen, mit Stuck-Reliefs geſchmückten Gartenſalon, der auf eine Parkwieſe, und jenſeits derſelben auf die Waſſer- und Baumparthieen des Parkes blickt. Auch dieſer Park ſelbſt ſtammt aus der Prittwitz'ſchen Zeit, wenn ſchon derſelbe ſeitdem weſentlichen Veränderungen unterzogen wurde. An verſchiedenen Stellen des Parks befinden ſich Gedenkſteine, von denen zwei ebenfalls jener Epoche angehören. Der eine derſelben iſt ein unſcheinbarer Grabſtein, unter dem der Schimmel begraben wurde, den Rittmeiſter von Prittwitz in der Schlacht bei Kunersdorf ritt, der alſo den hiſtoriſchen Moment der Rettung des Königs mit erlebte, reſp. ſeinen Antheil daran hatte. Der Grabſtein iſt jetzt ſeinerſeits wieder unter Laub und Moos halb vergraben, ſo daß es unmöglich iſt, eine Inſchrift zu entziffern, wenn eine ſolche überhaupt jemals vorhanden war. Dies Fehlen einer Inſchrift hat denn auch dahin geführt, daß man die ganze Erzählung von dem im Park beſtatteten Schimmel in Zweifel ge-

Digitized by Google

zogen hat. Aber gewiß mit Unrecht. Aeußere und innere Gründe ſprechen dafür. Der Stein hat ganz die Form eines Grabſteins; außerdem ging der König, der auf der oberſten Terraſſe von Sansſouci nicht nur ſein Pferd und ſeine Lieblings-Windſpiele begraben ließ, ſondern auch inmitten derſelben begraben ſein wollte, ſeinen Generalen mit dem entſprechenden Beiſpiel voran. Man liebte damals dergleichen.

Ebenfalls im Park, dem Gartenſalon gegenüber, und eine Wand dunkler Bäume als Hintergrund, erhebt ſich maleriſch das Marmor-Denkmal, das Prittwitz im Jahre 1792 dem Andenken des großen Königs errichten ließ. Die Zeichnung zu dieſem Denkmal wurde von Johann Meil, dem damaligen Vice-Direktor der Berliner Akademie der Künſte, entworfen, die Ausführung in carrariſchem Marmor aber einem Bildhauer in Lucca, Namens Joſeph Martini, anvertraut. Die Worte, die dieſer an der linken Seite des Denkmals eingravirt hat, lauten: Joseph Martini Lucensis inventor faciebat 1792; alſo etwa: Joſeph Martini von Lucca hat es erfunden und ausgeführt (oder erdacht und gemacht) im Jahre 1792. Das Wort inventor muß hier überraſchen, wenn man es mit der (der Schadow'ſchen Autobiographie entlehnten) Notiz zuſammenhält, daß Meil den Entwurf gemacht habe, alſo mit anderen Worten der Inventor geweſen ſei. Die Compoſition iſt etwas ſteif, etwas herkömmlich und in vielen Stücken angreifbar, aber dennoch eine gute Durchſchnitts-Arbeit. Damals, wenigſtens hier zu Lande, war ſie unzweifelhaft ein Meiſterſtück. Ein Säulenſtumpf trägt das Reliefbild des großen Königs; ein trauernder Mars, knieend, umklammert von der einen Seite her die abgebrochene Säule, während eine aufrecht ſtehende Minerva ſich von der andern Seite her an den Säulenſtumpf lehnt. Das Hauptintereſſe, das dieſe Gruppe einflößt, iſt das, daß es das erſte Denkmal iſt, das dem Andenken des großen Königs errichtet wurde. Schadow's Friedrichsſtatue auf dem Stettiner Exercierplatz iſt erſt das zweite Monument. Allerhand kleine Anekdoten knüpfen noch an dies Denkmal an. So heißt es, daß

Digitized by Google

eine Eule längere Zeit im Schutz der Minerva geniſtet habe. Fraglich. Aber bis dieſen Tag iſt die Statue, namentlich der offen am Boden liegende Helm des Mars, der bevorzugte Platz neſterbauender Schwalben. Am Anziehendſten iſt die einfache Auslegung, die die Quilitzer den Geſtalten des Mars und der Minerva gegeben haben, Sie ſagen, „es ſei Prittwitz und ſeine Frau, die um den alten Fritzen trauern.“

Wir begegnen der Prittwitz-Zeit, oder doch einer Mahnung an dieſelbe, auch noch in der alten, übrigens durch Schinkel völlig umgebauten Kirche. Einige Schritte vor dem Altar iſt, an Stelle eines Grabſteins, eine Erztafel in die rothen Ziegel des Fußbodens eingelaſſen, eine Tafel, auf der wir in Vergoldung ein kurzes römiſches Schwert erblicken, um das ſich ein Lorbeer windet. Darunter leſen wir: Joachim Bernhard von Prittwitz, K. Pr. General der Kavallerie, Ritter des ſchwarzen Adler- und St. Johanniter-Maltheſer-Ordens, geb. 3. Febr. 1727, geſtorb. 4. Juni 1793; und ſeine Gattin Maria Eleonora von Prittwitz, geb. Freiin von Seher-Thoß, geb. 1739, geſt. 1799. Unter dieſer Tafel befindet ſich höchſt wahrſcheinlich die Gruft, in der das Prittwitz'ſche Paar beigeſetzt wurde; die Tafel ſelbſt aber ſtammt erſichtlich aus den erſten zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, wo die Kirche reſtaurirt wurde. 1793 hatte man noch die altherkömmlichen Grabſteine; die Benutzung von Gußeiſen (des lorbeerumwundenen kurzen Römerſchwerts ganz zu geſchweigen) deutet unverkennbar auf die Schinkel'ſche Zeit.

Zum Schluß nennen wir noch zwei Portraits, denen wir in einem Zimmer des Schloſſes begegnen, und die höchſt wahrſcheinlich der Prittwitz'ſchen Hinterlaſſenſchaft angehören. Es ſind dies: der alte Fritz und der alte Prittwitz ſelbſt. Das erſte Bild wurde 1786, kurz vor dem Tode des Königs, von Bardou gemalt. Die Auffaſſung weicht ab von dem Herkömmlichen. Neben dem Ausdruck des Leidens iſt es ein Zug milder Schwermuth, der den Kopf charakteriſirt und anziehend macht. Das Portrait des alten Prittwitz (ebenfalls Bruſtbild) zeigt uns den General

Digitized by Google

wahrſcheinlich in der Uniform des Regiments Gensdarmes, deſſen Commandeur en Chef er ſeit 1775 war. Auf dem rothen (pfirſichblüthfarbenen) Frack ruht das breite Orangeband des ſchwarzen Adlerordens. Die Farbe des Ordensbandes wirft einen gelben Reflex auf das ohnehin leberfarbene, wenig anziehende Geſicht des alten Generals, deſſen Griesgrämigkeit unter dieſem Reflex noch zu wachſen ſcheint.

1793 ſtarb General von Prittwitz, 1799 ſeine Witwe; Quilitz blieb aber noch eine Reihe von Jahren hindurch in Händen der Familie und zwar im Beſitz des Geh. Finanzraths Friedrich Wilhelm Bernhard von Prittwitz, geb. 1764, geſt. 1843, älteſten Sohnes des Generals. Herr von Prittwitz ſtand zu Hardenberg und Stein in naher Beziehung, nahm aber 1808 ſeinen Abſchied und lebte ſeitdem ganz in Quilitz, bis er die Herrſchaft 1810 an den Staat verkaufte (mittelſt Tauſch), und dafür die frühere Probſtei Caſimir im Leobſchützer Kreiſe Oberſchleſiens erwarb.

Aus dieſen Jahren, wo von Prittwitz der jüngere die Herrſchaft inne hatte, wiſſen wir wenig von Quilitz zu erzählen, es ſei denn, daß in den Jahren von 1801 bis 1803 der damals 20jährige Schinkel hier ſeine erſten architektoniſchen Verſuche machte. Er begann mit dem Kleinſten, und zwar mit zwei Wirthſchaftsgebäuden, von denen das eine auf dem Vorwerk Stuthof, das andere auf dem Vorwerk Bärwinkel errichtet wurde, — zwei Ortsnamen, die faſt noch weniger, wie die Aufgabe ſelbſt, im Stande waren, ſeinen Genius zu beflügeln. Aber dieſer war eben da und bewies ſich im Kleinen, wie er ſich ſpäter im Großen bewies. Wenn an dieſen frühſten Bauten Schinkels (nur ein Gartenſaal im Flemming'ſchen Schloß zu Buckow iſt noch älter) etwas zu tadeln iſt, ſo iſt es das, daß der Genius des jungen Baumeiſters, der Zug nach idealeren Formen ſich hier an der unrechten Stelle zeigt. Dieſe Wirthſchaftsgebäude machen etwa den Eindruck, wie wenn ein junger Poet einen wohlſtyliſirten und bilderreichen Brief an ſeine Wirthsfrau oder deren Tochter ſchreibt. Der Styl, die Sprache, ſind an und für ſich unangreifbar, nur die Gelegen-

Digitized by Google

heit für den poetiſchen Ausdruck iſt ſchlecht gewählt; Gemeinplätze wären beſſer. Schinkel ſelbſt, der ja in ſpäteren Jahren ſo vorzugsweiſe die Anlehnung an das Bedürfniß predigte, würde dieſe, einer höheren Form huldigenden Wirthſchaftsgebäude, ſpeciell das auf dem Vorwerk Bärwinkel, zwar mit Intereſſe, aber ſicherlich auch mit Lächeln wieder betrachtet haben. Indeſſen, wie jugendlich immer, ex ungue leonem. Je unverkennbarer dies hervortritt, um ſo auffallender iſt es, daß eine Zuſchrift an Herrn von Wolzogen, den Herausgeber der Schinkel'ſchen Briefe, gerade dieſes intereſſante, aus Raſeneiſenſtein und Eiſenſchlacken (als Ecken-Garnirung) errichtete Wirthſchaftsgebäude in Bärwinkel, dem Zimmermeiſter Tietz aus Friedland und dem Maurermeiſter Neubarth aus Wriezen hat zuſprechen wollen. Herr von Wolzogen hält dieſer Zuſchrift gegenüber ſeine urſprüngliche, auf einen Ausſpruch Waagens geſtützte Anſicht zwar aufrecht, aber doch mit einer gewiſſen Unſicherheit, die, wir zweifeln nicht daran, beim Anblick des Gebäudes ſelbſt ſofort der feſten Ueberzeugung Platz machen würde: dies iſt von Schinkel, und von niemand andrem. Es iſt ſehr die Frage, ob die architectoniſchen Kräfte zweier kleiner Städte auch jetzt ſelbſt, nachdem Schinkel eine Schule in dieſen Landen herangebildet hat, fähig ſein würden, einen ſo originellen, alle überkommene Schablone vielleicht nur allzuſehr verleugnenden Bau aufzuführen, damals aber (1803) vermochten es die vereinten Baukräfte von Friedland und Wriezen ſicherlich nicht. Ich neige mich ſogar der Anſicht zu, daß die originelle Verwendung von Schlacke und Raſeneiſenſtein, eines Materials, das hierlandes nie als Baumaterial verwendet worden iſt, dort aber zufällig zur Hand war, allein ſchon als Beweis dafür dienen darf, daß der Bau von Schinkel herrühren muß. Gerade in dieſer genialen Benutzung des zufällig Gebotenen war er ja ſo hervorragend. Das Ganze (ein Molkenhaus) hat die Form einer Baſilika: ein Hochſchiff und zwei niedrige Seitenſchiffe. Wenn aber eine Baſilika die prachtvolle breite Giebelwand nach vorne ſtellt, und dieſelbe als Portal benutzt, ſo hat Schinkel bei dieſem Bau das umge-

Digitized by Google

kehrte Arrangement getroffen. Er hat die Giebelwand als Hintergrund (woran ſich nun das Gebäude lehnt), die Apſis aber nach vorne genommen, die nun als Eingang dient. Was alles auch ſich gegen ſolches Baſilika-Molkenhaus ſagen laſſen mag, darüber kann kein Zweifel ſein, daß Friedland-Wriezen damals ſolchen Einfalls nicht fähig war.

[Neu-Hardenberg (Quilitz) ſeit 1814.]

1810, wie bereits erwähnt, war Quilitz aus den Händen des jüngeren Prittwitz in den Beſitz der Krone übergegangen, aber nur auf kurze Zeit verblieb es bei derſelben. Wie 1763 dem General von Prittwitz, ſo wurde Quilitz im November 1814 dem Fürſten-Staatskanzler von Hardenberg als Dotationsgut verliehen, und der alte Name Quilitz, ihm zu Ehren, in Neu-Hardenberg umgeändert. Der Fürſt beſaß es ſammt 13 andern Gütern, die zuſammen die „Herrſchaft Neu-Hardenberg" bilden, bis zu ſeinem am 26. November 1822 in Genua erfolgten Tode; um welche Zeit, nach dem Recht der Erſtgeburt, der geſammte Beſitz an den Sohn des Staatskanzlers, den Däniſchen Geheimen Conferenzrath Grafen von Hardenberg-Reventlow kam. Dieſer ſtarb am 16. September 1840 ohne männliche Nachkommen, und die Herrſchaft fiel nunmehr dem nächſten Erbberechtigten, dem Grafen Carl Adolf Chriſtian von Hardenberg, zu. Dieſer, ein Neffe des Fürſten Staatskanzlers, iſt der gegenwärtige Beſitzer des geſammten Gütercomplexes.

Der Fürſtſtaatskanzler war 8 Jahre lang im Beſitz von Neu-Hardenberg; es ſcheint jedoch, wenn wir (was ohne große Schwierigkeit möglich iſt) den Verlauf ſeiner letzten Lebensjahre von Monat zu Monat verfolgen, daß er nicht allzuviele Mußetage für eine Villeggiatur auf ſeinen Gütern fand. Nur von wenigen Fällen haben wir eine beſtimmte Kunde, z. B. von ſeinem Einzug in Quilitz (wahrſcheinlich im Sommer 1816) und von der Feier ſeines 70jährigen Geburtstages am 31. Mai 1820. Ueber den Einzugstag leben noch einige Traditionen fort, dämmernde Bilder von Triumphbogen und Eichenlaubguirlanden, von Spalier bilden-

Digitized by Google

der Jugend und plattdeutschen Empfangsgedichten, — die letzteren von den zwei hübschesten Mädchen des Dorfs in ihrer wendischen Nationaltracht vorgetragen. Aber hiermit schließt die Reihe der halbverblaßten Bilder ab, die in der That nur durch den Quitzitzer rothen Friesrock ein bestimmtes Colorit erhalten. Mehr schon wissen wir von dem 70. Geburtstag, wiewohl der Fürst beschlossen hatte, ihn in Stille zu feiern. Mancher Gratulant traf ein; unter diesen Beglückwünschenden, freilich brieflich nur, auch Goethe. Die Zeilen, die er schrieb (wie wir offen gestehen müssen, von mindestens schwerverständlicher Natur), waren folgende:

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen,
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdesschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und frische Kräfte.

Am 13. Oktober 1817 hatte die festliche Einweihung der durch Schinkel restaurirten Neu-Hardenberger Kirche Statt, und das Interesse, das der Staatskanzler von Anfang an dieser Kirche widmete (er vermachte ihr eine Dotation und fehlte nie beim Gottesdienst), läßt darauf schließen, daß er bei dieser Einweihung zugegen war.

Auch ein anekdotenhafter Vorfall mit seinem Schwiegersohn, dem Fürsten Pückler, zeigt uns den Fürsten in seinem Hardenberger Schloß. Der Park hinter dem Hause war bei jedem Besuch ein Punkt freundschaftlichen Disputs zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Das feine Auge des letztern hatte seit lange gegen

Digitized by Google

die altfränkisch-steife Anlage, die damals noch existirte, protestirt, und das in andrem Sinne feine Gefühl des Schwiegervaters hatte mit gleicher Beharrlichkeit die Neuerungen abgelehnt, weil diese Neuerungen gleichbedeutend waren mit Entfernung eines Dutzend der allerschönsten Bäume. Davon wollte der Staatskanzler nichts wissen; man sieht, er hatte auch seine Pietät. Der Schwiegersohn, da jegliche Ueberredung scheiterte, schritt endlich auf jede Gefahr hin zur That und Abhülfe. Ein Kreis der Nächststehenden war bei Tisch versammelt, und in dem schon erwähnten Gartensalon aus der Prittwitz-Zeit herrschte jene Tafelheiterkeit, an der das Herz des Fürsten hing und auf deren Pflege und Hervorrufung er sich so wohl verstand. Nun war das Mahl beendet und Wirth und Gäste traten auf die Veranda hinaus, die den Blick hat auf Wiese und Park und Monument. Der alte Fürst stand wie getroffen, — das war der Park nicht mehr, wie er noch vor drei Stunden gewesen war, ja, dessen große Allee er noch vor Tisch in heitrem Geplauder durchschritten hatte. In der That, der Park war während der Stunden des Diners ein andrer geworden, ein solcher, wie er jetzt ist, wie er nach des Schwiegersohns Ansicht werden mußte. Eine Allee war verschwunden und wo ein Elsbruch war, war eine Parkwiese entstanden, an deren Ausgang das Wasser des Canals blitzte. Der Fürst, im ersten Augenblick sichtlich unangenehm berührt, war doch guter Wirth und guter Schwiegervater genug, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen und die jetzigen Besucher mögen sich des Einfalls freuen. Wir entnehmen dieser kleinen Scene aber unter anderm abermals das Faktum einer längeren oder kürzeren Anwesenheit des Staatskanzlers auf seinem Neu-Hardenberger Schlosse.

Gleichviel indeß, wie oft und wie lange er zu einem Aufenthalte in Neu-Hardenberg Muße fand, jedenfalls war von Anfang an sein Auge, seine Sorgfalt diesem neuen Besitze zugewandt und Schloß, Park, Kirche sind in ihrer jetzigen Gestalt seine Schöpfung.

Machen wir zunächst einen Rundgang durch die Zimmer des Schlosses. Wir werden hier einer reichen Anzahl von Kunstschätzen

Digitized by Google

begegnen, denen wir unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden haben. Das Schloß erinnert, nach dieſer Seite hin, zumeiſt an Schloß Tegel, wiewohl das letztere ſowohl der Zahl, als dem Werth der Kunſtſchätze nach, vor Neu-Hardenberg den Vorrang behauptet. Vielleicht wäre dies anders, wenn das Schloß alle die Kunſtſchätze umſchlöſſe, die daſſelbe umſchließen könnte und umſchließen würde, wenn nicht eine großmüthige Laune des Staatskanzlers dieſen um einen derartigen Beſitz gebracht hätte.

Es hat das folgenden Zuſammenhang. Der Staatskanzler hatte — lange bevor ihm die Herrſchaft Neu-Hardenberg zufiel — bereits im Jahre 1804 das im Lebuſiſchen Kreiſe gelegene Gut Tempelberg käuflich an ſich gebracht und daſelbſt ein Schloß aufgeführt, das zu altem anererbten Hardenbergſchen Familienbeſitz auch noch jene Fülle von Kunſtſchätzen umſchloß, die der kunſtliebende Fürſt auf ſeinen Wanderungen durch Europa an ſich gebracht hatte.*) Es war dies eine außerordentlich werthvolle Sammlung. Das Beſte derſelben ging nach der Schlacht bei Jena verloren. Davouſt, auf ſeinem Raub- und Siegeszuge durch die Mark, ließ vier Wagen voll dieſer Kunſtſchätze nach Paris ſchaffen**) und als

*) Es war dies eine Fülle von Dingen. Vieles, namentlich Bilder und Stiche, hatte er in früheren Jahren ſchon in England gekauft, andres rührte aus der Zeit ſeiner Anſpach-Baireuther Verwaltung her. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer er die Archive jener Landestheile durchforſchen ließ; von allem nahm er Abſchrift; eins der wichtigſten Reſultate dieſer Unterſuchungen war die Auffindung der „Memoiren der Markgräfin von Baireuth." Ein feiner, literariſch-aeſthetiſcher Sinn, ein Sinn für das Sammeln hiſtoriſcher Erinnerungsſtücke, oder auch bloßer Curioſitäten, begleitete ihn durch's Leben. In ſehr charakteriſtiſcher Weiſe zeigte ſich dies im Jahre 1786, unmittelbar nach dem Tode Friedrichs des Großen, wo er (damals in Dienſten des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig) das in Braunſchweig deponirte Teſtament des Königs nach Berlin brachte und ſich als Belohnung lediglich eins der Windſpiele des großen Königs erbat.

**) Davouſt war wohl kein Mann der Literatur. Dieſer Umſtand mag es erklären, daß er ſich mit der Wegführung glänzender, als werthvoll in die Augen ſpringender Kunſtwerke begnügte und die 16,000 Bände zählende Bibliothek in Tempelberg zurückließ. Ebenſo entging ſeinem Auge

Digitized by Google

im Jahre 1814 die Rückgabe all' deſſen erfolgte, was Napoleon in zehn Siegesjahren mit nach Paris geſchleppt hatte, leiſtete der Fürſtſtaatskanzler auf die Rückforderung deſſen, was ihm genommen worden war, Verzicht. Welche Gründe ihn dabei leiteten, iſt nicht recht klar; doch ſcheint es, daß er in jener vornehmen Feinfühligkeit, die ihm allerdings eigen war, von Rückforderung des Seinigen Abſtand nahm, um die Wiedererſtattung deſſen, was anderen (auch dem Staate) genommen worden war, mit um ſo mehr Nachdruck, weil mit größerer Unbefangenheit, betreiben zu können. So blieb denn der größte Theil jener Kunſtſchätze, die einſt die Säle von Schloß Tempelberg geſchmückt hatten, in Paris zurück, und nur die durch Davouſt zurückgelaſſenen Reſte wurden 1814 von Tempelberg nach Neu-Hardenberg hinübergeſchafft. Allerdings wurde um dieſelbe Zeit, ſo wie auch in den folgenden Jahren bis zum Tode des Staatskanzlers, dieſe Sammlung durch einzelne Ankäufe und Geſchenke (wir werden mehrere derſelben kennen lernen) wieder erweitert, aber immerhin blieb ſie nur ein Bruchſtück der alten Herrlichkeit.

Wir ſchreiten nun dazu, dieſe Bruchſtücke, zumal Portraits und Bilder, in Augenſchein zu nehmen.

Im Billardzimmer.

1) Alte Familienportraits des freiherrlichen Hauſes Hardenberg, bis zurück ins 16. Jahrhundert. Das älteſte und deshalb intereſſanteſte dieſer Bilder iſt klein, nicht ganz handhoch und zeigt die Jahreszahl 1558. Es ſtellt dar: Eler Hardenberg, ſeines Alters 62 Jahr.

2) Portrait des Staatskanzlers; von dem franzöſiſchen Maler Quinzon. (Naglers Künſtlerlexicon bringt dieſen Namen nicht, auch keinen ähnlich klingenden, ſo daß ich, hinſichtlich der Rechtſchreibung, nicht ſicher bin.)

---

eine Anzahl Mappen mit alten, zum Theil ſeltnen Stichen gefüllt. Bibliothek und Kupferſtich-Mappen befinden ſich noch im Neu-Hardenberger Schloß.

Digitized by Google

3) Portrait des Sohnes des Staatskanzlers, damals etwa 15 Jahr alt. Ein sehr hübsches Bild. (Christian Heinrich August Graf von Hardenberg-Reventlow, einziger Sohn des Fürsten-Staatskanzlers aus seiner ersten Ehe mit Friederike Juliane Christiane Gräfin von Reventlow, wurde am 19. Februar 1775 geboren und starb als dänischer Hofjägermeister und Geheimer Conferenzrath am 16. September 1840. Er war von Jugend auf in den dänischen Dienst getreten. Im Jahre 1814 führte dies zu einer eigenthümlichen Begegnung, wie sie die Annalen der Diplomatie vielleicht nicht zum zweiten Male aufzuweisen haben. Am 25. August des genannten Jahres wurde zwischen Preußen und Dänemark (das bekanntlich auf französischer Seite gefochten hatte) der Friede zu Berlin geschlossen. Die Beauftragten waren Vater und Sohn: der Staatskanzler Fürst Hardenberg für Preußen, der Geheime Conferenzrath Graf Hardenberg-Reventlow für Dänemark. Der letztere verblieb in dänischem Dienst und ging darin so weit, daß er sogar auf den Fürstentitel verzichtete, als ihm, nach dem im November 1822 erfolgten Tode seines Vaters, die Herrschaft Neu-Hardenberg zugefallen war. Man hat preußischerseits dies kühle ablehnende Verhalten getadelt, eine Ablehnung, die im Wesentlichen sagte: „ich zieh' es vor, ein dänischer Graf zu bleiben." Aber wenn es diesem Verhalten des Sohnes allerdings an Verbindlichkeit gegen Preußen gebricht, so geziemt sich doch andrerseits die Frage: war der Sohn zu solcher Verbindlichkeit überhaupt verpflichtet? Man darf wohl antworten: „nein". Der jüngere Hardenberg war ein geborner Hannoveraner, seine Mutter war eine Dänin. Als sein Vater (der spätere Fürst) in den preußischen Staatsdienst trat, gehörte er (der Sohn) bereits mit Leib und Leben dem dänischen Staate an. Wenn durchaus eine Schuld gefunden werden soll, so liegt sie jedenfalls nicht bei dem Sohne, sondern in häuslichen Verhältnissen, die er am wenigsten ändern konnte. 1787 oder 88 trennten sich bereits die Eltern und die begleitenden Umstände, vor allem die bald erfolgende Wiederverheirathung des Vaters, ließen es rathsam oder selbst geboten er-

Digitized by Google

ſcheinen, daß der erſt 12jährige Sohn der Mutter folgte. Unter Einfluß und Leitung des Vaters wäre er natürlich preußiſch geworden, dieſer Leitung indeß enthoben, war es ſelbſtverſtändlich, daß die däniſche Ausſaat auch däniſche Frucht trug.

Neben dem Billardzimmer.

1) Die alte Burg Hardenberg im Hannoverſchen, wie ſie noch vor etwa 150 Jahren war.

2) Die jetzige Burg Hardenberg (Ruine).

3) Ein eingerahmtes Blatt mit den oben mitgetheilten Verſen Goethe's, die derſelbe zum 70jährigen Geburtstag des Staatskanzlers an dieſen richtete.

Im Gartenſalon und dem angrenzenden Zimmer.

1) Große Malachit-Vaſe; Geſchenk des Kaiſers von Rußland.

2) Portrait Friedrich des Großen; von Bardou (ſchon erwähnt; vielleicht aus der Prittwitz-Zeit).

3) General von Prittwitz.

4) Portrait des Staatskanzlers aus der Zeit ſeines erſten oder zweiten Aufenthalts in England (1772 oder 81). Ein Paſtellbild von Benjamin Weſt.

5) Napoleon; von Gerard.

6) Blücher; ein Geſchenk von dieſem ſelbſt an den Staatskanzler.

7) Friedrich Wilhelm III. (jung) in öſterreichiſcher Huſaren-Uniform.

8) Ein prachtvoller Moſaikkopf, der, von Hardenberg etwa zwiſchen 1790 und 1805 angekauft, durch einen Zufall dem Auge Davouſt's entging und der Tempelberger Sammlung verblieb. Von dort kam er 1814 nach Neu-Hardenberg. Es iſt eine vorzügliche Arbeit: ein Frauenkopf (halb Profil) von weißem Teint und dunkelblondem Haar. Die Lippen ſinnlich, die Augen groß und ſchwärmeriſch; dazu (als einziger Schmuck) ein Halbmond auf der ſchönen Stirn. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, welcher Zeit das Bild angehört, auch nicht, wen es darſtellt. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich es für einen Kopf der Beatrice Cenci halte, die hier im Coſtüm der Diana auftritt.

Digitized by Google

9) Ein großes Mosaikbild: Die Tempelruinen von Paestum. Ein Geschenk, das Papst Pius VI. etwa um 1820 an den Fürsten-Staatskanzler machte. Das Bild ist etwa 4 Fuß lang und 1 Fuß hoch. Ein breiter Rahmen umgiebt es, der oben, als beinah fußhohes Ornament, das päpstliche Wappen trägt. Die drei Tempelruinen nehmen die Mitte des Bildes ein; rechts Baumgruppen in frischestem Grün, links Trümmerreste unter wucherndem Strauchwerk; im Hintergrund Bergzüge, vorn ein paar Gestalten. Das Bild wurde bei seinem Eintreffen in Berlin so schön gefunden, daß König Friedrich Wilhelm III. ein gleiches oder ähnliches zu haben wünschte, und deshalb in Rom unter der Hand anfragen ließ: was der Preis eines solchen Mosaikbildes sei? Die Rückantwort (wahrscheinlich Niebuhrs) lautete: 6000 ℳ. Als bei Hofe über diese Summe gesprochen wurde, soll der alte General von Rohr halb erschrocken, halb treuherzig bemerkt haben: „aber doch mit dem Rahmen."

Im Eßzimmer.

1) Eine Landschaft von Schinkel. Im Hintergrunde die Ruinen der Burg Hardenberg. Ein Festzug (Landvolk, geschmückte Stiere ꝛc.) kommt den Hügel herab und bewegt sich, an einer alten Eiche vorbei, einem Ceres- oder Pomona-Bilde entgegen. (Eine Copie befindet sich in der Wagner-Gallerie zu Berlin.)

2) Eine Mondlandschaft von van der Neer. Ein vorzügliches Bild (braun in Ton), von Schinkel, bei seinen Besuchen in Neu-Hardenberg, immer sehr bewundert.

3) Luther; von Holbein.

4) Katharina von Bora; von Holbein. Auf der Rückseite dieses Bildes (auf Holz gemalt) befindet sich ein zweites Bild und zwar ein Todtenkopf. Unter demselben stehen, auf einem sauber gemalten Zettel, folgende Worte:

Entgèn den tot is kein schilt
Darum leebe als Du sterve wilt.

„Entgen" meint entgegen oder gegen; „schilt" ist Schild.

Digitized by Google

5) Eine Maria mit dem Kinde. Wie es heißt, von Rubens, aber andern Bildern des Meisters sehr unähnlich.

6) und 7) Zwei kleine Landschaften (sehr blau im Ton) vom Landschafts-Breughel.

8) und 9) Zwei Landschaften von Nicolaus Berghem.

10) Die Feuerprobe der Kaiserin Kunigunde (Gemahlin des Gegenkaisers Rudolph); ein figurenreiches Bild von Lucas Kranach. Der Kaiser, ein Bischof, Rathsherrn und Edelfräulein stehen zur Seite der Kaiserin; diese, als Zeichen ihrer Treue, legt eben ihre Finger in den Rachen eines „glühenden Löwen."

11) Violinspieler; von van den Bosch.

12) Wirthshausscene; von Teniers. Ein Stammgast der niedrigsten Sorte legt, voll bedenklichen Einverständnisses, seine Hand auf die Schulter der Wirthin, einer runzlichen alten Weibsperson, deren Kopf in einer Nachtmütze steckt. Der Stammgast und wie es scheint Galan, hält ihr das Glas hin und sie schenkt ein. Ein Alter, muthmaßlich der Ehemann, blickt aus einem kleinen Alkoven-Fenster, mit sauersüßem Gesicht, der Scene zu. Die Alte in der Nachtmütze ist vortrefflich.

13) Ein Bürger- oder Rathsherrnkopf; von Rembrandt. Das Prachtstück der Sammlung.

14) Die Adamiten; von Rubens. Etwa 12 Weiber und 3 oder 4 Männer sind gemeinschaftlich, wie es die Sekte vorschreibt, im Bade. — Als im Jahre 1840, bei Uebernahme des Schlosses, auch die Bildergallerie gerichtlich taxirt wurde, hatte der Wriezener Aktuarius dieses Bild wie folgt bezeichnet: „Nackte Weibsbilder von einem gewissen Rubens. 15 Sgr."

Unser letzter Besuch gilt der Kirche.

Sie wurde, wie schon bemerkt, in den Jahren 1816 und 1817 durch Schinkel restaurirt und im Oktober 1817 eingeweiht. Schinkel ließ von dem alten Bau wohl nur die Umfassungsmauern stehen; — der Thurm (wenigstens die obere Hälfte desselben), das Mausoleum und die innere Einrichtung der Kirche selbst sind sein

Digitized by Google

Werk. Der Thurm iſt ein Curioſum; auf dem Unterbau deſſelben, der etwa bis an den Dachfirſt reicht, hat er eine niedrigere Etage aufgeſetzt, dieſer Etage aber nicht die Form eines Würfels, ſondern eines niedrigen, von zwei Seiten her zuſammengepreßten Cylinders gegeben. Das Ganze ſieht etwa aus, und entſpricht auch ziemlich den Proportionen, wie wenn man ein ovales Serviettenband auf eine oblong geformte Theebüchſe ſtellt. Wie Schinkel zu dieſem Curioſum gekommen iſt, iſt ſchwer zu ſagen. Er hielt, der bloßen Theorie gegenüber, viel vom ausprobiren; erwieſen iſt es, daß er Dinge, die in der Zeichnung ſeinen Beifall hatten, hinterher änderte, weil er fand, daß ſie in Subſtanz und Wirklichkeit ſich anders ausnahmen, als im Bilde. Dieſe oft gemachte Erfahrung konnte ihn, in einem einzelnen Falle, leicht dahin führen, überhaupt ſich mal auf's Probiren zu legen und etwa zu ſagen: „ſo vieles, was die Theorie gut heißt, macht ſich hinterher ſchlecht; ſei es deshalb mal verſucht, ob nicht das, was die Theorie verwirft, ſich hinterher gut präſentirt.“ So ſetzte er (wenn wir überhaupt richtig erklärt haben) eine elliptiſche Etage auf einen oblongen Unterthurm. Aber freilich war es ein mißglückter Verſuch. Wir zweifeln nicht, daß er ihn ſpäter ſelber als ſolchen angeſehen hat.

An der entgegengeſetzten Giebelwand der Kirche befindet ſich das Mauſoleum. Es iſt, wie alle ähnlichen Werke Schinkels, ein durchaus griechiſcher Bau: doriſche Säulen tragen ein Giebelfeld. Die Anlage iſt in gewiſſem Sinne eigenthümlich und verhält ſich zu einem frei und ſelbſtſtändig daſtehenden Mauſoleums-Bau (etwa nach Art des Charlottenburger), wie ſich ein Hautrelief zu einer vollen, plaſtiſchen Figur verhält. Der Bau ſteckt nämlich ſcheinbar in der Kirchenwand und ſpringt aus derſelben nur zum kleinſten Theil hervor. Es iſt die bloße Front eines Mauſoleums.

Das Innere der Kirche, — bis zu einem gewiſſen Grade an den Berliner Dom erinnernd, und in der That genau um dieſelbe Zeit (1817) aufgeführt, in der Schinkel die Reſtaurirung des alten Doms leitete, — iſt hell, geräumig, lichtvoll, ein wenig nüchtern; das Ganze mehr ein Betſaal, als ein Kirchenſchiff. Eigen-

Digitized by Google

thümlich ist der Altar. Hinter demselben, die Kirche chorartig schließend, erhebt sich eine hohe Nischen-Wand, deren halbkreisförmige Fläche durch gemalte Säulen in verschiedene Felder getheilt wird. Es sind ihrer fünf. Aus dem Mittelfelde springt die Kanzel hervor, nach rechts und links hin von den vier andern Feldern flankirt. In diesen vier Feldern befinden sich die Colossalfiguren der vier Evangelisten, und zwar Johannes und Lucas zur Linken, Matthäus und Marcus zur Rechten der Kanzel. Die Bilder sind von ungleichem Werth; Matthäus, Johannes, Lucas lassen viel zu wünschen übrig; der Marcus, wenn ich nicht irre nach Michel Angelo, ist vorzüglich. Sie rühren von einem gewissen Bertini her, den der Staatskanzler (bekanntlich ein Mäcen der schönen Künste) nach Italien schickte, um diese Bilder nach den Vorbildern großer Meister zu fertigen. Sie sind, wie gesagt, nicht alle gut, aber auch wie sie sind, bilden sie jedenfalls einen Bilderschmuck, wie er derart, nach der Seite des Künstlerischen hin, in märkischen Dorfkirchen schwerlich zum zweiten Male angetroffen wird.

Der Altar der Kirche birgt noch eine andre Sehenswürdigkeit: das Herz des Fürsten-Staatskanzlers. Auf einem Kissen ruht es, von einer Glasglocke umschlossen. Der Schrein aber, der das Ganze einschließt, trägt an seiner Außenseite folgende Ottaverim-Strophe als Inschrift:

Des Fürsten Herz, das liebend treu geschlagen
Für seinen König und für's Vaterland,
Das — in den schweren, blut'gen Kampfestagen,
Wo vielen auch die letzte Hoffnung schwand —
Durch Muth und Weisheit stark, in kühnem Wagen
Des Vaterlandes Ruhm und Rettung fand,
Und nach vollbrachtem Werk, gebaut dem heilgen Worte
Des Herrn den Tempel hier — das ruht an diesem Orte.

Diese Strophe, die dem Andenken des Fürsten eine maßvolle und wohlverdiente Huldigung darbringt, böte eine schickliche Gelegenheit, wenigstens den Versuch einer Charakteristik zu wagen. Ich nehme aber Abstand davon. Was ich sagen könnte, ist oft gesagt;

Digitized by Google

Neues, Schärferes, Zutreffenderes kann nur von denen gesagt werden, die im Vollbesitz des Materials sind und zu voller Einsicht in den Charakter, auch einen wirklichen direkten Einblick in alles Geschehene, in die Dinge und ihre Motive mitbringen. Eine solche Charakteristik des Fürsten gehört der Zukunft an. Eines aber möge hier wie ein nicht abzuweisendes Bekenntniß, seinen Ausdruck finden, die Ueberzeugung, daß, soweit menschliches Wissen und Erkennen reicht, Hardenberg ein auserwählter Mann war, ein Mann, dem nach dem Rath und Willen Gottes die Aufgabe zufiel, die Rettung unseres Vaterlandes glücklich durchzuführen. Selbst seine Schwächen leisteten dieser Aufgabe Vorschub. Ein bloßer sans peur et sans reproche (etwa wie Stein oder Marwitz, zu denen wir freilich freudiger und gehobener aufblicken) hätte es muthmaßlich nicht vermocht. Der Fürst war kein sans reproche; seine Fehler liegen zu Tage. „Man braucht kein moralischer Herschel zu sein (wie sein Biograph sich ausdrückt), um diese Fehler mühlos zu entdecken.“ Aber diese Mischung von Edlem und minder Edlem, von Schlauheit und Offenheit, von Nachgiebigkeit und Festigkeit, war genau das, was die Situation erheischte. Eigensinn und Prinzipienreiterei hätten uns verdorben. Sein Leben (Vorbild oder nicht) hat uns gerettet; wie er selber in Bescheidenheit hinzusetzen würde: durch die Gnade Gottes.

Digitized by Google

Friedland.

Der Nixen muntre Schaaren,
Sie ſchwimmen ſtracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern ſei.
Uhland.

Alt-Friedland, vormals Kloſter-Friedland, bildet die zweite Hälfte des Beſitzes, den Markgraf Carl von Schwedt in dieſen Gegenden, d. h. am Rande des Oderbruchs inne hatte. Die andere Hälfte war Quilitz (Neu-Hardenberg), von dem wir im vorigen Kapitel geſprochen.

Friedland war in alten Zeiten ein Nonnenkloſter des Ciſterzienſer-Ordens, deſſelben Ordens, der die erſten Anfänge der Cultur in das Land zwiſchen Elbe und Oder trug, den Ackerbau ſchuf und, wie das Land wirthbar machte, ſo auch das Volk belehrte und unterwies. Was die Geſchichte dem Ciſterzienſer-Orden im Allgemeinen nachrühmt, das traf innerhalb der Marken (d'rin alles „wüſt und leer" war) in verdoppeltem Maße zu. „Die Ciſterzienſer waren frei von jener geiſtigen Zerſtreutheit, welche damals die gewöhnliche Folge ſcholaſtiſcher Streitigkeiten war. Sie waren ausgezeichnete Landwirthe, immer voran mit ihrer Hände Arbeit. Aber ihrer Hände Arbeit beſtand nicht blos außerhalb der Kloſtermauern im Ausroden des Waldes, im Fällen der Bäume, im Umgraben der Erde, ſondern auch innerhalb des Kloſters im Abſchreiben der Bücher. Sie brach-

Digitized by Google

ten nicht nur das Chriſtenthum, ſie brachten auch die Cultur: ſie bauten, ſie lehrten. Dabei waren ſie vor anderen ausgezeichnet in der Kunſt der Bekehrung.“ So beſchreibt ſie die Geſchichte des Ordens.

Wann Kloſter Friedland gegründet wurde, iſt nicht mehr mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen, da im Jahre 1300 das alte Kloſter (zum Theil) ſammt ſeinen Urkunden verbrannte. Doch läßt ſich nachweiſen, daß es bereits ziemlich lange vor 1271 beſtand, alſo durchaus in die erſte Zeit der Germaniſirung dieſer Landestheile zurückreicht. Der Evangeliſt Johannes war der Schutzheilige des Kloſters; die Kloſterkirche war der heiligen Jungfrau geweiht.

Wahrſcheinlich in demſelbem Jahre (1300), in dem das alte Kloſter niederbrannte, wurde auch bereits mit dem Aufbau eines neuen begonnen. In eben dieſem Jahre wurde eine Urkunde ausgeſtellt, worin Markgraf Albrecht dem Kloſter ſeinen alten Beſitz beſtätigte. Wir erſehen daraus, daß Kloſter Friedland damals folgendes beſaß: das Städtchen (jetzt Dorf) Friedland; ferner die Dörfer Ringenwalde, Biesdorf und Lüdersdorf; ferner Antheile an den Dörfern Metzdorf, Löwenberg, Beiersdorf, Börnecke, Ladeburg, Klein-Barnim und Marzahne; ferner (ganz oder theilweis) die Alebrand-Mühle bei Friedland, die Lapenow'ſche Mühle bei Ringenwalde und die Dornbuſch-Mühle bei Bliesdorf. Beſonders reich aber war Kloſter Friedland an ſchönen Seen, deren Fiſch-Ertrag für die frommen Jungfrauen ausgereicht haben würde, wenn auch das ganze Jahr aus Faſttagen beſtanden hätte. Das Kloſter beſaß nämlich: den Kloſter- und Kiezer-See bei Friedland, den Großen und Kleinen Tornow-See bei Probſthagen (jetzt Pritzhagen), den Griepen-See, den Buckow'ſchen See, den Weißen-See und zum Theil den Großen Schermitzel-See, alle vier bei Buckow gelegen. Dazu geſellte ſich ein Weinberg bei Wriezen und von Seiten der obengenannten Dornbuſchmühle die Verpflichtung: den Nonnen zu Friedland täglich vor Sonnenaufgang eine warme Semmel zu liefern. Dieſe „warme

Digitized by Google

Semmel" gönnt uns Einblick in die gemüthliche Seite des Kloſterlebens.

Es ſcheint indeſſen bei dieſen und ähnlichen Gemüthlichkeiten nicht ſein Bewenden gehabt zu haben, denn die nächſte Urkunde (freilich 85 Jahre ſpäter) iſt bereits darauf aus, durch Ordinationen und Befehle dem um ſich greifenden Sittenverfall zu ſteuern. Es war die Zeit, wo die ſtrenge Kloſterregel überall einer „milden Praxis" zu weichen begann, ganz beſonders in der Mark, wo die urſprüngliche, kaum gezähmte Wildheit der Bewohner, unter der bairiſchen und luxemburgiſchen Herrſchaft, neu hervor zu brechen begann. Auch die Klöſter wurden davon berührt. Einſt war das Leben innerhalb derſelben ſtark genug geweſen, nach außen hin bildend und ſittigend zu wirken, jetzt, ſchwach geworden, drang, faſt ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, der allgemeine Sittenverfall von außen her in die Kloſtermauern ein. Das erſehen wir mit aller Beſtimmtheit aus der zweiten Urkunde (vom 3. Juli 1381), der Riedel die Ueberſchrift gegeben hat: „Dietrich, Biſchof von Brandenburg, ordnet die Einrichtungen des Kloſters Friedland." Sie iſt die wichtigſte unter allen Urkunden, die auf das Kloſter Bezug nehmen, weshalb wir uns ausführlicher mit derſelben beſchäftigen. Es iſt dreierlei, was wir aus dieſer Urkunde erſehen: 1) das Regiment des Kloſters; 2) die Thatſache des Verfalls; 3) die Mittel und Wege, dieſem Verfall zu ſteuern.

1. Die Urkunde beginnt, Einblicke in das „Regiment des Kloſters" gönnend, wie folgt:

> Dietrich durch die Gnade Gottes und des heiligen Stuhles Biſchof von Brandenburg, entbietet der in Chriſto geheiligten Abbatiſſin, der Priorin und dem ganzen Kloſter der heiligen Frauen in Fredelant, ſo wie auch dem ſehr ehrenwerthen Praepoſitus derſelben (d. h. dem Probſt) Gruß im Herrn und ermahnt ſie unſeren Statuten, Ordinatorien und Mandaten feſt und treu zu gehorſamen.

Gleich dieſer erſte Satz der Urkunde belehrt uns über manches Abweichende. Wir ſehen zunächſt das Kloſter unter dem

Digitized by Google

Biſchof ſtehen. Dies war nicht das Herkömmliche. Wir finden in der Geſchichte des Ciſterzienſer-Ordens folgendes: Der heilige Stephan (Stephan Harding, ein Engländer) hatte mit den Biſchöfen, in deren Diöceſen die Klöſter ſtanden, einen wichtigen Vertrag geſchloſſen. Er verſprach ihnen nämlich, daß in ihren Sprengeln nie ohne ihre Gutheißung ein Kloſter errichtet werden ſollte, und ſie gaben ihm ihrerſeits wiederum die Verſicherung, daß ſie freiwillig auf ihr Recht hinſichtlich der Beaufſichtigung verzichten wollten. So weit die Geſchichte des Ordens. Doch iſt es möglich, daß in der Mark Brandenburg von Anfang an dieſe Dinge ſich anders (oder wenn man ſo will, wieder im Einklang mit den früheren Zuſtänden des Ordens) geſtalteten und die Klöſter, ohne Ciſteaux und das franzöſiſche Herkommen zum Muſter zu nehmen, in eine Abhängigkeit von den Biſchofſitzen eintraten.

Das andere, was in dieſem Eingangsſatz der Urkunde auffällt, iſt das Vorhandenſein — neben der Aebtiſſin und dem Präpoſitus — einer beſonderen Priorin, während doch die Klöſter im Allgemeinen nur eine Aebtiſſin oder Priorin, aber nicht beides zugleich kannten. Ja (das ſei ſchon hier bemerkt) unſer Kloſter Friedland ſcheint in der Folge noch um einen Schritt weiter gegangen zu ſein, indem wir aus dem Jahre 1486 einer andern Urkunde begegnen, in der nicht nur von einem Präpoſitus, einer Aebtiſſin, einer Priorin, ſondern auch noch von einer Subpriorin geſprochen wird. Es ſcheint faſt, daß ſich die Einrichtungen in dieſen, vom Mittel- und Ausgangspunkte des Ordens (Ciſteaux) weit abgelegenen Klöſtern ſehr weſentlich anders geſtalteten, als in Gegenden, die dieſem Mittelpunkte näher lagen.

2. Die Urkunde fährt nun (die Thatſache des Verfalls conſtatirend) folgendermaßen fort:

> Wir wiſſen und haben aus der Evidenz der Thatſachen erfahren, daß überall, wo die Herrſchaft der Zucht verachtet wird, die Religion ſelber Schiffbruch leidet. Wir haben daher Vorſorge getroffen, damit nicht durch Verachtung

Digitized by Google

dieſer Zucht, an denen, die ſich Chriſto verlobt haben, Unpaſſendes wahrgenommen werde, was angethan iſt, dem Ruhm der Tugend und Ehrbarkeit einen Makel anzuheften, oder die göttliche Majeſtät zu beleidigen. So denn haben wir, mit Uebergehung geringerer Dinge, in Nachſtehendem in Betracht gezogen, wie euer Zuſtand würdig und angemeſſen zu reformiren ſei.

Der Zuſtand des Kloſters war alſo der Reform bedürftig. Es ſcheint aber faſt, daß er derſelben ſogar dringend bedürftig war, denn der letzte Satz der Urkunde (nachdem aufgezählt iſt, in welcher Weiſe die Zucht und Sitte wieder hergeſtellt werden ſoll) ſchließt mit folgender Androhung:

Wer aber unter euch, ſei es im Einzelnen oder in all und Jedem, noch 12 Tage nachdem dieſe Statuten, Ordinationen und Befehle zu eurer Kenntniß gelangt ſind, als frecher Verletzer oder freche Verletzerin ſich erblicken läßt, erfährt die Sentenz der Excommunication, von welcher der Betroffene, es ſei denn er ſtürbe (nisi in mortis articulo), nicht ohne unſere ſpecielle Erlaubniß abſolvirt werden wird.

3. Den Hauptinhalt der Urkunde bildet aber die Aufzählung der verſchiedenen Punkte, die der Reform bedürftig ſind und die Angabe des Guten, der Ordensregel Entſprechenden, das an die Stelle eingeriſſener Unordnung zu ſetzen iſt. Die Urkunde ſagt darüber:

a) So denn, nach fleißiger Berathung und Verhandlung, ſetzen wir feſt, ordiniren und befehlen wir, in wieweit ihr Nonnen unter feſter Clauſur zu verbleiben habt. Zu allen Thüren, deren Eingang und Ausgang erforderlich iſt, ſollt ihr zwei verſchiedene Schlüſſel haben, der eine, von innenher, für euch Abbatiſſin, der andere, von außenher, für euch Herr Präpoſitus, ſo daß Niemand ein- oder ausgehen kann, ohne Wiſſen und Zulaſſung von euch beiden. Wir ordnen dabei ferner an, daß keine der Nonnen,

Digitized by Google

unter was immer für Vorwand, Erlaubniß haben soll, außerhalb des Klosters wohnende Freunde, noch auch überhaupt draußen Lebende zu besuchen, so wie wir auch befehlen, daß niemand ohne specielle Erlaubniß der Abbatissin (von innen her) oder des Präpositus (von außen her) an das Küchenfenster (ad fenestram collationi) herantreten soll. Auch soll keine der Nonnen eine besondere Wohnung (habitaculum) oder sonstige Bequemlichkeit haben, noch auch außerhalb des gemeinschaftlichen Refektoriums oder eines andern gemeinschaftlichen Eßraums (cenaculum) zu Mittag oder zu Abend essen.*) Nur in gewissen Fällen wird die Abbatissin von dieser Anordnung Abstand nehmen können, aber doch immerhin so nur, daß alsdann an einem andern, eigens und speciell dazu bestimmten Orte die Mahlzeit eingenommen werden muß.

b) Im Uebrigen, in Gemäßheit der zweiten Ordensregel und nach alter löblicher Gewohnheit dieses Klosters, sollt ihr der Abbatissin in allem folgsam und gehorsam sein. Und wenn eine unter euch, wegen Ausschreitung und Unterlassung, Mahnung oder Strafe verdient, so soll sie dem Ausspruch der Abbatissin, in Gemäßheit der Ordensregel Gehorsam leisten, soll auch nicht von irgend einer andern bei

*) Diese Verordnungen waren gewiß um so nöthiger (aber freilich um so schwieriger durchzuführen), als alle solche Klöster, die, wie Kloster Friedland, nur eine lokale Bedeutung hatten, oder einem lokalen Bedürfniß entsprachen, wie von selber, aus einem kirchlichen, zugleich auch zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Kreises wurden. Die Pfuels und die Ilows, die Eickendorps und die Hoendorps, die Strantze, Barfuse und Wulffens, wie sie ihre Güter in nächster Nähe um Kloster Friedland herum hatten, so hatten sie ihre Töchter in demselben. Die einfache Folge davon war, daß das Kloster, im besten Sinne des Worts, zu einem Rendezvous-Platze wurde, wohin die adeligen Insassen des Kreises ihre Neuigkeiten trugen, um sie gegen andere umzutauschen. Die Welt innerhalb und außerhalb der Klostermauern war dieselbe. Alles war versippt, verschwägert und die Cordialität, die Familien-Zugehörigkeit mußte natürlich die Aufrechthaltung der Disciplin erschweren.

Digitized by Google

dieſen Vorgängen gegen die Abbatiſſin vertheidigt werden, außer wenn es die Ordensregel geſtattet.

c) Und ihr ſollt ferner keine Mägde oder beſondere weltliche Dienerinnen, weder innerhalb des Kloſters, noch auch außerhalb deſſelben, zu dieſem oder jenem Geſchäft haben, außer ſolche, welche durch euren Präpoſitus zugelaſſen und zu eurer Bedienung ſpeciell erleſen ſind; noch auch ſoll euch geſtattet ſein unter was immer für Vorgabe, irgend eine weltliche Jungfrau in euer Kloſter auf längere oder kürzere Zeit als Mitbewohnerin aufzunehmen, es ſei denn auf ſpecielle Erlaubniß. Und wenn ihr in Folge unſerer Erlaubniß eine ſolche unter euch aufgenommen habt, ſo ſoll ſich dieſe Aufgenommene (suscepta) kleiden wie ihr, in ein eben ſolches Kleid und eine graue Tunica darüber. Und einmal aufgenommen ſoll ſie das Kloſter nicht wieder verlaſſen, unter was immer für Vorgabe, vor Ablauf einer vorher feſtgeſetzten Zeit, es ſei denn, daß ſie unſere Erlaubniß dazu erhielte. Und für den Fall, daß etwas für die Koſten ſolcher Mitbewohnerin beigeſteuert wird, ſo ſollt ihr dies dem Präpoſitus geben oder irgend einem andern, in den ihr Vertrauen ſetzt. —

d) Im Uebrigen ſollt ihr eine Lehrſchweſter oder Schulmeiſterin, ſo wie auch eine Gemeindeſchule für Knaben und Mädchen (ad omnes moniales juniores) haben, und zwar dergeſtalt, daß die Knaben von Seiten der Lehrſchweſter oder Schulmeiſterin zu beſtimmten und herkömmlichen Zeiten unterrichtet werden, wobei ſie (die Knaben) nach Schul- und Lehrordnung, in allem, was Zucht und Schulwiſſenſchaft angeht, der Lehrſchweſter zu gehorchen haben.

e) Und keine unter euch ſoll über Bedürfniß oder anders, als durch den Präpoſitus verabreicht wird, Speiſe und Trank fordern oder nehmen, ſondern ſoll zufrieden ſein mit dem, was durch den Präpoſitus gegeben wird. —

Digitized by Google

Außerdem ſollt ihr beſtrebt ſein, durch Tracht und Kleid (vestitu et habitu) in Schuhen, in Haarſchleifen, in eng ſchließenden Gürteln, in Gürtelſchnebben keinen andern Schmuck zu haben, als ſolchen, welchen die Kirche zuläßt; noch ſollt ihr, weil es der Scham, der Sitte und eurem Geſchlecht widerſtreitet, Maskenſpiel und Maskenſcherze treiben, noch auch ſollt ihr die Geburtstage oder andere jährlich wiederkehrende Feſte beſonders halten und feſtlich begehen.

f) Ebenſo, wenn es ſich trifft, daß ihr gemeinſchaftlich ausgehet und in Proceſſion das Cimiterium umſchreitet, ſo werde keine von irgend wem berührt oder nach Sitte weltlicher Frauen an Hand oder Arm geführt, vielmehr kehret alle nach dem Umgang in euer Kloſter zurück, ſo daß kein anderer Zutritt zu euch offen ſteht, wie der, der oben beſchrieben wurde.

g) Im Uebrigen, auf daß ihr aufmerkſamer den heiligen Gebräuchen (divino cultui) obliegen könnt, ſollt ihr nicht verſuchen, Brote oder Backwerk zu Hochzeiten oder andern Feſtlichkeiten zu machen, zu kochen oder zu ſchicken.

Dann wird der Präpoſitus ermahnt, auch ſeinerſeits das Rechte und Billige zu thun, niemand darben zu laſſen, niemandem Grund zur Klage zu geben. Jedes Kloſtermitglied aber, das alsdann noch zu Uebertretungen ſchreitet und Gehorſam weigert, wird (wie oben ſchon wörtlich mitgetheilt) mit Excommunication bedroht.

Ob und inwieweit dieſer Erlaß des Brandenburgiſchen Biſchofs der eingeriſſenen „milden Praxis“ ein Ziel ſetzte, das erfahren wir nicht. Zwar ſind es noch verſchiedene Urkunden, denen wir auf dem langen Wege von 1381 bis zur Aufhebung des Kloſters begegnen, aber außer den Namen einzelner Aebtiſſinnen, Priorinnen und Probſte entnehmen wir denſelben nichts weiter, als daß gelegentlich ein Pfuel oder Wulffen eine Schenkung machte, oder ein Jlow, ein Platen, dies oder das — meiſt Zölle

Digitized by Google

und Hebungen — an das Kloſter Friedland (das immer, wie es ſcheint, bei Kaſſe war) verpfändete.

So gingen die Dinge bis zum Jahre 1540, wo — nach Anſchluß des Kurfürſten an die Lehre Luthers — die Säculariſation von Kloſter Friedland erfolgte. Man zog die Kloſtergüter ein, reſpektirte aber die Perſonen, d. h. beließ die Nonnen (ſpitelfrauenhaft) in ihren Zellen und wartete ihr Ausſterben ab. Dies Ausſterben ließ aber lange auf ſich warten (die Luft um Friedland herum war geſund).

Das Kloſter ging inzwiſchen, gleich in den erſten 20 Jahren, aus einer Hand in die andere über, wobei die Nonnen, wie ein altes Inventarium, immer mit überliefert wurden.

1568 endlich regelten ſich die Dinge in einer zufriedenſtellenden Weiſe. Vier Jahre früher ſchon hatte Joachim von Roebel die geſammten Kloſtergüter durch Kauf an ſich gebracht; jetzt (1568) gelang es ihm auch, die Nonnen zu einem Aufgeben ihrer Wohnungs-Anſprüche zu vermögen. Eine Urkunde darüber wurde aufgenommen, die noch exiſtirt. Es heißt darin, mit einem leiſen Vorwurf gegen den ſäkulariſirenden Kurfürſten:

> Und dieweil hin und wieder in der Welt, ſonderlich auch im heiligen römiſchen Reiche allerhand Permutationen hinſichtlich der Klöſter und geiſtlichen Güter vorgefallen ſind (Veränderungen, die wir diejenigen verantworten laſſen, denen es gebührt und zugeſteht) ſo haben wir gedachtem Joachim Röbel, unſerm Schwager, Freund und Landsmann, dieſes Kloſter gegönnt und ihm Brief, Siegel und Wohnung abgetreten.

Aus eben dieſer Urkunde lernen wir auch die Namen derjenigen Damen kennen, die damals noch, wie eine Hinterlaſſenſchaft aus der katholiſchen Zeit her, als Nonnen von Kloſter Friedland exiſtirten. Es waren:

> Urſula von Barfuß, Priorin. — Anna von Krummenſee, Schaffnerin. — Urſula von Pfuel. — Margarethe von Stranz, Küſterin. — Urſula von Bar-

Digitized by Google

fus II., Nonne. — Magdalene von Löwenberg. — Urſula von Hoppenrade.

Die Letztgenannte war die Jüngſte. Sie war 42 Jahre früher als letzte Nonne aufgenommen worden, jetzt alſo, bei Unterzeichnung der Urkunde, muthmaßlich eine Dame von einigen ſechzig Jahren. Es drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, wie alt die älteſte geweſen ſein möge.

Kloſter Friedland blieb zwei, vielleicht nur anderthalb Jahrhunderte lang im Beſitz von Roebels. Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam es, wie bereits Eingangs erwähnt, zuſammen mit Quilitz, an den Markgrafen Karl, der ſich wenigſtens vorübergehend hier aufzuhalten pflegte. Seine bevorzugte Geliebte, eine Mamſell Siebert (der er in der Cöpnicker-Straße zu Berlin ein ſchönes Haus bauen ließ) war eine Tagelöhnertochter aus Friedland.

Wie Friedland endlich an den General von Leſtwitz und dadurch an die Familie Itzenplitz kam, erzähle ich im folgenden Kapitel, unter Cunersdorf.

Die Lage Kloſter Friedlands, — auf einem ſchmalen Landſtreifen zwiſchen zwei Seen, dem Kloſter- und dem Kiezer-See — muß von nicht gewöhnlicher Schönheit geweſen ſein, als die umgebende Bruchlandſchaft noch ihren alten Charakter hatte und die hohen Giebel der Kloſtergebäude abwechſelnd in den einen oder andern See ihre Schatten warfen. Aber ein ſolches Bild bietet ſich dem Auge nicht länger dar, und die Trümmer verſchiedener anderer märkiſcher Klöſter machen einen tieferen und mehr poetiſchen Eindruck, theils, weil die Trümmer ſelber pittoresker, theils, weil ihre Umgebungen (bei ſonſt mannigfach Verwandtem) anſprechender ſind. Die Lage z. B. des zur Schwedenzeit durch Feuer zerſtörten Jungfrauen-Kloſters zu Lindow, zwiſchen dem Wutz- und Gudelack-See, iſt der Lage Kloſter Friedlands nahe verwandt, aber die epheuumrankten Mauern, die ſtorchneſtgeſchmückten Giebel, vielleicht auch die Hügel-Lage zwiſchen den Seen, leihen jener Kloſterruine im Ruppinſchen einen romantiſchen Reiz, deſſen Kloſter Friedland entbehrt.

Digitized by Google

Kloſter Lindow iſt ſchöner gelegen, vielleicht auch maleriſcher in ſich ſelbſt, als Kloſter Friedland, aber dies letztere iſt beſſer erhalten, und die Umfaſſungsmauer z. B., ferner das Haus des Probſtes, ein Stück Kreuzgang, vor allem das Refektorium, zeigen ſich zum Theil in noch gutem Zuſtand.

Das Refektorium, jetzt als Malzplatz benutzt, läßt ſich in ſeinen baulichen Einzelheiten noch genau verfolgen. Es ſcheint der Styl früherer Gothik und der Bau, wie er da iſt, dürfte der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören. Das alte Kloſter, das 1300 großentheils durch Feuer zerſtört wurde, war zweifellos ein romaniſcher Bau.*) Der Neubau aber, der nun an die Stelle des niedergebrannten trat, wurde höchſt wahrſcheinlicherweiſe in demſelben Style aufgeführt, in dem wir bis dieſen Augenblick noch das Refektorium erblicken. Vielleicht iſt dies Refektorium auch derjenige Theil des Gebäudes, der das Feuer vom Jahre 1300 überdauerte. Die gewölbte Decke deſſelben wird von drei Säulenpfeilern getragen. Zwei dieſer Pfeiler ſind rund, der dritte (mittelſte) 4 oder 6eckig. Die Gewölbe, die auf den Pfeilern ſtehen, ſind vielgeribbt, ſo daß immer 16 Ribben auf einem Pfeiler ruhen, oder aus demſelben palmenhaft aufwachſen. Der Raum zwiſchen den Pfeilern iſt verſchieden, und von oben nach unten zu abgeſchritten, bemerkt man, daß der Zwiſchenraum von Pfeiler zu Pfeiler immer von 1 bis 2 Fuß kleiner wird. Es ſtehe dahin, ob dies Abſicht oder Zufall iſt.

---

*) Die größte unter den Filial-Kirchen des Kloſters war die zu Ringenwalde, eine alte, im romaniſchen Style aufgeführte Feldſteinkirche, die ſich bis dieſen Tag trefflich erhalten hat und — wie ſie muthmaßlich uns veranſchaulicht, wie die alte Kloſterkirche zu Friedland war — zugleich als Muſter dafür dienen kann, wie vor 600 Jahren von den Chriſtenthum und Cultur bringenden Ciſterzienſern, märkiſche Dorfkirchen gebaut wurden. Alles zeigt noch durchaus den Charakter der „geiſtlichen Burg“: hoch hinaufgehende Feldſteinmauern, dann, ziemlich dicht unterm Dach, kleine, rundgewölbte Fenſter, mit Oeffnungen wie Schießſcharten.

Digitized by Google

Neben dem Kloſter, und vielleicht früher in unmittelbarem Zuſammenhang mit demſelben, ſteht die ehemalige Kloſterkirche, jetzt die Dorfkirche. Sie iſt nicht mehr, was ſie war. Der Thurm iſt kein eigentlicher Thurm mehr, (wird jetzt neu und maſſiv erbaut) und die Kirche ſelbſt hat unter den verſchiedenen Umbauten, denen ſie unterworfen wurde, ihren gothiſchen Charakter faſt völlig verloren. Sie beſitzt aber aus alter katholiſcher Zeit her noch mehrere Werthſtücke, unter denen, in Kugler's Kunſtgeſchichte, vor allem eines Taufbeckens Erwähnung geſchieht. Ich glaube indeſſen — irrthümlich. Möglich, daß damals, wo man ſich der Mühe des Umherreiſens, der Specialforſchung in den Provinzen (beſonders auch in unſrer Mark) noch wenig unterzogen hatte, ein ſolches Taufbecken, das zufällig in die Hand eines Kunſtforſchers kam, als etwas Beſonderes angeſehen wurde, ähnlich wie noch vor Kurzem die vergoldeten Bilder-Altäre, von denen einige in Berlin ausgeſtellt waren, eine gewiſſe Verwunderung hervorriefen. Ebenſo gewiß indeß, wie nunmehr die Exiſtenz von hunderten ſolcher Bilder-Altäre aus katholiſcher Zeit her nachgewieſen iſt, ebenſo gewiß giebt es auch hunderte ſolcher Taufbecken, wie ſie die Friedländer Kirche aufweiſt.

Was aber nicht nach hunderten anzutreffen iſt, und was in der That eine Sehenswürdigkeit in Friedland bildet, das ſind drei reichvergoldete Abendmahlskelche, die noch, als Werth- und Erinnerungsſtücke aus der vorlutheriſchen Zeit her, im Pfarrhauſe aufbewahrt werden. Alle drei ſind von verwandter Form und nur der Größe nach verſchieden. Auf einem breiten Fuß ruht ein tulpenförmiger Kelch, in der Mitte des kurzen Stiels aber, der dieſe Kelchtulpe trägt, legt ſich ein ſechseckiges Ornament ringförmig um den Stiel herum. Eins dieſer ſechseckigen Ornamente iſt hohl und von durchbrochener Arbeit; innerhalb deſſelben klappert eine Reliquie, ein Knochenſplitter oder der Zahn eines Heiligen. Derſelbe Kelch (einer der kleineren) trägt auf ſeinem Fuß die Namen: Martha. Johannes. Welſickendorp. Ein anderer (der größte

Digitized by Google

und schönste) zeigt, statt der Namen, drei sauber einradirte Marienbilder, nach Stellen aus der Offenbarung und abwechselnd mit diesen drei Radirungen, drei kleine Goldskulpturen, hautreliefartig auf den Fuß des Kelches aufgelöthet. Diese kleine Goldfigürchen stellen „Maria und Johannes zu beiden Seiten des Gekreuzigten," ferner „St. Georg, den Drachen tödtend" und schließlich noch ein Drittes dar, dessen Entzifferung mir nicht gelungen ist.

Diese Kelche beweisen zur Genüge (und mehr als alles andere, was vom Kloster übrig geblieben ist), daß Kloster Friedland zu den reicheren Stiftungen des Landes gehörte. Es darf auch nicht wundern: zählten doch die Barfus, die Pfuels, die Krummensee und Ilows, deren Töchter wir, wie mehrfach hervorgehoben, vorzugsweise im Kloster Friedland begegnen, zu den begütertsten und angesehensten Familien des Landes. Ueber den Ort, wo die Kelche herstammen, ist Nichts bekannt. Man denkt natürlich zuerst an Augsburg oder Nürnberg; doch sind sie, neben der Sauberkeit und Sorglichkeit der Ausführung, auch namentlich von solcher Grazie der Form, daß ich annehmen möchte, ihre Heimath liege noch weiter südlich.

Wir hoben schon hervor, daß die Geschichte „Kloster Friedlands" mit dem Eingehen des Klosters nicht ihre Endschaft erreichte. Die Roebels und der Markgraf Karl von Schwedt folgten im Besitz; aber keiner von ihnen hat nachträglich dem alten stillen Klosterdorf einen veränderten Charakter aufzudrücken vermocht. Es konnte auch kaum anders sein. Die Roebels lebten in Buch (bei Berlin), das ihnen schon, um der Nähe der Hauptstadt willen, lieber sein mußte und scheinen in Friedland niemals dauernd Wohnung genommen zu haben. Der Markgraf war allerdings von Zeit zu Zeit hier anzutreffen; aber seine Besuche waren doch zu flüchtig und zu selten, als daß der Wunsch in ihm hätte lebendig werden können, ein Schloß an dieser Stelle aufführen zu lassen. Ein einfaches Wohnhaus genügte dem Bedürfniß. Dies Wohnhaus existirt noch und in ihm, als ein einziges

Digitized by Google

direktes Erinnerungsſtück an die Zeit des Markgrafen, ein trefflich gemaltes Bildniß deſſelben (halbe Figur). Ich weiß nicht, ob andere Porträts von ihm vorhanden ſind; wäre es das einzige, ſo dürfte es ſchon um deshalb einen gewiſſen hiſtoriſchen Werth beanſpruchen können.

Das Bild erinnert noch an Markgraf Karl und — nicht zu vergeſſen — ein andres noch: eine Glocke, die er der Kirche ſeiner Zeit zum Geſchenk machte. Sie führt nicht den Namen eines Heiligen, ſondern heißt: „Markgraf Karl.“ Ob er ſelber, durch Beiſpiel und Mahnung, die Dörfler jemals zur Kirche gerufen, iſt mindeſtens zweifelhaft (es waren nicht die Zeiten danach), aber die Glocke thut es jetzt ſtatt ſeiner, und ſo oft ſie am Sonntag Morgen erklingt, heißt es im Dorf: Markgraf Karl ruft.

Digitized by Google

Cunersdorf.

Und Welchen Gott ſo reich bedacht,
Daß er ein Held iſt in der Schlacht
Und hat dazu ein gläubig Herz,
Dem kann man trauen allerwärts.
Otto Roquette.

Cunersdorf iſt Nachbargut vom Kloſter Friedland und gehört, wie dieſes, der Itzenplitzſchen Familie an. Es iſt zunächſt, ohne ſeinem eignen Ruhme zu nahe treten zu wollen, nicht zu verwechſeln mit dem berühmteren Schlachten-Kunersdorf (zum Unterſchied gewöhnlich mit einem K geſchrieben), das, weiter öſtlich, eine halbe Meile jenſeits Frankfurt gelegen iſt, während unſer Cunersdorf dieſſeits der Oder, zwiſchen Wrietzen und Selow liegt.

Um über Cunersdorf zu ſchreiben, iſt es nöthig, noch einmal auf Kloſter Friedland und das Jahr 1763 zurückzugehn, in welchem Jahre — wie ſchon früher hervorgehoben — die bis dahin Markgraf Carl'ſchen Güter Quilitz und Friedland an die Krone zurückfielen. Sie blieben aber nicht lange bei der Krone, indem der König im ſelben Jahre noch beide Güter als Dotationsgüter an zwei ſeiner Lieblings-Offiziere verlieh. Quilitz ſchenkte er an den damaligen Obriſtlieutenant von Prittwitz; Friedland erhielt der Major (oder Obriſtlieutenant) von Leſtwitz. Noch einmal ſei hier das Wort citirt: Prittwitz a sauvé le roi, Lestwitz a sauvé l'état.

Digitized by Google

Leſtwitz beſaß nun Friedland; wie aber kam er zu Cunersdorf? Das geſchah ſo.

Leſtwitz war in Zweifel darüber, ob er Friedland als Lehn oder als Allodium erhalten habe und ſcheute ſich doch, bei dem König deshalb anzufragen. War es Lehn, ſo fiel das Gut, da er keinen Sohn hatte, nach ſeinem Tode an die Krone zurück. In dieſer Verlegenheit — einerſeits von dem lebhaften Wunſche erfüllt, ſeiner einzigen Tochter ein Gut als Erbe zu hinterlaſſen, und andrerſeits von der berechtigten Vorſtellung ausgehend, daß es mißlich ſei, ohne ausdrückliche Erklärung des Königs, Friedland als Allodium und freien Beſitz anzuſehen — entſchied er ſich dafür, das benachbarte, vormals von Barfus'ſche Gut Cunersdorf anzukaufen und ſich dadurch in die Lage zu bringen, ſeiner Tochter, wie immer ſpäterhin auch die Anſicht des Königs ſich herausſtellen möge, doch jedenfalls ein Gut hinterlaſſen zu können. Er kaufte alſo Cunersdorf.

Bald darauf ſah Leſtwitz die Nothwendigkeit ein, ſich auf einem ſeiner Güter ſtandesgemäß einzurichten, d. h. ein Schloß zu bauen. Da ihm der dauernde Beſitz Friedlands (dauernd über ſeine eigene Lebenszeit hinaus) zweifelhaft war, ſo entſchied er ſich ſelbſtverſtändlich dafür, das Schloß in dem neu erworbenen Cunersdorf*) aufführen zu laſſen. Als der Bau halb fertig war, kam der König auf einer ſeiner Inſpectionsreiſen des Weges. „Leſtwitz, warum baut Er denn in Cunersdorf und nicht in Friedland?" Jetzt war der Moment der Erklärung gekommen. Leſtwitz antwortete, daß er keine Söhne und nur eine Tochter habe, und davon ausgegangen ſei, daß Friedland nach ſeinem (Leſtwitz's) Tode, an den König zurückfallen werde. „Ich

*) In Cunersdorf war zwar noch, aus der Barfus-Zeit her, ein Herrenhaus, aber weder geräumig genug, noch ausreichend in ſeiner Einrichtung. Dies alte Barfus'ſche Herrenhaus exiſtirt noch (es ſteht dem Schloß gegenüber) und veranſchaulicht ſehr gut, wie der Adel vor 200 Jahren lebte.

Digitized by Google

weiß ja, daß er keine Söhne hat", antwortete der König gnädig, „es soll Alles Seiner Tochter verbleiben."

So kamen Cunersdorf und Friedland an die Familie Leſtwitz, Friedland als freier Beſitz aus Königs Hand, Cunersdorf durch Kauf. Friedland, das einſt eine glänzende Zeit gehabt hatte, verlor mehr und mehr. Nur Kirchdorf blieb es. In Schloß Cunersdorf aber lebten die Leſtwitze und nach ihnen die Itzenplitze, von denen beiden ich in Nachſtehendem zu erzählen haben werde.

[Hans Georg Sigismund von Leſtwitz, von 1763—1788.]

Leſtwitz ebenſo wie auch Prittwitz gehört in die Reihe derjenigen Offiziere des großen Königs, denen es, bei verhältnißmäßig noch jungen Jahren, vergönnt war, durch irgend eine glänzende Kriegsthat in die Geſchichte einzutreten, denen wir aber, während der letzten 30 Jahre ihres Lebens, wo ſie zu hohen Stellungen gelangten, kaum wieder begegnen, weil der andauernde Friede jede Gelegenheit zu Thaten verbot, die der hiſtoriſchen Aufzeichnung werth geweſen wären. Ich gebe hier alles, was ich über Leſtwitz habe in Erfahrung bringen können.

Hans Sigismund von Leſtwitz wurde am 19. Juni 1718 zu Kontop im Glogauſchen geboren. Sein Vater war der ſpätere General-Lieutenant Johann George von Leſtwitz, ſeine Mutter, Helene, geb. Freiin von Kottwitz. Die Leſtwitze, die im Mannesſtamme mit unſerm Hans Sigismund ausſtarben, gehörten den vier alten ſchleſiſchen Familien an (die Leſtwitze, die Prittwitz, Strachwitz und Zedlitz), die ſchon bei Liegnitz in der Mongolenſchlacht gefochten hatten. Hans Sigismund machte ſeine Studien auf der Univerſität zu Frankfurt a. d. O., und trat 1734 als Fahnjunker in das daſelbſt garniſonirende Schwerin'ſche Regiment. Er machte die beiden ſchleſiſchen Kriege mit, focht bei Molwitz, Chotuſitz (Czaslau), Hohenfriedberg und Sorr mit Auszeichnung, und erhielt gleich in der erſten Schlacht des 7jährigen Krieges (bei Lowoſitz) den Pour

Digitized by Google

le mérite. 1757 wurde er Major im Regiment Alt-Braunſchweig. Er war noch Major in eben dieſem Regiment, als die blutige Schlacht bei Torgau (am 3. November 1760) ihm Gelegenheit gab, ſich in beſonderem Grade auszuzeichnen. Eine vortreffliche Schilderung der „Schlacht bei Torgau“ (von Graf Walderſee) ſagt darüber im Weſentlichen Folgendes:

„Der Flügel des Königs war geſchlagen; nur vier Bataillone vom Regiment Schenkendorf ſtanden noch in Reſerve; unter ihrem Schutze ſollte ſich die Armee wieder ſammeln. Der König fühlte ſich durch den Einfluß ſeiner Kontuſion (eine Kartätſchenkugel hatte ihn beſinnungslos vom Pferde geworfen), ſo ermattet, daß er ſich nicht mehr fähig hielt, das Commando der Armee fortzuführen. Er trat es alſo (auch Markgraf Karl war bleſſirt) an den General-Lieutenant von Hülſen ab. Er ſelbſt zog ſich aus dem Getümmel zurück.

Um dieſe Zeit war es, daß einzelne Offiziere die Mannſchaften wieder zu ſammeln ſuchten. Beſonders zeichnete ſich der Major von Leſtwitz vom Regiment Alt-Braunſchweig dabei aus. Es war ihm bereits gelungen, einige hundert Infanteriſten von verſchiedenen Regimentern und eine Anzahl Tambours in eine Maſſe zu formiren, als der König, in der Abſicht das Schlachtfeld zu verlaſſen, vorüber ritt.

„Wer iſt Er und was will Er hier machen?“ fragte der König.

„Ew. Majeſtät, ich bin der Major Leſtwitz von Alt-Braunſchweig und ſammle Offiziere und Leute, um mit ihnen die Höhen zu ſtürmen.“

„Na, Herr, das iſt brav, ſehr brav, da mache Er nur geſchwind und formire Er einige Bataillone.“

Beim Fortreiten wandte der König ſein Pferd noch einmal um und ſagte: „Höre Er, mein lieber Leſtwitz, ſei Er verſichert, daß ich Ihm dies nie vergeſſen werde.“

Der König mochte ſich erinnern, daß der Major von Leſt-

Digitized by Google

witz, der Sohn des General-Lieutenants von Lestwitz*) war, den wegen der unglücklichen Capitulation von Breslau (1757) die Ungnade des Königs und die ganze Schwere der Militairgesetze betroffen hatte.

Es glückte Lestwitzen in der That, aus den Zersprengten drei Bataillone zu bilden, zu denen sich nun die vier noch intakt gebliebenen Bataillone des Regiments Schenkendorf gesellten. Diese sieben Bataillone waren es, die, als spät am Abend Zieten die Süptitzer Höhen in der Front attackirte, diesen Frontangriff durch einen Flanken-Angriff unterstützten und dadurch den Tag entschieden.

Der König schrieb (vielleicht nicht ohne eine gewisse Ungerechtigkeit gegen Zieten, den er übrigens andern Tags unter Thränen umarmte) den Erfolg dieses Gefechtes, nächst dem Major von Lestwitz, dem Regimente Schenkendorf zu. Er vergaß auch Lestwitzen nicht. Unmittelbar nach dem Kriege, wie wir bereits gesehen haben, erhielt dieser Amt Friedland, also die Hälfte des ehemals Markgraf Karl'schen Besitzes, und der König, wie um zu zeigen, daß Prittwitz und Lestwitz seinem Herzen gleich nahe ständen, verfuhr bei der Theilung mit solcher Gewissenhaftigkeit,

*) Der Vater (von dem es heißt, daß er an militairischen Gaben den Sohn überragte) war durch die Capitulation von Breslau (1757) in Ungnade gefallen und wurde durch den erzürnten König auf die Festung geschickt. Er verblieb indessen, vielleicht mit Rücksicht auf sein hohes Alter (er war bereits 70), nur kurze Zeit in eigentlicher Haft und erhielt von da ab bloßen Stadtarrest. Er durfte nunmehr in Berlin leben, war aber durch Ehrenwort verpflichtet, nie das Stadtviertel zu verlassen, das durch die Koch- und Zimmerstraße gebildet wird. Hier starb er auch (1767) Nur einmal erhielt er Urlaub. Als sein Sohn, der spätre Generalmajor, zum ersten Male nach Amt-Friedland reiste, um von dem schönen Gute Besitz zu nehmen, durfte ihm der alte Lestwitz dahin folgen, um Zeuge von dem Glück seines Sohnes zu sein. Der König, der ein Interesse an diesem Ereigniß nahm, hatte ihm eigens zwei Adjutanten mitgegeben, damit der Alte, an diesem Ehrentage seines Sohnes, auch seinerseits in allen Ehren eines General-Lieutenants erscheinen könne. Anderen Tages kehrte der 76jährige Herr nach Berlin zurück und trat wieder seinen „Stadtarrest zwischen Koch- und Zimmerstraße" an.

Digitized by Google

daß er z. B. dem etwas kleineren Amt Friedland noch einige Quilitzer Höfe hinzufügte.

1765 wurde Leſtwitz Oberſt, 1766 Chef des Leib-Grenadier-Bataillons, 1767 Generalmajor. Er blieb ein Liebling König Friedrichs, der ihn oft in ſeine Geſellſchaft zog. Auch das Teſtament des Königs (vom 8. Januar 1769) erwähnt ſeiner wenigſtens mittelbar. Es heißt darin §. 28: „Einem jeden Stabsoffizier von meinem Regiment und von Leſtwitz, wie auch von der Garde du Corps, vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unſerer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unſere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden.“ 1779, wahrſcheinlich unmittelbar nach dem bairiſchen Erbfolgekrieg (an dem er noch Theil nahm) zog er ſich aus dem Dienſt zurück. Er ſtarb 1788 am 16. Februar.

[Frau von Friedland.
1788—1803.]

Hans Sigismund von Leſtwitz war am 16. Februar 1788 zu Berlin geſtorben, ſeine Leiche aber nach Cunersdorf übergeführt worden. Da ihm, wie wir geſehen haben, Amt Friedland als freies Eigenthum von Seiten des Königs verliehen worden war, ſo ging nun die ganze Herrſchaft Friedland, die bereits eine ganze Anzahl von Gütern zählte, auf ſeine Erbtochter über, die damals ſchon den Namen „Frau von Friedland“ führte. Mit dieſem Namen hatte es folgende Bewandtniß:

Helene Charlotte von Leſtwitz, geb. am 18. November 1754, vermählte ſich 1771 (alſo kaum 17 Jahre alt) mit Adrian Heinrich von Borcke, Königl. Geſandten in Dresden, ſpäter in Stockholm. Die Ehe war jedoch, durch Schuld des Gemahls, keine glückliche und wurde, bald nach der Geburt einer Tochter (Henriette Charlotte, ſpätere Gräfin von Itzenplitz) wieder getrennt.

Da die Geſchiedene ſo wenig wie möglich an eine Ehe erinnert ſein wollte, die ihr eine Laſt und Kränkung geweſen war, ſo nahm ſie unter Zuſtimmung des Königs den Namen einer Frau

Digitized by Google

von Friedland an und führte das Leſtwitz'ſche Wappen fort. Bei ihrer Trennung von Adrian Heinrich von Borcke lebten die Eltern der Frau von Friedland noch. Dieſe kehrte nunmehr in das väterliche Haus nach Schloß Cunersdorf zurück und lebte daſelbſt ausſchließlich der Erziehung ihrer Tochter und der Ausbildung ihres eigenen Geiſtes. Nach dem Tode des Generals, ihres Vaters, übernahm ſie ſofort die Verwaltung der beiden Güter, und da es ihrem ſcharfen Auge nicht entging, daß die Bewirthſchaftung, um zu größeren Erfolgen zu gelangen, vor allem eines größeren Betriebskapitals als bisher bedürfe, ſo verkaufte ſie ihren Schmuck und ihre Juwelen, um ſich in den Beſitz eines ſolchen Kapitals zu bringen.

Dieſer erſte Schritt, mit dem ſie die Verwaltung ihrer Güter begann, zeigt am beſten, welch raſcher und energiſcher Entſchlüſſe ſie fähig war. Es war eine ſeltene und ganz eminente Frau; ein Charakter durch und durch. General v. d. Marwitz auf Friedersdorf, der ihr Gutsnachbar war, hat uns in ſeinen Memoiren eine Schilderung dieſer ausgezeichneten Frau hinterlaſſen. Er ſchreibt: „Das Meiſte in der Landwirthſchaft (ungefähr alles, was ich nicht ſchon aus der Kindheit wußte, und nachher aus der Erfahrung erwarb) habe ich von einer ſehr merkwürdigen Frau in unſerer Nachbarſchaft gelernt, von einer Frau von Friedland. Wie ich ſie kennen lernte (1802) war ſie ungefähr 12 Jahre im Beſitz der Güter und führte Alles mit beiſpielloſer Ausdauer und Geſchick. Es waren ſechs große Wirthſchaften, die ſie ſelbſt leitete; Unterbeamte hatte ſie keine anderen als Bauern, die ſie ſelbſt dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendſten Zuſtande, ſondern ſie hatte ihre Wälder aus ſumpfigen Niederungen, auf bisher öde Berge verſetzt, dieſe Niederungen aber in Wieſen verwandelt, und ſo in allen Stücken. Ein ſolches Phänomen war natürlicher Weiſe weit und breit verſchrieen. Man ſagte, ſie ritte auf den Feldern umher (das war wahr) und hätte beſtändig die Peitſche in der Hand, womit ſie die Bauern zur Arbeit treibe — das war erlogen. Ich fand im Gegentheil eine wahre Mutter

Digitized by Google

ihrer Untergebenen in ihr. Wo ſie ſich ſehen ließ, und das war den ganzen Tag bald hier bald dort, redete ſie freundlich mit ihnen, und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen mußte Alles. Sie war aber nicht bloß eine Landwirthin, ſondern eine höchſt geiſtreiche und in allen Dingen unterrichtete Frau. Ich ſchulde ihr ſehr viel; ſie hatte mir, als ich Friedersdorf übernahm, die nöthigen Wirthſchaftsbeamten verſchafft und die Rechnungsbücher einrichten laſſen."

So weit Marwitz über Frau von Friedland. Sehr ähnlich, aber noch lebhafter, wärmer, begeiſterter, äußert ſich Thaer über dieſelbe, der ſie im Sommer 1801 (nachdem er ſchon 1799 ihre erſte Bekanntſchaft gemacht hatte) bei ſeinem zweiten Beſuch in der Mark näher kennen lernte. Er ſchreibt: „auf der Grenze ihrer Herrſchaft kam uns Frau von Friedland, eine der merkwürdigſten Frauen, die je exiſtirt haben, in vollem Trabe entgegen, ſprang vom Pferde, und ſetzte ſich zu uns in den Wagen. Nun ging es in vollem Galopp über Dämme und Gräben weg. Wir fuhren vier volle Stunden von einem Ort zum andern. Fünf bis ſechs Verwalter, Schreiber u. ſ. w. waren immer neben und hinter dem Wagen, und mußten bald eine Heerde Kühe, bald eine Heerde Schafe oder Schweine herbei holen. Da indeſſen einige der Geſellſchaft nicht länger verhehlen konnten, daß ihnen nach einem Imbiß verlange, ſagte Frau von Friedland: „wir ſind ſehr bald zu Hauſe; wollen Sie aber im Freien eſſen, kann ich Ihnen ſogleich etwas ſchaffen." Als wir letzteres verſicherten, ging es ſofort in einen prächtigen Wald hinein, einen ſteilen Berg hinauf, wo wir erſt ein Feuer und bald darauf eine gedeckte Tafel erblickten, auf einem Platze, wo wir im Vordergrunde dichte Waldung, zur Seite einen großen See und in der Ferne eine weite Ausſicht in das herrliche Oderbruch hatten. Eine Menge von Schüſſeln, die ſchönſten Weine, und ein Deſſert von Ananas, Weintrauben u. ſ. w. ward aufgetragen. Aber ſie ließ uns zum Eſſen und Trinken nicht eben viel Zeit. Es ging bald wieder fort, von einer Feldflur zur andern, und ſo waren wir gewiß 15 Mei-

Digitized by Google

len die Kreuz und Quer gefahren, ehe wir auf ihrem gewöhnlichen Wohnsitze, auf Schloß Cunersdorf, ankamen. Sie hat außerdem noch 7 bis 8 völlig eingerichtete Wohnungen, wo sie, wie es ihr einfällt, Mittag oder Nachts bleibt. Ihre Leute wissen es keine Stunde vorher, wo sie essen oder schlafen will."

Im weitern Verlauf der Schilderung, die Thaer von ihr entwirft, heißt es an anderer Stelle:

„Heute von Morgens 6 Uhr an, bis jetzt, Abends 10 Uhr, hat sie uns nicht fünf Minuten Ruhe gelassen. Wir haben gewiß vier Spann Pferde müde gefahren. So etwas von Aktivität ist mir noch nie vorgekommen. Sie hat über ein Dutzend Verwalter, Schreiber und Meier, und dennoch kennt sie jeden kleinen Gartenfleck, jeden Baum, jedes Pferd, jede Kuh, und bemerkt jeden kleinen Fehler, der in der Bestellung vorgefallen ist, jede Lücke in einer Hecke, jeden falschgestellten Pflug. Sie hat nicht nur mehrere große Branntweinbrennereien und Brauereien, sondern betreibt auch ein starkes Mühlengewerbe, weshalb sie sich förmlich in das Müllergewerk hat einschreiben lassen, so daß sie das Meisterrecht hat, und Lehrburschen ein- und losschreiben kann."

Diese Schilderungen, sowohl die Thaer'schen wie die von Marwitz herrührenden, deuten bereits den Punkt an, worin Frau von Friedland ganz besonders hervorragte; ich meine ihr Organisations- und Erziehungs-Talent, ihre Gabe, Leute aus dem Bauernstande zu treuen und tüchtigen Verwaltern, Förstern und Jägern heranzubilden. Sie zeigte dabei eben so viel Menschenkenntniß, wie sie zugleich Gelegenheit hatte, die Bildungsfähigkeit der hier lebenden deutsch-wendischen Mischrace anzuerkennen.

Die meisten und besten Grundstücke der Herrschaft Cunersdorf-Friedland gehörten (und gehören noch) zu jenem Theil des Oderbruchs, der erst durch die von Friedrich dem Großen, während der in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Odermelioration, dem Wasser und Sumpf abgerungen wurde. Diese Grundstücke waren nicht sofort fruchtbar; mehrere Decennien vergingen, ehe, bei dem damaligen mangelhaften Zu-

Digitized by Google

ſtande des Ackerbaues in unſerer Provinz, dieſem eroberten Grund und Boden ſehr mäßige Erndten abgerungen werden konnten. Hier treten uns die ganz beſonderen Verdienſte der Frau von Friedland entgegen.

Aber auch verwandten Gebieten wandte ſie ihre Aufmerkſamkeit und ihren Eifer zu. Ihre Baumſchulen, ihre Pflanzungen erregten Erſtaunen, ſo wie denn z. B. im Frühjahr 1803 (bei ihrem Tode) ein Vorrath von 25 Wispeln Kienäpfel zur Ausſaat ſich vorfand. Auch auf Verſchönerungen war ſie, ſeinen Sinnes, bedacht, und die reizenden Parthien zwiſchen Buckow und Pritzhagen, die „Springe", die „Silberkehle" und andere Glanzpunkte der märkiſchen Schweiz, ſind in ihrer erſten Anlage ihr Werk.

Durch Umſicht, Sorgſamkeit und Anſpannung aller Kräfte, über die ſie Verfügung hatte, die Schätze dieſes Bruchbodens gehoben und ſeine Naturkräfte lebendig gemacht zu haben, wird immer ein beſonderes, nicht leicht zu überſchätzendes Verdienſt dieſer ausgezeichneten Frau verbleiben. Was ſie that, wurde Beiſpiel, weckte Nacheiferung und wurde, wie ihr zum Nutzen, ſo dem ganzen Landestheil zum Segen. Sie ſtarb noch nicht 49 Jahr alt, am 23. Februar 1803, in Folge einer heftigen Erkältung, die ſie ſich, zu raſcher Hülfe herbeieilend, bei einem, auf einem ihrer Güter ausgebrochenen Feuer zugezogen hatte. Ihr Gedächtniß lebt ſegensreich in jenen Oderbruchsgegenden fort, die ihrem Vorbild, ihrem Rath und ihrer Hülfe ſo viel verdanken.

[Graf und Gräfin Itzenplitz
von 1803 bis 1848.]

General Leſtwitz hatte eine einzige Tochter (die Frau von Friedland) gehabt, an die Cunersdorf-Friedland und die dazu gehörigen Güter übergegangen waren; Frau von Friedland hatte ebenfalls eine einzige Tochter (Henriette Charlotte), die nun das reiche Erbe antrat.

Dieſe einzige Tochter, Henriette Charlotte von Borcke, geb. zu Potsdam am 18. Juli 1772, vermählte ſich am 23. Sep-

Digitized by Google

tember 1792 mit dem eben damals zum Kriegs- und Domainenrath ernannten Peter Alexander von Itzenplitz (geb. am 24. Auguſt 1768 zu Groß-Bähnitz im Havelland), und in Folge dieſer Vermählung ging das Leſtwitz-Erbe an die Familie Itzenplitz über, die ſich, zugleich mit älteren Familiengütern in der Altmark und im Havellande, bis dieſen Augenblick im Beſitz der ſchönen Herrſchaft Cunersdorf-Friedland befindet. Gleich nach ſeiner Vermählung trat das junge Paar eine vorzugsweiſe auch auf landwirthſchaftliche Zwecke gerichtete Reiſe nach Holland und England an. Während dieſes Aufenthaltes in England ſchrieb von Itzenplitz, auf ausdrücklichen Wunſch des damaligen Miniſters von Struenſee, verſchiedene Berichte über landwirthſchaftliche und commercielle Fragen, worin er ſeine Beobachtungen und ſeine Anſichten über das, was ſich ſeinem Auge dargeboten hatte, niederlegte. Dieſe landwirthſchaftliche Reiſe durch die verſchiedenen Länder Weſt-Europa's dehnte ſich bis ins zweite Jahr hinein aus. Das junge Paar würde gern auch Frankreich beſucht und die Agrikultur-Verhältniſſe dieſes Landes kennen gelernt haben, wenn nicht die franzöſiſche Revolution, die eben damals auf ihrer Schreckenshöhe ſtand, die Ausführung dieſes Planes verhindert hätte. Uebrigens erwies ſich dieſe Reiſe (auch ohne daß Frankreich berührt worden war) von den ſegensreichſten Folgen für die Bewirthſchaftung der eigenen Güter. Beſonders waren die engliſchen Landwirthſchaften als muſtergültig erkannt worden und ihnen wurde nun als Vorbild nachgeſtrebt. Darin wurde von Itzenplitz von ſeiner Gemahlin unterſtützt, die den Geiſt ihrer Mutter geerbt hatte und namentlich nach dem Tode dieſer (der Frau von Friedland) die Verwaltung der Güter mit einer dort heimiſch gewordenen Umſicht und Energie betrieb.

Von 1794 bis 1804 war von Itzenplitz Landrath des Havelländiſchen Kreiſes. In dieſer Zeit machte er auch die Bekanntſchaft Thaers, der 1799 ſeine erſte, 1801 ſeine zweite Reiſe in die Mark antrat. Thaer lernte das junge Itzenplitz'ſche Paar auf Schloß Cunersdorf im Hauſe der damals noch lebenden Frau

Digitized by Google

von Friedland kennen und die Beziehungen wurden so freundschaftlicher Natur, daß im Jahre 1803, als Hannover von den Franzosen besetzt wurde, Thaer seine Frau und Töchter zu größerer Sicherheit nach Cunersdorf schicken konnte, wo sie von dem Itzenplitz'schen Ehepaar (Frau von Friedland war im Februar desselben Jahres gestorben) auf das fürsorglichste aufgenommen wurden. An anderer Stelle habe ich ausführlicher erzählt, wie es vorzugsweise die freundschaftliche Vermittelung Itzenplitz's war, die im Jahre darauf (1804) zur Uebersiedelung Thaers von Celle nach Möglin führte. Itzenplitz befürwortete jene günstigen Bedingungen, ohne welche Thaer seine alte sichere Stellung nicht hätte aufgeben können, um eine neue, immerhin unsichere, anzutreten.

1804 legte von Itzenplitz sein Landrathsamt nieder, um sich ausschließlicher der Verwaltung seiner Güter, zu denen eben jetzt nach dem Tode der Frau von Friedland die Herrschaft Friedland hinzugekommen war, widmen zu können.

1810 indeß zum Geheimen Staatsrath und General-Intendanten der Domainen und Forsten ernannt, gab er sich ganz dieser schwierigen Verwaltungsthätigkeit hin, doppelt schwierig und verantwortungsvoll eben damals, wo die Kriegsdrangsale die Veräußerung der Königlichen Domänen nöthig machten. Er blieb in dieser verantwortungsvollen, das höchste Vertrauen bekundenden Stellung bis 1814, wo er ausschied, nachdem Herr von Bülow zum Finanzminister ernannt worden war. Das Jahr darauf indeß (1815) wurde er wegen seiner in den Kriegsjahren bethätigten, aufopfernden Vaterlandsliebe in den Grafenstand erhoben und auf seinen und seiner Gemahlin Wunsch das Wappen des inzwischen ausgestorbenen Lestwitz'schen Geschlechts mit dem Itzenplitz'schen Wappen vereinigt.

Seit 1815 lebte Graf Itzenplitz auf seinen Gütern, namentlich auf Cunersdorf. Das Beispiel, das seine und seiner Gemahlin Art der Güterbewirthschaftung, sowohl in der Mark wie in Pommern gab, hat in beiden Provinzen höchst segensreich gewirkt

Digitized by Google

und die Agrikultur weiter Distrikte auf eine höhere Stufe gehoben. Aber der im besten Sinne reformatorische Eifer des gräflichen Paares beschränkte sich nicht auf Ackerbestellung und Bodencultur, auch die schwierigen Verhältnisse der Gutsherrschaft zu den Bauern wurden auf den Itzenplitz'schen Gütern durch freies Uebereinkommen geregelt und die Hofedienste in mäßige Geld- und Korn-Abgaben umgewandelt, lange bevor an eine Gesetzgebung von 1811 gedacht wurde. Ebenso sind bei allen Gemeinheitstheilungen und Servitutsablösungen die Itzenplitz'schen Güter immer Muster und Vorbild gewesen.

Graf Peter Alexander von Itzenplitz starb am 14. September 1834 zu Groß-Bähnitz im Havellande; seine Gemahlin zu Berlin am 13. April 1848.

Die Herrschaft Friedland ging an den zweiten Sohn, den Grafen Heinrich August Friedrich von Itzenplitz (geb. den 23. Februar 1799), jetzigen Minister des Handels über.

Nachdem ich bis hierher in biographischer Weise die Personen vorgeführt habe, die seit 1763 in Cunersdorf heimisch waren, versuche ich nunmehr die Lokalität und, anknüpfend an diese, die lokalen Ereignisse während eines halben Jahrhunderts zu schildern.

Lestwitz baute das Schloß. Wie er es baute, ist es noch. Eine Einfahrt von der Dorfgasse her bildet zugleich die Scheidelinie zwischen den ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden zur linken und den Wohngebäuden zur rechten Seite. Das Schloß ist in jenem Styl gebaut, der damals in der Mark ausschließlich Geltung hatte, und am richtigsten als „verflachte Renaissance" bezeichnet worden ist. Ein Erdgeschoß, eine Belle-Etage, eine Rampe, ein geräumiges Treppenhaus, ein Vorflur, dahinter ein Gartensalon und von dem Salon aus ein Blick in den Park. Das Ganze breit, behaglich, gediegen. 1765 hatte der damalige Oberst von Lestwitz Cunersdorf gekauft, aber erst 1773, wie die Jahreszahl

Digitized by Google

über dem Portal beſagt, wurde der Schloßbau beendet. Bis zu dieſem Jahre alſo haben wir unſeren Leſtwitz, kurze Beſuche behufs Inſpicirung des Baues abgerechnet, ſchwerlich in Cunersdorf zu ſuchen; ohnehin hielt ihn der Dienſt bei dem Bataillon Garde, das er commandirte, in Potsdam feſt. Dieſer Dienſt geſtattete auch wohl, von 1773 ab, nur kurze Beſuche, und von einem wirklichen Beziehen des Schloſſes, von einem heimiſch werden darin konnte wohl erſt die Rede ſein, nachdem unſer Leſtwitz (inzwiſchen zum General-Major avancirt) den Dienſt überhaupt quittirt hatte. Dies war 1779. Von da ab bis zum Tode des Generals (1788) gehörten die Sommermonate einem Aufenthalt in Cunersdorf, während der Winter in der Hauptſtadt zugebracht wurde. Die Stadtwohnung war das wohlbekannte Nicolai'ſche Haus in der Brüderſtraße.

Vielleicht das wichtigſte Ereigniß, das in dieſen neun Jahren Schloß Cunersdorf und ſeine Bewohner traf, war die große Oderüberſchwemmung im Jahre 1785. Es war das dieſelbe Ueberſchwemmung, die in dem benachbarten Frankfurt dem opfermuthigen Herzog Leopold von Braunſchweig den Tod brachte. Weder vorher (ſo weit Berichte reichen) noch nachher hat das Oderwaſſer in dieſen Gegenden eine gleiche Höhe erreicht. Ein Pfeil am Cunersdorfer Schloß zeigt noch, wie hoch damals das Waſſer ſtand. Die Fluthen ſtrömten in die Küche ein und mit ihnen kamen allerlei Fiſche, groß und klein, und plätſcherten ungefährdet und wie zum Spott in den eingemauerten Keſſeln umher, aus denen ſie dann bei guter Zeit ihren Rückzug antraten. Der Park ſtand unter Waſſer und in halber Höhe der Rampe, auf der ſonſt die Equipagen vorfuhren, legten die Kähne an.

Das war ein Ereigniß. Sonſt vergingen die Tage in jener ſtillen Weiſe, die das Leben alter Militairs, vielleicht nach einem Naturgeſetz, ſo oft kennzeichnet; der Lärm und die Leidenſchaften des Kriegshandwerks machen ſie doppelt begierig nach der Stille des Friedens und des Alters. So war es auch hier. Alte Kameraden kamen oft und waren gern geſehen; im Wort lebte wieder

Digitized by Google

auf (auch wohl ausgeſchmückt), was einſt That geweſen war. Die großen Tage wurden wieder lebendig. Ein Gang durch den Park, ein Ritt in's Feld, die Freuden der Tafel, auch Billardſpiel füllten den Tag aus (zur Jagd war man zu alt, auch war ſie nicht Mode unter dem großen König); der Abend gehörte dem Tarock oder dem Geplauder. Feſttage waren die Beſuchstage in der Umgegend, zumal bei „Prittwitzens“ in dem nahe gelegenen Quilitz. Mit allen Dehors, die dem gegenſeitigen Range gebührten, ging man dabei zu Werke; 6 Pferde (nie weniger) wurden vor die Staatskaroſſe gelegt, der Staub auf dem ziemlich öden und ſandigen Wege wirbelte auf und der Kutſcher beſchrieb mit möglichſter Eleganz die Curve, die das langgeſpannte Gefährt auf die Rampe des Quilitzer Schloſſes führte. Aber ſolche Beſuche fanden nicht häufig ſtatt. Prittwitz ſpielte hoch (noch 1790 nahm er dem Herzog von Mecklenburg 30,000 Thaler in einer Nacht ab) und Leſtwitz war ein guter Wirth und frommer Chriſt.

So vergingen die Tage in Schloß Cunersdorf bis 1788, vielleicht auch noch bis 1793, wo die Generalin von Leſtwitz ihrem Gatten folgte. Von da ab wurde es anders. Sinn und Geſchmack der Frau von Friedland lagen nach anderer Seite hin, und ſtatt der „alten Kameraden“, die nichts hatten als ihre Erinnerungen und nichts liebten als ihre Spielparthie, wurden nun — gleichſam eine andere Hinterlaſſenſchaft aus der Fridricianiſchen Zeit her — die Berliner Savants, die Akademiker und Philoſophen im Schloß Cunersdorf heimiſch. Zum Theil mochte das Nicolai'ſche Haus (in welchem Frau von Friedland ihre Stadtwohnung beibehielt) eine äußerliche Veranlaſſung dazu bieten, was aber den Ausſchlag gab, das lag tiefer. Die Epoche der geiſtreichen Cirkel, die, zehn Jahre ſpäter, in der Prinz Louis Ferdinand-Zeit ihren Höhepunkt erreichte, war eben angebrochen; Geburt war nicht viel (oder ſollte nicht viel ſein), Talent war alles. Dieſe Anſchauung, damals die herrſchende, herrſchte auch in Schloß Cunersdorf. An Stelle der Oberſten und Generale traten mehr und mehr die Gelehrten und Akademiker in den Vor-

Digitized by Google

dergrund; Buttman und Bode, Engel und Spalding, Bieſter und Nicolai waren gern geſehene Gäſte und die Vertreter berühmter Namen galten wenig, wenn ſie nicht ihres Theils gewirkt und geſchafft und das ererbte Pfund durch eigene Kraft gemehrt hatten.

Der Tod der Frau von Friedland änderte hierin nichts Weſentliches; die Gräfin Itzenplitz (Frau von Friedlands Tochter) trat eben in jedem Sinne die Erbſchaft der Mutter an und alles, was hervorragte, ſei es in Staat, in Leben, in Wiſſenſchaft, fand nach wie vor die gaſtlichen Thore von Schloß Cunersdorf offen. Wenn ſich ein Unterſchied zeigte, ſo war es vielleicht der, daß die einſeitige Bevorzugung des Talents, des Wiſſens, wie es die Mode, die Zeitſtrömung mit ſich gebracht hatte, nunmehr einer nach allen Seiten hin gerechteren Würdigung des Lebens und ſeiner tauſend Kräfte Platz machte. Die perſönlichen Neigungen der Tochter lagen im Weſentlichen nach derſelben Seite hin, wie die der Mutter, die Wiſſenſchaften ſtanden in erſter Reihe (unter dieſen wieder Botanik und die Naturwiſſenſchaften obenan) und Klaproth, Willdenow, Lichtenſtein, Erman, beide Humboldt's, Leopold von Buch, dazu Savigny, Ranke, Kneſebeck, Reden, Marwitz, Oberſt von Romberg, vor allem der alte Oberpräſident von Vincke, waren Freunde und Gäſte des Hauſes. Aber, wie ſchon angedeutet, der Kreis war doch ein weiter gezogener, als zu den Lebzeiten der Mutter, und die Kunſt, deren erſtes Dämmern in dieſem Lande Frau von Friedland nur eben noch erlebt hatte, fand ein eingehenderes Verſtändniß, und ſoweit es die Zeitverhältniſſe und die Mittel eines Privathauſes überhaupt geſtatteten, auch Pflege und Förderung bei der Tochter. Rauch, Friedrich Tieck, Wach (der beiden Altmeiſter Schadow und Weitſch zu geſchweigen) traten, theils menſchlich, theils künſtleriſch, in nähere Beziehung zu dem Itzenplitz'ſchen Hauſe, und der Verlauf dieſes Aufſatzes wird mir noch Gelegenheit geben, ihre Werke, ſoweit ſie auf Schloß Cunersdorf Bezug haben, an dieſer Stelle aufzuzählen.

Die eben genannten Namen haben uns bereits bis an die

Digitized by Google

Grenze der Gegenwart geführt, aber noch haben wir in aller Kürze von Tagen zu erzählen, die dem Anfange dieſes Jahrhunderts angehören; ich meine die Kriegs- und die Franzoſenzeit, die ganze Epoche von Jena bis Leipzig. Auch Cunersdorf hat ſeine Erinnerungen und ſogar ſeine kleinen hiſtoriſchen Momente aus jener Zeit her.

Die Schlacht von Jena war geſchlagen und die Sieger gingen wie eine Welle über das Land hin. Von dieſer erſten Kriegsnoth ſcheint Cunersdorf wenig oder gar nicht berührt worden zu ſein, erſt der Rückſchlag der Welle (wie er dem Frieden von Tilſit folgte) brachte den Feind auch in dieſe Gegenden. Die Marken, unter allerhand Vorwand, blieben okkupirt, trotzdem der Wortlaut des Friedens alles Land öſtlich der Elbe dem beſiegten Preußen gelaſſen hatte und von den okkupirenden Truppen kamen die berühmten Kavallerie-Regimenter, die die Diviſion Nanſouty bildeten, in die Oderbruchdörfer zu liegen. Die Wahl war gut getroffen; wo hätten die 10,000 Pferde ſich wohler fühlen können, als in der Kornkammer der Provinz? In Schloß Cunersdorf allein lagen 48 Franzoſen in Quartier, darunter wenigſtens zehn Offiziere. Einzelne gehörten guten Familien an, die meiſten aber waren roh und ungebildet und machten es der Itzenplitz'ſchen Familie unmöglich, mit ihnen zu leben. Zehn Monate lang lag dieſe „ſchwere Kavallerie" (ſchwer in jedem Sinne) in den Oderbruchdörfern; endlich rückte ſie weſtwärts. Liebesabenteuren, Händel, Hazard und Piſtolenſchießen hatten plötzlich ein Ende, und Schloß Cunersdorf wurde gelüftet und gebadet, als wäre der Böſe darin geweſen. Die Regimenter zogen nach Spanien, ſpäter, wenigſtens theilweis, nach Rußland.

Aber wenn man im Oderbruch und ſpeciell in Cunersdorf dieſer ſchweren Kavallerie nicht vergaß, ſo vergaß dieſe auch ihrerſeits nicht, wie „fette Weide" dieſe Gegenden für Roß und Reiter geboten. Im Januar 1813 kamen Quartiermacher durch das Dorf und gaben Zettel im Schloß und auf dem Schulzenamt ab, in denen die nahe Ankunft der „Nanſouty'ſchen" und ihrer Anverwandten

Digitized by Google

(nunmehr, wenn wir nicht irren, unter dem Oberbefehl des Generals Sebaſtiani) faſt wie ein Wiederſehn, wie ein bevorſtehendes freudiges Ereigniß angekündigt wurde. Aber ob nun dieſe nachrückenden Reiter, die meiſt keine Reiter mehr waren, eine andere Route nahmen, oder ob dieſe Zettel nur gleichſam Bülletins im Kleinen darſtellten, darauf angelegt, die Gegenden, durch die man kam, noch an das Vorhandenſein der grande armée glauben zu machen, gleichviel, die ſchwere Kavallerie kam nicht. Wer kam, das waren andere.

Am 18. Februar, als man es freilich längſt aufgegeben hatte, die ehemalig Nanſouty'ſchen noch zu ſehen, hielten plötzlich, unvermuthet, unangemeldet, ſtruppige Pferde vor jedem Ausgang des Dorfes und auf den kleinen, abgetriebenen Gäulen ſaßen ſeltſame Leute mit Pelzmützen und Piken, wie ſie ſeit den Tagen von Zorndorf und Schlachten-Kunersdorf in dieſen Gegenden nicht mehr geſehen worden waren. Es waren Koſaken.

Damit hatte es folgenden Zuſammenhang. General Tſchernitſcheff, der Führer der ruſſiſchen Avantgarde, nachdem ſeine Vorhut unter Oberſt von Tettenborn bereits am Tage zuvor bis Werneuchen und Alt-Landsberg vorgedrungen war, hatte am 18. in der Mittagsſtunde die Oder paſſirt. „Ein Alliirter von Rußland her," ſo erzählt Friedrich Adami, „hatte ihm und ſeinen 2000 Pferden die Brücke dazu gebaut. Die Oder trug noch ihre Eisdecke. Wenige Stunden ſpäter, um 4 Uhr Nachmittags, brach das Eis, auf dem drei ruſſiſche Regimenter (Koſaken, Dragoner und Huſaren) nebſt einigen Kanonen über die Oder marſchirt waren. Es hatte, ſo ſchien es, nur eben noch die Landsleute des harten, nordiſchen Winters hinüber laſſen wollen. Dieſe 2000 Reiter erſchienen jetzt in den Dörfern zwiſchen Wriezen und Möglin; Tſchernitſcheff ſelbſt übernachtete in Schloß Cunersdorf."

In Schloß Cunersdorf ſelbſt erzählt man den Hergang etwas abweichend. Danach erſchien Tſchernitſcheff nicht ſpät Nachmittags, ſondern bereits früh am Morgen, übernachtete auch nicht im Schloß, ſondern brach nach kurzer Raſt und nachdem alle 2000

Digitized by Google

Reiter im Dorfe gefuttert hatten, in der Richtung von Strausberg und Herzfelde auf. Dafür, daß alle 2000 Reiter Cunersdorf passirten, scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß, nach einer noch fortlebenden Erinnerung, an jenem einen Vormittage 17 Wispel Hafer verfuttert wurden.

Das Jahr 1813 brachte noch einen andern Gast nach Schloß Cunersdorf und mit seinem Besuche schließen wir, wie mit einem kleinen Idyll. Dieser Gast war Chamisso.

Chamisso, bekanntlich in Folge der französischen Revolution aus Frankreich (Schloß Boncourt in der Champagne) emigrirt,*) hatte als preußischer Offizier die unglückliche Campagne von 1806 und speciell die Kapitulation von Hameln mit durchgemacht. Seitdem lebte er ausschließlich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Botanik. Im Frühjahr 1813 waren seine Mittel erschöpft und Professor Lichtenstein, dem Itzenplitz'schen Hause befreundet, empfahl den jungen Botaniker (eben unsern Chamisso) nach Cunersdorf hin, wo er, nach bald erfolgtem Eintreffen, die Anlegung einer großen Pflanzensammlung unternahm, eines Herbariums, das einerseits die ganze Flora des Oderbruchs, andererseits alle Garten- und Treibhaus-Pflanzen des Schlosses selbst enthalten sollte. Chamisso verweilte einen Sommer lang in dieser ländlichen Zurückgezogenheit, und unterzog sich

*) Zwei ältere Brüder Adalberts von Chamisso (Hippolit und Karl) waren Leibpagen im Dienste Ludwigs XVI. und Karl war unausgesetzt um die Person des unglücklichen Monarchen in dessen bedrängtesten Lagen, namentlich am 10. August 1792. Bei einem Auflauf zerschlagen und verwundet, wurde Karl von Chamisso nur mit Mühe gerettet. Der König verkannte das Verdienst nicht, das sich der Page um ihn erworben hatte und fand Gelegenheit, ihm einen Degen zuzustecken, den er, der König, in glücklicheren Jahren getragen hatte. Zu gleicher Zeit schrieb er auf einem nur etwa thalergroßen Zettelchen: „Ich empfehle Herrn von Chamisso, einen meiner treuen Diener, meinen Brüdern. Er hat mehrere Male sein Leben für mich auf das Spiel gesetzt. Ludwig." Dies Zettelchen und der Degen befinden sich bis diesen Tag in Händen der Familie; der älteste Sohn (preußischer Offizier) Adalbert von Chamissos besitzt Beides.

Digitized by Google

seiner Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit. Das von ihm herrührende Herbarium existirt noch. Die Mußestunden gehörten aber der Dichtkunst, und im Cunersdorfer Bibliothekzimmer war es, wo unser Chamisso, am offenen Fenster und den Blick auf den schönen Park gerichtet, den „Peter Schlemihl", seine vielleicht bedeutendste und originellste Arbeit niederschrieb.

Einige Stellen aus Briefen, die er damals an Varnhagen und Itzig richtete, mögen hier auszugsweise einen Platz finden.

Er schreibt an Varnhagen (Cunersdorf, den 27. Mai 1813):

„Lieber Varnhagen, thun und lassen war für mich gleich schmerzhaft; durch den Machtspruch von Ehrenmännern in Unthätigkeit gebannt, bring' ich den Sommer bei dem Herrn von Itzenplitz auf seinen Gütern zu (in Cunersdorf bei Wriezen) und beschäftige mich allein mit Botanik, wozu ich die herrlichsten Hülfen habe. Ich helfe hier übrigens auch den Landsturm exerciren und kommt es zu einem Bauernkrieg, so kann ich mich wohl darein mischen — pro aris et focis — Mit euch unterzugehen, will ich nicht verneinen."*)

An Hitzig (Cunersdorf, Juni 1813):

„Ich arbeite immer an meinen Pflanzen, gehe mit meinem Gärtner botanisiren, vergleiche meine Kataloge, corrigire die fran-

*) Er fühlte sich, trotz der natürlichen Bande, die ihn an Frankreich knüpften, so ganz als Deutscher, daß er im Jahre 1818 bei seiner Rückkehr von der „Reise um die Welt" die er unter Otto von Kotzebue an Bord des „Rurik" gemacht hatte, auf der Rhede von Swinemünde schreiben konnte:

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — Weil' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf Deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Digitized by Google

zöſiſchen Aufſätze der jungen Leute, unterweiſe ſie etwas in der Botanik. . . . Das war ein ſchwerer Mai (Lützen und Bautzen). Wie klingt doch ſo ſeltſam mit einem Male in mir das Wort Fouqué's:

Im Mai, im Mai, im jüngſten Mai,
Wo alles Leben ſonſt geht auf,
Da iſt des jungen Helden Lauf
Ganz wider Blumenart vorbei.

O Gott, möchte er es nicht von ſich ſelber geſungen haben! Grüß mir die Bekannten und Freunde, die Dir in den Wurf kommen. Gott verzeihe mir meine Sünden; aber es iſt wahr:

Das iſt die ſchwere Zeit der Noth,
Das iſt die Noth der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit,
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth.

Da haſt Du ein Thema.

An Hitzig (Cunersdorf; wahrſcheinlich im September).

„. . . . Du haſt nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute Abend, wenn Du Zeit haſt. Wenn ſie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und beſonders, wer der Mann im grauen Kleide war, ſo ſchick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran ſchreibe; — wo nicht, ſo weiß ich ſchon, was die Glocke geſchlagen hat. Vom dritten Kapitel iſt das erſt der Anfang; dies und das folgende ſind mir ſehr beſchwerlich — es ſtehen die Ochſen am Berge."

An Hitzig (Cunersdorf, Spätherbſt 1813).

„Dieſes zur Erinnerung, daß Du einen Freund in Cunersdorf haſt, dem Du eben nicht ſehr oft ſchreibſt. Es iſt eine ganz fatale Empfindung, wenn alle Tage der Poſtbote einläuft, und die Austheilung der Briefe im Salon geſchieht und für einen Jeden etwas da iſt, und für den Herrn von Chamiſſo — niſcht niche!

Digitized by Google

....Ich kratze immer an meinem „Schlagſchatten“, und wenn ich's Dir geſtehen muß, lache und fürchte ich mich manchmal darüber, ſo wie ich daran ſchreibe; — wenn die Andern nur für mich nicht darüber gähnen. Mein viel gefürchtetes viertes Kapitel habe ich mir, nach vielem Kauen, geſtern aus einem Stücke, wie eine Offenbarung, aus der Seele geſchnitten und heute abgeſchrieben. Es iſt auch ſchon eher Morgen als Nacht, darum ade. Das Blitz-Proſa-ſchreiben wird mir ungeheuer ſauer, mein Brouillon ſieht toller aus als alle Verſe, die ich je gemacht.“

Bald nach dieſem Briefe ſcheint Chamiſſo nach Berlin zurückgekehrt zu ſein. Es wird zwar in Cunersdorf erzählt, er habe ſich zunächſt nach Nennhauſen hin, zu Fouqué, auf den Weg gemacht, um dieſem ſeinen Schlemihl vorzuleſen; es liegen aber doch wohl Monate dazwiſchen, da, wie wir aus dem letztcitirten Briefe erſehen, bis etwa Mitte October, erſt vier Kapitel von elf beendigt waren. Uebrigens ſtand Fouqué damals auch wohl im Felde.

So waren die Erlebniſſe von Schloß Cunersdorf, ſo waren die Perſonen, die, während eines halben Jahrhunderts und darüber, dort kamen und gingen.

Wir durchſchreiten jetzt zunächſt die Säle und Zimmer des Erdgeſchoſſes und verweilen vor älteren und neueren Familienporträts von zum Theil künſtleriſchem Intereſſe. Die Aufzeichnung dieſer Bilder aber an anderer Stelle gebend (Siehe die Anmerkungen), wenden wir uns nunmehr dem im obern Stockwerk gelegenen Bibliothekzimmer zu, wo wir zunächſt den Bildniſſen derer begegnen, die einſt Freunde des Cunersdorfer Hauſes waren: Thaer, Wildenow, Alexander von Humboldt, Reil ꝛc. Was aber unſer Intereſſe lebhafter in Anſpruch nimmt, das iſt ein großer pultartiger Schrank, der in ſeinen verſchiedenen Käſten

Digitized by Google

und Fächern alles das umſchließt, was ſich auf den Generalmajor von Leſtwitz bezieht. Das ganze Arrangement erinnert mehr oder weniger an die großen Glaskäſten, in denen man in England (im Britiſchen Muſeum, im Greenwich-Hoſpital, in Abbortsford ꝛc.) allerhand Erinnerungsſtücke an hiſtoriſche Perſönlichkeiten, z. B. an Nelſon, Walter Scott oder Sir John Franklin auszuſtellen pflegt. Auch unſere „Kunſtkammer" hat ähnliches.

In dieſem Leſtwitz-Schrank, deſſen oberer Theil eben aus einem ſolchen Glaskaſten beſteht, befinden ſich folgende Gegenſtände:

1) Die beiden Degen des Generalmajors von Leſtwitz, jeder mit Draht-umſponnenem Griff und einfacher Lederſcheide.

2) Der Schlachtplan von Torgau („der Leſtwitz-Tag") groß und in ſauberſter Ausführung. Dazu: Ausführlicher Bericht, wie die merkwürdige Schlacht bei Siptitz, ohnweit Torgau, am 3. November 1760 geſchehn iſt. Leipzig, bei Chriſtian Gottlieb Hilſcher.

3) Charten und Manöverpläne, die der Generalmajor von Leſtwitz ſelbſt gebraucht.

4) Charten, die auf den ſiebenjährigen Krieg Bezug haben bis 1763.

5) Militairiſche Pläne und Charten ſeit 1763.

Alle unter 3, 4 und 5 angeführten Charten und Pläne befinden ſich in großen Mappen und ſind zum Theil für den Leſtwitz'ſchen Privat-Gebrauch gezeichnet und getuſcht, theils im Buchhandel erſchienen. Bei den letztern leſen wir abwechſelnd: „Zu finden in Johann Jacob Korns Buchhandlung in Breslau", oder: „geſtochen von Glaßbach in Berlin."

In demſelben Schrank finden wir noch ein anderes hiſtoriſches Werthſtück, das freilich nicht mehr der Leſtwitz-Zeit angehört, ſondern vom Grafen Peter Alexander von Itzenplitz, von Groß-Bähnitz im Havellande her, mit nach Cunersdorf gebracht wurde. Es iſt dies

6) der Flötenkaſten Friedrichs des Großen, den, bald

nach dem Tode des großen Königs, Friedrich Wilhelm II. an seinen Minister Wöllner zum Geschenk machte. Der Minister Wöllner war mit einer Itzenplitz vermählt, wodurch dies historische Werthstück (da das Wöllner'sche Paar kinderlos starb) in die Itzenplitz'sche Familie kam.

Es ist ein weißer, in der geschmackvollsten Weise mit Rosen, Erdbeeren und allerlei Blumenguirlanden bemalter Porzellankasten von etwa 5 Zoll Höhe bei 7 Zoll Breite und 11 Zoll Länge. In diesem Kasten, der zwei Etagen hat, und mit rothem Sammt ausgeschlagen ist, liegt die Ebenholz-Flöte des Königs. Sie besteht aus 8 Stücken: einem Mundstück, einem Klappenstück und 6 Einsatzstücken, jedes Stück von einem Elfenbeinrande eingefaßt. Dazu gehört noch (zugleich als Autograph von der Hand des Königs) eine 7 Seiten lange Partitur. Die Ueberschrift derselben lautet: Aria per il Paulino del Opera di Demofonté, allegro di molto non odi consiglio. Rechts oben in der Ecke: di Frederico.

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit von Schloß Cunersdorf ist die Begräbnißstätte für die Familie Lestwitz-Itzenplitz. Dieselbe liegt an der anderen Seite der Dorfstraße und die verschlungenen Pfade eines Obstgartens, an Blumenbeeten und dem hohen Schilf eines kleinen Teiches vorbei, führen zu dieser Stätte hin. Eine hohe Schwarztanne, deren Zweige weit in den Friedhof hineinragen, bezeichnet den Eingang. Dieser Friedhof, den eine ziemlich niedrige Feldsteinmauer einfaßt, erinnert zumeist an die Begräbnißstätten der Familie Marwitz in Friedersdorf und der Familie Humboldt in Tegel. Mit beiden hat er eine gewisse Eigenthümlichkeit der Anlage gemein, und wenn er vielleicht einerseits hinter der christlich-poetischen Schlichtheit des einen, wie anderseits hinter der klassisch-ästhetischen Feinfühligkeit des andern zurückbleibt, so übertrifft er doch beide durch Mannigfaltigkeit und den Reichthum des künstlerisch Gebotenen. Die Anlage (wenn ich nicht irre, von Frau von Friedland herrührend, die auch hierin die Selbstständigkeit ihres Wesens zeigte) ist folgende.

Digitized by Google

An der Einfassungsmauer entlang, aber diese bedeutend überragend, zieht sich, wie ein solider Wandschirm, ein Stück Mauerwerk entlang, dessen Rückseite glatt ist, während die Front (der Begräbnißstätte zugekehrt) eine Anzahl von Nischen zeigt. Einfache Säulen fassen nach links und rechts diese Nischen ein und tragen einen wenig vorspringenden Sims. Zu Füßen jeder Nische liegt ein Grabstein, während, in der Nische selbst, die Aschenkrüge mit den Reliefbildnissen der Verstorbenen oder sonstige Mementos stehen. Um die Grabsteine rankt sich Epheu; Geisblatt und Immergrün steigen zu den Säulen empor. Die ganze Anlage hat den Vortheil, daß sie sich ohne Mühe durch Anbau einer neuen Nische erweitern läßt. Der Bau, wie er jetzt ist, besteht aus neun Nischen, und die Mitglieder der Lestwitz-Itzenplitz'schen Familie, die hier ihre Ruhestätte gefunden haben, sind (ich gebe die Inschriften wörtlich) folgende:

1) „Gruft des irdischen Ueberrests von Hans Sigismund von Lestwitz, Königl. Preußischen General-Majors der Infanterie. Geboren zu Kontop in Schlesien am 19. Junius 1718; gestorben zu Berlin am 16. Februar 1788." Denkmal: eine über zwei Fuß hohe Urne von grauem schlesischem Marmor; in Front der Urne der Reliefkopf des Generals; oben auf der Urne Helm, Schwerdt, Handschuh. Von Schadow zwischen 1790 und 1803 ausgeführt.

2) „Dies Denkmal bedeckt den sterblichen Theil von Catharina Charlotte von Lestwitz, geb. von Treskow. Geboren zu Schlagentin im Magdeburgischen am 3. Januar 1734, gestorben zu Berlin am 14. Januar 1789." Denkmal: Urne von grauschwarzem Marmor mit Reliefbild. Ebenfalls von Schadow.

3) Dem thätigen Geiste, der diese Fluren belebte, ordnete und nun schützt, Helenen Charlotten von Friedland, gebornen von Lestwitz. Geb. zu Breslau 18. November 1754, gestorben zu Cunersdorf den 23. Februar 1803." Denkmal: Ein Säulenabschnitt, an dem sich das Reliefbild der Heimgegan-

Digitized by Google

genen befindet, trägt eine Marmor-Urne. Diese Urne zeigt am oberen Rande, auch reliefartig, die Attribute der Landwirthschaft: Pflug, Egge, Sense, Sichel, Harke. Darunter ein Genius, mit dem Schmetterling in der Hand; im Hintergrund zwei weibliche Figuren, von denen die eine einen Blüthenzweig vielleicht eine Lotosblume, oder doch eine Blume von ähnlicher allegorischer Bedeutung, in der Hand hält, während die andere sich, durch eine Scheere in ihrer Rechten, als eine der Parzen kennzeichnet. Dies Denkmal, von Enrigo Keller in Rom herrührend, gilt für ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Die Basreliefs an der Urne sind nach antiken Vorbildern ausgeführt*). Ich bekenne indeß, daß ich die hohe Schönheit speciell dieses antiken Reliefbildes (der Genius mit dem Schmetterlinge gleicht einem Amor, den eine Biene gestochen hat) nicht habe empfinden können. Der unten in der Anmerkung abgedruckte Brief Wilhelm von Humboldt's widerlegt mich, — ohne mich zu überzeugen.

4) „Peter Alexander Graf von Itzenplitz. Zu Groß-Bähnitz geboren den 24. August 1769, gestorben den 18. September 1834. Sein Herz, reich an umfassender Liebe, sein Geist voll Durst nach Wissen, wirkte mit lebendiger Einsicht und beharrlicher Kraft, was in dauernder Frucht uns trostvoll umgiebt. Denkmal: Ein zugeschrägter griechischer Altar, trägt zuoberst das Reliefporträt des Grafen. Darunter ein anderes Reliefbild, das alte und das neue Oderbruch (d. h. den Zustand wie er war, und den Zustand wie er ist) allegorisch darstellend. Wasser entströmt der Urne der Najade, und Eiche, Storch und Reiher, die im Sumpf ihre Heimath haben, bezeichnen das alte Oderbruch.

*) Wilhelm von Humboldt wurde durch die befreundete Itzenplitz'sche Familie aufgefordert, die Anfertigung eines Grabdenkmals, am besten durch einen italienischen Künstler, zu vermitteln. Humboldt unterzog sich gern dieser Aufgabe und schrieb an Enrigo Keller: „Auf der Urne wünscht man ein allegorisches Basrelief, wozu das bekannte Basrelief von dem Genius und dem Schmetterlinge und zwei andern allegorischen Figuren, das sich auf der Vase im Palast Chigi befindet, das beste und schicklichste wäre."

Digitized by Google

Aber das abgewandt entſtrömende Waſſer legt den Vordergrund trocken und ein pflügendes Stiergeſpann, Apfelbaum und Garbe verſinnbildlichen das Oderbruch, wie es jetzt iſt. — Von Rauch herrührend.

5) „Henriette Charlotte Gräfin von Itzenplitz, Geborne von Borcke, genannt von Friedland, geboren zu Potsdam 18. Juli 1772, vermählt zu Cunersdorf, 23. September 1792, geſtorben zu Berlin 13. April 1848.“ Denkmal: Eine zugeſchrägte Marmortafel trägt die entſprechenden Reliefs. Gräfin Itzenplitz ſitzt, mit dem Ausdruck heiterer Ruhe, auf einer Bank. Neben ihr ein Fruchtkorb, auf dem die Linke ruht; in der Rechten hält ſie ein aufgeſchlagenes Pflanzenbuch, zum Hinweis auf ihre Vorliebe für Garten- und Pflanzenkunde. — Ebenfalls von Rauch.

6) Gräfin von Itzenplitz, geb. Gräfin von Bernſtorff. Denkmal: Der Engel des Todes entführt die Mutter ihren Kindern; aber noch im Scheiden ſucht ſie ſchützend ihren Schleier um alle die zu breiten, die ſie zurückläßt. — Eine vortreffliche Arbeit von Friedrich Tieck.

7) Gräfin von Itzenplitz, geb. von Sierſtorpff. Denkmal: ein einfaches Marmorkreuz.

8) Gräfin von Itzenplitz, geb. von Kroecher. Denkmal: die Sterbende preßt das Kreuz an ihre Bruſt, während ihr der Engel des Todes den Kranz reicht. — Von Hugo Hagen.

Der Platz der neunten Niſche iſt noch frei. Graf Heinrich von Itzenplitz, der gegenwärtige Beſitzer der Herrſchaft, hat ihn für ſich reſervirt, um hier an der Seite der Seinen zu ruhen. Der Friedhof ſelbſt aber, von dem wir jetzt Abſchied nehmen (und von dem wenige wiſſen), bildet eine Sehenswürdigkeit unſerer Mark auch nach der Seite des Künſtleriſchen hin. Die beſten bildneriſchen Kräfte, die unſer Land hervorgebracht, hier waren ſie thätig: Schadow, Rauch, Tieck. Und keiner von ihnen iſt an dieſer Stelle hinter ſich ſelbſt zurückgeblieben.

Digitized by Google

Die ſchönſte Stunde im Schloß iſt die Morgenſtunde. Noch iſt Alles ſtill; draußen leuchtet ein klarer Septemberhimmel, Luft und Sonne ſtrömen durch das offene Fenſter ein. Unter dem Fenſter hin zieht ſich ein Garten, mit Raſenplatz und Blumen-Rondel. Die Gänge ſind friſch geharkt; keine Fußſpur unterbricht die glatten Furchen; nur hier und da ſieht man ein Gekräuſel im Sand, von einem Huhn herrührend, das ſich aus dem Hof in den Garten ſtahl. Die Bosquets ſind abgeblüht; die Spätlinge des Jahres, meiſt rothe Verbenen, haben an der Rampenwand ein warmes Plätzchen geſucht; dort trifft ſie eben die volle Morgenſonne.

Hinter dem Garten ſteigt der Park auf und mitten durch den Park hin (in gerader Linie auf das Schloß zu) zieht ſich, canalartig, ein breiter Teich. Die Bäume zur Rechten des Waſſers ſtehen dicht und dunkel; aber nach links hin lichten ſie ſich, und durch die Lichtungen hindurch, über weiße Birkenbrücken hinweg, blicken wir weit in das offene Wieſenland hinein.

Friede ringsum. Auf das Fenſterbrett vor mir ſetzt ſich ein Spatz und zwitſchert und ſieht mich an, als erwart' er ſein Morgenbrod von mir. Er pickt die Krume auf, die ich ihm hingeworfen, und unterwegs ſeine Flügel in's Waſſer tauchend, fliegt er über die Breite des Teiches hin.

Einzelne Sträucher lachen mit rothen Beeren aus dem Unterholz des Parkes hervor; die große Linde, halb herbſtlich ſchon, ſtreut bei jedem Luftzug ein gelbes Blatt auf die Gänge nieder; aber im Fallen zögern die Blätter wieder und raffen ſich auf, als überlegten ſie, ob ſie nicht lieber ſteigen ſollen. Vereinzelte Vogelſtimmen ſingen in den Morgen hinein; ſonſt alles ſtill; nur das Waſſer, nun faſt ein Jahrhundert ſchon, fällt an derſelben Stelle melodiſch-einförmig über das Wehr, wie ein Ewiges, das die Bilder der Zeitlichkeit umſchließt.

Digitized by Google

Das Pfulen-Land.

Ich lese gern von mancher tüchtgen Kraft,
Die kühn gefolgt der Größten ew'gem Schimmer.

H. v. Blomberg.

Wie um Neustadt-Eberswalde herum ein „Sparren-Land", so gab es, im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts, um Buckow herum ein Pfulen-Land. Hier an der Grenze zwischen Barnim und Lebus hatten, von kleinen Anfängen ausgehend, die Pfuels, die muthmaßlich mit den Askaniern ins Land gekommen waren, ihren Haupt-Besitzstand aufgebaut, einen Besitz, der, zur Zeit der höchsten Blüthe der Familie, bis weit in die genannten beiden Landestheile hineinreichte und wenige Enclaven abgerechnet so ziemlich einen Kreis von 2 bis 3 Meilen Durchmesser bildete, — Buckow als Mittelpunkt.

Die Pfuels kamen so früh in's Land, daß sie schon im Jahre 1603 in einer Leichenpredigt, die beim Hinscheiden eines der Ihrigen gehalten wurde, nicht nur ein „fürtreffliches", sondern auch ein „uraltes Geschlecht" genannt werden konnten, ein Geschlecht, „aus welchem equestris et literati Ordinis viri, fürtreffliche Kriegsschilde, auch wohlgelahrte, verständige und versuchte Männer" hervorgegangen sein. Diesem alten Ruhme hat die Familie in den Dritthalbhundert Jahren, die seitdem vergangen sind, getreulich nachgelebt, und der Verlauf dieses Aufsatzes wird verschiedentlich Gelegenheit bieten, wie auf eine ganze Anzahl „fürtreff-

Digitized by Google

licher Kriegsſchilde", ſo auch auf „wohlgelahrte, verſtändige und verſuchte Männer" hinzuweiſen, die, wie vor ſo auch nach 1603, dem alten Hauſe entſproſſen ſind. Einige waren „Kriegsſchilde" und „wohlgelahrte Männer" zugleich; keiner glänzender vielleicht als Jener eine, der, vor wenig Monaten noch, hochbetagt als „Jüngling-Greis", unter uns weilte und, ein halb Jahrhundert zurück, in großen, begeiſterten Tagen, die beſſere Kämpfe als den der Tagesmeinung kämpften, hoffnungsreich, geliebt, bewundert, in das Leben und in die Schlacht trat.

Aber ich habe von den Pfuels vergangener Jahrhunderte zu berichten. Sie gehörten zu den Schloß-geſeſſenen Geſchlechtern der Mark, inſoweit ſie Beſitzer der damals, im 15. und 16. Jahrhundert, feſten Schlöſſer Quilitz, Ranft und Leuenberg waren, und ihr Anſehen war bedeutend genug, um noch am Ende des 15. Jahrhunderts, alſo 100 Jahre ſpäter als die Quitzows, wegen angethaner Beleidigung (eine rückgängig gemachte Verlobung) eine zehnjährige Fehde mit den Mecklenburger Herzögen führen zu können. Dieſe Zeiten liegen zurück; der reiche Beſitz iſt zuſammengeſchmolzen, aber was die Familie an altem Beſitz noch inne hat, das hat ſie an alter Stelle, in Barnim und Lebus.

In beiden Landestheilen haben die Beſitzverhältniſſe im Allgemeinen vielfach gewechſelt; nur drei alte Familien ſind auf alter Scholle geblieben, die Barfuſe in Ober-Barnim, die Burgsdorffs in Lebus, die Pfuels in beiden.

Der alte Beſitz der Pfuels betrug, zur Zeit des höchſten Glanzes der Familie, vielleicht das Zehnfache von dem, was ſie jetzt inne haben und umfaßte, zwiſchen 1550 und 1650, folgende Güter theils ganz, theils antheilsweiſe: Dannenberg, Leuenberg, Steinbeck, Alt-Ranft, Schulzendorf, Hohenfinow, Prötzel, Tiefenſee, Werftpfuhl, Haſenholz, Garzin, Garzau, Dahmsdorf, Oberſdorf, Quilitz, Friedersdorff, Kinitz, Münchehofe, Jahnsfelde, Gielsdorf und Wilkendorf.

Von dieſem ganzen reichen Beſitz ſind der Familie nur drei Güter geblieben und zwar die drei letzgenannten: Jahnsfelde,

Digitized by Google

bei Müncheberg und Gielsdorf-Wilkendorf bei Straußberg. Der Name des alten Geschlechtes aber lebt noch überall in den alt-pfulischen Dörfern auf Grabsteinen, Bildern und Glocken fort, so daß wir in Nachstehendem von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche zu wandern und dabei aufzuzeichnen haben werden, was dem Pfulen-Lande noch an Erinnerungsstücken aus alter Zeit geblieben ist.

1. Schulzendorf.

Schulzendorf, eine halbe Meile westlich von Wriezen, kam bald nach 1450 in Pfuel'schen Besitz. Es blieb lange bei der Familie; erst 1837 ist es in andre Hände übergegangen. Die Feldsteinkirche ist alt und enthält außer einem weißgetünchten Schnitzaltar (die Kriegsknechte würfeln um Christi Mantel) ein großes, sehr interessantes Bild aus der Pfuel'schen Zeit her. Dies Bild, zu Ehren eines Quilitzer Pfuel gemalt und aufgestellt, befand sich demgemäß ursprünglich in der Quilitzer Kirche. Nachdem indeß diesem Zweige der Familie Quilitz verloren gegangen und nur Schulzendorf noch geblieben war, hatten die spätren Repräsentanten der Quilitzer Linie den Wunsch, das Ehren-Bild ihres Ahnherrn nicht mehr in einer ihnen fremd gewordenen Kirche zu sehen. Sie erkauften daher das Bild und stellten es in der Schulzendorfer Kirche auf. Das Bild ist sehr groß, wenigstens 6 Fuß zu 4, und stellt eine Kreuzigung Christi dar. Zu Füßen des Kreuzes kniet in blanker Rüstung der alte Pfuel, dem zu Ehren das Bild errichtet wurde, und blickt betend zu dem Gekreuzigten auf. Weiter unterhalb die Donatoren: 4 weibliche und 2 männliche Figuren. Dies wäre das Herkömmliche. Wodurch sich aber das Bild von dem traditionell Ueblichen unterscheidet, das ist der Umstand, daß die Gestalten des Heilands und des in blanker Rüstung knieenden Pfuel nicht gemalt, sondern basreliefartig in Holz geschnitten und nun erst an der ihnen zukommenden Stelle auf dem Bilde befestigt sind. Es ist dies das erste und einzige Beispiel der Art, dem ich begegnet bin. Es ist mehr eigenthümlich, als schön; man könnte es praktisch nennen, indem es die Aufmerksamkeit des Be-

Digitized by Google

ſchauers auf die beiden Geſtalten hinzwingt, auf die es ankommt: auf den Gekreuzigten und den betenden Pfuel. Die blanke Rüſtung des letzteren iſt — ganz wie es ſich für eine kleine Relief-Figur geziemt — nicht durch Farbe, ſondern durch Belegen mit Silberſchaum hergeſtellt.

Das Bild hat drei Inſchriften: eine erſte, die von dem bildlich dargeſtellten „alten Pfuel" (Vornamen fehlen) handelt; eine zweite, die von dem Aufſteller des Bildes in Quilitz und eine dritte, die von der Ueberſiedlung des letztern nach Schulzendorf ſpricht.

Die erſte Inſchrift, am oberſten Rande des Bildes, iſt unleſerlich geworden.

Zweite Inſchrift: Dies Epitaphium iſt von dem edlen und ehrenveſten Jürgen Pfulenn ſeinem ſeligen Vater zum Gedächtniß geſetzet worden. Welchen auch (den ehrenveſten Jürgen Pful) der Allmächtige Gott in wahrer Erkenntniß ſeines allerliebſten Sohnes Jeſu Chriſti bis an ſein Ende erhalten wolle. Amen.

Dritte Inſchrift: Aus ſchuldiger Hochachtung vor dem Stammvater der anitzo im Segen lebenden dreien Gebrüder, als Heine Friedrich Wilhelm, Georg Ludwig Ditloff und Carl Chriſtoph Auguſt von Pfuhll, Königlich Preußiſcher Lieutenants, iſt dies Epitaphium von ihnen aus der Quilitz'ſchen Kirche erkaufet und allhier zum beſtändigen Andenken aufgerichtet worden den 20. September 1747.

2. Garzin.

Garzin war bis vor Kurzem noch reich an Erinnerungsſtücken aus der Pfuel'ſchen Zeit. Die Mehrzahl dieſer Gegenſtände (zumeiſt Bilder) hat indeſſen der gegenwärtige Beſitzer von Jahnsfelde, älteſter Sohn des 1846 verſtorbenen Generallieutenants von Pfuel, käuflich an ſich gebracht und ſie ſeiner höchſt intereſſanten Familien-Gallerie eingefügt.

Das bemerkenswertheſte, was der Garziner Kirche geblieben iſt, iſt ſeine 1654 in Hamburg gegoſſene Glocke. Dieſelbe iſt einerſeits durch ein tellergroßes, in die Glockenwandung einge-

Digitized by Google

ſchmolzenes Medaillon, das „Urtheil des Paris“ darſtellend, andrerſeits durch ihre plattdeutſchen Inſchriften intereſſant. Dieſe ſind freilich nur zum Theil verſtändlich. Die untre, einreihige Inſchrift lautet: „Gegaten tho Hamborch Anno Domini 1654 Junius.“ Dazu:

In Gades Namen bin ick geflaten (gefloſſen)
Hans vam Damme heet mi gegaten.

Die obere Inſchrift iſt viel länger und ſchwer zu entziffern.

Ick bin gegaten in Gottes Ehr;
. . . . . .
Wenn ick klinge, ſo denk zur Stundt
Daß Chriſt mit der Baß Dir baſſunen kumpt,
Zu fordern alles vor Gericht, —
Drumb halte Di und ſundige nicht.
. . . . . .
Vor alle Sunde de Du begahn
Lath Chriſtum den Vorloſer (Erlöſer) ſtahn.

Die Zeile, „daß Chriſt mit der Baß Dir baſſunen kumpt“ iſt voll origineller Kraft. — In Garzin lebte Anfang des 17. Jahrhunderts „Melchior von Pfuel, der Nekromant“, deſſen Bildniß wir ſpäter begegnen werden. Es ſcheint, daß er vorzugsweiſe in Garzin ſeine alchymiſtiſchen Verſuche machte.

3. Buckow.

Die Stadt Buckow und ihre ſchönen Umgebungen habe ich an andrer Stelle (Vgl. S. 180 ꝛc.) ausführlich beſchrieben. Das Schloß — gräflich Flemmingſch — enthält neben andern Sehenswürdigkeiten einen bemerkenswerthen Speiſeſaal, eine Jugendarbeit Schinkels. Dieſer Saal zieht ſich, nach Art einer rundgewölbten Halle, quer durch die Mitte des Schloſſes hindurch, das an der betreffenden Stelle, nach vorn und hinten zu, um einige Fuß vorſpringt. Caſetten ſchmücken die Decke des Saals, der mittelſt einer großen Glaswand, die den Bau nach der Gartenſeite zu abſchließt, das nöthige Licht empfängt. Ueber der Halle, in einem Saal von gleichen Dimenſionen, befindet ſich die Bilder-Gallerie.

Digitized by Google

Schloß Buckow, wie alles, was es enthält, ist aus verhältnißmäßig später (Flemming'scher) Zeit und nur die Buckower Kirche, die sich malerisch auf einem der Hügel am Ausgang der Stadt erhebt, weist noch einzelne Pfuel'sche Reminiscenzen auf. Links neben dem Altar, an einem der hohen Wandpfeiler*), befindet sich eine große, 7 bis 8 Fuß hohe, sogenannte „Trophäe," die sich aus in Holz geschnitzten Kanonen, Trommeln, Fahnen, Standarten ꝛc. zusammensetzt und in seiner Mitte das Pfuelsche Wappen trägt. Das Ganze eine ziemlich rohe, bunt bemalte Arbeit mit folgender Inschrift: „Der Hochedelgeborne Herr, Herr George Adam von Pfuel, Sr. Churf. Durchlaucht zu Brandenburg, hochwohlbestallter General-Major, Gouverneur und Oberhauptmann der Veste Spandau, auch Obrister zu Roß und Fuß, auf Groß- und Klein-Buckow, Obersdorf, Möschen, Garzin, Sieversdorff, Hasenholz, Damsdorf und Münchehofe, geb. den 15. November 1618, gestorben im Juli Anno 1672, seines Alters 54 Jahr weniger 5 Monat.

Dieser Georg Adam von Pfuel, der in der noch zugänglichen Gruft der Buckower Kirche ruht, machte während des 30jährigen Krieges unter seinem berühmteren Oheim Adam von Pfuel die erste Kriegsschule durch. Er kommandirte später selbstständig,

*) Gegenüber dem Wandpfeiler, der diese Trophäe trägt, befindet sich, in gleicher Höhe mit den Emporen der Kirche, der ehemalig Pfuelsche Chorstuhl oder Kirchensitz. An seiner Vorderwandung bemerken wir drei oder vier in einander verschlungene Goldbuchstaben, die aller Entzifferung spotten, höchst wahrscheinlich aber einen Pfuelschen Namenszug darstellen. Der Kirchenstuhl selbst — der sich geräumig, nach Art eines Zimmers — hinter diesem Namenszug befindet, hat etwas unheimlich Geheimnißvolles. Die Fenster sind ausgenommen und wenn man auf die Brüstung einer der Neben-Emporen steigt, um von der Seite her hineinzulugen, so erblickt man nichts als einen rostigen Kamin, Spinneweb und verstaubte Gewölbekappen, die unter den aufgerissenen Dielen sichtbar werden. Der Aufgang zu diesem Chorstuhl ist vermauert (man erkennt noch die Stelle, wo die Treppe mündete) und wie die Jahre wachsen so wächst der Reiz der Frage: Wer hat diese Dielen aufgerissen? Wer bangte vor diesem Platz? Wer hat ihn vermauert?

Digitized by Google

war ein Zeitgenoſſe Sparrs, Görtzke's, Derfflingers, und zeichnete ſich während des polniſchen Krieges, ſpäter während des Zuges nach Holſtein aus. Die glänzendſte Zeit des großen Churfürſten (von Fehrbellin an) erlebte er nicht mehr. Außer der Herrſchaft Buckow beſaß er auch die Dörfer Dalem und Marzahne in der Nähe von Berlin. Sein Bildniß befindet ſich in Jahnsfelde.

Durch die Tochter Georg Adams, die den ſpäter in ſächſiſchen und preußiſchen Dienſten ſo berühmt gewordenen Feldmarſchall Heino Heinrich von Flemming heirathete, kam Buckow an die Flemmings, die es alſo ſeit faſt 200 Jahren beſitzen. Nach andrer Angabe war der Feldmarſchall von Flemming ein Sohn aus der Ehe der Pfuel'ſchen Erbtochter mit einem Flemming.

4. Wilkendorf.

Wilkendorf, eine halbe Meile nördlich von Straußberg, iſt ſeit vor 1536, in welchem Jahre ihnen der Lehnsbeſitz bereits erneut und beſtätigt wurde, im Beſitz der Pfuels. Das reizend am Abhang gelegene, in eine Thalwieſe niederblickende Herrenhaus iſt neu und unter den mannigfachen Kunſtſchätzen befindet ſich nichts, was bis in frühere Jahrhunderte zurückreichte. Einige ältere Familienporträts ſind ohne Belang.

Die Kirche iſt alt und zeichnet ſich durch einen mit Geſchmack und Pietät reſtaurirten Schnitzaltar aus. Das Mittelſtück beſteht aus drei Figuren: Jungfrau Maria, mit Joſeph (oder den heiligen Rochus) und ihrer Mutter Anna zur Linken und Rechten. Die Anna hält zwei Kinder auf ihren Armen, und zwar auf dem rechten die Jungfrau Maria (ſo daß dieſe zweimal auf dem Bilde iſt, einmal groß und einmal klein), auf dem linken das Chriſtkind. Die Jungfrau iſt etwas größer als das Chriſtkind und trägt, eminent puppenartig, das Kleid der Himmelskönigin.

Intereſſanter noch als dieſer Schnitzaltar iſt der aus einem großen Granitblock ausgemeißelte Taufſtein, der vor dem Altar ſteht. Er iſt ungewöhnlich groß und hat (die bloße Steinſchale) über drei Fuß Höhe bei zwei Fuß Durchmeſſer. Solche granitnen Taufſteine waren in der erſten Zeit der Chriſtianiſirung des Lan-

Digitized by Google

des gewiß sehr häufig; die überall auf den Feldern umherliegenden Rollsteine, wie sie das Material zu den Kirchen selber boten, wurden ausgehöhlt und die „Taufe" war fertig. Die Bearbeitungskunst bleibt unter allen Umständen anstaunenswerth, wenn man erwägt, wie geringe technische Hülfsmittel damals zu Gebote standen. Jetzt begegnet man solchen „Taufen" nur sehr selten noch. Beides, Schnitz-Altar wie Taufstein (der letztere gewiß), stammen aus Pfuelscher Zeit.

5. Gielsdorf.

Gielsdorf, nur durch den schönen Ihland-See und seine Umgebungen von Wilkendorf getrennt, ist seit 400 Jahren im Besitz der Familie. In einen der alten Kirchenpfeiler wurde, mit Bezugnahme darauf, eine Steintafel eingemauert, die die Inschrift trägt: Zur Erinnerung an die 1460 unter Churfürst Friedrich geschehene Belehnung des Werner Pful mit Gielsdorf und an den vierhundertjährigen Besitz seiner Erben. Gustav von Pfuel, 1860."

Auch in der Gielsdorfer Kirche befindet sich ein ausgemeißelter Taufstein, doch ist derselbe ersichtlich aus spätrer Zeit, nicht so groß wie der Wilkendorfer, und statt in Granit in bloßem Kalkstein (wahrscheinlich aus dem benachbarten Rüdersdorf) ausgeführt. In Front trägt der Stein ein flach gearbeitetes Kreuz, und als Umschrift um dasselbe, in Form eines Kranzes, die Worte: NON GLORIOR NISI IN CRUCE DOMINI.

Die Emporen der alten Kirche ruhen auf kurzen, grobgeschnitzten Holzpfeilern; in einem derselben sind die Worte eingeschnitten: BERTRAMB V. PFUEL. ANNO MDCX. Dieser Bertramb von Pfuel war ein Vetter Curt Bertrams v. Pf., der während des 30jährigen Krieges eine Rolle spielte und auf den wir noch weiter unten zurückkommen.

Unter dem Altar der Gielsdorfer Kirche soll ein anderer Pfuel (Christian Friedrich) bestattet sein. Eine Stückkugel riß ihm beim Sturm auf Kaiserswerth (1702) den Kopf weg und Rumpf und Glieder wurden in Gielsdorf begraben. Er war Oberst in einem Infanterie-Regiment. Sein Bild befindet sich in Zahnsfelde. Ein

Digitized by Google

Spruch in der Jahnsfelder Kirche gedenkt sein. Dieser Spruch (wie verschiedne andre in der eben genannten Kirche, von Friedrich La Motte Fouqué herrührend) lautet:

Italien hat und Niederland
Den edlen Kämpfer oft geschaut.
In vieler wilden Schlachten Brand
Hat er das Feld mit seinem Blut bethaut.
Als letzter Kranz ward ruhmvoll ihm bescheert
Zu sterben, vorbewußt, im Sturm auf Kaiserswerth.

Dieses „vorbewußt" bezieht sich auf folgenden Vorfall, der als Tradition in der Familie fortlebt. Am Tage vor der Schlacht (Sturm auf Kaiserswerth) will von Pfuel in sein Zelt treten. Die vor dem Zelt stehende Schildwacht salutirt nicht, erblaßt aber sichtlich und zeigt nur auf das Innere des Zelts; von Pfuel tritt jetzt ein und sieht sich selber, schreibend, am Tisch sitzen. Er tritt hinter die Gestalt, blickt dem ruhig Weiterschreibenden über die Schulter und liest sein Testament. Dann verschwindet die Gestalt. von Pfuel wußte jetzt, daß er andren Tages sterben werde. Er setzte sich auf den Feldstuhl, auf dem eben sein Doppelgänger gesessen, schrieb an seine Frau und nahm Abschied von ihr. Andren Tages fiel er an der Spitze seiner Sturmkolonne.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Geschichte Chamisso'n zu seinem schönen Gedichte „die Erscheinung" Veranlassung gab. Wenigstens die Situation ist dieselbe. Chamisso war mit Fouqué befreundet und Fouqué seinerseits kannte die Familientradition des ihm verwandten Pfuel'schen Hauses.

6. Jahnsfelde.

Jahnsfelde ist seit 1449 in der Pfuel'schen Familie, also noch elf Jahre länger als Gielsdorf. Die hübsche Inschrift über der Thür des Herrenhauses nimmt Bezug darauf und lautet:

Glück herein, Unglück heraus,
Dies ist der Pfuel ritterlich Haus
Seit vierhundert Jahren, —
Gott wolle bewahren
Geschlecht und Haus.

Digitized by Google

Dies Herrenhaus selbst ist neu, doch ruht es auf den Fundamenten eines alten Gebäudes, das hier stand. Der Park, der das Herrenhaus von allen Seiten malerisch umschließt, ist eine neue Schöpfung des Generallieutenants von Pfuel, der 1846 verstarb. Auch der unmittelbar angrenzende Friedhof konnte mit in den Park hineingezogen werden, da die Hinauslegung des Begräbnißplatzes ohnehin geboten war. War doch schon seit 1244 an derselben Stelle begraben worden. Grab über Grab.

Der gegenwärtige Besitzer von Jahnsfelde, ältester Sohn des Generallieutenants, hat voll historischen Sinnes und zugleich voll Pietät gegen die ruhmreiche Vergangenheit seines Geschlechts, die untren Räume des Hauses nach Art eines Familien-Museums eingerichtet. Erinnerungsstücke aller Art, Wappenschilde, Waffen, zumal Bildnisse, wohl mehr als 50 an der Zahl, finden sich hier auf engstem Raume zusammen. Sie alle namhaft zu machen liegt jenseits der Zwecke dieses Buchs; aber wenigstens der ältesten und interessantesten geschehe in Kürze Erwähnung.

1) Anna von Pfuel. Ein interessantes Bild aus der Garziner Kirche. Es stellt eine junge, reichgeschmückte Frau dar, lebensgroß, ganze Figur; im Haar scheint sie eine Brautkrone oder etwas derartiges zu tragen. Ort und Jahreszahl lauten: Garzin, 1594. Dies ist das älteste Bild der Sammlung. Die Behandlung, besonders der Gewandung, ist noch steif und faltenlos.

2) Heino von Pfuel im Jahre 1602. Aetatis suae 58. Eine kriegerische Gestalt in Eisenrüstung und hoher Halskrause, dazu roth und weiße Schärpe. Die Unterschrift des Bildes, vom alten Maler selbst herrührend, lautet:

Heino v. Pfuhl ich ward genannt,
Ein Obrister über Reuter und Knecht,
In Ungarland
Und mannigen Orts sonst wohlbekannt.

Es heißt von ihm, daß er ein brandenburgisches Hülfscorps gegen die Türken kommandirt und sich überhaupt im Felde wie bei Hofe ausgezeichnet habe. Auch er hat ein Schild in der Jahnsfelder Kirche und auf demselben einige Fouqué'sche Reimzeilen.

Digitized by Google

3) Erneſte Friedrich von Phull. Wenn ich nicht irre, ebenfalls aus der Garziner Kirche nach Jahnsfelde gebracht. Stellt einen ältren Mann mit weißem Bart, von ernſtem, faſt ſchwermüthigem Geſichtsausdruck dar. Auf dem Bilde das Pfuel'ſche und Bismarck'ſche Wappen. Spruch:

Wer Gott allezeit vertrauen kann
Der bleibt ein unverdorbner Mann.

Dann folgende Unterſchrift: Der edle, feſte Erneſte Friedrich von Phull, ein Bruder Heinonis (d. h. Heino von Pfuhls), auf Garzin, Trebnitz und der neuen Langenwiſche Erbherr, ſtarb allhier (wo?) den 8. Oktober Anno 1613 früh, ſeines Alters 64 Jahr. Ward den folgenden 4. Novembris in das Begräbniß geſetzet und wartet der fröhlichen Auferſtehung.

4) Melchior von Phull. Ein vortreffliches Bild, das einen Mann in beſten Jahren, in ſchwarzer Kanzler- oder Geheimeraths-Tracht darſtellt, mit großem, ſchönem Spitzenkragen, Handmanſchetten und Kanzlerkette. Links (oben in der Ecke) das Pfuel'ſche Wappen, rechts das Wappen der alten Familie von Menlishoff. Unter dem Pfuel'ſchen Wappen leſen wir: Melchior v. Phull, Consiliarius Brandenburgensis. In Garzin, Garzo, Hasenholz et Trebnitz. Pie Obit. 18. November Anno 1609. Unter dem Menlishoffer Wappen ſteht: „Iſt Gott mit uns, wer mag wider uns ſein." Melchior ſelbſt legt ſeine rechte Hand auf ein aufgeſchlagenes Buch mit rothem Rand; auf der weißen Seite ſteht: „Wer meine Gebote hat und hält ꝛc. Johannes 14. V. 21." Anno Domini 1610. An andrer Stelle nochmals: Melchior v. Phull Aetatis suae 35. Anno 1609. Discite mortales fugitivam noscere vitam. Dieſer Melchior von Pfuel iſt derſelbe, der ſich auch als Nekromant einen Namen machte.

5) Adam von Pfuel. Bruſtbild. Ein älterer Mann, ernſt, prononcirt martialiſch. Er zählt zu den bekannteſten Mitgliedern der Familie. Adam von Pfuel wurde 1604 geboren. Er folgte 1620 ſeiner Schweſter, einer Hofdame Marie Eleonorens (bei

Digitized by Google

Vermählung dieſer mit Guſtav Adolph), nach Stockholm. Dieſe Schweſter heirathete ſpäter den berühmten Bannier und wurde die Ahnmutter des gleichnamigen Geſchlechts. Ihr Bruder, unſer Adam von Pfuel, trat als Page bei Guſtav Adolf in Dienſt, begleitete ihn nach Deutſchland und brachte, nach der Lützener Schlacht, des Königs Leiche von Weißenfels nach Stettin, von wo ſie nach Stockholm eingeſchifft wurde. Seine nahen, ſchon angedeuteten verwandtſchaftlichen Beziehungen zu Bannier machten es, daß er auch in der Folge der Parthei dieſes wüſten aber genialiſchen Feldherrn zugehörte. 1634 führte er zuerſt, als Commandeur eines Regiments, einen ſelbſtſtändigen Zug nach Thüringen hin aus und deckte die Flanke des Heeres. Auf dieſem Zuge war es, wo ſich der damals noch jugendliche Derfflinger ſeine erſten Sporen im Pfuel'ſchen Regiment verdiente. Später ſtieg Pfuel zum Avantgardenführer des ſchwediſchen Heeres auf und eroberte ſich als ſolcher den allerdings zweifelhaften Ruhm, 800 böhmiſche Dörfer niedergebrannt zu haben. Nach Banniers Tode war es Pfuel, der in Gemeinſchaft mit einigen andern Kriegs-Oberſten die Schlacht bei Wolfenbüttel ſchlug. Er ſtand damals hoch genug in Anſehn, um hoffen zu dürfen, das Ober-Commando werde ihm übertragen werden. Er ſcheiterte aber, weil er Ausländer war, und Torſtenſon (ihm freilich hoch überlegen) erhielt den Oberbefehl. Als ihm auch Lilienhoeck vorgezogen wurde, nahm er den Abſchied. Dies war 1642. Wo er von da ab bis 1652 war, iſt unbekannt. In ſpätren Jahren kaufte er ſich die Güter Helffte und Polleben im Mansfeldiſchen und gründete eine neue Linie. Auf ſeinem Bilde in Jahnsfelde trägt er die goldne Kette, die ihm Guſtav Adolf geſchenkt hatte. Er ſtarb als ſchwediſcher Generallieutenant 1659 zu Polleben. Hat auch in der Kirche Schild und Spruch.

6) Curt Bertram von Pfuel. Bruſtbild. Dieſer Curt Bertram war kurbrandenburgiſcher General-Kriegs-Commiſſar während des 30jährigen Krieges, und wurde von Seiten George Wilhelms mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen verwandt, namentlich

Digitized by Google

an Wallenſtein, als dieſer zuerſt an den Grenzen der Mark erſchien. Unſer Curt Bertram war damals „Kammerjunker“. Seine erſte Miſſion an Wallenſtein fällt in das Frühjahr 1626. Es ſcheint, daß er den Friedländer in Halberſtadt traf und ihn, im Auftrage des Churfürſten zu bitten hatte, nicht in die Mark einzurücken. Wallenſtein antwortete: „So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, will ich dem Kurfürſten kein Widriges erweiſen, nur bitte ich ihn um Gottes Willen, die Mansfeld'ſche Armee (die in der Priegnitz hauſte) auszuſchaffen, ſonſt muß ich nachrücken, um den Feind zu ſuchen, wo ich ihn treffe.“ Im Auguſt traf Wallenſtein mit 16 Regimentern in Cottbus ein. Der Kurfürſt hatte den ſpäter ſo berühmt gewordenen Conrad von Burgsdorf zum Marſchall bei ihm beſtellt, und es verlautet nicht, daß unſer Curt Bertram bei dieſer Gelegenheit weitere Verhandlungen mit Wallenſtein gehabt habe. Er war indeſſen einige Wochen vorher in Cottbus geweſen, um, gemeinſchaftlich mit einem von Rochow, die Empfangsvorbereitungen zu regeln. Curt Bertram ſah den Friedländer erſt ſpäter wieder, und wie es ſcheint, unter ziemlich mißlichen Umſtänden. In Prag, als er dem Gefürchteten eine Vorſtellung zu überreichen hatte, fuhr ihn dieſer an: „ich werde ſchiefericht (etwa das, was wir heute „nervös“ nennen würden), wenn ich ſolche Schriften ſehe“, und im Juni 1628 berichtete Pfuel von Frankfurt a. O. nach Berlin: er habe den General nicht ſprechen können, denn dieſer habe juſt ſeinen Schiefer gehabt, und nicht nur kurz vorher den Sekretair, den Kammerdiener und Edelknaben abprügeln laſſen, ſondern auch das Glockenläuten verboten und zugleich befohlen, alle Hunde von der Gaſſe zu ſchaffen. Dieſe Miſſionen, wie wir hieraus genugſam erſehen können, waren verantwortungsvoller Natur und forderten ihren Mann.

Curt Bertram, deſſen Bruder (Adam) und Neffe (Georg Adam) direkt in ſchwediſchen Dienſten ſtanden, gehörte ſelbſtverſtändlich der Anti-Schwarzenberg'ſchen Parthei an. Schwarzenbergs Einfluß ſetzte es ſchließlich durch, daß Curt Bertram ſeiner Aemter enthoben und ſeine Güter eingezogen wurden. Nach dem Tode

Digitized by Google

Kurfürſt George Wilhelms aber wendete ſich das Blatt; er erhielt ſeine Güter zurück und wurde auserſehn, den Adam Schwarzenberg gefangen zu nehmen. Später kaufte er ſich in Sachſen an und wurde, durch weitere Verzweigung, der Stammvater der noch blühenden Würtemberg'ſchen Linie. Das Bild Curt Bertrams befindet ſich in Jahnsfelde. Er iſt ein ſchöner Mann, blühend, noch jung, voll klugen und energiſchen Ausdrucks. Seine Tracht, in Koller und Klapphut, iſt im weſentlichen die eines ſchwediſchen Kriegsoberſten.

Die andern Bilder — und auch unter ihnen nur eine Auswahl — geb' ich in den Anmerkungen. Was der Jahnsfelder Porträt-Gallerie einen Reiz verleiht und ihr unterſcheidendes Merkmal bildet, iſt, daß ſie das Froſtige eines ſogenannten „Ahnenſaals" durchaus vermeidet. Man ſteigt nicht erſt treppauf, man zieht nicht erſt die verſchoßnen Gardinen zurück, man ſorgt nicht erſt, abſtäubend und Fenſter-öffnend, für Luft und Licht, — in Jahnsfelde lebt man mitten unter ihnen. Dieſe alten Herren in Rüſtung oder Perücke, hier ſind ſie nicht zu ſteifer Repräſentation da, ſie ſind nicht Fremde am eignen Heerde, man hat ſich häuslich-familiär mit ihnen eingerichtet; man kennt ſie, man liebt ſie. Ein täglicher Verkehr hat Platz gegriffen zwiſchen denen die waren und zwiſchen denen die ſind; Aelteſtes und Neuſtes reichen ſich die Hand; wie ein ununterbrochener Strom wandert das Leben weiter von Geſchlecht zu Geſchlecht. Wohl mahnen auch hier die Bilder berühmter Ahnen an das Vergängliche alles Irdiſchen, aber ſie predigen zugleich auch den Sieg des Geiſtes über den Leib und entfalten ſtill die Fahne, auf der als Zuruf und Richtſchnur das Dichterwort geſchrieben ſteht:

„Und ein berühmter Name nach dem Tode!"

Kienbaum.

Ich hatt als Kind eine Tanne lieb,
Die groß und einsam übrig blieb
An flachem Wiesensaume.

* * *

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Th. Storm.

Am Ausgang der Liebenberger Haide, am linken Ufer des Flüßchens Loecknitz, das hier die Grenze zwischen dem Lande Lebus und dem Nieder-Barnim zieht, liegt das Dorf Kienbaum.

Seinen Namen (so erzählt man sich) hat es von einem Kienbaum, der ehedem ziemlich inmitten des Dorfes stand und nach Erzählung der Bewohner bis in die allerfrühsten Zeiten deutscher Colonisirung zurückreichte. Man ließ ihn damals bei der Ausrodung der Waldstelle stehen, und während der Kienbaum selber neue Jahresringe anlegte, legten sich neue Häuser und Höfe um den ursprünglichen Kern des Dorfes herum. Jahrhunderte lang hielt man ihn, wie einen Hüter und Talisman, wie einen alten Pathen, der dem Dorfe den Namen gegeben, in Ehren und kaum 20 Jahre mögen vergangen sein, seit er umgehauen wurde. Das ganze Dorf, das überhaupt einen guten Sinn hat, sträubte sich dagegen, aber die egoistische Beharrlichkeit des Einzelnen (auf des-

Digitized by Google

ſen Grundſtück der Baum ſtand) blieb ſchließlich doch ſiegreich und der Kienbaum, das Wahrzeichen des Dorfes, fiel. Leute im Dorfe haben mir den Baum beſchrieben; ſie empfinden es wie eine Schuld, daß er nicht mehr da iſt. Es war eine alte knorrige Kiefer, noch aus der Zeit her, wo man die Bäume nicht ſchwächlich-ſchlank heranzog, ſondern ſich knorrig-original entwickeln ließ. Der Stamm war nur wenig über mannshoch, aber von über drei Ellen Umfang; dabei lag er ſchräg und ſein flaches, ineinander geflochtenes Zweigwerk bildete einen korbartigen grünen Schirm. Sein Inneres war ausgehöhlt; nur die Kienſtellen hatten ſich gehalten, und als man ihn der Länge nach durchſägte, bildete jede Hälfte eine Art Trog oder Mulde.

Dorf Kienbaum hat ſein Wahrzeichen verloren, aber es iſt doch immer noch ein intereſſantes Dorf. Es zählt zu jenen ſtillen Haidedörfern, um die ein ganz beſondrer Zauber waltet, jenes anheimelnde Stück Romantik, das in der Oede und Abgeſchiedenheit, vor allem aber in dem Hospiz-Charakter dieſer Dörfer begründet liegt. Es ſind die geborgnen Plätze in der Wildniß, und jeder, den ſein Weg irgend einmal, zumal in naßkalten Spätherbſttagen, über Wald und Haide geführt hat, muß dieſen Zauber an ſich ſelbſt empfunden haben. Es iſt vielleicht im November, der Nebel ſprüht und die Haide, ſo dünkt Dir's, nimmt kein Ende. Erſt Kuſſeln, dann Kiefern, nun wieder Kuſſeln. Jedes leiſeſte Streifen an Baum oder Buſch ſchüttet ein Schauerbad über Dich aus und das naſſe, vergilbte Haidekraut, durch das Du hindurch mußt, ſpottet der feſteſten Sohle und macht Dich frieren bis auf's Mark. Nichts begegnet Dir außer einem ſchiefſtehenden Wegweiſer, der ſeine müden Arme ſchlaff zu Boden hängen läßt, oder eine Krähe, die den Kopf in das naſſe Gefieder einzieht und ſich trübſelig matt beſinnt, ob ſie auffliegen ſoll oder nicht. So geht es ſtundenlang. Endlich lichtet ſich's und Du trittſt auf eine offne Stelle hinaus, eine kümmerliche Sandſcholle, die freilich wenig mehr als hundert Schritt mißt und hinter der Du die dunkle Kiefernwand ſich abermals aufrichten ſiehſt. Aber auf dem freien Stück Felde, unter

Digitized by Google

Ebreſchenbäumen, an denen noch die letzten rothen Büſchel hängen, ſteht ein Dutzend Lehm- und Fachwerkhäuſer, um die herum ſich ein brauner Weg mit tief ausgefahrenem Geleiſe ſchlängelt. Das erſte Haus iſt eine Schmiede; Dein fröſtelnd Herz ſieht wie mit hundert Augen in die ſprühende Gluth hinein und das Picken und Hämmern, gedämpft durch die nebelfeuchte Luft, klingt märchenhaft leiſe zu Dir her. Ein Gefühl beſchleicht Dich, als träteſt Du in ein Feen- und Wunderland, als läge die Inſel der Glücklichen vor Dir. Das iſt der Zauber eines „Dorfes in der Haide.“

Solch ein Dorf (ſie werden immer ſeltner) iſt Kienbaum, Grund genug, ihm einen kurzen Beſuch zu machen. Was uns aber heute, noch um die Sommerzeit, dieſem Haidedorfe zuführt, das iſt nicht die Poeſie ſeiner ſtillen Häuschen, auch nicht das Verlangen, den Baum zu ſehen, oder doch von ihm zu hören, der einſt dem Dorfe den Namen gab, das iſt vielmehr der Umſtand, daß Dorf Kienbaum vor hundert Jahren und drüber eine Art Congreßort war, wo die märkiſchen Bienenzüchter, jedenfalls aber doch die Bienenwirthe von Lebus und Barnim, ſo wie der Neumark und der Lande Beeskow-Storkow, zur Berathung ihrer Angelegenheiten zuſammenkamen.

Was dieſem kleinen Dörflein die Ehre einbrachte, ein ſolcher Congreßort zu ſein, iſt nicht mehr mit Beſtimmtheit zu ſagen; wahrſcheinlich wirkte Verſchiednes zuſammen, unter andern auch ſeine günſtige Lage, ziemlich genau in der Mitte der Provinz. Gleichviel indeß, was es war, alljährlich im Monat Auguſt oder September kamen hier die „Beutner und Zeidler“ zuſammen und alle Höfe im Dorf, beſonders aber der Schulzenhof, der durch Jahrhunderte hin ein Hauptbienenhof war, öffneten gaſtlich ihre Thore. Ueber das, was auf dieſem Convent verhandelt wurde, erfährt man an Ort und Stelle nur wenig Beſtimmtes, zum Theil Widerſprechendes. Alle dieſe Dinge klingen nur eben noch halb ſagenhaft in Kienbaum fort, wobei ſich dann wie immer die Bemerkung wiederholt: „ja, wenn die alte Kettlitzen oder die alte Stengelbergen noch lebte, die wußte es ganz genau.“ Aber „die

Digitized by Google

alte Stengelbergen," auf welchem Gebiet es auch immer ſein mag, iſt jedesmal todt.

Stelle ich nachſtehend alles zuſammen, was ich theils in Kienbaum mündlich erfahren, theils aus Büchern erſehen konnte, ſo erſcheint es, daß der Charakter dieſes Bienenconvents im Lauf der Jahrhunderte wechſelte, und während es ſich in den früheren Jahrhunderten ſehr wahrſcheinlich um allerhand geſchäftliche Regulirungen handelte, war dieſer Convent, im vorigen Jahrhundert, theils eine Art Ausſtellung, theils eine Fachmänner-Verſammlung (nach Art moderner Verſammlungen der Art), wo man ſich Produkte zeigte, Reſultate mittheilte und über Bienenzucht, nach gemachten Erfahrungen, wiſſenſchaftlich-praktiſch berieth.

Dieſer totale Wechſel, der vielleicht mit Anfang des vorigen Jahrhunderts eintrat, hatte muthmaßlich darin ſeinen Grund, daß um die genannte Zeit der Honigbau ein freies, nach Wunſch der Regierung von jedem Bauer und Koſſäthen zu betreibendes Gewerbe wurde, während er bis dahin als ein beſondres Recht an einem beſtimmten Grund und Boden gehaftet und alle diejenigen, die als Pächter dieſes Grund und Bodens den Honigbau betrieben, in ein Abhängigkeits-Verhältniß von dem betreffenden Grundherrn gebracht hatte.

Dieſe Zins- und Pacht-Verhältniſſe waren es nun wahrſcheinlich, die in früheren Jahrhunderten — in denen man nur die Waldbienenzucht kannte — in Kienbaum geſchäftlich regulirt wurden. Man einigte ſich über allgemeine Sätze und Normen, über das, was man pachten könne und was nicht; neben dem Allgemeinen aber waren es auch die ſpeciellen Verhältniſſe Kienbaums, die zur Sprache kamen, und mit dieſen beſchäftigen wir uns hier ausſchließlich.

Kienbaum gehörte in alten Zeiten zu Kloſter Zinna, ſpäter, nach der Säkulariſation, zu Amt Rüdersdorf; Amt Rüdersdorf war alſo Grundherr. Dieſer Grundherr nun, wie er in andern Dörfern neben Ackerland Viehweide verpachtete, verpachtete in Kienbaum Bienenweide, d. h. einen Wald, auf dem die

Digitized by Google

Bienen der Kienbaumſchen Beutner und Zeidler weiden konnten. Selbſtverſtändlich gehörte dazu auch das Recht, das Reſultat dieſer Weide, den Honig, auf hergebrachte Weiſe zu erbeuten. (Die Kunſt der Beutner beſtand darin, den in die hohlen Bäume gelegten Honig, die ſogenannte Honigbeute, zu gewinnen.) Dieſe Beutner oder Zeidler nun ſtellten ſich wahrſcheinlich an einem beſtimmten Tag im Jahre bei ihrem Kienbaumer Lehnſchulzen ein, der als eine Art Beauftragter des „Amts" handelte. Sie kündigten oder erneuten ihre Pacht, äußerten ihre Wünſche und Beſchwerden (oder nahmen ſolche entgegen) und bezahlten ihren Zins, theilweis in Geld, theilweis in Honig. So hatten ſie unter anderm für ihre Bienen- oder Zeidelweide am „Gerichtstage" eine Tonne Honig zu entrichten, wogegen das Amt die Pflicht hatte, ſie an dieſem Tage mit einem Hammel, einer Tonne Bier und einem Scheffel Brod zu verpflegen. Später wurde der Pachtzins wahrſcheinlich ausſchließlich in Geld geleiſtet, weshalb wir von einer Kaſſe ſprechen hören, die ſich auf dem Schulzenhof in Kienbaum befand und daſelbſt verwaltet wurde. Dieſe Kaſſe entſprach alſo zunächſt einer kleinen Rentamtscaſſe, deren Erträge von Zeit zu Zeit einfach an das Amt ſelber abgeführt wurden. Daneben aber, wenn man dem Geplauder der lebenden Kienbaumer trauen darf, ſcheint dieſe „Kaſſe im Schulzenhof" vor allem auch eine Darlehns- und Prämien-Kaſſe geweſen zu ſein. Wer den beſten Honig vorzeigen konnte, der wurde prämirt, und wer die nöthigen Garantien bot, der erhielt Darlehne, um irgend etwas Neues, von dem er ſich Reſultate verſprach, in's Werk zu ſetzen. Das iſt alles, was ich aus Mund und Schrift über die Kienbaumer Bienenconvente habe in Erfahrung bringen können. So wenig es iſt, es ſpricht ſich Leben, Eifer und ein gewiſſes Organiſationstalent darin aus.

Die Bienenzucht in Kienbaum, darüber ſcheint kein Zweifel, war von beſonderer Vorzüglichkeit, und dieſer Umſtand, neben der günſtigen Lage des Dorfes, hatte wohl Theil daran, daß Kienbaum zu einem regelmäßigen Sammelort der Bienenwirthe wurde.

Digitized by Google

Diese Vorzüglichkeit der Bienenwirthschaft nun war das natürliche Resultat einer vorzüglichen Bienenlokalität, d. h. einer andauernden, nie erschöpften Bienenweide. Solche Lokalitäten, wenn man die höchsten Anforderungen stellt, sind nicht eben allzuhäufig, da es sich darum handelt, durch fast volle 6 Monate hin den Bienen immer Pflanzen zu bieten, aus denen sie sammeln können. Wo Raps blüht, da ist für die Bienen während des Mai und Juni, und wo die Linden blühn für den Juli gesorgt; aber erst aus dem Vorhandensein mannigfachster Bäume, die sich im Blühn unter einander ablösen und vom April bis in den September hinein eine immer wechselnde Bienennahrung bieten, erst aus dem Vorhandensein solcher Mannigfaltigkeit ergiebt sich das eigentliche Bienen- und Honig-Terrain. Ein solches Terrain nun war Kienbaum in eminenter Weise. Ein viele Quadratmeilen großer Kiefern-Forst schloß es ein, und mitten durch diesen Forst hindurch schlängelte sich die Loecknitz,*) ein Flüßchen, das auf Meilen hin Wiesen und honigreiche Wiesenblumen zu seiner Rechten und Linken hatte. Unmittelbar das Flüßchen entlang zogen sich Werft und Haselbüsche, die den Bienen, im März und April schon, eine bevorzugte Nahrung boten; im Mai dann begannen sommerlang die Wiesen zu blühn, bis endlich, vom August an, die weiten Strecken voll Haidekraut, gelegentlicher weißer Kleefelder zu geschweigen, eine nicht auszunutzende Nahrungsquelle boten.

Die Erträge waren zu Zeiten sehr bedeutend, und das Dorf, das fast aus lauter Zeidlern und Beutnern bestand, erfreute sich trotz seiner Ackerarmuth einer gewissen Wohlhabenheit. Der Schul-

*) Die Loecknitz ist eines jener vielen Wässerchen in unsrer Mark (wie z. B. die Nuthe, die Notte, die Finow, der Stobber oder Stobberow), die, plötzlich aus einem See oder Luch tretend, auf die kurze Strecke ihres Laufes hin ein grünes Wiesenband malerisch durch das Sand- und Haideland ziehn. Keines unter allen diesen Wässerchen ist vielleicht reizvoller und unbekannter zugleich als die Loecknitz, die, aus dem rothen Luche kommend, in einem der Seen zwischen „Erkner" und den Rüdersdorfer Kalkbergen verschwindet. Die Loecknitz ist nur 4 Meilen lang, aber auf ihrer ganzen Länge führt sie einen sich schlängelnden Streifen von

zenhof hatte 99 Stöcke und so, im Verhältniß, bis zum Büdner und Tagelöhner herab. Ein Stock entsprach in guten Jahren einem Eimer voll Honig. Den Eimer zu 10 Quart gerechnet, hätte also der Schulzenhof in guten Jahren 990 Quart Honig gewonnen.

Von dieser Höhe ist nun Kienbaum seitdem herabgestiegen. Der Bienenconvent tagt nicht mehr inmitten des Dorfs, und der Schulzenhof, der es sonst bis auf 99 Körbe brachte, begnügt sich jetzt mit 9. Der gewonnene Honig hat längst aufgehört ein Handelsartikel und eine besondere Einnahme zu sein, er spielt nur noch die Rolle eines Surrogats. Er vertritt den Zucker und die Butter, welche letztere in einem armen Sand- und Haidedorf, das seinen Viehstand schwer über eine Schafheerde hinaus bringt, begreiflicherweise zu den Luxusartikeln zählt.

Das alte Wahrzeichen Kienbaum's ist hin und seine Bienenherrlichkeit nicht minder, aber an die letztre erinnert doch noch vieles. Die Lokalität, die ich oben zu beschreiben suchte, ist eben im Wesentlichen dieselbe geblieben. Noch steht der Wald, noch blüht das Haidekraut roth über die Haide hin, noch schlängelt sich die Loecknitz durch das grüne Wiesenband hindurch, und die größte

---

Park- und Gartenland neben sich her, zu dessen beiden Seiten der Wald wie eine Terrasse langsam ansteigt. Immer dieselben Requisiten, wenig Wechsel im Material und doch, wer hier am späten Nachmittag an der Grenzlinie zwischen Wald und Wiese hinfährt, dem eröffnet sich eine Reihe der reizendsten Landschaftsbilder. Hier dringt der Wald von beiden Seiten hervor und schafft eine Schmälung, hier tritt er zurück und der schmale Wiesenstreifen dehnt sich entweder zu einer Waldwiese aus oder das Flüßchen selber wird zu einem Teich, auf dem im Schimmer der untergehenden Sonne die stillen Nymphaeen schwimmen. Dann und wann eine Sägemühle, ein rauschendes Wehr, dazwischen Brücken, die den bequemen Wald- und Wiesenweg bald vom rechten auf's linke und wieder vom linken auf's rechte Ufer führen. Selbst die Ortsnamen werden poetisch: Liebenberg und Alt-Buchhorst, Klein-Wall und Gottesbrück, daneben der Werl- und Möllen-See. Unmittelbar dahinter beginnt schon wieder die Prosa und der nächste See heißt beispielsweise „der Dämeritz". Freilich auch „Loecknitz" selber könnte wohlklingender sein, aber freuen wir uns wenigstens des ck und adoptiren wir nie die Aussprache der Anwohner des Flusses, die breit und häßlich „die Loecknitz" sprechen.

Digitized by Google

und bunteſte dieſer Wieſen führt bis dieſen Tag noch den Namen der Zeidelwieſe. Vielleicht, daß auch dies bald anders wird. Schon iſt die Zeidelwieſe nicht mehr die alte Zeidelwieſe von vormals, man hat ſie halbirt und die eine Hälfte zu einer Art Küchengarten gemacht. Aber wenn auch Name und Sache ganz verſchwinden ſollten, das Dorf in der Haide, das abſeits liegt, und in ſeiner Armuth niemanden auffordert, das Sand- und Haideland in den großen Verkehr hineinzuziehen, wird noch lange ein Plätzchen bleiben, deſſen ſtill aufſteigender Rauch den Reiſenden nach ſtundenlanger Oede anheimeln und deſſen erſtes „Mütterchen am Zaun“ ihn dankbar empfinden laſſen wird:

Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Von Frankfurt bis Schwedt.

Tamsel.

Benutzt: K. v. Schoenings Leben des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening. K. v. Schoening, Papiere, die Familie v. Schoening betreffend (als M. S. gedruckt). Das Tamsler Archiv. Ungedruckte Memoiren der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin v. Dönhoff. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

1. Die Besitzverhältnisse Tamsels seit 1510.

Tamsel war Ordensgut (des Johanniter-Ordens) und gehörte zur Commende Quartschen. Die Familie von Schoenbeck besaß Tamsel und Warnick (Nachbargut) bereits 1510; von diesem Jahre datirt sich ein Lehnbrief. Sie hatten es zu Lehn vom Orden.

Die Schoenbecks bleiben im Besitz von Tamsel und Warnick bis zum 16. Mai 1653. An diesem Tage kauft es Hans Adam v. Schoening (zum Unterschied Hans Adam I. genannt) von seinem Stiefvater Asmus von Schoenbeck. Von 1653—65 besitzt es Hans Adam I. — Von 1665—96 besitzt es Hans Adam II. (der Berühmte, der Türkenbesieger). Bis 1685 besaß er nur halb Tamsel zu Lehen und die andere Hälfte sowie Warnick pfandweise. Auf seine Vorstellung aber, daß er zur Verbesserung der Güter mehr angewandt habe, als sie vorher werth gewesen seien, wird er nun mit dem Ganzen beliehen. (1693 wird durch den Herrenmeister Carl Philipp zu Brandenburg das Recht zur Belehnung in weiblicher Descendenz ausgesprochen.) Von 1696—1714 besitzt es Hans Ludwig

Digitized by Google

v. Schoening, der Sohn des Berühmten. 1714 geht es an Hans Ludwigs einzige Tochter, an Louise Eleonore v. Schoening, vermählte v. Wreech, über. Sie wird 1724 belehnt, laut des durch den Herrenmeister Carl Philipp zu Brandenburg 1693 ausgesprochenen Rechts: „wenn keine männlichen Lehnserben mehr am Leben, dann fallen die Lehne an die Descendenten weiblichen Geschlechts." Frau v. Wreech stirbt 1766. Von 1766—1785 Hofmarschall Friedr. Wilh. Theodor v. Wreech. Von 1785—1796 Domherr Ludwig Alex. v. Wreech. (Der letzte Wreech.) Graf Ludwig v. Wreech hatte Tamsel und Warnick an den Grafen Bogislaus v. Dönhoff auf Dönhoffstädt, den einzigen Sohn seiner Schwester, einer vermählten Gräfin Dönhoff vermacht, der seinerseits eine Schwerin zur Frau hatte. Von den 5 Töchtern des Grafen B. v. Dönhoff war wiederum eine an einen Schwerin (Graf Hermann Schwerin-Wolfshagen) verheirathet. Durch diese Verheirathung kam Tamsel an die Schwerins. Der gegenwärtige Besitzer, Graf Bogislav, ist ein Sohn des Grafen Hermann Schwerin-Wolfshagen.

2. Der Tamsler Park.

Ueber die schöne Lage Tamsels habe ich schon S. 15 einige kurze Andeutungen gegeben. In früheren Zeiten hieß es die „Oase in der Wüste" und noch jetzt hat es Anspruch auf jede rühmende Bezeichnung, wenn auch freilich die dem Ackerbau und wenigstens dem üppigsten Wiesewachs gewonnenen Gegenden des Warthebruchs, für die Umgebung Tamsels die Bezeichnung „Wüste" nicht länger zulässig erscheinen lassen.

Das Terrain, auf dem Tamsel liegt, hat viel Aehnlichkeit mit den schönen Oderbruch-Parthieen zwischen Falkenberg und Freienwalde. Im Rücken eine Bergwand, mehr oder weniger steil, hier und dort durch eine Schlucht durchbrochen und überall mit Laub- und Nadelholz bestanden; am Fuß dieser Bergwand ein Dorf und zu Füßen des Dorfs ein Wiesengrund, oft überschwemmt und immer von Flußarmen durchzogen. So ist das Freienwalder Terrain; so ist auch die Landschaft um Tamsel her.

Das Dorf Tamsel zieht sich unmittelbar am Fuß des Hügels hin, zu Anfang und Ende wie ein Quersack sich ausbreitend, in seiner Mitte aber zu einer schmalen Straße sich verengend, weil eben hier der Park mit Schloß und Kirche sich einschiebt. Eigentlich theilt der Park, der in einen Außen- und Innenpark zerfällt, das Dorf in eine östliche und westliche Hälfte, eine Theilung, die aber wenig bemerkt wird und noch weniger stört, da der Dorfverkehr unbehindert am Park entlang oder auch durch diesen hindurch geht. Ein solches Zusammengewachsensein von Dorf und Schloß thut immer wohl und jeder Theil, zunächst nur malerisch genommen, hat den Vortheil davon. Der Park kommt der Dorfstraße, und diese wiederum dem Park zu Gute. Der Park giebt Schönheit und empfängt Leben und Heiterkeit zurück.

Digitized by Google

Der Park, wie schon angedeutet, zerfällt in einen Außen- und Innen-Park.

Der Außen-Park ist jene Waldparthie, die vom Fuß des Hügels an bis zur Kuppe desselben aufsteigt und die Schlußcoulisse des ganzen Bildes, den Hintergrund für ganz Tamsel bildet. Auf der Höhe des Hügels erhebt sich einer jener griechischen Tempel, wie sie die Rococo-Zeit zu bauen liebte, während weiter abwärts eine Schlucht die Hügelwand durchbricht, eine Thalrinne, durch welche der Weg nach Zorndorf führt. In dieser Schlucht war es, wo in den 80er Jahren dem Prinzen Heinrich zu Ehren die Erstürmung oder Forcirung des Passes von Gabel (die letzte Kriegsthat des Prinzen) noch einmal, bei bengalischem Feuer, friedlich in Scene gesetzt wurde. Die Schlucht wurde zu diesem Behufe überbrückt; Minerva (die schöne 20jährige Gräfin Dönhoff) führte den Prinzen mit begeisternder Anrede über die Brücke, an deren anderem Ende der Prinz von drei Johanniter-Rittern (von Schack, Graf Dönhoff, Graf Tauenzien) in voller Ordenstracht begrüßt und mit den schon an anderer Stelle mitgetheilten Worten empfangen wurde:

Henry paraît! il faut se rendre!
Vous frémissiez fiers Autrichiens!
Si vous pouviez le voir, si vous pouviez l'entendre
Vous beniriez le sort qui vous met dans ses mains.

Also etwa:

Heinrich erscheint und vor seinem Begegnen
Zittert Oestreich und unterliegt; —
Kennte ihr ihn, ihr würdet es segnen
Stolze Feinde, daß Er euch besiegt.

Zur Erinnerung an diesen Tag wurde gleich nach der Festlichkeit selbst ein Obelisk an eben der Stelle aufgerichtet, wo die drei Johanniter den Prinzen begrüßt hatten und diesem Obelisk die Inschrift gegeben: En Memoire du Passage de Gàbel en Bohème par le Prince Henri de Prusse, le 31. Juillet 1778. Darunter:

Ce marbre véridique aux siècles à venir
Du héros de notre siècle attestera la gloire,
Mais tout ce qu'il peut contenir
N'est qu'un feuillet de son histoire.

Dieser Obelisk steht noch.

Der Innen-Park ist sehr reich an Statuen und Gedenksteinen und soll, vor nicht allzu langer Zeit, noch viel reicher daran gewesen sein. Auch hier wieder ist Prinz Heinrich der vor Allem Gefeierte. In einer der Ecken des Parks erhebt sich ein Altar mit den beiden Büsten des „Prince Henri“ und des großen Kurfürsten, und französische und deutsche Verse wetteifern, theils in unmittelbarer Huldigung gegen den Prinzen, theils (mittelbar) in Vergleichen und Parallelen, die sie zwischen dem Ahn und dem Enkel zieh'n.

Digitized by Google

„Il a tout fait pour l'etat" heißt es an erſter Stelle; aber dem einfachen Ausſpruch folgen Verſe (des Chevaliers de Boufflers) auf dem Fuß:

Dans cette Image auguste et chère
Tout Heros verra son Rival,
Tout Sage verra son Égal
Et tout homme verra son frère.

Nun beginnen die Parallelen mit dem großen Kurfürſten. Zuerſt franzöſiſch:

Grands dans la paix, grands dans la guerre,
Tous deux, par de fameux exploits,
Devinrent et l'exemple et la leçon des rois.
D'infortunés proscrits le premier fut le père,
Le second, par son art d'etonner et de plaire,
Mit des Français tous le coeurs sous ses loix.

Dann folgen deutſche Diſtichen:

Mächtig erhub ſich der Staat durch Wilhelm, der ihm zu Lehrern
Jeder friedlichen Kunſt Galliens Flüchtlinge gab;
Mächtig beſchützt ihn (den Staat) der Sieger bei Freiberg, der in die Lorbeern
Früh ſich des feinen Geſchmacks galliſche Lilien wand.

Endlich (im lapidarſten Lapidarſtil) machen lateiniſche Worte den Schluß. Zuerſt (dem Kurfürſten geltend): Fridericus Guilielmus vere Magnus. Civium Parens. Hostium Victor. Libertatis Germanicae Vindex. Fidei Exulis Perfugium. — Dann (dem Prinzen geltend): Henricus Militum Amor. Hostium Terror. Gallicae Gentis Deliciae. Musarum Altor. Ad Freibergam Victor.

Hiermit ſchließen die Inſchriften zu Ehren des Prinzen Heinrich ab, aber nicht die Denkſteine und Inſchriften überhaupt. „Rose elle a vécu ce que vivent les roses, — l'espace d'un matin", ſo lauten die Worte auf einem halb unter Raſen verborgenen Sandſtein, der zugleich den Namen der Frühgeſchiedenen trägt: Liſette Tauenzien. Weiter abwärts die Gänge des Parks begegnen wir einem Epitaph mit Bild und Urne, „dem Gedächtniß ſeiner zwei Geſchwiſter errichtet von Grafen Ludwig Alexander Wreich." (Complaints de Louis Alexandre Comte de Wreich sur la perte de sa soeur et de son frère.) Darunter folgende Verſe:

Naissez mes vers, soulagez mes douleurs
Et sans efforts coulez avec mes pleurs!
Pour vous pleurer je devance l'aurore,
L'eclat du jour augmente mes ennuis,
Je gémis seul dans le calme des nuits,
La nuit s'envole et je gémis encore.
Vous n'avez point soulagé mes douleurs,
Naissez mes vers, laissez couler mes pleurs.

Digitized by Google

Noch weiter abwärts erhebt sich das Denkmal, das ebenfalls Graf Ludwig Wreich dem Andenken seines Lehrers Fahndorff errichtete, desselben, der am 24. August 1758 von den plündernden Russen ermordet und unter die Bäume des Parks geworfen wurde.

Noch vieles andere ist an Tafeln und Inschriften da, aber wir verweilen dabei nicht länger und wenden uns vielmehr der Stelle zu, wo im Mittelpunkt des Parks, en vue des Schlosses, vom Grafen Hermann Schwerin der große Denkstein errichtet wurde, dessen ich schon S. 59 flüchtig erwähnte. Mir bleibt hier nur noch übrig, das Denkmal selber ausführlicher zu beschreiben. Es ist ein Stein-Obelisk von etwa 30 Fuß Höhe, der sich auf einem gegliederten Postamente erhebt und seinerseits wieder eine vergoldete Victoria trägt. An den Seiten und der Rückfront des Postaments befinden sich drei, auf den Küstriner Aufenthalt des Kronprinzen Bezug nehmende Basreliefs: ein Studirzimmer mit Büchern, Noten und Karten; ein strahlender Jüngling, der den Wagen zur Sonne lenkt; Küstrin mit der alten Oderbrücke; während die Vorderfront folgende Inschrift trägt:

Eh die Sonne (mit des Schöpfers Macht im Bunde)
Sendet ihren Glühstrahl über Welt und Ocean,
Geht des Frühlingsmorgens Nebelstunde
Thränenschwer, doch Segen bergend, ihr voran.

Weitere Inschriften, am Obelisken selbst befindlich, knüpfen ebenfalls an den Aufenthalt des Kronprinzen in Küstrin und Tamsel an.

Vorderfront: Hier fand Friedrich II. als Kronprinz von Preußen in seinem Duldungsjahre 1731 erwünschte Aufheiterung in ländlicher Stille.

Rückfront: Es ist ein göttlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Klagelieder Jeremiä 3, 27.

An einer der Seitenfronten befinden sich die Worte, die auf die Errichtung des Denkmals Bezug nehmen: „Dem erhabenen Verklärten Anno 1840, nach 100 Jahren seiner Thronbesteigung, geweiht vom Grafen Hermann von Schwerin.“ Ein Gitter und Rosenbüsche fassen das Denkmal ein. Es ist an derselben Stelle errichtet worden, an der (laut Aussage alter Fischersleute) der Kronprinz, wenn er im Tamsler Park spazieren ging, vorzugsweise gern zu verweilen und unterm Laubdach der Bäume zu lesen pflegte. Die Enthüllung des Denkmals war ein Fest für die ganze Gegend. Friedrich Wilhelm III. (der 7 Tage später starb) hatte noch den größten Antheil daran genommen und acht Invaliden, aus der friedricianischen Zeit, zur Erhöhung des festlichen Eindrucks, nach Tamsel geschickt. Die Uniformirung war eigens nach Angaben des Königs erfolgt.*)

*) Dies Denkmal, das vom Warthebruch und zugleich auch von dem hohen Eisenbahn-Damm aus gesehn werden kann, der dicht bei Tamsel das Bruch durchschneidet,

Digitized by Google

3. Die Kirche in Tamsel.

Die Tamsler Kirche steht ebenfalls im Park. Es ist ein alter, gothischer Bau, der durch Schinkel restaurirt und — wenn sich auch nicht Alles loben läßt — doch jedenfalls zu einem Bau umgestaltet wurde, der sich sehr malerisch in die Landschaft einfügt. Dies malerische Element, das Bestreben, einer sterilen Landschaft aufzuhelfen oder eine hübsche Landschaft noch hübscher zu machen, spielt bei allen Schinkelschen Dorfkirchen eine sehr wesentliche Rolle.

Die Kirche ist eine einfache Kreuzkirche. Das linke Querschiff ist eine mit Statuen und Waffentrophäen geschmückte Ruhmeshalle für die Schoenings. Hier befinden sich, in einer Doppelnische, die überlebensgroßen Steinbilder des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening und seiner Gemahlin. Zur Linken beider steht die Marmorbüste des Sohnes (Johann Ludwig † 1713) und trägt folgende Inschrift: „Der Hochwohlgeborne Herr, Herr Johann Ludwig v. Schoening, des St. Johanniter Ordens Ritter und designirter Commendator zu Lago, Sr. Königl. Majestät in Polen und churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen gewesener Kammerherr, Herr zu Tamsel, Warnick, Groß und Klein Kamin, Birckholz und Schönhoff, ist geboren zu Küstrin den 25. Dezember St. vet. anno 1675 und auf dem adligen Gute zu Neuendorf in dem Fürstenthum Halberstadt anno 1713, den 29. Oktober, selig in dem Herrn entschlafen, seines Alters 37 Jahr, 10 Monate und 10 Tage."

Andere Statuen enthält die Kirche nicht, wohl aber zwei Oelbilder zur Rechten und Linken des Altars. Das eine, von Wach gemalt, ist eine „Himmelfahrt"; das andere, ein „Christus am Kreuz", wurde von Wach restaurirt. Dies zweite Bild ist wesentlich besser und gilt für werthvoll. Es heißt „der Feldmarschall habe es nach seinem Türkensiege aus Ungarn mitgebracht", doch ist das mindestens höchst unwahrscheinlich. Alles, was sich in den Schlössern und Kirchen unserer „Türkenbesieger" vorfindet (wie ich das in dem Kapitel „Lichterfelde" ausführlicher gezeigt habe), ist allemal „aus Ungarn mitgebracht." Ich halte mich überzeugt, daß auch die S. 16 bereits erwähnten, berühmten Stuckarbeiten im Tamseler Schloß einfach von Berliner Künstlern herrühren, an denen unter der Regierung Churfürst Friedrichs III. (des spätern Königs Friedrich I.) in der brandenburgischen Hauptstadt durchaus kein Mangel war. Der „Christus am Kreuz" konnte allerdings damals von keinem Berliner Maler gemalt

---

gereicht dem Park jeder Zeit zu einer besonderen Zierde; seinen schönsten Moment aber hatte dies Denkmal wohl, als in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1861 König Wilhelm I., von seiner Krönung in Königsberg zurückkehrend, im Eilzuge an Tamsel und seinem Park vorüberfuhr. Signale (vom Eisenbahn-Damm aus) wurden gegeben und in demselben Augenblick, in dem der Zug an der Park-Lichtung vorüberglitt, strahlte das Victoriabild des Obelisken in bengalischen Feuern. Dahinter stiegen, einen Moment nur, die Umrisse des Schlosses auf; dann sank alles wieder in Nacht.

Digitized by Google

werden und stammt wahrscheinlich aus Dresden, wo, wie wir gesehen haben, (vergl. S. 36) Feldmarschall Schoening von 1691 an lebte und 1696 starb.

Die Kirche hat zwei Erbbegräbnisse; das eine, ein neurer Anbau, hinter dem Chor der Kirche, das andere eine gewölbte Gruft aus der Zeit der Schoenings und noch früher.

Der neuere Anbau ist das Dönhoff'sche Erbbegräbniß. Es wurden darin beigesetzt: 1) Graf Dönhoff (an den, nach dem Tode des letzten Wreech, Tamsel als Frauenerbe fiel); 2) Gräfin Dönhoff, geb. Gräfin Schwerin; 3) und 4) zwei junge Grafen Dönhoff, von denen der eine als Kind starb, der andere, kaum 21 Jahr alt, von seinem Freunde, dem Grafen Saldern, im Duell erschossen wurde. Das Duell fand in Göttingen statt (1816), wo Beide studirten. Graf Dönhoff hatte in den Kriegsjahren als Garde du Corps-Offizier die Campagne mitgemacht. — Außer diesen vier Särgen befinden sich noch zwei ältere in dem Erbbegräbniß, und zwar die Särge des Freiherrn Dodo Heinrich v. Inhausen und Knyphausen (Erbherr der Herrlichkeit Jenelt und Visquet) und seiner Gemahlin, einer gebornen Baronesse v. Wreech. Er, der Freiherr, war am 5. August 1729 geboren und starb am 31. Mai 1789.

Die Gruft scheidet sich in zwei gewölbte Räume. In der ältern, mehr zurückgelegenen Gruftkammer befinden sich die Särge der Familie Schoenbeck und anderer Vorbesitzer Tamsels. In dem andern Gewölbe stehen elf zum Theil sehr prachtvolle Särge, darunter der der schönen Frau v. Wreech (Luise Eleonore)*), der beiden letzten Wreechs und des

*) Da über verschiedene Daten aus dem Leben dieser Frau, namentlich über das Jahr ihrer Geburt und ihrer Verheirathung, abweichende Angaben vorkommen, so lasse ich hier nachstehendes folgen: Luisa Eleonora v. Schoening wurde (dem Küstriner Kirchenbuch zufolge) durch den Küstriner Hofprediger am 6. Juli 1721 in Tamsel zum heiligen Abendmahl admittirt, ihres Alters vierzehn Jahre, sowie durch denselben am 25. Mai 1723 mit dem Obersten Adam Friedrich v. Wreech (gest. 1746) copulirt. Sie war also bei ihrer Verheirathung 16 Jahr alt und 24 Jahr bei dem ersten Besuch des Kronprinzen in Tamsel. Aus ihrer Ehe mit dem Obersten v. Wreech hatte sie wenigstens sieben Kinder, wahrscheinlich aber mehr. Das Küstriner Kirchenbuch nennt folgende fünf:

1) Eleonore Charlotte Amalie, geb. den 21. Dezember 1724.

2) Juliane Luise, geb. den 22. März 1726.

3) Friedrich Ludwig, geb. den 31. Juli 1727. (Getauft den 7. August; zählt unter seinen Pathen den König, den Kronprinzen und den Fürsten von Anhalt-Dessau).

4) Carl Albrecht Adam; geb. den 27. November 1728.

5) Sophie Friederike; geb. den 28. Mai 1730. (Zählt unter ihren Pathen die Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die Feldmarschälle Graf v. Wartensleben und v. Natzmer). Sie war es, die sich am 7. September 1752 mit dem Grafen Stanislaus Gerhardt v. Dönhoff (später, in zweiter Ehe, mit dem Baron Dodo von Knyphausen) vermählte, durch welche erstre Vermählung Tamsel zunächst an die Dönhoffs, dann an die Schwerins kam.

Fr. Förster spricht noch von einer am 27. Mai 1732 gebornen Tochter, doch ist

Digitized by Google

Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening. Der Sarg der schönen Frau v. Wreech hat keine Inschrift, wohl aber befinden sich solche auf den Särgen ihrer beiden Söhne, der „beiden letzten Wreechs."

Diese Inschriften lauten:

1) Friedrich Wilhelm Feodor, Freiherr von Wreich, Sr. K. Majestät von Preußen wirklicher Kammerherr und Hofmarschall bei Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, sind geboren zu Berlin den 29. Januar 1733 und gestorben zu Berlin den 23. Mai 1785.

2) Ludwig Graf v. Wreich, der letzte seines Stammes, Königl. Preuß. Kammerherr und Hofcavalier Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, Erb- und Gerichtsherr auf Tamsel ꝛc., Ritter des Johanniter-Ordens und Domherr des Stifts zu Magdeburg, ward geboren im Jahre 1734 zu Kyritz in der Altmark und starb den 20. Juni 1795 zu Rathenow im 61. Jahre seines ruhmwürdigen Lebens.

Der Sarg des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening ist sehr groß und prächtig, und ganz von Kupfer. Ein goldenes (oder silbernes) Crucifix liegt oben auf; das Wappen befindet sich oberhalb, der Namenszug unterhalb dieses Crucifixes. Die Seitenwände basreliefartig mit Fahnen geschmückt; dazwischen folgende Inschrift: „Der hochwohlgeborne Herr, Herr Hans Adam v. Schoening auf Tamsel, Warnick, Birkholz, Churfürstl. Sächsischer wohlbestallt gewesener General-Feldmarschall, wirklich Geheimer und Geheimer Kriegsrath, Obrister der Leibgarde zu Fuß, wie auch über ein Regiment Cürassiers und ein Regiment Dragoners, ward geboren zu Tamsel den 1. Oktober 1641, starb selig zu Dresden den 28. August 1696."

Die Rückseite dieses Sarges enthält die Bibelstelle: Psalm 18, Vers 32—36. — Der Deckel ist fest aufgelöthet und macht ein Oeffnen sehr schwierig. Zu Lebzeiten des Generals und Historiographen der Armee, Kurd v. Schoening, der alljährlich, am Geburtstag seines berühmten Ahnherrn, in Tamsel zu erscheinen und in der Gruft daselbst zu verweilen liebte, war öfters von Oeffnung des Sarges die Rede, aber sie unterblieb jedesmal, einmal weil die Sache große Schwierigkeit hatte und andrerseits

---

ziemlich ersichtlich, daß hier eine Zahlenverwechslung vorliegt, und daß er die obige, am 28. Mai 1730 geborene Tochter (Sophie Friederike) meint. Auf diese Tochter bezieht sich auch die Stelle eines etwa Mitte Dezember 1731 geschriebenen Briefes des Kronprinzen an Frau v. Schoening, die Mutter der Frau v. Wreech: „Je l'ai vu, Madame, votre fille (Frau v. Wreech) et elle sait que Vous et sa fille (eben jene Sophie Friederike) se portent bien."

Nach dieser Zeit, d. h. in Jahren, die der Anwesenheit des Kronprinzen (1731) folgten, wurden jedenfalls noch zwei Kinder geboren:

6) Friedrich Wilhelm Feodor v. Wreech, geb. 1733, gest. 1785; und

7) Ludwig Alexander v. Wreech, geb. 1734, gest. 1795. (Nach einer andern Angabe schon 1794.)

Diese beiden sind im Küstriner Kirchenbuch nicht verzeichnet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zahl der Kinder der schönen Frau noch größer war.

Digitized by Google

weil man sich scheuen mochte, die so wohlverwahrte Ruhe des Todten zu stören. Handelte es sich dabei doch ohnehin nur um Befriedigung einer freilich verzeihlichen Neugier. Man wollte nämlich in Erfahrung bringen, ob er mit dem mit Diamanten besetzten Degen, den ihm Kaiser Leopold nach der Einnahme von Ofen zum Geschenk machte, begraben sei oder nicht. Dieser Degen war bis jetzt nirgends zu finden.

4. Das Schloß.

Es ist, seinen Umfassungsmauern nach, noch das alte Schloß, wie es von Feldmarschall von Schoening gebaut wurde. Auch in der innren Einrichtung hat sich noch manches erhalten, z. B. das Treppenhaus und der Ahnensaal (die Bildergallerie). Selbst von den berühmten Stuckarbeiten des Schlosses, die namentlich in der Bildergallerie höchst merkwürdig durch die Kühnheit ihrer Befestigung gewesen sein sollen, befindet sich noch ein Ueberbleibsel in einem der kleinen Seitengemächer. Sonst ist ein völliger Um- und Ausbau vor etwa 20 Jahren vorgenommen worden, bei welcher Gelegenheit das schräge, gothische Dach der Schoening'schen Zeit beseitigt und nach Aufsetzung eines neuen Stockwerks, durch ein Flachdach ersetzt wurde. Der Charakter des Hauses ist dadurch natürlich ganz verändert worden.

Das Schloß ist reich an Bildern und Skulpturen aller Art; wir verweilen jedoch nur bei den historisch-interessantesten, wie sie sich im Billardzimmer und im Ahnensaal vorfinden.

Im Billardzimmer.

1) Portrait Friedrich des Großen. (Kniestück.) Vorzügliches Bild; wenn nicht von Pesne selbst herrührend, so doch wahrscheinlich unter seiner Leitung gemalt. Es erinnert wenigstens in Ton und Auffassung an andre Friedrichsporträts dieses Meisters. Der König ist auf diesem Bilde etwa 30 Jahr alt; er trägt weißgepudertes, natürliches Haar; um das noch volle Kinn herum bemerkt man einen bläulichen Bartton. Neben ihm liegt ein Hermelinmantel und ein mit Lorbeer geschmückter Helm. Er trägt einen eleganten blauen Rock mit rothem Futter und Goldbrokat-Besatz, weiße Aermel, die unter den kurzen Rockärmeln hervorkommen, den Stern und das Orangeband des schwarzen Adlerordens, Küraß und Schärpe.

2) Portrait des Prinzen Heinrich. Der Prinz in Generals-Uniform, die Aermelaufschläge von Tigerfell. Neben sich den Plan der Schlacht bei Freiberg (die Prinz Heinrichs-Schlacht); im Hintergrunde die Schlacht selbst.

3) Das Schloß zu Cölln an der Spree im Jahre 1602. Höchst interessantes Bild; 5 Fuß hoch, 6 Fuß breit; der Name des Malers nicht bekannt. Das Bild zeigt die der Breiten- und Brüder-Straße zugekehrte Front; kaum irgend etwas auf dem Bilde erinnert an die Schloß-Façade, wie sie jetzt dem Auge sich darbietet. Der Bau ist noch durchaus mittelalterlich; in Front zeigen sich vier gothische Giebel, wie an

Digitized by Google

Privathäusern. In der Mitte der Façade und in Höhe des ersten Stocks bemerkt man einen eigenthümlich geformten, kunstreich gegliederten Balkon. In Höhe des Erdgeschosses zieht sich an der ganzen Front hin eine Colonnade, nach Art der noch jetzt existirenden Stechbahn. Diese Colonnade ist von röthlichem Stein; der Rest des Bildes zeigt einen grauen Ton. — König Friedrich Wilhelm IV., als er bei seinem Besuche in Tamsel (etwa 1845) dies Bild sah, nahm das größte Interesse daran und ließ eine Copie anfertigen, die sich jetzt im Berliner Schloß befindet. Das Original wurde vor etwa 25 Jahren nur durch einen glücklichen Zufall vom Untergange gerettet; man fand es verstaubt, geschwärzt, zerrissen auf einem Boden oder Seitengelaß des Schlosses.

Im Ahnensaal.

Unter den verschiedenen Porträts, die sich hier vorfinden, sind die folgenden die wichtigsten:

1) Hans Adam von Schoening, der Türkenbesieger. Großes Bild, 9 Fuß hoch, 10 Fuß breit. Hans Adam sitzt zu Pferde und trägt (wie es scheint) einen gelbledernen Waffenrock, rothe Gamaschen, eine kurze braune Perrücke, Dreimaster mit weißen Straußenfedern und Galanterie-Degen. Die rothe Satteldecke ist reich mit Gold und Silber gestickt.

2) Die Gemahlin Hans Adams von Schoening. Das Pendant zum vorigen Bilde, also ebenso groß. — Die Feldmarschallin ist noch jung, mit weißgepuderten Locken und Perlen darin. Sie trägt ein weißes Atlaskleid mit Goldstickerei; eben solche Schuhe. Vier Kinder spielen um sie her, ein fünftes ruht auf ihrem Schooß. Das älteste der Kinder, ein junges Mädchen, ist im Diana-Kostüm, ein Windspiel ihr zur Seite; ein andres Kind trägt ein Füllhorn, ein drittes spielt mit einem Lamm; dazwischen Windspiele und Bologneserhündchen. Links in der Ecke des Bildes Genien mit Kränzen und Palmen. Im Hintergrunde Schloß Tamsel vor 1686.

3), 4), 5) Drei Bilder des Generals von Wreech, des Gemahls der schönen Luise Eleonore.

6) und 7) Die Bilder des Ministers von Brandt (wahrscheinlich des bekannten Eusebius von Brandt) und seiner Gemahlin.

8) Frau von Wreech (Luise Eleonore). Kniestück. Sie ist auf diesem Bilde 28 bis 30 Jahr alt, also ein Bild, das noch zu Lebzeiten ihres Gemahls gemalt wurde. Sie ist noch sehr hübsch, frisch, üppig, die Augen voll Leben und Klugheit. Sie trägt ein weißes Brokatkleid, mit natürlichen Blumen aufgesteckt, dazu eine hellblaue, silber- oder weißgestickte Ueberjacke; Granatblumen im weißgepuderten natürlichen Haar und Perlen-Ohrgehänge.

9) Frau von Wreich im Witwenkleide; halbe Figur. Sie ist auf diesem Bilde etwa 38 bis 40 Jahr alt. Sie trägt ein schwarzes Kleid, und über dem schönen Nacken einen weißen, durchsichtigen Tüllkragen, mit einer

Digitized by Google

kleinen Halskrause daran. Die schwarze Schnebbe der Witwenhaube geht bis tief in die Stirn; an der Haube hängt der schwarze Witwenschleier.

10) Frau von Wreich (drittes Porträt). Brustbild, lebensgroß. Sie ist auf diesem Bilde etwa 40 bis 41 Jahr alt, und scheint dasselbe um die Zeit gemalt zu sein, wo sie die Witwentrauer ablegte. Sie trägt ein ausgeschnittenes, weißes Atlaskleid, kurze Aermel, breite Fall-Unterärmel, eine Halskrause (trotz des tief ausgeschnittnen Kleides) und eine schwarze Sammetjacke, mit buntem Futter, über die eine Schulter geworfen. In der Hand hält sie eine Tabatière. Dies Bild macht einen sehr angenehmen Eindruck: eine vornehme, zugleich anspruchslos-hausmütterliche Dame, noch hübsch, aber ohne besondere Schönheit. — An Kunstwerth ist ihr zweites Porträt (im Witwenkleid) das beste; auch tritt sie einem auf eben diesem Bilde am meisten als „schöne Frau" entgegen.*)

11) Generalfeldmarschall Graf Kurt von Schwerin (der bei Prag fiel). Kniestück. Sehr gutes Bild, lebensvoll; der Gesichtsausdruck freundlich, klug, fest und schlicht. Er ist in volle Rüstung gekleidet (mehr Ritter als Kürassier) und trägt über der linken Schulter als bloße Drapirung einen Purpur-Sammet-Ueberwurf, auf dem der schwarze Adlerorden sichtbar ist.

Dies Bild, das sich früher im Besitz des Generals Kurt von Schoening (in Potsdam) befand, kam auf folgende Weise nach Tamsel.

General Kurt von Schoening, bei seinen gelegentlichen Besuchen in Tamsel, hatte nie versäumt, seines Ahnherrn Hans Adam von Schoenings Bild (den Reiter mit den blutrothen Gamaschen) mit lebhaftem Interesse zu betrachten, und Graf Hermann Schwerin nahm deshalb Veranlassung, eine Copie des großen Bildes anfertigen zu lassen und diese dem General von Schoening zum Geschenk zu machen. Ein Schwerin also hatte einem Schoening das Bildniß des berühmtesten Schoening'schen Ahnherrn überreicht. Jahre vergingen; General von Schoening starb. Bei Oeffnung seines Testaments fand man in demselben folgendes: „§. 12. Das Bild vom Generalfeldmarschall Grafen Schwerin erhält der liebenswürdige, edle Herr Graf Schwerin auf Tamsel. Nur wenn derselbe eher als ich das Zeitliche segnen sollte, erhält es das Schloß von Tamsel, in Anerkennung der treu-bewahrten Alt-Schoening'schen Erinnerungen über und unter der Erde." So kam das Bild nach Tamsel. Ein Schoening hatte nunmehr einem Schwerin das Bildniß des berühmtesten Schwerin'schen Ahnherrn, als Gegengeschenk überreicht.

*) An dieser Stelle sei übrigens noch der Frau Karschin, der bekannten Dichterin, erwähnt, die jahrelang zu Frau v. Wreech in freundschaftlichen Beziehungen stand. Die Karschin war längere Zeit in Tamsel zu Besuch. Im Tamsler Archiv befinden sich verschiedne Gedichte der Karschin, an Frau v. Wreech gerichtet, und Briefe (gewöhnlich in Versen), die beide Damen wechselten. Leider bot sich mir nur Gelegenheit, diese Papiere zu lesen, nicht sie zu benutzen; — sie geben ein vortreffliches Zeitbild.

Digitized by Google

Ich habe geglaubt bei Aufzählung alles dessen, was Tamsel, wie an historischen Erinnerungen, so auch an Kunstschätzen (Bilder, Statuen, Inschriften) aller Art bietet, ausführlicher verweilen zu dürfen, weil diesem schönen Landsitz, durch länger als ein Jahrhundert hin, die Rolle zufiel, nicht nur ein historischer Schauplatz, sondern auch eine Pflegestätte für die Künste zu sein. Wir haben Punkte in unsrer Provinz, die, vorübergehend, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ein intensiveres Leben geführt und glänzender debütirt haben, aber was dem Ruhme Tamsels an Intensität abgehen mag, das ersetzt er durch Dauer, durch ein consequentes sich halten auf hohem, wenn auch freilich nicht höchstem Niveau. Es giebt eine ganze Anzahl von märkischen Schlössern, aus denen berühmtere, oder doch eben so berühmte Feldherrn als Feldmarschall von Schoening, aus denen schönere Frauen als Frau von Wreech und glänzendere Poeten als Graf Ludwig Wreech oder Graf Herrmann Schwerin hevorgegangen sind, aber es giebt in der Mark wohl keinen zweiten Landsitz, der, wie Tamsel, durch sechs Generationen hin, in bewußter Pflege und Ausübung jeglicher Kunst, sich immer gleich geblieben wäre.

Schloß Rheinsberg (mit dem es überhaupt vieles gemeinsam hat) steht ihm hierin am nächsten, da die Zeit seiner Blüthe 70 Jahre umfaßt; alle übrigen Punkte aber, die hierlandes den schönen Künsten das Thor öffneten, sei es um die Kunst selber zu üben, oder ihr ein Hausrecht einzuräumen, sahen die Muse nur zeitweilig in ihren Mauern. Sie kam und ging. Tegel (die Humboldts), Blumberg (Canitz) Wiepersdorf (Achim von Arnim), Nennhausen (Fouqué), Madlitz und Ziebingen (Tieck) — sie alle hatten ihre Zeit und die literarische Bedeutung dessen, was in ihnen geboren wurde, ging weit über das hinaus, was Tamsel hervorbrachte. Aber dilettantisch wie alles sein mochte, was Tamsel entstehen sah, klein wie das Feuer war, es losch nie aus. Der Besitz wechselte vielfach und ging durch Erbschaft auf immer neue Namen über, jeder folgende aber empfand sich stets als Erbe gewisser Traditionen, und die Schoenings, die Wreechs, die Dönhoffs, die Schwerins, wie verschieden sonst auch, sie waren einig in Pflege der Kunst. Diese Eigenthümlichkeit Tamsels zur Geltung zu bringen, bedurfte es einer Aufzählung des reichen Materials, das sich daselbst in Schloß und Park und Kirche zusammenfindet.

5. Briefe des Kronprinzen Friedrich an Frau v. Wreech. 1731—32.

(Lettres et Vers de certain grand prince.)

I.

Madame. Je Vous ai trop d'obligations pour ne pas Vous en témoigner ma reconnaissance. Vous êtes la cause que tout le monde ne parle que de Tamsel, Vous pouviez bien croire que ce n'est pas tant

par rapport à l'endroit, que par rapport à l'aimable hôte, et l'incomparable hôtesse de ce lieu. S'il dependroit de moi plus vite que ces lignes, je mes rendrois en personne chez Vous et je Vous marquerois Madame, le plaisir que j'ai à Vous rendre mes devoirs. Au premier jour je me laisserai pourtant vaincre par ce penchant et comme Vous avez eu la bonté de me le permettre, je puis le faire impunément je crois que je vôlerai plutot par ce chemin que ne marcherai; l'impatience, le desir d'arriver, la joie que l'on se promet et plus que tout la satisfaction de voir des personnes qui Vous sont chères, encouragent en pareille occasion, on surmonte les plus terribles montagnes, dont Natzmer dit que l'on s'y peut casser le cou comme une vieille femme. Mais gare alors! Vous savez Madame que l'homme est un animal de coutume et comme je suis de ce genre, je m'accoutumerai si bien chez Vous qu'il faudra me chasser comme les chiens de l'église. Mes complimens, s'il Vous plait, à Mr. Votre époux. Si les oreilles ne Vous cornent pas à tous deux, il faut que Vous ayez perdu l'organe de l'ouie, car les verres carrilloneront ce midi à Vos santés, que cela sera une bénédiction. Voilà tout ce que nous pouvons faire pour Votre service — ce n'est pas grand chose à la vérité mais d'un mauvais payeur il faut prendre ce que l'on peut. Il faut regarder au coeur — pour le miens je Vous en réponds, il est rempli de beaucoup de bonnes intentions, accompagnées de beaucoup d'impuissance. A propos du coeur, il faut se souvenir de sa promesse. Je me resouviens Madame de la mienne et je n'attends que Vos ordres pour la mettre en éxécution. Si Vous voulez ma figure en grand, en milieu ou en miniature? L'original est entièrement à Votre disposition. Pour les copies je crois que la plus petite miniature sera la meilleure car un petit mal vaut mieux qu'un grand. Il ne tiendra pourtant qu'à Vous à disposer et je saurai obéir à condition que Vous me fassiez toujours le plaisir de croire que je suis avec une affection et une estime particulière, Madame Votre parfait ami à Vous servir Fréderic.

II.

Madame. Les sauterelles qui désolèrent ce pays ont toujours eu assez d'égards pour Vous, qu'elles ont ménagé Vos terres. Un nombre innombrable d'insectes plus vilains et plus dangereux que celles-ci devant nommées, vont se rendre chez Vous, Madame et non contens de déserter le pays, ces animaux auront la hardiesse de Vous attaquer jusque dans Votre propre château. On les appelle „Vers", ils ont quatre pieds, des dents aigues, un corp fort long et une certaine cadence fait leur premier principe et leur donne la vie. Ceux-ci sont de fort mauvaise race, ils sont venus tout récemment du parnasse, où le bon gout les a chassés. Je suis persuadé qu'ils auront un sort égal à Tamsel, endroit que les 9 muses et Apollon même pourraient choisir afin de s'y faire

Digitized by Google

juger et dont le jugement seroit certainement juste. Je me réjouis fort cependant de voir que le soin paternel du Sieur Apollon se réveille et qu'il prend aprésent soin de purger le Parnasse des mauvaises productions faites par des chetifs poëtes. Je crois que cela lui doit aller fort bien, quand avec une grande chambrière, il se met à chasser ces monstres poëtiques. Comme je suis du nombre de ceux qu'il a étrillés, je peux Madame, Vous en donner des nouvelles. J'assure qu'à le voir il étoit l'ébauche vivante d'un de ces gens, qui chassent les chiens des églises. Ce n'est pas par rancune que je lui donne cette épithèthe, quoiqu'en quelque façon j'aye lieu d'en avoir, car mes intentions depuis que je me mêle de la poëtique ont été pour l'ordinaire de priser la beauté des dames, d'y mêler un peu de tendre et je crois que cette manière fait que l'on a beaucoup de support pour la rime. Soit ce qu'il en soit, je lui pardonne les coups et tout. Mais comme la récompense du bien accompagne toujours la punition du mal, je suis persuadé, Madame, que les beaux progrès que Vous avez fait dans ce même art, ne resteront pas sans être recompensés. Je suis de plus persuadé, que les doctes soeurs Vous adopteront pour dixième. Gare seulement que Vous ne leur donniez trop de jalousie, car si elles avoient l'honneur de Vous connoitre comme je l'ai, Votre esprit, Votre mérite, Votre beauté, qui les surpasse de beaucoup, seroit l'unique raison qui pourroit altérer ce projet. En cas que Vous profitiez de leur ignorance je Vous supplierois, Madame, de faire des remonstrances au Sieur Appollon de ses manières d'agir — dites lui s'il Vous plait qu'il ne sied pas bien à un directeur des arts et sciences de maltraiter une personne d'honneur et que ses coups de „gaule?" n'étoient point du tout polis. Je lui suggérerois volontiers un moyen de me punir dorénavant de façon qui ne me fera aucune peine ni à tout autre poëte. Qu'il crée un ordre de Chevallerie. Il pourra les nommer „Chevaliers de la mauvaise rime." En nous en donnant les insignes, il dépendra de lui de nous étriller comme bon lui semblera, et l'honneur de la chevallerie nous fera endurer les coups patiemment. J'ai la confiance en Vous, Madame, que Vous me ferez ce plaisir, ou si Vous voulez me tirer de cette difficulté Vous le pouvez sans peine. — Permettez seulement que j'ose faire mes vers sans Vos auspices et que je puisse Vous invoquer pour les faire. Lors je ne pourrai rien faire de mauvais au nom d'une personne si parfaite. J'attends mon arrêt, Madame, sur ma prière, je l'attends avec impatience mais aussi avec résignation. Faites et disposez comme il Vous plaira mais permettez moi seulement d'oser Vous assurer que je serai, tant en prose qu'en vers, avec beaucoup d'estime et de vénération Madame Votre parfaitement fidèle ami et serviteur Fréderic.

Digitized by Google

Ode.

Permettez-moi, Madame, en Vous offrant ces lignes
Que je Vous fasse part de cette vérité:
Depuis que je Vous vis j'ai été agité
Vous êtes un objet qui en êtes bien digne.
Mon coeur a ressenti qu'un trait trop plein d'addresse
Est trop capable hèlas d'ôter la liberté;
Quoique je sois à cette heure au tems de puberté
Le monde dit pourtant que c'est une faiblesse.
Ma faiblesse me plait et semble préférable
A des coeurs qui sont durs et semblables au rocher
Et quand l'on me diroit, que ce seroit pêcher
Vous valez un pêché, Vous êtes trop aimable.
Je ne me trouve pas moi même assez capable
De Vous faire sentir ce qu'éprouve mon coeur:
Aimer est un bonheur, aimer est un malheur!
Tantôt l'on est content, tantôt cela accable.
Tirez moi donc de peine et soyez mon arbitre
Car je n'attends de sort que sorti de Vos mains,
Je suis dans l'esclavage, je suis dans Vos liens
Et ne demande pas jamais un autre titre.
N'en ai-je pas trop dit? reprimez ma hardiesse.
Du moins n'ai-je parlé quand Vous fûtes ici,
Mais j'avois tant à voir dont j'étois en souci,
Car Vous me paroissiez ainsi qu'une déesse.
Recevez donc Madame, un coeur qui est trop tendre,
Qui attend impatient seulement la permission
De Vous faire souvent ces douces soumissions
Et qui a balancé à cette heure (asteur) de l'entreprendre.
Je compte les momens, je compte les minutes
Afin de recevoir de Vous la décision
Sur quoi je règlerai toutes mes actions.
Mais je crains ce malheur qui trop me persécute
Qu'il me soit donc contraire en m'offrant des traverses
Vous verrez que malgré je peux être constant
Et si je n'ai pas lieu, d'en être trop content
Il faut que la patience à la fin pourtant perce
Mais j'en ai écrit trop et ma passion m'emporte
Je crois Vous ennuyer Vous priant à la fin
De croire que ce coeur de Vous rempli et plein
Y persèverrera toujours de même sorte.

Friederich.

Digitized by Google

Auf der leeren Rückſeite dieſer Ode finden ſich folgende Verſe von der Hand der Frau von Wreich — wahrſcheinlich Abſchrift oder brouillon ihrer Antwort.

Réponse.

Quel prodige, grands Dieux, confond donc mes lumières
Est-ce le grand Frédéric qui s'abaisse aujourd'hui
A composer des vers, pour moi, et les produit?
Pourrai-je y repondre sans être téméraire
Non, je n'en ferai rien — mon coeur embarrassé
Efface avec dépit ce qu'il avoit tracé. —

Car je ris quelquefois quand souvent j'entends dire
Qu'il suffit pour parler que le coeur nous inspire
Pour bien repondre à Toi, grand prince qualifié
Il faut être l'Echo de Tes mots prononcés.

Je revère Tes actions — jusqu'à la raillerie
Qui d'un autre que Toi m'auroit scandalisé
Puisqu'alors le sujet autrement expliqué
Auroit trop effacé la tournure jolie
Qu'il n'apartient qu'à Toi d'y avoir pu donner.
Et comme il sied fort bien à la grande prestance
D'accompagner Tes pas de graces et d'obligeance,
Je comprends pleinement les sens des gracieux vers
Dont l'excès de faveur surpasse trop ma sphère.
Ce qui me reste à dire c'est que je Te revère
Plus que sujette fit jamais dans l'univers.
Jette un oeil sur cecy qui me devient propice
C'est par Ton ordre hèlas que ce pauvre impromptu
Te marque: qu'obéir vaut mieux que sacrifice
Et si ces lignes ici de tout art dépourvues
Osent mettre à Tes pieds de mes voeux les complices —
C'est toute ma maison qui y a concouru.

Dieſe dunkle Stelle wird ſo wohl am beſten erklärt: Ich wollte das Opfer bringen, Dir nicht zu antworten, aber Mutter und Gemahl verlangten es, und ſo ſcheint mir gehorchen beſſer als Opfer bringen.

III.

Madame. M'allant promener hier aux bords de notre Oder et rêvant à la beauté et au mérite des divins objets qui avoit été ma moitié la fête dernière, je m'entendis apeller et dans un buisson, proche de l'endroit où j'étoit, j'aperçus la muse Uranie, qui me dit que j'étois insensé et allemand de louer des choses dans le fond de mon âme qui

Digitized by Google

meritoient de l'être de l'univers entier. Je lui repartis que la beauté dont j'avois le coeur rempli n'avoit besoin que de son propre mérite pour recevoir un concert d'aplaudissements univcrsels. Sur quoi, elle me dit, que je devois me distinguer de la multitude et exprimer mes pensées qui paroitroient avec plus de grace, si elles étoient embellies de la rime. Je ne cherche lui disois-je aucune beauté ni agrémens de mes vers, que venant par reverbération de l'objet qui me les cause; sur quoi la muse me dit: „Je sais que Votre faible voix n'est pas proportionnée à la beauté de l'objet que Vous voulez chanter. J'y suppléerai. Mais prenez un crayon et écrivez." Je fis ce qu'elle me dit, et voici Madame les vers qu'elle me dicta où je n'ai rien de propre que les pensées.

S t a n c e s.

Charmé de Vos divins appas
Et charmé de Votre écriture
L'on braveroit tous les trépas
Pour Vous voir, Iris, je le jure.
Car Vos yeux, dont les loix soumettent tous les coeurs
Sont partout reconnus pour maitres et pour vainqueurs.

La vertu et ses loix austères
Dont Vous Vous faites un devoir
Vous font, quoique beauté sévére,
Respecter de notre pouvoir
Et cette réunion, si belle mais si rare,
A Vous louer toujours fait que l'on se prépare.

J'ai l'honneur d'être, Madame Votre parfait ami et serviteur

Fréderic.

IV.

Ce 5 de Sept. 1731.

Madame ma très chère Cousine!

Je mériterois bien d'être puni de la manière la plus énorme, d'avoir blasphemé Votre présence par ma bêtise, si je n'avois d'assez bonnes excuses, et qui je crois sont valables. Mr. le Comte m'ayant dit beaucoup de choses qui ne me faisoient nullement plaisir et que je ne pouvois digérer si vite. J'ai donc bien raison de Vous demander pardon ma charmante cousine, de m'avoir conduit si sottement. Vous me permettrez de reparer ma dernière visite par une autre, où je tâcherai, s'il m'est possible d'effacer mon sot maintien. J'aurois lieu de Vous demander encore mille excuses si je n'étais pleinement convaincu de Votre support et de Votre condescendance. Permettez-moi donc pour cette fois de finir en Vous priant de faire mes complimens à Madame Votre mère et de croire que je suis avec beaucoup de passion et d'estime Madame, ma très chère Cousine, le très-humble et parfait ami, cousin et serviteur Fréderic.

Digitized by Google

V.

Ma très-chère et digne Cousine.

Comme je crois que Vous êtes une de mes meilleures amies de ces cantons je n'ai pas voulu omettre de Vous communiquer un plan qui se dresse actuellement sur mon entrée à Berlin. Il est à peu près tel que j'aurai l'honneur de Vous dire. Premièrement je serai précédé d'un troupeau de cochons, qui auront ordre de crier de toutes leurs force selon que leur instinct les suggère. Ce troupeau sera mené par un de mes laquais respectifs, qui aura soin de leur éducation, chemin faisant. Ensuite de quoi viendra un troupeau de brebis et de moutons mené de même par un de mes valets. Ceux-ci seront suivis d'un troupeau de boeufs de Podolie, qui me précédera immédiatement. Mon équipage sera tel: Monté sur un grand âne dont le harnois sera simple au possible. Au lieu de pistolets j'aurai deux sacs remplis de diverses semences à leur place. Au lieu de selle et de housse j'aurai un sac de farine où ma noble figure sera assise dessus tenant au lieu de fouêt un gauli dans la main et ayant au lieu de casque un chapeau de paille en tête. A chaque côté de mon âne au lieu d'estafier seront une demie douzaine de paysans tant avec des faux que des charues et autres instrumens de l'agriculture qui marcheront en cadence avec la gravité requise. Successivement après viendra, perché sur un grand chariot de fumier, l'héroique figure du Sieur de Natzmer, qui crainte d'accident sera tirée par quatre boeufs et une jument. Après lui l'on remarquera au haut d'un chariot de foin, l'effrayante figure du terrible Rovedel, qui tiendra le Crinomènon d'une et le Criterion de l'autre main. Cette marche sera conclue par le Sieur de Wolden qui aura la bonté de passer son tems sur un chariot rempli d'orge et de froment. Je Vous supplie ma très digne Cousine, de vouloir assister à cette rare cérémonie. En mon particulier, j'aime toujours mieux, que l'on se mocque de moi avec connoissance de cause que de subir les huées d'une multitude de peuple effrenée. Je prépare tout ce qu'il faut pour cette entrée et n'attends que les ordres pour les mettre en oeuvre.

Dernièrement j'ai été à Lebus, où en revenant, j'ai essuyé chez le Sieur de Borsdorf, une multitude terrible d'incivils complimens. L'on voulait me garder à souper. Mais l'échantillon de leur eccessive politesse, qu'ils me donnoient, m'en dégouta si bien que je me serois plutôt fait couper les deux oreilles que d'y rester. Je méditai donc quelqu'honnête retraite et en ayant trouvé je louai Dieu de m'avoir sauvé d'un déluge de pareilles civilités mal digérées. Le Prince Carle a été hier ici. L'on a peu bu, mais en revanche fait beaucoup de bruit, cassé quelques fenêtres, brisé quelques fourneaux etc. etc. Un petit non plus ultra, a arrêté mon voyage de Sonnenburg. Je ne m'en soucie guères, espérant de mieux employer mon temps. Je ne puis

Digitized by Google

toujours mieux l'employer qu'en Vous assurant ma très-chère cousine que je suis et serai jusqu'au tombeau, avec une constante et parfaite estime Votre très parfait ami, cousin et serviteur Fréderic.

Mille excuses de fautes d'écriture, mais
la raison en est que j'ai écrit au lit.

VI.

Der folgende Brief, auch ganz ohne Ort und Datum, iſt aber offenbar nach einem Aufenthalt in Berlin, an die Frau von Schoening, die noch lebende Mutter der Generalin Wreich, nach Tamſel hin adreſſirt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurde er, gleich nach der Verſöhnung in Berlin in den erſten Tagen des Decembers 1731, bei ſeiner Rückkehr nach Küſtrin geſchrieben. Die glänzenden Hoffeſte, deren er erwähnt, und bei denen die ſchöne junge Frau gewiß nicht fehlen konnte, bezeichnen wohl unverkennbar die Vermählungs-Feierlichkeiten ſeiner Schweſter. In keinem drückt ſich ſein Gefühl ſo unverkennbar aus.

Madame. J'ai eu le plaisir de voir Madame Vôtre fille, à Berlin. Je l'ai vu, Madame, mais sans pouvoir à peine lui dire bonjour et bon chemin. Cependant elle sait que Vous et sa fille se portent bien. Elle se distinguoit par dessus toutes les dames qui forment la cour — et quoiqu'il y eut une foule de princesses qui la surpassoient en magnificence, je Vous assure qu'elle effaçoit tout cela par sa beauté, son air majestueux, son port et enfin par toutes ses manières. J'étois alors un vrai Tantale, toujours tenté de parler à une si divine personne et néanmoins toujours obligé de me taire. Enfin sa beauté a triomphé de toutes celles qui s'étoient assemblées du Nord et du West, et tous ceux de la cour d'une voix unanime ont avoué que Madame de Wreich emportait le prix de la beauté, de l'air, des manières etc. etc. Je crois que tout ceci Vous doit flatter agréablement — parceque cette aimable personne Vous appartient de si près. Mais, Madame, je Vous assure que Vous ne pouvez y prendre plus de part que moi qui aime tout ce qui appartient à cette charmante famille et qui suis et serai toujours, Madame, Votre parfait ami, Neveu et serviteur Fréderic.

VII.

à Custrin ce 20 de Fevr. 1732.

Madame, ma très chère Cousine.

Je serois bien ingrat si je ne Vous témoignois ma reconnoissance de la peine que Vous avez prise de venir à Tamsel et je devrois bien Vous remercier encore pour les charmans vers que Vous avez eu la bonté de me faire. J'aurois cru faire un pêché, si, me dérobant un moment de Vôtre aimable entretien, je l'eusse employé à lire Vos vers. Hier au soir solitaire j'eus le plaisir de les admirer à mon aise, et sans être empêché de rien au monde. M'en voilà, Madame, aux redites, car tout

Digitized by Google

ce que Vous faites oblige à admirer tant Votre esprit que Votre politesse. Je coupe court sur cette matière — il me semble déjà que Vous rougissez et pour épargner Votre modestie je change de matière et pour Vous donner encore une preuve de mon obéissance aveugle je Vous envoie, ce que Vous m'avez demandé. J'espère que cela servira au moins à Vous faire quelquefois souvenir de moi et que Vous direz: „C'étoit un assez bon garçon, mais il me lassoit, car il m'aimoit trop, et me faisoit souvent enrager avec son amour incommode!“ Que je serois heureux, Madame, si Vous me connoissiez autant et que si persuadée de la constance éternelle de mes sentimens, Vous me faites toujours la justice de me croire avec une estime sincère et avec beaucoup de passion Votre parfaitement fidèle ami, Cousin et serviteur Fréderic.

Sonnet.

Ce portrait, ma cousine est mon ambassadeur
Et ce sonnet lui sert de timide interprête
Car il devoit te dire, ainsi qu'à mon vainqueur
Que je suis un de ceux dont tu fis la conquête.

Que tes charmes divins m'ont enlevé le coeur
Que seroit-ce pourtant, quelle joie quelle fête
Si comme ma copie j'eus le parfait bonheur — —
Mais — halte là ma plume, il faut que je t'arrête —

Si tu en disois trop, sans voir ton créditif
Tu serois renvoyé, errant et fugitif.
Laisse donc deviner ce que tu n'ose dire.

Et garde toi surtout de ne parler d'amour,
De dire que tu aimes et aimeras toujours
Mais puisqu'il faut mourir — meurs — cèlant ton martyre.

Dieſer Brief mit den ihm beigefügten Verſen und der Sendung des Portraits ſcheint mir offenbar ein Abſchiedsbrief und der letzte in der Reihe ſein zu müſſen.

6. Briefe König Friedrichs an Frau v. Wreech. 1758—61.

I.

à Tamsel ce 30. d'Août 1758.

Madame. Je suis venu ici après la bataille du 25. J'ai trouvé la désolation dans ce pauvre endroit. Vous pouvez être assurée que je ferai ce qui sera possible pour conserver ce qu'il-y-a encore. Mon armée a été obligée de fourager ici, et quoique dans les facheuses circonstances où je me trouve je ne sois guère en état de bonifier le mal que l'ennemi a fait, je ne veux du moins pas qu'il soit dit que j'ai contribué à la ruine

Digitized by Google

de personnes que mon devoir m'oblige de rendre heureuses. Je crois que Vous pouvez Vous même manquer du nécessaire et cette considération m'a engagé surtout à Vous bonifier incessement le tort que nous Vous avons fait par nos fourages. J'espère que Vous prendrez cette attention comme une marque de l'estime avec laquelle je suis, Madame, Votre affectionné ami Féderic.

II.

J'ai reçu avec plaisir Votre lettre du 1er de ce mois, par laquelle Vous me témoignez Votre reconnaissance de la somme que je Vous ai fait remettre en dernier lieu à titre d'indemnisation et quoique je souhaitorois d'aider dès à présent Vos paysans pour les remettre en train, selon que Vous m'en priez, je me vois cependant obligé de différer ladessus mes bonnes intentions, jusqu'à ce que les Russes soyent entièrement hors du pays, après quoi je ferai pour eux ce que mes facultés voudront pour lors me permettre. Sur ce je prie Dieu, qu'il Vous ai en sa sainte et digne garde. A Schönfeld près de Dresde ce 17. de September 1758.

Féderic.

III.

La lettre que Vous avez voulu me faire le 8. de ce mois m'est bien parvenue. Vous pouvez être persuadée, que je suis véritablement pénétré de la situation où Vous vous trouvez et que je ressentirois la plus sensible satisfaction, si je pouvois Vous soulager autant que je le souhaiterois. Mais je Vous donne à penser, si, pendant que je suis hors d'état de faire payer les appointements et les pensions de l'état civil, je puis avoir des capitaux à placer sur intérêts. Si j'avais de l'argent à avancer, Vous pouvez compter que je Vous fournirois la somme que Vous demandez, non à deux pour cent, mais sans aucun intérêt. Les fraix de la guerre présente me lient trop les mains de sorte que ma bonne intention ne sauroit être secondée des effets. Le soulagement de la nouvelle Marche en général et de la ville de Cüstrin, m'a déjà couté les derniers efforts et je suis hors d'état de pouvoir pousser plus avant. Selon mon avis, je crois que Vous feriez bien de ne songer pendant les circonstances présentes qu'à faire vivoter Vos gens, pour ainsi dire du jour à la journée et tâcher d'ensemencer Vos terres sans penser à d'autres rétablissemens mais de les suspendre entièrement jusqu'à la conclusion de la paix. Sur ce je prie Dieu qu'il Vous ait en sa sainte et digne garde.

à Breslau le 14. Janvier 1759.

Darunter eigenhändig:

Vous vous représentez Madame les choses bien différentes qu'elles ne sont. Songez que depuis un an je ne peux payer ni gages ni pen-

Digitized by Google

sions, songez aux provinces qui me manquent, à celles qui sont ravagées, à la dépense énorme que je suis obligé de faire et j'espère qu'alors Vous n'attribuerez mes refus qu'à l'Impuissance où je suis de Vous rendre service — si cependant les choses changent, je ferai pour Vous ce qui me sera possible.

Fr.

IV.

J'ai ressenti une vraie douleur à la lecture de Votre lettre du 29. Décembre dernier. Je connoissois sans cela toute l'étendue des maux que les conjontures des tems avoient attiré sur Vos terres, et nous sommes tous dans le même cas. J'y suis d'autant plus sensible que les circonstances ne paroissent point conseiller et même permettre d'y porter encore quelque remède, ou, que tout ce que je pourrois faire actuellement à ce sujet, ne seroit qu'à pure perte, les affaires étant encore si fort sujettes à l'aventure. Il faudra donc indispensablement attendre, jusqu'au retablissement de la paix, où Vous pouvez compter que je ferai pour Vous ce que je ferai pour tout autre, selon que l'état de mes affaires le pourra permettre. Sur ce etc. etc.

à Leipzig a 12. de Janvier, 1761. Féderic.

V.

Madame, je suis faché de ne pouvoir pas faire pour Vous tout ce que je desire, ni ce que Vous souhaitez. Mais j'ai ordonné à Köppen de Vous remettre ce qui s'est trouvé en mon pouvoir. Je Vous prie de l'accepter comme une marque de l'estime avec laquelle je suis Votre sincére ami

Féderic.

Zorndorf.

Benutzt: Varnhagen's Leben des Generals v. Seidlitz. Schlachtbericht. Mündliches.

Blumenthal.

Benutzt: Prediger Lehmanns in Prötzel Bericht über die „Stadtstelle im Blumenthal." Mündliches.

(Wüstgewordene Flecken und Dörfer) giebt es in der Mark sehr viele und um so mehr muß es überraschen, daß Klöden, der besser als jeder andre davon wissen konnte, sich so beharrlich sträubte, eine „wüstgewordene Stadt Blumenthal" im Blumenthal-Walde anzunehmen. Diese „wüste Stadt- oder Dorfstelle" ist sogar nicht die einzige im „Blumen-

Digitized by Google

thal"; — auch Biesow, ein Dorf, das eine halbe Meile nördlicher gelegen ist, wurde wüst. Der jetzt diesen Namen führende Ort liegt an andrer Stelle, wie das alte Biesow. Als Regel kann man aufstellen, daß überall da, wo einem auf einem Ackerfelde eine Stelle gezeigt wird, die den Namen: wüste Heiners- oder Sievers- oder Dietrichsdorf führt, diese Bezeichnung soviel ausdrückt als wie: „an dieser Stelle hat einmal ein Dorf dieses oder jenes Namens gestanden." Oft haben sich die Dörfer (dann gemeinhin an andrer Stelle, eine Viertel- oder halbe Meile von der alten entfernt) wieder belebt; ebenso oft aber sind sie ganz verschwunden und es existirt eben nur noch der Name. „Der Pflug geht darüber hin."

Der Ober-Barnim, vielleicht weil er durch den Hussiten-Zug ganz besonders zu leiden hatte, ist reicher an solchen „wüsten Stellen" wie andre Landestheile. Es mögen wohl ein Dutzend vorhanden sein; vielleicht noch mehr. Drei Perioden waren diesem Landestheile besonders verderblich: der schwarze Tod (etwa 1350), die Hussiten (1430) und der dreißigjährige Krieg. Kaprow, Karutz, Richardsdorf, Kunkendorf, Sonnenburg und Steinbeck wurden wahrscheinlich um 1350, Biesow und Kensdorf um 1430, Tempelfelde zwischen 1630 und 48 zerstört; einzelne dieser Dörfer wurden an andrer Stelle wieder aufgebaut, andre blieben wüst.

Predikow.

Benutzt: v. Barfus-Falkenberg Biographie des Feldmarschalls Hans Albrecht v. Barfus. K. v. Schoenings Leben des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening. Graf Christoph Dohna's Memoiren. Poellnitz's Memoiren. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Cossenblatt.

Benutzt: v. Barfus-Falkenberg Biographie des Feldmarschalls Hans Albrecht v. Barfus. Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Friedrich Wilhelm I. in Cossenblatt.

„Vom Jahre 1736 an hat Friedrich Wilhelm I. bis zu seinem Tode alljährlich sich einige Zeit in Cossenblatt aufgehalten, zum letzten Male im November 1739. Bei diesem Aufenthalt hier hat der König dann auch die Kirche besucht und dem Gottesdienst beigewohnt, hat auch mit kritischem Ohre die Predigt gehört, worüber einige Notizen vorliegen. Am 13. Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1736 (26. August) hat der

Digitized by Google

König in der hiesigen Kirche eine Predigt von dem damaligen Prediger in Wulfersdorf (stellvertretend für den hiesigen, welcher krank gewesen ist) gehört, welche seine höchste Unzufriedenheit erregt hat; — und da er nicht lange vorher mit einer in Rheinsberg gehörten Predigt ebenfalls unzufrieden gewesen ist, so haben diese beiden Prediger nach Berlin kommen und über vorgeschriebene Texte predigen müssen. Auch hat der König einen Cabinetsbefehl erlassen, in Folge dessen sämmtliche Prediger aus der Altmark, Priegnitz, Mittel-, Uker- und Neumark durch das Consistorium nach Berlin berufen worden sind, „um ein Monitorium und Instructorium zu vernehmen." Zugleich sind durch neue Befehle die Inspectoren (Superintendenten) angewiesen worden, jährliche Conduitenlisten über die Prediger ihrer Diöcesen einzureichen. Am 23. Sonntage nach Trinitatis (9. Nov.) 1738 ist der König wiederum mit einer Predigt des damaligen hiesigen Predigers unzufrieden gewesen und hat auf einen ihm gemachten Vorschlag den Prediger aus Teupitz kommen lassen; — aber auch dieser hat ihn nicht zufriedenstellen können." (Mittheilung des Predigers Stappenbeck in Cossenblatt.)

(Ein großes Gemälde in der Kirche) fesselte sofort beim Eintreten meine Aufmerksamkeit, weil ich darin eine Copie des großen Familienbildes in der Meseberger Kirche (Vgl. Band I. S. 129) zu erkennen glaubte. Nur Nebensächliches — z. B. die Hintergrunds-Architectur — wich ab. Auf meine eingezogenen Erkundigungen habe ich nun aber erfahren, daß sich die Sache umgekehrt verhalten und daß das Bildniß in der Meseberger Kirche eine Copie dieses Cossenblatter sein soll. General v. Barfus, der das Bild sehr genau kennt und für seine Restaurirung Sorge getragen hat, schreibt darüber (nachdem ich mir Anfangs einen leisen Zweifel erlaubt und das Groebensche Bild in Meseberg als Originalbild angesehen hatte):

„Meiner Ansicht bleibe ich getreu: das Bild in der Kirche zu Cossenblatt stellt vor George v. Oppen, Kurbrandenburgischen Oberkämmerer, und seine Gemahlin, eine geb. v. Maltitz, dazu die 12 Kinder beider. Unter den Töchtern befand sich Katharina v. Oppen, später die Gattin Ditlofs v. Barfus auf Möglin und Reichenow, des berühmten Reiter-Obersten und Großvater des Feldmarschall Johann Albrecht v. Barfus. Eine andre Tochter vermählte sich mit Herrn v. d. Groeben auf Meseberg, welcher letztre das Cossenblatter Familienbild, aus Pietät gegen seinen Schwiegervater copiren ließ."

Königs-Wusterhausen.

Benutzt: Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Fr. Förster's Friedrich Wilhelm I. Mündliches.

Teupitz.

Benutzt: Berghaus Landbuch. Fidicin's Teltow. Mündliches.

Mittenwalde.

Benutzt: Fidicin's Teltow. Victor Strauß' Paul Gerhardt. Förster's Friedrich Wilhelm I. Droysens Leben Yorks.

Steinhöfel.

Benutzt: G. Hesekiel Biographie des Generals Valentin v. Massow. Oeuvres de Frederic le Grand (Tome XXI.) Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Bilder im Steinhöfler Schloß.)

1) Minister von Blumenthal.
2) Feldmarschall von Flanß.
3) General von Massow aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.
4) von Massow, Minister unter Friedrich II.
5) Seine Gemahlin.
6) von Massow, Obermarschall unter Friedrich Wilhelm II. und III.
7) Seine Gemahlin.
8) von Massow, Hausminister.
9) Seine Gemahlin.
10) Generallieutenant Valentin von Massow, als junger Mann in Civil.

In den Sälen des Schlosses findet sich noch eine große Anzahl andrer Bilder und Porträts, z. B. eine Büste (mit kunstvollem Marmorschleier) und ein andres sehr liebliches Bildniß der Königin Luise. Diese wenigen, die ich hier namhaft gemacht habe, zeichnen sich entweder durch künstlerische Vortrefflichkeit aus, oder sind Familienbilder im engeren Zirkel.

(Der Waffenschrank.)

1) Säbel des Generallieutenants Valentin von Massow, den derselbe, 13 Jahr alt, als Junker bei Rudorff-Husaren (1806) führte.

2) Säbel eben desselben, im Kriege gegen Frankreich, in Spanien 1812 und in den Befreiungskriegen 1813—15.

3) Säbel des Hausministers von Massow, den er als Offizier im ersten Garde-Regiment 1813, 14 und 15 geführt hat.

4) Büchse und Schärpe von Carl von Massow, der 15 Jahr alt als freiwilliger Jäger mit auszog, bei Lützen und Bautzen focht, und bei Leipzig (16. Oktober) durch einen auffliegenden Pulverwagen seinen Tod fand.

Digitized by Google

Buckow.

Benutzt: Berghaus Landbuch. Mündliches.

(Ein Erdfall.) S. 183 habe ich von den „Erdfällen“ in der Mark gesprochen und dabei den Ausspruch einer geognostischen Autorität citirt, „daß die Natur bei der Bildung von Erdfällen nur erst selten auf frischer That ertappt worden sei.“ Es hat inzwischen, seitdem ich den Aufsatz über „Buckow“ und über Erdfälle in diesen Gegenden schrieb, wirklich ein solcher Erdfall stattgefunden; zwar nicht unmittelbar in der Mark, aber doch in unserer Nachbarschaft, in Thüringen. Aus Sachsenburg wurde neuerdings berichtet: Hier hat am 11. September ein „Erdsturz“ alle Gemüther erschreckt. Nachmittags 3 Uhr versank auf einem Rasenplatze in der Nähe der Kirche, unter donnerartigem Krachen, ein Stück Erde, und unmittelbar darauf schlugen die Wasser aus der Tiefe in die Höhe. Am Abend betrug die Länge der eingestürzten Fläche bereits 18 Fuß und die Breite 16 Fuß; seitdem vergrößert sich die Versenkung täglich. Die Tiefe des entstandenen Loches mißt 174 Fuß und das Wasser stand 160 Fuß. Man ist sehr besorgt um die neugebaute Kirche, welche etwa 150 Fuß von dem einen Ende des Erdsturzes entfernt ist. Der Communicationsweg zwischen Bilzingsleben und Sachsenburg ist bereits erfaßt, so daß er an dieser Stelle — wenigstens mit Fuhrwerk — nicht ohne Gefahr passirt werden kann.

Der große und kleine Tornow-See.

Der Schnitz-Altar in der Bollersdorfer Kirche.

Der schöne alte Schnitz-Altar in der Bollersdorfer Kirche, dessen Restaurirung (durch den Maler Holbein) ganz vor Kurzem durch den Grafen Itzenplitz veranlaßt wurde, zeigt in seinem Mittelstück, dem sogenannten „Schrein,“ die Kreuzigung, jedoch nur mit Maria, Johannes und Magdalena. Der landschaftlich gemalte Hintergrund mußte, da nur unverständliche Ueberreste vorhanden waren, neu erfunden werden. Die beiden Flügel des Altars zeigen in ihrer obern Reihe hier Petrus und Paulus, dort Johannes und St. Georg, die der untern die vier Evangelisten mit ihren Symbolen. Sonderbarer Weise stammt das Ganze nicht aus einer und derselben Zeit. Der größere Theil, die Kreuzigung sammt den 4 Evangelisten, zeigt nämlich den manierirten Stil, der sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch den Einfluß der italienischen Kunst in Deutschland bildete, während die anderen vier Heiligen ziemlich gute Arbeiten deutschen Kunsthandwerks vom Anfange desselben Jahrhunderts sind. Wie diese Verbindung heterogener Theile entstanden und ob diese älteren Figuren gleich

Digitized by Google

bei der Anfertigung des neuen Altars oder erst später in demselben aufgenommen, muß zwar dahingestellt bleiben; jedenfalls ist aber die Thatsache bemerkenswerth, daß man hier, noch in sehr später Zeit und nach Einführung der Reformation, diese Technik in Anwendung brachte und dabei keinen Anstand nahm, diese ältern, vielleicht aus einem verfallenen Altare herrührenden Statuetten zu benützen, obgleich sich unter ihnen neben Aposteln auch der etwas problematische und jedenfalls auf einem evangelischen Altare bedeutungslose St. Georg befand.

Das Oderbruch.

Benutzt: Beckmann historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Buchholtz, Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg. Berghaus Landbuch. Christiani „das Oderbruch." Wehrmann die Eindeichung des Oderbruchs. Mündliche und briefliche Mittheilungen aus Letschin, Gusow, Quilitz, Friedersdorf, Groß-Neuendorf, Neu-Barnim ꝛc.

(Die letzten Wenden-Reste in Sachsen und Preußen.)

Ueber die letzten Wenden-Reste brachte die National-Zeitung im September d. J. folgende interessante Zuschrift aus Bautzen, dem alten wendischen Budissin. „Ein seinem sicheren Untergange zutreibender Rest eines ehemals großen, mächtigen Volkes hat immer etwas Tragisches und verdient auch die Theilnahme des Siegers. Diesem Untergange gehen jetzt sichtlich und sicher die sächsischen und preußischen Wenden zu, deren ohnmächtige Agitation in neuester Zeit vorwiegend durch die panslavistischen Umtriebe und zuletzt durch die polnische Revolution Ursprung und Nahrung erhielt. Vor wenigen Tagen waren die slavischen Gelehrten Graf Eustachius Tyschkewitsch und Antonius Drugalsky aus Wilna und der slowakische Professor Michael Chrastek aus Neusohl in Ungarn in unserer alten Wendenstadt („Budissin"), die auch in ihrem finsteren Aeußern noch bis heutigen Tag ihren nationalen Ursprung nicht verleugnen kann. Jene drei Gelehrten sind Männer von Ruf in der slavischen Literatur und kamen, um nach ihren Brüdern zu sehen, die, in Enclaven und Bautzen und östlich von Görlitz mitten in dem sie umgebenden Deutschland, das letzte Jahrhundert des Wendenthums erleben.

Wie ein verlöschendes Licht noch einmal aufflackert, so sind in jüngster Zeit wendische Gesangvereine, Blätter, Gesellschaften entstanden und doch wird dies den Proceß nicht aufhalten.

Ein Stück nach dem andern reißt das Deutschthum an sich. Der wendische Vater schickt seine Töchter in die Stadt, damit sie dort deutsch lernen, und schon nach kurzer Zeit legen sie die nationale Tracht ab, ver-

Digitized by Google

leugnen ihre Sprache und sind froh, wenn sie es sprachlich dahin gebracht haben, daß man ihnen die wendische Abkunft nicht mehr anmerkt.

In der Ober-Lausitz leben nach Angabe eines wendischen Gelehrten ungefähr noch 101,000 Wenden; von dieser Zahl kommen etwa 56,100 Köpfe auf Sachsen, 45,000 auf Preußen. In der Nieder-Lausitz giebt es ungefähr noch 50,000 Köpfe. In Sachsen geht die Wendei von Löbau nordwärts über Bautzen bis Kamenz. Bis in die neuere Zeit waren die Schulen fast nur Anstalten zur Erlernung der deutschen Sprache und die Pflege der übrigen Elementargegenstände mag darunter wohl vielfach gelitten haben. Es hat deshalb die Regierung angeordnet, daß der Religions-Unterricht wendisch ertheilt werde, Lesen und Schreiben aber sowohl wendisch wie deutsch zu treiben ist.

Unter den gebildeten Wenden regte sich zuerst mit der allgemeinen dem Jahre 1848 vorangehenden Gährung die Liebe zur nationalen Sache und Sprache, und so entstand schon im Jahre 1846 die „Macica Serbska," ein Verein nach Art des Zwickauer Volksschriftenvereins mit dem Zweck, weitere Kreise mit lehrreicher Unterhaltungslektüre zu versorgen. Der Buchhandel hatte dem Bedürfniß nach wendischer Lektüre bisher fast gar nicht Rechnung getragen.

Seit dem Bestehen der Macica sind 35 dergleichen Schriften, in einer Auflage von 500 Exemplaren von derselben herausgegeben und vertrieben worden, einige sogar in zweiter Auflage erschienen. Außer den Volksschriften, zu denen auch ein wendischer Kalender in einer Auflage von gegen 4000 Exemplaren gehört, giebt die Macica auch eine gelehrte Zeitschrift, jährlich 2 Hefte, unter dem Titel „Casopis" heraus, welche historische, linguistische, archäologische, naturwissenschaftliche ꝛc. Aufsätze enthält; eben so ferner ein Wörterbuch, dessen wendisch-deutscher Theil (63 Bogen) fast vollendet ist.

Sodann enthält die Gesellschaft jetzt besondere Sektionen, und zwar eine Sektion für wendische Sprachforschung, eine archäologisch-historische Sektion, eine naturwissenschaftliche und eine belletristische Sektion.

Was die wendische Literatur im engeren Sinne anlangt, so haben die Wenden aus den früheren Jahrhunderten eine solche nicht aufzuweisen, ein genügendes Zeichen, daß wir es hier mit dem Rest eines Volkes zu thun haben, welches nur die Waffen und den Pflug führte, und heute die Bildung seiner Enkel durchaus dem Deutschthum verdankt. Außer Bibel, Gesangbuch, Katechismus, frommen Hauspostillen und einer Anzahl Erbauungsschriften gab es bis auf die neuere Zeit keine wendischen Bücher. Auch hier hat die Macica neben Buchhändlern und einzelnen Privatpersonen sich das Verdienst erworben, nach allen Richtungen hin eine junge Literatur ins Leben zu rufen, sowohl im Gebiet der Prosa als Poesie. Das Meiste ist natürlich Uebersetzung. Unter den neueren Erscheinungen sind Gedichte und Liedersammlungen, Geschichtsbücher, Grammatiken, Chrestomathien und

Digitized by Google

Lesebücher, geographisch-statistische Abrisse der Wendei zu nennen. Die sächsische Regierung, welche den nationalen Prozeß sich ruhig vollziehen lassen kann und den Vorwurf der gewaltsamen Germanisirung deshalb nicht auf sich zu laden braucht, hat aus eigenem Antriebe die Herausgabe wendischer Schulbücher in die Hand genommen. So erschien bereits vor mehreren Jahren eine „Biblische Geschichte."

Was die periodische Literatur der Wenden betrifft, so ist die Hauptzeitung die „Serbske Nowiny", welche in Bautzen in einer Auflage von ungefähr 1200 Exemplaren erscheint, und neben dem politischen Theil auch Unterhaltendes und Belehrendes giebt. Hierneben bestehen noch drei Monatsschriften „Luzican", für die Gebildeten geschrieben und zu Bautzen in 300 Exemplaren erscheinend, und das wendische Missionsblatt „Missionski Posot" und sein konfessioneller Konkurrent, der (katholische) „Katholski Posot." Außerdem versorgen der „wendisch-lutherische Bücherverein" (serbske lutherske knihowne towarstwo) und der „Verein zum heiligen Cyrillus und Methodius" (towarstwo SS. Cyrilla a Methodija) ihre Gemeinden mit Gebet- und Erbauungsschriften.

Um nun aus der Isolirung herauszutreten, sind in neuerer Zeit auch Verbindungen mit Literaten anderer slavischer Stämme von Seiten der wissenschaftlich gebildeten Wenden angeknüpft worden, und diese haben die Genugthuung, daß man ihnen mit großer Liebe und zugleich Achtung, wie einem verlassenen Bruderstamm die Hand gereicht hat. Die Achtung aber basirt wesentlich auf den tüchtigen etymologischen und ethnographischen Arbeiten, welche die obengenannten wendischen Monatsschriften auszeichneten.

Die Wenden sind über das neue Aufflackern ihrer Nationalität nur ungern gegen Deutsche mittheilsam. Sie gestehen sich selbst, daß, um ein originales Bild eines Wenden hier wieder zu geben, „ihre Nationalität, Sitte und Sprache dem Felsen Helgoland gleiche, von dessen Gestade die umgebenden Wogen (des Deutschthums) alljährlich ein Stück nach dem andern an sich rissen, bis die unglückliche Insel verschlungen sei."

Der Vernichtungsprozeß beschleunigt sich aber besonders dadurch, daß alle Söhne der gebildeten Wenden auf den deutschen höheren Schulen durch die deutsche Wissenschaft binnen kurzer Zeit germanisirt werden, da den wendischen Enclaven eine höhere wendische Bildungsanstalt ganz fehlt. So dringen denn auch von Jahr zu Jahr mehr deutsche Wörter in die wendische Sprache, selbst in die gewöhnliche Umgangssprache. Die wendischen, zum Theil sehr malerischen Trachten und Sitten verschwinden mehr und mehr, und es kostete beim Besuch des sächsischen Kronprinzen vor einigen Jahren den Bautzener Behörden viel Mühe, ein Brautpaar zur Hochzeitsfeier nach altwendischem Brauch in ganz wendischen Trachten zu bewegen.

Der gebildete Wende sieht schweigend dem Abschluß der Geschichte sei-

Digitized by Google

ner Nation zu, einer Nation, die schon im 6. Jahrhundert im nördlichen und östlichen Deutschland seßhaft war von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel, südwärts bis an Böhmen sich erstreckte, in Mecklenburg herrschte, in Ostpreußen und den brandenburgischen Marken einen tapferen Widerstand gegen Albrecht den Bären leistete und in einzelnen Theilen Deutschlands den jahrhundertlangen Kampf gegen die gewaltsame Vernichtung trotz ungleicher Waffen zäh aushielt. Das gewöhnliche Volk ahnt die Zukunft und kennt recht wohl seinen Vergewaltiger. Der in der Wendei Reisende muß sich deshalb immer auf eine falsche Berichtung des etwa erfragten Weges oder auf einen Schabernak gefaßt machen, den der Wende dem Deutschen besonders dann gern spielt, wenn sich Letzterer nach wendischen Worten und Redensarten erkundigt. Er erhält alsdann arglos von dem gemeinen dummpfiffigen Wenden die gemeinsten Ausdrücke angelernt.

Die Sprache der Wenden ist überaus bildungsreich, melodisch und kräftig, sie klingt im Gesang besonders schön. Im 30jährigen Kriege suchte man sie gewaltsam zu unterdrücken und gab den Gemeinden nur noch deutsche Prediger, erst die humanere neuere Zeit hat hier Gerechtigkeit geübt und das angestammte Recht der nationalen Sprache wieder hergestellt.

Da das Deutschthum sich wie ein Keil zwischen die Wenden-Ueberreste gedrängt hat, so sind bereits Dialekte entstanden mit neuen Wort- und Satzformen, welche das Verständniß der zersprengten Posten schon zu erschweren beginnen.

Als die Russen in den Freiheitskriegen hier plötzlich eine verwandte Sprache fanden, war ihre Freude so exaltirt und zugleich naiv, daß sie später die deutschen Dörfer schlecht behandelten, in der Meinung, die deutsche (sächsische, damals im Bunde mit Frankreich) Bevölkerung wolle sie nur aus Feindseligkeit gegen die Verbündeten nicht verstehen!

Was die rohe Gewalt nicht vermocht hat, das wird in kürzerer Zeit die Uebermacht unsrer Kultur vollbringen. Ein Jahrhundert noch, und die Wenden haben aufgehört zu existiren. Uns ziemt, obwohl wir die Sieger sind, immerhin einige Theilnahme, denn es geht ein einstmals mächtiges Volk seinem Ende entgegen!"

(„Die Unnererdschken" eine Sage aus Alt-Reetz. Vgl. S. 211.)

Im Montag'schen Hause in Alt-Reetz — so erzählen sich die Reetzer — trug sich folgendes zu: An einem Weihnachtsabend waren alle, außer der Hausfrau, welche im Wochenbette lag, nach der Kirche gegangen. Plötzlich vernahm diese von ihrem Himmelbette aus ein summendes Geräusch, und indem sie die Gardinen zurückzog, ward sie zwischen Ofen und Wand viele kleine Gestalten gewahr, welche sich anschickten, Stühle an den Tisch zu rücken, diesen zu decken und kupferne Schüsseln, reichlich gefüllt, zinnene Teller, Krüge und Löffel aufzutragen. Hierauf erschienen, hinter dem Ofen hervorkommend, 20 bis 30 Personen paarweise, als ob irgend ein

Digitized by Google

Fest gefeiert werden sollte, hielten einen Umzug und begannen das Mahl. Man hatte zwar kein Licht auf die Tafel gestellt, doch war das Zimmer so erhellt, daß man jeden Gegenstand ganz deutlich erkennen konnte, und es schien, als ob die Helle den Geräthen entströmte. Die Wöchnerin sah dies Alles mit pochendem Herzen an, denn sie wußte wohl, was man sich erzählte, daß häufig Kinder, besonders Säuglinge, verschwunden waren, von denen es hieß, daß die „Unnererdschken" sie geraubt hätten. Ein Raub ihres Säuglings erschien ihr um so unvermeidlicher, als das Kind eben jetzt zu schreien anfing. Die Unnererdschken horchten auf, beriethen sich und schienen in Zank zu gerathen, wahrscheinlich, weil eine Partei das Kind entführen, die andere es dagegen der Mutter belassen wollte. Endlich beruhigten sie sich wieder und speisten weiter. Inzwischen war eine geraume Zeit verflossen, so daß die Kirchgänger zurückkehrten. Die Zwerge vernahmen ihre Annäherung und dachten an Rückzug. Einige aber eilten nun an das Himmelbett und wollten die Gardinen auseinanderziehen, um, während die andern die Sachen einpackten, das Kind zu rauben und mitzunehmen. Die Frau hielt aber die Gardinen fest zusammen. Endlich waren alle hinter dem Ofen verschwunden; nur einige leere Schüsseln hatten sie in der Eile stehen lassen, die man viele Jahre lang in dem Hause aufbewahrte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ließen die Hausbewohner eine Ofenthür daraus machen, die noch jetzt vorhanden ist.

Moeglin.

Benutzt: Koerte's Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Freienwalde.

Benutzt: Thomas Philipp von der Hagen Beschreibung der Stadt Freienwalde. Dr. Heydecker's Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades zu Freienwalde. Bekmann's Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Freienwalde und seine Umgegend (Berlin, bei Schropp). von Reichenbach Statistisch-topographische Alterthumskunde der Stadt Freienwalde. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Ein Hexen-Prozeß in Freienwalde.

(1644.)

Freienwalde hatte im 17. Jahrhundert eine ganze Anzahl von Hexenprozessen. Von vieren wissen wir mit Bestimmtheit. 1) Kurz vor 1628

Digitized by Google

wurde eine Frau Pfennig als Hexe verurtheilt und verbrannt. 2) Anno 1628 wurden Judith Hoppe und ihre beiden verheiratheten Töchter Anna Liebenwall und Gertrud Puhlmann verurtheilt und hingerichtet. 3) Kurz nach 1628 wurde eine Anna Koch als Hexe verurtheilt; ob verbrannt ist ungewiß. 4) Anno 1644 wurde Ursula Hensel als Hexe verurtheilt. Sie starb unter der Tortur.

Ueber den ersten und dritten Fall fehlen alle näheren Details; dagegen hat sich über den zweiten und vierten Prozeß allerhand Sagenhaftes und Historisches erhalten.

Der Fall mit der Judith Hoppe und ihren beiden Töchtern (1628) war wahrscheinlich der interessanteste und dramatischste unter allen. Das Aktenstück darüber, das lange Zeit aufbewahrt wurde, ist schließlich verloren gegangen. Die eine Tochter (Gertrud Puhlmann) starb schon während der Prozedur auf der Folter. Gegen die beiden andern, d. h. gegen Judith Hoppe und Anna Liebenwall, wurde von Seiten der Frankfurter Rechts-Fakultät das Urtheil gefällt. Es lautete dahin: „daß Judith mit glühenden Zangen auf beiden Brüsten gezwickt und verbrannt, Anna aber mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht werde." Beide Urtheile wurden bestätigt und dem Amtsschreiber der Befehl zur Ausführung gegeben. Judith Hoppe (die Mutter) starb unter den Martern; Anna Liebenwall wurde wirklich verbrannt an der Stelle, wo jetzt, eine Strecke vor der Stadt, dicht an der Berliner Chaussee, die sogenannte Brandfichte steht. Anna Liebenwalls letzte Worte waren: „Im Angesicht des Todes betheure ich meine Unschuld. Zum Beweise desselben soll aus der Asche dieses Holzstoßes ein Keim aufgehen, wachsen, grünen. Gott, nimm mich gnädig auf." In der That erwuchs der Brandstätte andern Jahres schon ein Reis, und der wachsende Baum wurde „Brandfichte genannt. Der jetzige ist nicht der alte, der morsch wurde und endlich zusammenbrach, sondern ein an derselben Stelle gepflanzter Ersatzmann.

Ueber den Prozeß der Ursula Hensel existirt noch im Freienwalder Stadtarchiv ein ziemlich umfangreiches Aktenstück. Leider ist es nicht mehr vollständig; sehr Wesentliches fehlt darin. Interessant aber ist die vom Freienwalder Rathsschreiber gefertigte Darstellung des Sachverhalts, die an die Juristen-Fakultät in Frankfurt a. O. eingeschickt wurde. Mit dieser „Darstellung" beginnt das Aktenstück und ich lasse dieselbe, nur unwesentlich abgeändert, hier folgen. Einzelnes in dieser Darstellung ist häßlich und nichts weniger als eine angenehme Lektüre. Der Leser darf aber eben nicht vergessen, daß es sich hier um einen Hexenprozeß handelt, also um eine Angelegenheit, die man nicht mit Lawendelwasser abwaschen darf, um sie hübsch und sauber erscheinen zu lassen.

„Edle, wohlehrenfeste, großachtbare, hochgelehrte und hochbenahmete Herrn Decane und Doctores facultatis juridicae der hochlöblichen Univer-

Digitized by Google

sität zu Frankfurt a./O., neben Entbietung unseres freundlichen Grußes und stets willigster Dienste, müssen wir, Amtschreiber, Richter und Schöppen allhier in Freienwalde, tragenden Amtes halber, Euch zu vernehmen geben, wie daß ein Geschrei und Gerüchte allhier ausgebrochen, als sollte ein Weib am Ostermontage, nachdem sie das gesegnete Brod empfangen, selbiges hinter dem Altar wieder ausgespuckt haben.

Darauf wir denn, auf angestellte Inquisition, von Ursula Seidenschwanz, Hans Berlins Ehefrau, sowie von Gertrud Braatz, Hans Krausens Hausfrau allhier, den 2. Mai vernommen, daß sie beide, nachdem sie auch am Ostermontage zum Tisch des Herrn gegangen, mit ihren Augen angesehen, daß Ursula Heinrichs, Hans Hensels, Bürgers und Krämers allhier eheliche Frau, da sie hinter dem Altar kommen, stark von sich gespucket. Wir haben darauf alsbald gedachte Ursula Heinrichs (oder Hensel) den 4. Mai, um sie darüber zu vernehmen, zu Rathhause fordern lassen.

Weil sie aber nicht zu Hause gewesen, ist sie alsbald wie sie heimgekommen und erfahren, daß sie zu Rathhaus wäre gefordert worden, zum Bürgermeister ins Haus kommen und hat zu erfahren begehret, was sie zu Rathhause thuen solle. Darauf sie auf Montag wieder zu Rathhaus gefordert, wobei sie wohl würde inne werden, warum sie dahin beschieden.

Den 5. Mai, Sonntags Misericordias Domini, nachdem sie die Predigt angehöret, hat unser Herr Diaconus auf der Kanzel solche Sünde mit diesem formalibus taxiret: „Wie hoch ich auch erfreuet bin, daß ich seit Sonntag Palmarum bis heutgen Sonntag Misericordias Domini auf der guten Weide des heiligen Sacraments des hochwürdigen Abendmahls 172 Schäflein geweidet, also hoch und vielmehr betrübe ich mich, daß ich erfahren muß, als sollte ein stinkender Bock unter solchen 172 Schäflein sein erfunden worden, der das gesegnete Brod hinter dem Altar wieder soll ausgespucket haben." Ursula Heinrichs höret solches, zeucht sich solches an, gehet nach geendeter Predigt zum Herrn Diaconus ins Haus und setzet ihn zur Rede, warum er sie auf der Kanzel also angegriffen? er hätte sie damit gemeinet, daß sie den wahren Leichnam ausgespucket. Sie hätte aber böse Zähne, daran sie nichts leiden könne und hätte mit der Zungen daran gestoßen, indem sie den Oblat hätte herunter schlucken wollen. Darüber habe sie so viel Schlamm im Mund bekommen, und hätte sie nicht ausgespieen, so hätte sie brechen müssen. Dieses sie auch zum Bürgermeister (zudem sie alsbald, wie sie vom Herrn Diacono weggegangen, gekommen und geklaget), ebenermaßen ausgesaget hat.

Als sie nun den 6. Mai herüber auf dem Rathhause war und vor dem Rath Zurede gesetzt worden, hat sie sich anfangs hoch vermessen, sie wäre unschuldig. Jesus Christus hätte auch unschuldig gelitten, dem wollte sie solches befehlen und leiden und Gott um Geduld bitten; daneben aber gestanden, daß sie am Ostermontage, als sie zum Tisch des Herrn gegan-

Digitized by Google

gen und das gesegnete Brod empfangen, hinterm Altar ausgespieen. (Nun folgt, unter Zuthat einiger sehr häßlicher Details, eine Wiederholung ihrer vor dem Diaconus gemachten Aussagen, d. h. also Aufzählung der Gründe, weßhalb sie nicht umhin gekonnt habe, die Oblate auszuspeien.)

Darauf sie, wie sie vom Rathhause gelassen worden, angefangen: „wenn sie ihren Sohn nicht bedächte, so wollte sie h.... weise oder schelmisch-diebischerweise aus der Stadt laufen; denn ihr Mann wollte sich ihrer nicht annehmen."

Als sie folgenden Tages, den 7. May, wiederumb zu Rathhause gefordert worden, seind ihr beide Zeugen, so es gesehen, daß sie (die Krämerin) hinterm Altar ausgespucket, gegenüber gestellt worden.

Es ist ihr auch vom Bürgermeister vorgehalten, warum sie des vorigen Tages auf dem Rathhause gesaget: „wenn sie es ihres Sohnes halber nicht thäte, so wollte sie h.... weise davon laufen;" worauf sie solcher Worte auch jetzt noch geständig gewesen ist und geantwortet hat „darumb, daß sich ihr Mann ihrer nicht wollte annehmen."

Hierauf haben wir sie alsbald den 7. Mai gefänglich einziehen und in Fußeisen auf unserm Stad Keller mit bürgerlicher Wache verwahren lassen.

Da sie denn alsbald, wie sie gesponnen, sich hinter den Tisch gesetzet, angefangen zu spucken und etzliche mal zu sich gesagt: „spucke, spucke u. s. w." und auch geredet „wenn zehn Büttels über sie kämen, wollte sie nichts bekennen."

Da auch der Mann zu ihr gekommen und Essen gebracht, ihn angefahren: „Du lahmer Hund, ich begehre dein Essen nicht, du hast Schuld daran, daß ich hier sitze; du willst dich meiner nicht annehmen." Hat sich auch von einem Weibe lassen einen Kubben (Kübel) in der Stuben bringen, darinnen sie reverenter excerniret; hernach mit dem Vorderfinger um gerühret, darin dreimal gespuckt und wegtragen lassen. —

Da sich denn dieses in der Wahrheit und nicht anders also verhält, zudem auch berührte Ursula Heinrichs außer diesem, vor etzlichen Jahren, der Zauberei halber bei jedermann verdächtig und berüchtiget gewesen ist, auch aus vielen Dingen nochmals verdächtig gehalten wird, als daß sie

1) Mit vielen Leuten sich gezanket und daher sich fast ein jeder vor ihr gefürchtet.

2) ehrliche Leute, welchen sie nicht gewogen, nicht gegrüßet, noch wo sie gegrüßet wird, sich bedanket, sondern wol auf einen Gruß einen garstigen Strepitum fahren lassen, daß es über die ganze Gasse erschollen, und etzlichen Leuten in den Fußtapfen nachgespucket.

3) Ehrlichen Leuten, denen sie nicht gewogen, oftmals vor Geld nicht lassen wollen, was sie doch zu Kaufe gehabt, und wenn die Betreffenden dann andrer Leute Gesinde oder Frauen abgeschicket (da man vermeinet, sie würde es dann nicht versagen,) hat sie alßbald gewußt, wem sie's holen wollten und gesagt „gehe nur, du holest es dem und dem, ich lasse dir's nicht."

Digitized by Google

4) Velten Sternbecks, Baders allhier Söhnlein, Gottfried genannt, ungefähr anno 1636, Oster-Kuchen gegeben. Wie das Kind mit dem Kuchen zu Hause kommen, fanget es an zu schreien und klaget, der Bauch thu ihm wehe. Wie die Mutter des Kindes erfahret, daß das Kind den Kuchen von der Kramerin bekommen, gehet sie zu ihr und hält ihr vor, daß ihr Mann schelte und sage, das Kind habe die Wehetage von ihrem Kuchen bekommen. Darauf sie, die Krämerin, geantwortet, es wäre Honig und Mandeln in dem Kuchen gewesen, das würde das Kind nicht vertragen können, sie sollte ihm einen venedischen Theriack eingeben, es würde wohl besser werden. Wie nun die Mutter vor einen Groschen Theriack von der Krämerin gekauft und dem Kinde eingegeben, schlaget das Kind aus, daß es so bunt auf dem Leibe wurde, wie eine Kröte.

5) eine Thabel, (d. i. Kober) so feste zugebunden gewesen, ihres Sohnes damaliger Braut gegeben, die sie mit nach Oderberg nehmen sollen; selbigen Kober hat sie bei dem Bader eingesetzet und gebeten, weil sie noch etwas zu bestellen hätte, sollte man unterdessen die Thabel zu Kahne tragen. Wie man nun die Thabel zu Kahne tragen wollen, hat sie keiner von der Stelle heben können, wie denn noch Leute am Leben, so es versuchet, also daß auch das Strick zerrissen und die Thabel müssen stehn lassen. Da aber ihres Sohnes Braut die Thabel angefasset, hat sie dieselbe können unterm Arm nehmen, und dem Schiff zutragen.

6) Mit ihrem eigenen Sohne ohngefähr vor 6 oder 7 Jahren, dergestalt wegen eines Ringes, so sie ihm verehrte und er ihr denselben sollte wiedergeben, in Haß gelebet, daß sie nicht einmahl zu seinem Kinde, wie es so sehr krank gewesen, daß es weder leben noch sterben können und er sie darum gebeten, nicht Kommen wollen, er habe ihr denn den Ring wiedergegeben und ist das Kind alsbald, wie sie bei ihm kommen, sanft abgeschieden.

7) Auf einem Sonntag Anno 1640 an Herrn Michael Mielentzes Pfarrers (so sich allhier aufgehalten) Thür, des Morgens gar früh, wider ihre Gewohnheit — da sie in großem Haß mit ihm gelebet und zu seiner Thür niemals kommen — etzliche mal angeklopfet und wie sie die Magd ansichtig worden, gefraget, was sie (die Magd) ihrer Henne gethan hätte, da sie nicht hätte legen können; sie hätte auch eine Ente, der es gleich also ginge. Wie die Magd in der Stuben gangen zu der Ehefrau, so vorigen Tages eines Söhnleins genesen und es ihr angesaget: daß die Kramerin vor der Thür wäre und hätte nach solcher Sache gefraget, ist die Frau erschrocken und wie sie ihre Schwester hinausgeschickt die Kramerin einzulassen, ist die Kramerin schon etzliche Haus weit davon gewehsen und da hinter ihr hergerufen worden, sich umgesehen und fortgegangen. Darauf die Kindesbetterin Nachmittag so unvermögend worden, also daß man keine Vernunft bei ihr spüren können. So bald aber die Kramerin zu ihr kommen, sie an's Bein getastet und geflüstert, ist die Kindesbetterin still wor-

Digitized by Google

den, hat sich auch wieder vernehmen lassen, daß sie, die Kramerin, kommen könne, und ist hernach besser mit ihr worden. —

8) ohngefähr An. 1635 hat der Herr Amtsschreiber alhier, Johannes Nebentisch, ihr, der Kramerin, Flachs, den sie in der heißen Stuben desselbigen gehabt, nehmen und in die Amtstube bringen lassen; da springet aus dem Flachs ein lang Gewürmb, wie eine Blindschleiche, heraus, läuft in der Stuben herum und wie sie danach schlagen, kriecht es wieder in den Flachs; darauf ihr der Amtsschreiber den Flachs wieder ins Haus bringen lassen und nichts mit ihr wollen zu thun haben, weil das Gerücht zu der Zeit so groß von ihr gewesen, daß sie des Sonntags unter der Predigt einmahl einen schwarzen Bock vor dem Spinde gespeiset und eben auch sehr unruhige Zeit gewesen.

9) ohngefähr An. 1638, der damahligen Frau Amtschreiberin allhier, so noch lebet, eine Schüssel voll Mohn gebracht. Wie sie nun den Mohn, so in einem Reibenapf weggesetzet worden, besah, sitzet eine große Kröte im Mohn, welche mit einem spitzigen Stock durchstochen, aufgespießet und mit dem Stock hinter der Hütten aufgesteckt worden. Nicht lange darnach wie sie wieder zum Mohn kommen, sitzet wieder eine große Kröte auf dem Mohn, darob sie sich verwundern und hingehn, zu sehn ob die aufgesteckte Kröte noch vorhanden. Und siehe, sie finden zwar den Stock noch stecken, aber die Kröte ist davon.

10) ohngefähr vor 4 Jahren des Nachts in ihrem Hause, da sie ganz allein darin gewesen, in die Hände geklopfet und gesungen: domica dondei, domica dondei, so sie etzliche Male wiederhohlet, und nicht anders von einer Magd und Weib (so hart an ihrer Schlafkammer, das nur ein kleiner Gang dazwischen gewesen) angehöret worden, als wenn sie gesprungen und getanzet hätte.

11) Vor etzlichen Jahren Planken in Babers Zaun aufgerissen, dadurch ihre Schweine in des Babers Garten kommen; wie nun der Bader sich mit ihr gezanket und die Schweine mit einem Hopfstangen heraus jagen wollen, ist er so oft bei'm Zuschlagen auf das Gesicht niedergefallen und hat die Schweine gar nicht treffen können.

Und dieses alles nun ihr kann dargethan und bewiesen werden. Also ergeht hiermit an die Herrn Decane und Doktores 2c. unser dienstfreundliches Suchen und Bitten, uns hiernach Rechtens zu belehren, ob die bemeldete Ursula Heinrichs mit hartem Gefängniß anzugreifen und wie ferner mit ihr zu verfahren.

Freienwalde den 10. Mai 1644.

Erhardt Kühnemann	Justus Schorr (?)	Andreas Fischer
Amtsschreiber.	Richter.	Schöppe.
	Noch zwei Schöppen.	
Baltzer	Johannes Heinrich	Joachim Heinrich
Richter-Schöppe.	Schöppe.	Schöppe.

Digitized by Google

Dieses Anklage-Stück des Freienwalder Amtsschreibers giebt ein ziemlich trauriges Bild damaliger Zustände. Die Freienwalder Tage von 1644 müssen weniger heiter und harmlos gewesen sein, als die heutigen. Ersichtlich war Ursel Heinrichs ein böses, zänkisches, verbittertes altes Weib und weiter nichts. Der Rest ist Nachbars- und Barbier-Klatsch. Im Lauf des Prozesses ergiebt sich, daß der Bader immer aufs Gesicht fiel und beim Zuschlagen die Schweine nicht treffen konnte, — weil er betrunken war. Dennoch kam Ursel auf die Folter.

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.

Benutzt: von der Hagen's Freienwalde. Riedel's Codex diplomat. Brandenb. — W. Melcher's Neu-aufgefundener Stammbaum des Geschlechts derer von Uchtenhagen. (Ein Aufsatz von Dr. W. Melcher im Ober-Barnimer Kreis-Anzeiger.) Rindfleisch Sagen von Freienwalde. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Drei Sagen von den Uchtenhagens.

1) Der Fluch.

Der erste Uchtenhagen hatte dem Markgrafen große Dienste geleistet und so versprach ihm dieser: er (der Uchtenhagen) solle so viel Land zu Lehn besitzen, als er zu Roß an einem Tage umreiten könne. Uchtenhagen ritt mit Sonnenaufgang von Freienwalde aus; mit Sonnenuntergang kam er bei dem Dorfe Neu-Wubiser (jenseit der Oder) an, als der Hirt eben seine Heerde nach Hause trieb. Diesen erstach er, um später beweisen zu können, wie weit er auf seinem Ritte gekommen sei. Aber von diesem Augenblicke an ruhte auf den Uchtenhagens der Fluch, der sich an dem letzten ihres Hauses erfüllen sollte. Dieser starb, ein Kind noch, einer Wahrsagung gemäß, in die der Fluch späterhin sich kleidete, an Gift, und so sühnte denn die Kindes-Unschuld des letzten des Geschlechts, die Blutschuld, die der erste begangen.

2) Werners von Uchtenhagen unseliges Ende.

Im Jahre 1575 belehnte Werner von Uchtenhagen, laut einer noch vorhandenen Urkunde, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hans, den ehrsamen Rath von Freienwalde, mit der halben Dorfstätte Torgow, jetzt Torgelow genannt. Noch in demselben Jahre theilte er sich mit seinem Bruder in die Güter des Vaters, wonach er Neuenhagen, Hans aber Freienwalde erhielt. Die Schiedsrichter bei dieser Angelegenheit waren Otto von Krummensee (auf Krummensee), Eustachius von Schönebeck (auf Döltzig), Jochen von der Schulenburg (auf Löckenitz), Jochen von Buch

Digitized by Google

(auf Stolpe), Mathias von Arnim (auf Biesenthal). An dem noch vorhandenen Theilungsvertrags-Briefe vom 18. März 1575 sind die Ecken eines jeden Blattes, der größeren Sicherheit wegen, umgeklappt und mit einem Siegel befestigt. Werners Ende war betrübender Art: er gerieth mit seinem Schwager in Streitigkeiten und erstach ihn, wurde aber dabei so schwer verwundet, daß er wenige Stunden später ebenfalls verschied. Man erzählt sich über Werners Ende folgendes:

Werner von Uchtenhagen war ein ehrsamer, sehr frommer Mann. Einmal (es war auf Tag und Stunde ein Jahr vor seinem Tode) war er beim Gebet; da tropften plötzlich drei Tropfen Bluts von seiner Stirn und fielen auf das Gebetbuch, auf dessen aufgeschlagenem Blatt sie ein schreckenerregendes Zeichen bildeten. Wie dies Zeichen war, das weiß niemand; aber es stand von jetzt an Tag und Nacht vor Werners Seele und peinigte und ängstigte ihn. Es bildete sich in seinem Innern eine Ahnung von kommendem Unheil, und diese Ahnung hatte Recht. Ein Jahr, nachdem er jenes Zeichen gesehen, beging seine Schwester das Fest ihrer Vermählung. Werner war auch unter den Gästen. Am dritten Tage des Festes saßen Werner und sein neu-vermählter Schwager bei einander, und beide scherzten und lachten und sprachen dem Weine gut zu. Die Sinne beider waren schon berauscht, da fiel es Werners Schwager ein, über einige Glaubenssätze der christlichen Kirche spöttische Bemerkungen zu machen. Hierdurch verletzt, sprang Werner von Uchtenhagen auf, ein lauter Wortwechsel entstand, zuletzt ein Zweikampf. Der Weinrausch machte, daß sie unsichere Hiebe führten, von beiden Seiten ward blind zugeschlagen, bis Werner eine tödtliche Wunde erhielt. Aber fast in demselben Augenblicke durchbohrte er seines Schwagers Brust, der nun leblos zu Boden stürzte. Als die Gäste herbei eilten, war es zu spät. Werner starb selben Tages noch in bitterster Reue, die Neuvermählte bald darauf vor Gram. Zu derselben Stunde aber, als Werner seinen Schwager durchbohrte, geschah in einer Stadt, die sechs Meilen von Freienwalde entfernt ist, etwas Wunderbares: ein junges Mädchen sprang plötzlich von ihrem Lager auf, und ihre Hand nach Freienwalde hin ausstreckend, rief sie: „Seht, wie sie mit gezückten Schwertern auf einander rennen und sich beide morden!“ Dies hörten ihre Eltern, aber sie verstanden es nicht. Die Stadt, wo das Mädchen diese Worte sprach, war wahrscheinlich Sonnenburg, das geraume Zeit den Uchtenhagens gehörte. All dies geschah aber um 1580.

3) Der große Kurfürst und der alte Uchtenhagen bei Freienwalde.

Auf dem Schloßberge hat Uchtenhagens Schloß gestanden; noch jetzt sieht man die alten Keller oben und die vielen Verwallungen an den Gehängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für seine Leute. Er ist nämlich ein Räuberhauptmann gewesen und

Digitized by Google

der „große Kurfürst" hat ihn freigegeben. Wie der nämlich gegen die „Russen"*) zu Felde lag, kam Uchtenhagen zu ihm und sagte, er wolle die Feinde schlagen, wenn er ihn freigebe. Da hat ihn der Kurfürst gefragt, wie viel Leute er denn hätte. Uchtenhagen hat gesagt: „ein und sechzig." Da hat sich der Kurfürst verwundert, daß er es unternehmen wollte, es aber ihm versprochen, wenn es ihm gelänge. Nun hat Uchtenhagen seine Leute in der Nacht zusammengerufen und ist über die Russen hergefallen, hat ihnen die Kanonen vernagelt und dann sich an sie selbst gemacht. Wie es Morgen geworden, ist der Kurfürst gekommen und hat sich gewundert über das furchtbare Blutbad, der Feind ist aber schon auf der Retraite gewesen. Das Feld heißt noch heut zu Tage das rothe Land, es liegt vom Freienwalder Brunnen nach Dorf-Sonnenburg zu.

Lichterfelde.

Benutzt: Koenig's Otto Christoph v. Sparr. v. Moerner, märkische Kriegsobersten. Fischbach, Topographie. Fidicin, Ober-Barnim. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Die Brüder Christoph und Arendt v. Sparr), von denen der letztere der Vater des spätern Feldmarschalls Otto Christoph v. Sparr war, besaßen Lichterfelde Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.

Das alte Lichterfelder Kirchenbuch, das von 1599 bis 1604 regelmäßig und wie es scheint gewissenhaft geführt wurde (nachher kommen Lücken, die sich über ganze Jahrzehnte ausdehnen), enthält verschiedene Angaben, die sich auf jenes Brüderpaar beziehen.

*) Wie Sagen in der Tradition die Scenerie wechseln, und namentlich an näherliegende Persönlichkeiten stets angeknüpft wird (so äußert sich Prof. W. Schwartz, der obige Sage erzählt), ist bekannt. So zieht also diese Version der Uchtenhagen-Sage den großen Kurfürsten hinein, während sie sonst gewöhnlich in weit frühere Zeit gesetzt wird. Wenn die Sage im Ruppiner Lande spielte, würden ferner in ihr unbedenklich die Schweden als die Feinde auftreten, hier aber in den Odergegenden hat die Russenzeit des siebenjährigen Krieges in der Tradition ihre Spur zurückgelassen, und da das Volk schwer die Zeiten auseinanderhält, figuriren die Russen ganz ruhig so neben den Franzosen im Gedächtniß als Feinde überhaupt. Als ich ein altes Mütterchen fragte, woher die Ruinen auf dem Capellenberge stammten, gab sie mir die in jeder Hinsicht naive Antwort: „Das ist noch so aus alten Zeiten, da sind sie immer hinaufgeklettert, um zu sehen, ob die Russen oder Franzosen kämen." Diese Vermischung der Zeiten tritt überall in der Tradition hervor. So gab neulich ein sonst gebildeter Mann die gefesselten Männer am Piedestal der Statue des großen Kurfürsten zu Berlin für „alte Wendenfürsten" aus, der große Kurfürst wurde ihm zu einer Art von Markgraf Gero. Selbst ein tüchtiger, noch jüngerer Dorfschullehrer sagte mir neulich, die böhmische Gemeinde der Nachbarschaft sei zur Zeit der „großen Völkerwanderung" hier eingewandert.

Digitized by Google

Auf Christoph v. Sparr beziehen sich 5 Notizen, aus denen wir Folgendes ersehn:

a) Er und seine Frau lassen zweimal taufen.

b) Seine Frau steht Gevatter beim Geistlichen.

c) Sein Töchterchen Anna stirbt.

d) Er selber stirbt.

Die Notizen selbst sind folgende:

1) 1599, den 15. April Herrn Christoph Sparrens Sohn Adam geboren, den 22. hujus getauft. Pathen: Hans v. Uchtenhagen, Joachim v. Sparr von Greiffenberg, Jürgen v. Trotta, Caspar Sparrens Wittib von Trampe, Arendt Sparrens Hausfrau, Levin Trottens Hausfrau und Bürgermeister Johann Sorge von Neustadt-Eberswalde.

2) 1600, 30. September, geboren Christoph v. Sparrens Tochter Sophia, den 15. Oktober getauft. Pathen: Joachim v. Krummensee, Hans v. Bredows Wittibe, v. Holzendorfs Wittibe, Jakob Pfuels Hausfrau, Christoph Lindstedts Hausfrau und Jungfrau Anna v. Sparr auf Trampe.

3) Anno 1600 hat auch Herr Pastor Petrus Hartwig taufen lassen. Unter den Gevattern befindet sich „Herrn Christoph Sparrens Eheliebste."

4) 1600, den 22. Martii ist Christoph v. Sparrens Tochter Anna v. Sparr verstorben.

5) 1604, den 16. Oktober ist Christoph Sparr im Herrn entschlafen und den 20. zur Erde, nach seinem adlichen Stand, ehrlich und zierlich bestattet und von vielen Adelspersonen, Junkern, Frauen und Jungfrauen begleitet worden. (Nach v. Moerner ist er 1609 gestorben.)

Auf Arendt v. Sparr bezieht sich nur eine Notiz, aus der wir ersehen, daß er 1604 eine Tochter taufen ließ. Die betreffende Stelle lautet:

1604 den 11. Mai ist Arendt v. Sparrens Tochter Edele (Adele) geboren. Compatres waren: Hans Jürgen v. Ribbeck, Levin Trotta, Herrn Ernst Sparrens Frau von Trampe, Dietrich v. Holzendorfs Wittibbe, Hans v. Bredows Hausfrau, Alexander v. Bredows Hausfrau und Bürgermeister Johann Sorge.

Lichterfelde und die Groebens.

Lichterfelde, nachdem es Jahrhunderte lang ein Sparrsches Gut gewesen war, kam 1620 an die Groebens. Dieser Zweig der Groebens war eigentlich im Ruppinschen ansässig und besaß daselbst das später an die Wartensleben, noch später an den Major v. Kaphengst (vgl. Bd. I. S. 129) übergehende schöne Gut Meseberg; als damaligen Erbjägermeistern des kurfürstlichen Hofes aber mochte den Groebens wohl daran gelegen sein, in der unmittelbaren Nähe der großen Waldreviere (der Grimnitzer und Werbelliner Forsten) begütert zu sein, in denen die Kurfürsten vorzugsweise

Digitized by Google

zu jagen liebten. So erstanden die Groebens Lichterfelde, dessen Feldmark wenigstens damals an jene Waldreviere grenzte.

In der Kirche befinden sich noch drei Groebensche Todten-Banner oder Gedächtnißfahnen, die erste zur Erinnerung an Otto v. d. Groeben, † 1655, die zweite zur Erinnerung an Hans Ludwig, † 1669, die dritte zur Erinnerung an Friedrich Otto v. d. Groeben, Obrister und Erbjägermeister, † 1697.

Dieser letztre hat auch ein Grabdenkmal links zur Seite des Altars, in Sandstein. Dies Denkmal, von ziemlich bedeutender Größe, besteht aus zwei Hälften, von denen die eine Hälfte blos eine Inschrift und den Namen seiner Gemahlin (Maria v. d. Loe), die andre Hälfte die Portraitstatue (Hautrelief und buntbemalt) Friedrich Ottos v. d. Groeben zeigt. Er trägt Kürassier-Uniform, Feldbinde, Perrücke, Commandostab. Dazu Sprüche und Inschriften. — Die Groebens besaßen Lichterfelde bis 1721.

Am Werbellin.

Benutzt: Fischbach, Topographie. Beckmann, Churmark. F. Brunold, „Abseits vom Wege" (ein Aufsatz in einem der Barnim'schen Anzeiger). Mündliches.

Friedersdorff.

Benutzt: General v. d. Marwitz, Memoiren. Papiere des v. d. Marwitz'schen Familien-Archivs. Mündliches.

August Ludwig v. d. Marwitz.

Benutzt: General v. d. Marwitz, Memoiren. Pertz Leben Steins. Mündliches.

Alexander v. d. Marwitz.

Benutzt: Marwitz's Memoiren. Rahels Briefe. Papiere des v. d. Marwitz'schen Familien-Archivs. Droysen Leben Yorks. Programme des „grauen Klosters" von 1804 und 1805. Mündliches.

Eberhard von der Marwitz.

Anton Eberhard Constantin von der Marwitz wurde am 2. December 1790 zu Berlin geboren. Er befand sich als Schüler (kaum 16 Jahre alt) in der école militaire, als der unglückliche Ausgang der Jenaer Schlacht die Franzosen nach Berlin führte. Der Gouverneur der Anstalt

Digitized by Google

schoß sich todt, der Vicegouverneur verlor den Kopf und überantwortete sich und seine Anstalt (die er ohne Mühe noch hätte retten können) der Gnade der Sieger. Diese schwankten, wie sie sich den halberwachsenen Schülern dieses Militärinstituts gegenüber verhalten sollten, zogen aber schließlich das Sichere vor und machten sie zu Gefangenen. Unter diesen war Eberhard von der Marwitz. Er wurde streng bewacht, Urlaub nur gegen Ehrenwort gegeben. So galt es denn zu fliehen. Er und ein befreundeter Mitschüler brachen zusammen auf. Vorher schon hatten sie sich ein Pferd zu verschaffen gewußt und passirten glücklich das Thor. Ohne alle Rast setzten sie ihren Weg fort, immer abwechselnd der eine zu Fuß, der andere zu Pferde, so daß sie schon nach vierundzwanzig Stunden die zwanzig Meilen bis Lenzen an der Elbe und über die mecklenburgische Grenze zurückgelegt hatten. Nach kurzem Aufenthalt wanderten sie weiter ins Holstein'sche. Erst hier waren sie in Sicherheit, aber das Pferd auch so ruinirt, daß sie es verschenken und beide zu Fuß gehen mußten. In Kiel fanden sie ein Fischerboot, vertrauten sich in demselben dem Meere an und trafen, sechs Tage nachdem sie Berlin verlassen hatten, trotz dieses weiten Umwegs, auf der Insel Rügen ein, wo Eberhards ältester Bruder eben in der Errichtung eines Freicorps begriffen war. Er trat in dasselbe als Lieutenant ein. Bei der bald erfolgenden Auflösung des Corps nahm er den Abschied, aber nur, um im folgenden Jahre nach Oesterreich zu gehen, wo alles auf die baldige Wiederaufnahme eines Krieges gegen den Eroberer hindeutete. Er trat als Cornet (Standartenjunker) in das berühmte Chevauxlegersregiment Klenau ein und avancirte in kürzester Frist. Bei Regensburg (am 20. April) zeichnete er sich aus, bis der mörderische Tag von Aspern seiner so früh und so brav begonnenen Laufbahn ein Ziel setzte. Er erhielt an diesem denkwürdigen Tage gleich zu Beginne der Schlacht den Auftrag, mit einer Abtheilung von zwanzig Reitern an das vom Feinde besetzte Dorf Aspern heranzujagen. Er gehorchte und machte die Attacke. Vierzig Schritte vor dem Dorfe traf ihn eine Kanonenkugel, tödtete sein Pferd und verwundete ihn schwer am rechten Oberschenkel.

Man brachte ihn als Gefangenen nach Nikolsburg in Mähren. Sein Schicksal weckte Theilnahme und die liebevollste Pflege ward ihm zu Theil, besonders nachdem sein Bruder Alexander Berlin verlassen hatte, um in dasselbe Regiment einzutreten. Es schien auch eine Zeitlang, als werde er dem Leben erhalten werden, der zertrümmerte Knochen hatte sich bereits handbreit erneuert, da stellte sich ein Zehrfieber ein und nahm ihn fort. Am 9. Oktober starb er, am 10. wurde er beerdigt. Eine Compagnie des 30. französischen Infanterieregiments gab bei der Gruft drei Salven und der Stadtkommandant, sowie vierzig französische und mehrere verwundete österreichische Offiziere geleiteten ihn zu Grabe. Er ruht auf dem Kirchhofe zu Nikolsburg in Mähren, „hingeopfert dem unsinnigen Befehle eines schwachköpfigen Untergenerals." So lauten die entrüsteten Worte seines

Digitized by Google

ältesten Bruders. Die irdischen Ueberreste des so jung Hingeschiedenen sind der fremden Erde geblieben, seinem Andenken aber hat August Ludwig auf dem stillen Begräbnißplatz der Familie einen Denkstein errichten lassen, der die Inschrift trägt: „Anton Eberhard Constantin von der Marwitz, geb. zu Berlin den 2. December 1790, widmete sich früh den Waffen, sah den Fall seines Vaterlandes 1806, kämpfte für dasselbe, sah es in Sklaverei und floh, den Kampf für deutsche Freiheit suchend, 1808; fand ihn (den Kampf) 1809 mit Ruhm bei Regensburg den 25. April, fiel bei Aspern den 21. Mai 1809, duldete unaussprechlich bis zum 9. Oktober in Nikolsburg in Mähren, wo er starb, von den Seinigen betrauert, von den Feinden geehrt."

Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Benutzt: v. Prittwitz-Gaffron „Leben Joachim Bernhards v. Prittwitz und Gaffron." (Soldatenfreund, Märzheft 1863.) Schadow's Biographie, unter dem Titel: „Kunstwerke und Kunst-Ansichten Gottfried Schadows." v. Wolzogen, „aus Schinkels Nachlaß." Dorows Denkwürdigkeiten. Klose's Leben des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. Mündliches.

(Joachim Bernhard v. Prittwitz und Gaffron.)

Joachim Bernhard v. Prittwitz wurde am 3. Februar 1726 auf seinem väterlichen Gute Laserwitz bei Stroppen in Schlesien geboren. Sein Vater war Hauptmann in preußischen Diensten. Joachim Bernhard besuchte bis zu seinem 15. Jahre das Gymnasium zu Oels; als aber Friedrich der Große Schlesien erobert und der protestantischen Partei zum Siege verholfen hatte, verließ der junge Prittwitz, dessen protestantische Familie, mit sehr wenigen Ausnahmen, den Kaiserlichen Dienst stets verschmäht hatte, das Gymnasium, um in die preußische Armee einzutreten. Noch während des ersten Schlesischen Krieges, 1741, wurde er in das Cadettenhaus in Berlin aufgenommen, trat aber schon im November desselben Jahres als Fahnenjunker in das Dragoner-Regiment von Posadowski, bei welchem er den Winterfeldzug nach Mähren, im Jahre 1742, mitmachte. Im zweiten Schlesischen Kriege focht er 1745 als Fähnrich in der Schlacht bei Hohenfriedberg gegen die Oestreicher und Sachsen, in deren Reihen sein einziger Bruder, bei Strigau schwer verwundet, seinen Tod fand. Als Fähnrich hatte Joachim Bernhard, nach damaligen Verhältnissen, Offizierrang, Lieutenant wurde er erst 1751, nach zehnjähriger Dienstzeit.

Im siebenjährigen Kriege wurde er in der Schlacht bei Collin 1757 verwundet, außer ihm drei andre Prittwitze. Noch in demselben Jahre zum Stabsrittmeister ernannt, erkämpfte er sich bei Zorndorf den Orden pour

Digitized by Google

le mérite. Den 20. December 1758 wurde er als Rittmeister und Chef der erledigten Escadron des gefallenen Oberst v. Seel, auf den Wunsch des Generals v. Zieten, in dessen Husaren-Regiment versetzt, das den größten Theil seines Ruhms, nächst Zieten, ihm verdanken sollte. Mit Zietenschen Husaren begleitete er 1759 den General v. Wobersnow bei seinen Zügen nach Polen und nahm an dem Gefecht bei Kay Theil. Es folgte dann die Schlacht bei Kunersdorf, in der es ihm (vgl. S. 417) vergönnt war, sich durch Rettung des Königs einen unvergänglichen Ruhm zu erwerben. In dem folgenden Jahre 1760 nahm Joachim Bernhard an der Schlacht bei Liegnitz am 15. August und bei Torgau am 3. November thätigen Antheil und rückte dann im Winter 1761 an der Spitze von 300 Zietenschen Husaren zu dem Detachement des Obersten v. Loellhoefel, welcher mit drei Frei-Bataillonen und zwei Reiter-Regimentern den Raum zwischen der preußischen Armee in Sachsen und der Armee der Alliirten bei Göttingen ausfüllen sollte. Joachim Bernhard bestand ein siegreiches Gefecht bei Schlotheim in der Nähe von Sondershausen und wurde Major. Hervorragenden Antheil nahm er an dem Gefecht bei Langensalza, das am 15. Februar gegen 9 Bataillone Sachsen unter Graf Solms geschlagen wurde und ganz Thüringen den Preußen überlieferte. Einen ähnlich glücklichen Kampf bestand er im April gegen einzelne Detachements der Reichsarmee in der Nähe von Saalfeld. Es waren klugberechnete und kühnausgeführte Attacken nach der Zietenschen Art. Außer diesen Detachirungen, bei denen Joachim Bernhard selbstständig commandirte, war er bei den zahlreichen und glänzenden Gefechten des Zietenschen Husarenregiments selbst, in diesem und dem folgenden Jahre, zugegen. Details darüber fehlen. Am 7. November 1762 lieferte er den Oestreichern ein glänzendes Gefecht am Landsberg und wurde in Anerkennung dafür zwei Tage später und außer der Tour zum Oberst-Lieutenant und Commandeur des zehn Schwadronen starken „Leib-Husaren-Regiments von Zieten Nr. 2", das vor allen andern Husaren-Regimentern rangirte, ernannt.

Am 16. December 1762 vermählte er sich, in Berlin, mit der verwittweten Frau Marie Eleonore v. Paczenski-Tenczin, geborenen Freiin v. Seherr-Toß, die damals erst 23 Jahr alt war.

Nach dem Hubertsburger Frieden, am 27. März 1763, hatte, wie Kurd v. Schoening erzählt, die Residenz Berlin das glänzende Schauspiel, das berühmte Zietensche Husaren-Regiment, von seinem Chef (dem „alten Zieten") und vom Commandeur v. Prittwitz geführt, unter Pauken und Trompetenschall und bei unermeßlichem Jubel des Volkes, einziehen zu sehen. Joachim Bernhard blieb mit seinem Regimente zu Berlin in Garnison. (Die alte Kaserne in der jetzigen „Alexandrinen-Straße" und die Stallgebäude am Belle-Alliance-Platz gehörten dem Zietenschen Husaren-Regiment.)

Digitized by Google

1768 wurde Joachim Bernhard zum Obersten, 1774 zum General-Major und 1775 zum Commandeur en chef des Regiments Gensd'armes ernannt. Dies stolze Cüraſſier-Regiment, das bis 1740, wo das Regiment Garde du Corps formirt wurde, das erſte Regiment der Hausgarden geweſen war und im ſiebenjährigen Kriege mit großem Ruhme gekämpft hatte, rangirte in der Kavallerie gleich nach dem Regiment Garde du Corps und hatte in der Hauptſtadt ſeine Garniſon.

Erſt 1785 wurde Joachim Bernhard zum General-Lieutenant und 1789 zum General der Kavallerie ernannt. 1790 nahm er ſeinen Abſchied; er ſtarb am 4. Juni 1793. — An der Reiterſtatue Friedrichs des Großen in Berlin ſteht er lebensgroß in Huſaren-Uniform, im Geſpräch mit Leſtwitz, dem Beſchauer halb den Rücken zukehrend. Am bekannteſten iſt er durch den Kupferſtich geworden, der die Rettung des Königs durch Zietenſche Huſaren am Tage von Kunersdorf darſtellt.

(Die Frauen und Kinder des Fürſten Hardenberg.)

Der Fürſt war dreimal vermählt:

a) mit Friederike Juliane Chriſtiane, Gräfin v. Reventlow, am 11. Juni 1774 vermählt; getrennt 1787; geſtorben 1792 in Regensburg,

b) mit Sophie v. Lenthe, geb. v. Heßberg, 1787. Lebte nach vielen Abenteuern erſt in Genua, dann in Neapel, und iſt auch wahrſcheinlich dort geſtorben,

c) mit Charlotte Langenthal, geb. Schönemann (Schauſpielerin). Er lebte mit ihr etwa ſeit 1800. Wann er ſich mit ihr vermählte, habe ich nicht finden können. Doch wurde die Ehe 1821 durch privates Uebereinkommen getrennt. Nach dieſem Uebereinkommen hatte ſie jährlich 6000 ℔ und Glinike bei Potsdam als Wittwenſitz. Man rühmt ihr einen unintereſſirten Charakter nach und erzählt, daß ſie auf einen weſentlichen Antheil ihrer Anſprüche freiwillig verzichtete.

Der Fürſt hatte nur zwei Kinder, beide aus ſeiner erſten Ehe mit der Gräfin Reventlow:

a) den Grafen Hardenberg-Reventlow, (Chriſtian Auguſt Heinrich, geb. 19. Februar 1775); ſiehe den Aufſatz S. 430.

b) Anna Luzie Chriſtine Wilhelmine v. Hardenberg, geb. am 9. April 1776. Vermählt

α) mit dem bairiſchen Grafen Pappenheim am 26. Juni 1796.

β) mit dem Fürſten v. Pückler-Muskau am 9. Oktober 1817. Auch dieſe zweite Ehe wurde getrennt.

Ein Nekrolog des Fürſten-Staatskanzlers ſteht in der „Preußiſchen Staatszeitung“ vom 17. December 1822.

Digitized by Google

Friedland.

Benutzt: Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis. Fidicin Ober-Barnim. Geschichte des Cistercienser-Ordens. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Cunersdorff.

Benutzt: Pauli's Leben großer Helden. Graf Walderſee's Schlacht bei Torgau. Adami's „vor fünfzig Jahren." Hitzig's Leben Chamisso's. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Johann George v. Leſtwitz), der Vater unſeres Johann Sigismund v. Leſtwitz auf Friedland und Cunersdorff, wurde 1688 in Schleſien geboren, machte unter den beiden erſten Königen den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und den Krieg in Pommern mit. Beim Sturm auf die Contreſcarpe von Stralſund (1715) wurde er ſchwer verwundet. Während der beiden ſchleſiſchen Kriege zeichnete er ſich aus, beſonders bei Keſſelsdorf. 1745 ward er Generalmajor; 1746 Chef des Schwartz-Schwerinſchen Regiments; 1754 Generallieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Der König, der ihm beſonders gnädig war, hatte ihm ſchon vorher eine Präbende im Jülichſchen und die Amtshauptmannſchaft zu Lyck in Oſtpreußen verliehn. Bei Ausbruch des 7jährigen Krieges rückte er mit in Sachſen ein und focht im nächſten Jahre (1757) bei Prag, Collin und Reichenberg. Beſonders in letzterer Schlacht zeichnete er ſich aus und entſchied ſie. (?) Der König ernannte ihn darauf zum Kommandanten von Breslau, deſſen Belagerung durch die Oeſterreicher unmittelbar folgte. Leſtwitz konnte jedoch die weitläuftige Stadt mit ſeiner ſchwachen Garniſon nicht halten und übergab ſie daher den Oeſterreichern nach einer den 24. November geſchloſſenen Kapitulation, vermöge welcher er nebſt ſeiner Beſatzung freien Abzug erhielt, ſich aber verbinden mußte, im damaligen Kriege wider die Kaiſerin-Königin nicht weiter zu dienen. Der König war mit dieſer Uebergabe ſehr unzufrieden und Leſtwitz (ähnlich wie General Fink nach der Kapitulation von Maxen) fiel in Ungnade. Nur Fink's Loos war freilich härter und unverdienter, er hatte dem Könige viel näher geſtanden und die Zeichen der Mißachtung trafen ihn viel entſchiedener. Leſtwitz (wie S. 455 erzählt) kam noch erträglich davon. Er ſtarb 80 Jahr alt, nach 63jähriger Dienſtzeit, am 27. Juli 1767.

Portraits in Schloß Cunersdorff.

1) Portrait des Generallieutenants Johann George v. Leſtwitz; (deſſen, der nach der Kapitulation von Breslau in Ungnade fiel).

2) Seiner Gemahlin, einer geb. v. Kottwitz.

Digitized by Google

3) Portrait des Generalmajors Hans Sigismund v. Leſtwitz; (des Siegers von Torgau).

4) Seiner Gemahlin, einer geb. v. Treskow.

5) Frau v. Friedland; Paſtellbild, en profile.

6) Staatsminiſter Adrian v. Borcke; (Gemahl der Frau v. Friedland).

7) Graf Peter Alexander v. Itzenplitz.

8) Gräfin Itzenplitz (geb. v. Borcke). Sie trägt nicht Frauentracht, ſondern — bei kurzem, gekräuſeltem Haar — einen blauen, weiten Sammt-Hausrock mit Pelz beſetzt und hochſtehendem Pelzkragen, über den noch eine getollte Fraiſe hinausragt. Das Ganze ſehr eigenthümlich.

9) Ein Portrait von Albrecht Thaer.

Der künſtleriſche Werth dieſer Portraits iſt nicht groß; kleinere Bilder, nach denen die größeren Oelportraits ausgeführt wurden (zum Theil vom alten Profeſſor Weitſch) ſind meiſt beſſer. Am meiſten Werth dürften die Portraits der jüngeren Frau v. Leſtwitz, geb. v. Treskow, und des Staatsminiſters Adrian v. Borcke haben.

Das Pfuel-Land.

(Portraits im Herrenhauſe zu Jahnsfelde.)

Ernſt Ludwig v. Pfuel, Generalmajor (1718—1789).

Ernſt Ludwig v. Pfuel, General-Lieutenant (1714—1803).

Johanne v. Pfuel (geſt. 1782).

Adelheid v. Pfuel geb. v. Belzig.

Clara v. Pfuel geb. v. Rochow.

Friedrich Ehrenreich v. Rochow (1722—1771).

Friedrich v. Pfuel, Generallieutenant (1781—1846).

Arthur Heino Julian v. Pfuel. (Geb. 5. Mai 1815, geſt. zu Carlsruh in Baden den 31. December 1844.)

Außerdem noch viele andre Bildniſſe. Unter den hier angeführten ſind die Damenportraits und das des Friedrich Ehrenreich v. Rochow, das mit Eleganz und einer gewiſſen Bravour gemalt iſt, die beſten.

Die Portraits in Wilkendorf ſind zum Theil aus der alten, nunmehr ausgeſtorbnen v. Brieſt'ſchen Familie. Der letzte Sproß der Familie, eine Tochter, war an Friedrich de la Motte Fouqué vermählt. (Landrath v. Brieſt, auf Nennhauſen im Havelland, bekannt durch den klugen Beiſtand, den er der Armee des großen Kurfürſten erſt bei der Ueberrumpelung von Rathenow und dann ſpäter auf ihrem Marſche nach Fehrbellin leiſtete.)

Digitized by Google

Kienbaum.

(Dorf und Kloſter Kagel.)

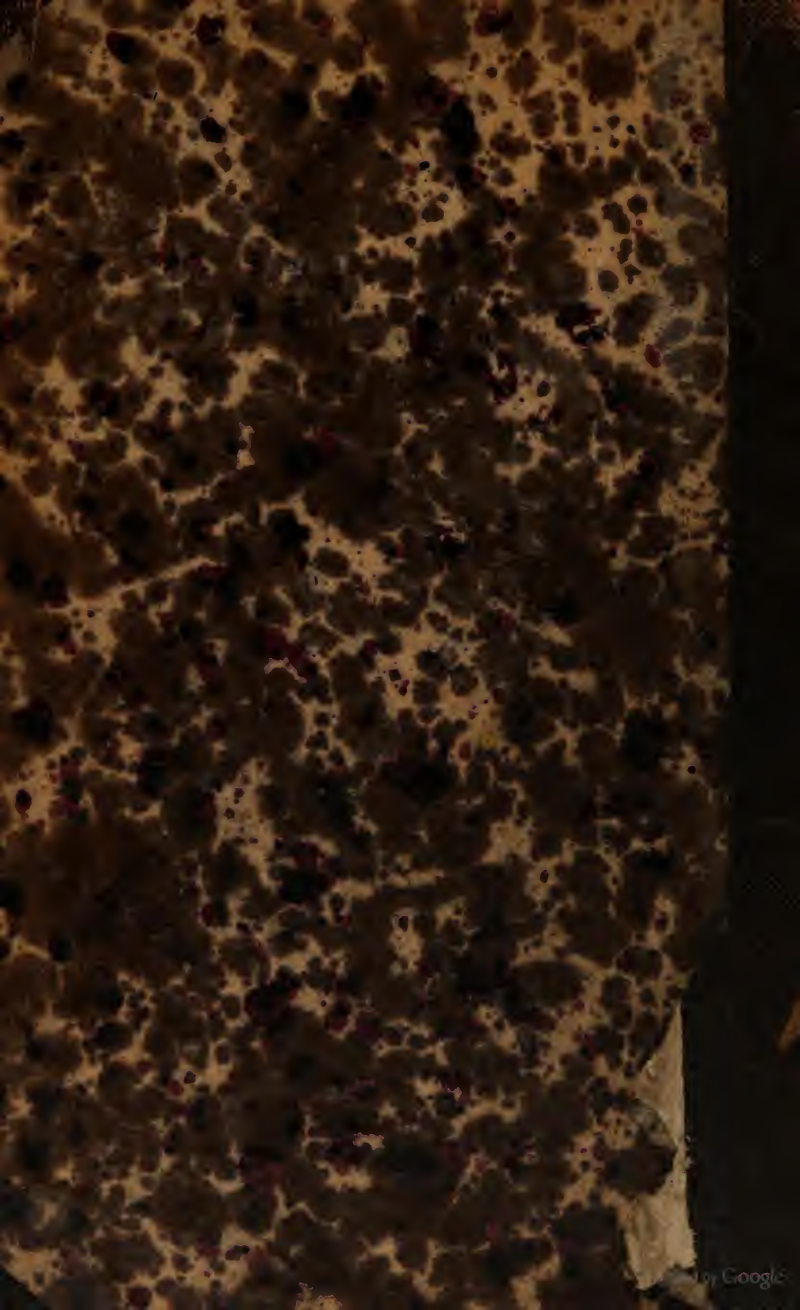
In nächſter Nähe von Kienbaum, am Liebenberger See, liegt das alte Dorf Kagel (früher, wie Kienbaum, dem Kloſter zu Zinna zugehörig), das in neuerer Zeit zu einer intereſſanten Controverſe Veranlaſſung gegeben hat. Nach Anſicht der Einen wäre es dies alte Dorf Kagel, in dem ſich das allererſte märkiſche Kloſter befunden hätte und zwar ein ſogenanntes „Feldkloſter", das im Jahre 1160, ſo meinen ſie, durch den zum Chriſtenthume übergetretenen Wendenfürſten Jaczko gegründet und mit Ciſtercienſer-Mönchen beſetzt wurde. Die Mönche dieſes Feldkloſters in Kagel waren es dann, die 11 Jahre ſpäter (1171) das neugegründete, größere und beſſer dotirte Kloſter in Zinna beſetzten. v. d. Hagen und Berghaus theilten dieſe Anſicht; Fidicin hingegen will von der Priorität eines „Kloſters Kagel" nichts wiſſen und meint, daß die betreffende Stelle im Zinnaer Erbregiſter von v. d. Hagen falſch ausgelegt worden ſei.

Druck: Kislingſche Buchdruckerei in Osnabrück.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google